# Berg '97

# Alpenvereinsjahrbuch

*(„Zeitschrift" Band 121)*

*Redaktionsbeirat:*

Dr. Peter Grauss, ÖAV
Josef Klenner, DAV
Luis Vonmetz, AVS
Walter Klier

*Redaktion:*

Marianne und Elmar Landes

UB INNSBRUCK
+C2916330X

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen





Schutzumschlag:
Stefan Glowacz in „Satans Temple", Waterfall Bowen, Südafrika. Dort scheinen sich Natur und Natursport zu vertragen.
Foto: Gerd Heidorn

Vorsatz: Ausblick von der Ruderhofspitze nach Süden auf die Stubaier Hauptgipfel. Von links: Wilder Freiger, Wilder Pfaff, Zuckerhütl
Foto: Sepp Brandl

Doppelseite 2/3:
Hochstubaihütte gegen Ötztaler Alpen (links Wildspitze)
Foto: Sepp Brandl

Rechts: Am Habicht-Mischbachferner

ISSN 0179-1419
ISBN 3-7633-8065-5
ISBN 3-928777-05-X
(Mitgliederausgabe)

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Drucktechnische Gesamtausführung: Franzis-Druck GmbH, Karlstraße 35, D-80333 München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer in Deutschland: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Haidgraben 3, 85521 Ottobrunn, in Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien



Foto: Horst Heiler

# Inhalt


**Klassische Alpengipfel – klassische Wege – im und ums Hochstubai (Kartengebiet)**

7 *Walter Klier:*
Im Reich der hochbeliebten Dreitausender
Hochstubai – alpinistisch

17 *Klaus Oberhuber:*
Erste Annäherungen – frühes Fußfassen
Die Erschließungsgeschichte der Stubaier Alpen

27 *Henriette Klier:*
Ein Lebensraum im Wandel
Geschichte, Kultur und Kunst im Kartengebiet

**Im Sog der Ferne und des Unbekannten – Bergsteigen weltweit**

45 *Wolfgang Pohl:*
Tagebuchfragmente einer Expedition
DAV-Leistungsexpedition 1995 zum Nuptse East 1

55 *Kurt Albert:*
Fitzcarraldo
Mit dem Boot zum „Cirque of the unclimbables" (Kanada)

67 *Bernd Arnold:*
Rain boto
Ur-Erleben auf Madagaskar

79 *Alexander Ritzer:*
Juntos a la cima
Vom Bergsteigen, Bäumepflanzen und Fußballspielen in Bolivien – eine Expedition der Jugend des DAV

89 *Gottlieb Braun-Elwert:*
Hasta la vista
Zu zweit im Winter über das südliche patagonische Eis

97 *Manfred Sturm:*
Aus der Traumschublade
Klettern und Skifahren in Kalifornien

105 *Christof Stiebler:*
Abruzzen
Das steinerne Herz Italiens

113 *Dieter Elsner:*
Alpinismus international
Bedeutende Unternehmungen 1995

**Abenteuer, Erleben – kicks for fun – Bergsport im Wandel**

123 *Alfred Siegert:*
Wellenflug in Caiolo
Abenteuer Berg – im Cockpit

129 *Peter Baumgartner:*
„Auf dem Brette steht ein Greis ..."
Snowboarden und Paragleiten aus dem Blickwinkel eines fünfzigjährigen Anfängers

137 *Andreas Dick:*
Können Haken Sünde sein?
Über die Verantwortung von Erstbegehern und die Sicherheit in alpinen Kletterrouten

151 *Georg Kronthaler:*
Herrliches Prickeln – schlaflose Nächte
Vorschlag zur Einführung einer E-Bewertung von Kletterrouten

155 *Hans Gruber:*
Mit dem Fels tanzen ...
Gedanken zum persönlichkeitsbildenden Wert des Kletterns

165 *Christian Semmel:*
Auf die Dauer hilft nicht nur Power
Oder: „Das Gehirn ist der wichtigste Muskel beim Klettern"

173 *Peter Donatsch:*
„Der Helikopter wird mich schon herausholen"
Chancen und Risiken neuer Methoden im Flugrettungswesen

**Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Umwelt**

179 *Helmuth Zebhauser:*
Zwischen Idylle und Tummelplatz
Eine Ideengeschichte im neuen Alpinen Museum in München auf der Praterinsel

201 *Herbert Guggenbichler:*
Die Berge im Weltbild Goethes
Wandern und Bergsteigen im Laufe seines langen Lebens

211 *Horst Länger:*
Gejagte Jäger
Zur Fakten- und Sozialgeschichte des Jagd- und Wildererwesens

225 *Jürgen Winkler:*
Das andere Bild vom Berg
(Fotoseiten)

231 *Helmut Mägdefrau:*
Zurück in die Alpen
Die Wiederbesiedlung alter Lebensräume durch Wildtiere

237 *Nicholas Mailänder:*
Zur Partnerschaft zusammenraufen
Klettersportliche Raumplanung und Demokratie

**Fiktion, Satire oder – virtuelle – Realität?**

253 *Malte Roeper:*
Brief aus dem Gefängnis
Klettern im Cyberspace

257 *Karin Bergdolt/Ernst Heckelmann*
*Horst Heilmann/Bernhard Jott Keller:*
Wie Künstler der Gegenwart die Berge sehen

275 *Willi Schwenkmeier:*
Als Zen-Gammler unterwegs zu den Hohen Bergen
Die unbefangene Naivität des Schriftstellers Jack Kerouac
oder: Nur was man staunend erlebt, ist von Bedeutung

285 *Heidi Knetsch/ Stefan Richwien:*
Wendekreis
Auf Umwegen zur Bergbegeisterung

**Anhang/Sicherheit am Berg**

291 *Pit Schubert:*
Klettersteige – beliebt, aber auch zum Fürchten

**Kartenbeilage**

AV-Karte Blatt 31/1 „Hochstubai" 1:25.000

# Klassische Alpengipfel – klassische Wege – im und ums Hochstubai (Kartengebiet)

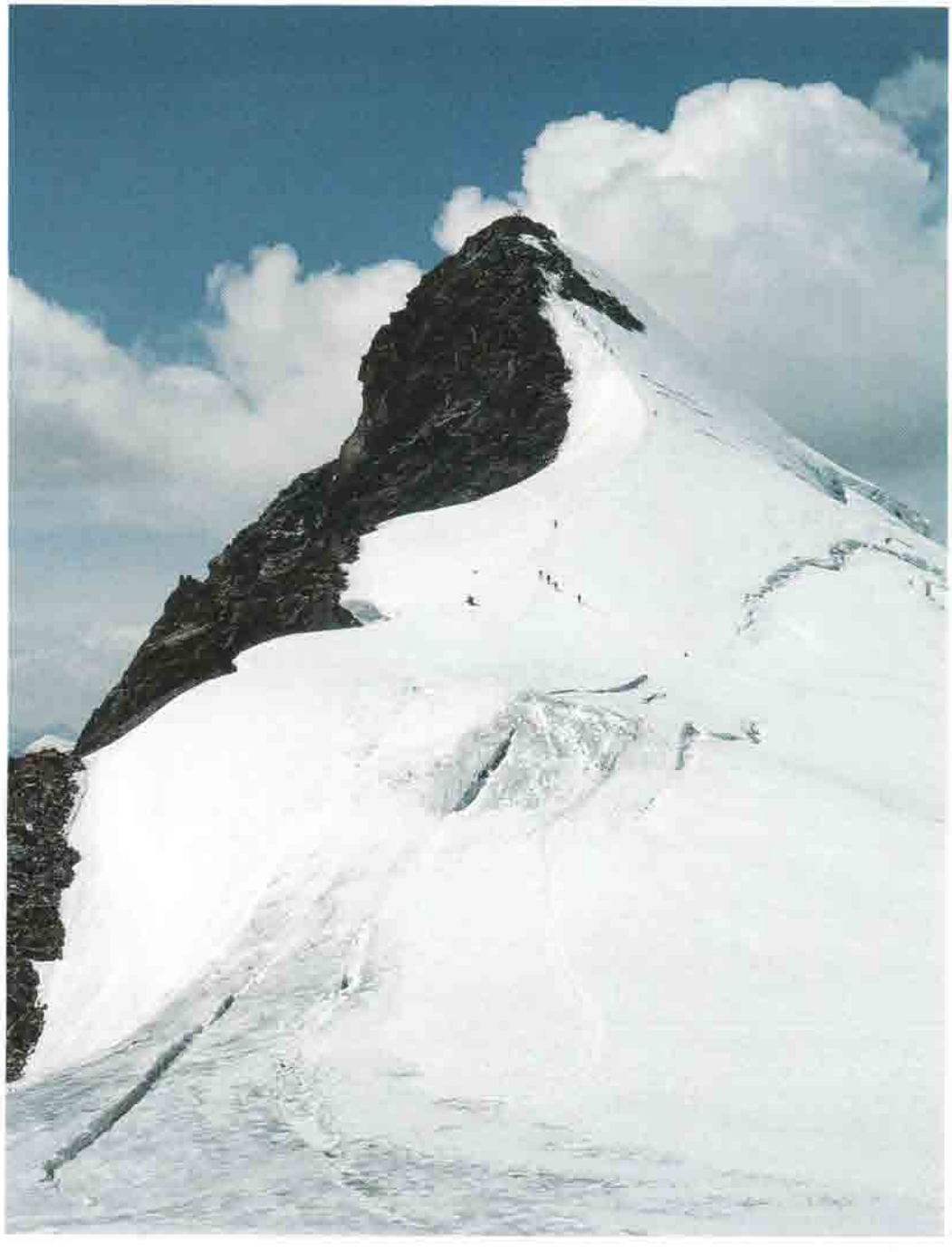


Foto: Sepp Brandl

Der Gipfel des Zuckerhütls (Normal-anstieg)

Beiträge von:
Walter Klier
Klaus Oberhuber
Henriette Klier

# Im Reich der hochbeliebten Dreitausender

## Hochstubai – alpinistisch

Walter Klier

### Ansichten des Alpenhauptkamms

„An dem südlichen Abfalle der Wetterspitze beginnt die Herrschaft des ewigen Eises mit allen Schrecken und Schönheiten. Sie umgürtet im mächtigen Halbkreise 6–7 St. lang und 2–3 St. breit die hintersten Alpen Stubei's. Diese gewaltige Eisfläche, welche ihr erstarrten Strome nicht nur gegen das Stubeithal, sondern auch in die Thäler Pflersch, Ridnaun, Passeier, Oetzthal und Lisens sendet, bildet einen der schönsten und großartigsten Fernerstöcke Tirols, aus dem überall die höchsten Berg-Kolosse auftauchen. Von der Wetterspitze westlich steigt der Grübel-Ferner in das Längenthal herab, gegen Pflersch mit dem Ferner Stuben in Verbindung. Ihm folgt der Sulzauer-Ferner, der die Eismassen der hohen Gründl, des hohen Fräule-, des Daun-Kopfes und des wilden Pfaffen vereint, und durch die Mayrspitze über der Alpen Schöngelair verdeckt wird. In der Fernau, dem hintersten Grunde des Thales, am Fuße der Schaufelspitze, des mächtigen westlichen Gränzsteines von Stubei, vereinigen sich die Eisströme vom Pfaffen-Kamp und Daun-Kopf, und verschmelzen sich unter einer Wendung nach Norden durch den Glammergrub-Ferner mit dem Bock- und Hochschrann-Kogel und dem Alpeiner-Ferner."

So beschrieb der Landeskundler Johann Jakob Staffler unser Gebiet in seinem umfänglichen Werk „Tirol und Vorarlberg, topographisch mit geschichtlichen Bemerkungen", das 1842 in Innsbruck erschienen ist. Und wenn auch im Zuge der Erschließung nicht nur an Benennungen, sondern auch an Wegen, Unterkünften und technischen Aufstiegshilfen so einiges dazugekommen ist, so hat sich doch an dem von Staffler beschriebenen Gesamteindruck seither wenig geändert. Dazu bräuchte es mehr als ein paar Seilbahnen und Sträßlein. Die Nachrichten, die über den möglicherweise bevorstehenden Klimawandel aus der wissenschaftlichen Welt zu uns dringen, sind noch viel zu widersprüchlich, um klare Konturen für ein zukünftiges Bild der vergletscherten oder eben nicht mehr vergletscherten Zentralalpen zuzulassen.

So merkwürdig es scheinen mag: In diesem Jahrhundert wurde – mit einer Ausnahme – das Hochstubai im Rahmen des Alpenvereinsjahrbuchs keiner Beschreibung oder sonstigen Würdigung teilhaftig. Dieses Versäumnis im ganzen aufzuholen, wird in diesem Rahmen kaum möglich sein; so wollen wir uns auf einige Hinweise zu den alpinistischen Möglichkeiten des Gebietes beschränken, das mittlerweile – und nicht erst seit der Bau der Stubaier Gletscherbahn einige der Klassiker zu Tagestouren von Innsbruck oder gar München aus gemacht hat – zu den beliebtesten Tourenzielen der östlichen Zentralalpen zählt. Die große Einsamkeit, von der der Jahrbuch-Autor von anno 1937 berichtet, wird freilich heutzutage die Ausnahme sein, wenn man nicht willens oder in der Lage ist, sich völlig abseits der Normalwege und Hauptreisezeiten zu bewegen.

Und selbst Fred Oswald aus Hamburg, der damals den „Bergkranz des Oberen Windachtales" beging und beschrieb, war vor einer überraschenden Begegnung nicht gefeit: „Eine junge holländische Studentin war der ziellosen Schifahrerei am Scheiblehnferner überdrüssig geworden und entdeckte plötzlich ihr Herz für die Bergsteigerei. Sie verpflichtete Knofle (Oswalds Begleiter, einen Söldener Bergführer), der ihr die Triebenkarlesfernerumrahmung vorschlug und mich dazu einlud. Mein Einwand, diese Bergfahrt sei für eine krasse Anfängerin zu lang und zu schwer, tat er mit der Bemerkung ab: ‚Ich mein, das Moidl hat das richtige G'stell.' Er sollte durchaus recht behalten. So beseelten mich zwei Momente dieser langen Bergfahrt. Einmal die Freude über die landschaftlichen Schönheiten, und ums andere das Staunen über die Art, wie die ‚Dame' leichtfüßig und mit traumwandlerischer Sicherheit die ihr gestellten Aufgaben meisterte." Das waren Zeiten! Welch herb-schüchterne Beseeltheit im Angesicht der ewigen Bergwelt und der holländischen Studentin; und dazwischen, oder daneben, jener Knofle, bürgerlich Josef Schöpf, „einer jener Gebirgssöhne (...), die unter einer rauhen Außenschale ein Herz aus Gold tragen". So war das damals. Auch in Tirol ist die Außenschale inzwischen weniger rauh und das Herz weniger goldig als früher.



Foto: Dieter Seibert

## Die große Runde (1)

*Von der Adolf-Pichler-Hütte zur Franz-Senn-Hütte*

Schon bevor es die offiziell anerkannte Disziplin „Weitwandern" gab, hörte man von lohnenden mehrtägigen Überschreitungen, bei denen am Ende der jeweiligen Tagesetappe ein gastliches Alpenvereinshaus lockte, mit kräftigendem Bergsteigeressen (Bestell-Ruf ins Innere der Küche: „Drei Bergsteiger auf sieben!"), reichlich Lagerfläche und kratzigen und ebenso unverwüstlichen wie teils überraschend beschrifteten Wolldecken im Obergeschoß („Kopfende – Hermann-Göring-Haus – Fußende"; dieser Fund stammt allerdings aus den benachbarten Ötztaler Alpen), um die doch oft kühlen Nächte der Hochregion unbeschadet hinter sich zu bringen.
Der geniale Titel- und Reihenerfinder Walter Pause hat das dann unter dem Begriff „Von Hütte zu Hütte" zwischen wohlfeile Buchdeckel gebracht. Ein besonderes Prachtstück unter diesen Mehrtagestouren ist die große Stubai-Runde, für jeden Freund hochalpiner Szenerie, der die altbewährten, um nicht zu sagen hausbackenen Genüsse der Ostalpen der Fahrt ins Ungewisse bei einem innerasiatischen oder innersüdamerikanischen Trekking-Unternehmen vorzieht, fast ein Muß. Immer noch ist die Zahl der Anhänger der herkömmlichen Genüsse sehr hoch, und so hat die große Runde durch das Stubai nur einen Fehler: ihre immense Beliebtheit, aus der eine chronische Überfüllung der davon betroffenen Hütten resultiert. Zum Ausgleich spielt, wie man weiß, das Sommerwetter in den Alpen manchmal Winter, und im Schneetreiben eines erfrischenden Julitages kann man zumindest darauf zählen, daß die Tagesgäste und kurzfristigen Tourenplaner wegfallen. Man muß bloß aufpassen, daß man nicht selber wegfällt, wegen endgültigen Überdrusses infolge von Durchnässung und Unterkühlung, oder weil man sich in eine Felsenkluft oder Gletscherspalte verirrt hat und überhaupt wegfällt.

Hält man sich brav an den Weg von Hütte zu Hütte, dann sieht man Gletscherspalten allerdings in der Regel nur aus mittlerer Entfernung. Freilich wird der einigermaßen geübte Alpinist kaum der Versuchung widerstehen können, auf seinem Weg da oder dort haltzumachen und seinem Tourenbuch und dem Fotoalbum zu mehr Glanz zu verhelfen, indem er einen der klassischen, ja mehr-als-klassischen Eis-Dreitausender des Hochstubais mitnimmt. Überhaupt ist diese Runde beliebig variierbar, jede Hütte leicht und rasch vom Tal erreichbar, und umgekehrt (siehe Winter im Sommer) kann man den Rundkurs auch jederzeit problemlos unterbrechen und ins Tal absteigen.
Unsere Runde hebt auf der Adolf-Pichler-Hütte an (1960 m, nordöstlich außerhalb des Hochstubai-Kartengebietes), bekannt idyllisch am Rande der Kalkkögel bei Innsbruck gelegen. Sie wird bequem von der Bergstation der Hoadl-Standseilbahn (von Innsbruck mit Postauto) auf leicht fallendem Wege erreicht, oder aber vom kleinen Dorf Grinzens über die bemautete Schotterstraße zur Kemater Alm (zu Fuß mühsam, wegen der vorbeibrausenden Autofahrer staubig und irgendwie demoralisierend), von dort in einer knappen Stunde zur Hütte. Ein schöner Beginn für eine Fußreise in die Eiswelt: Man ist hier noch ganz im Grünen, in einem welligen, weiten Almland unter den weißen, gelben, grauen Schuttreisen, Zinnen und Wänden der Kalkkögel.

Am nächsten Tag nähert man sich der eigentlichen Sache, über das Seejöchl (2518 m) und hoch über dem Oberbergtal hinein zur Franz-Senn-Hütte, einem stattlichen Bau, der 180 Personen Platz bietet, was sommers wie winters nicht selten erforderlich wird. Von der Hütte (2147 m) bis auf das Wilde Hinterbergl (3288 m) führte übrigens die erste Etappe des unvergessenen Stubaier Gletscherstaffellaufs, eine jener Gewalttätigkeiten, die der moderne, zivilisierte Mensch, der werktags meist einen sitzenden Beruf ausübt, sich zufügt, damit schließlich zu dem gesunden Geist auch ein gesunder Körper komme, was zwischenzeitlich allerdings mit einer kräftigen Dosis von potentiell Ungesundem (in körperlicher und geistiger Hinsicht) einhergeht. Konrad Franz, der diese Etappe im April 1981 für die Mannschaft „AAVI II" lief, antwortete einem TV-Reporter auf die Frage, was der Aufsteiger in erster Linie zu beachten habe: „Daß er sich nicht selber auf die Zunge steigt." Dieses Interview fiel der im Fernsehen meist im entscheidenden Moment ausbrechenden Zeitknappheit allerdings zum Opfer.
Das prächtigste Tourenziel von der Franz-Senn-Hütte aus ist gewiß die Ruderhofspitze, mit 3473 m einer der höchsten Gipfel der Stubaier, eine leichte, lohnende Gletschertour, die über den Alpeiner Ferner zum Südgrat und über diesen zum Gipfel führt. Der kombinierte Zustieg von Süden erfreut sich in letzter Zeit auch als extreme Frühjahrsskitour großer Beliebtheit. Sie wird direkt aus dem Talschluß des Stubai, von der Mutterbergalm aus unter-

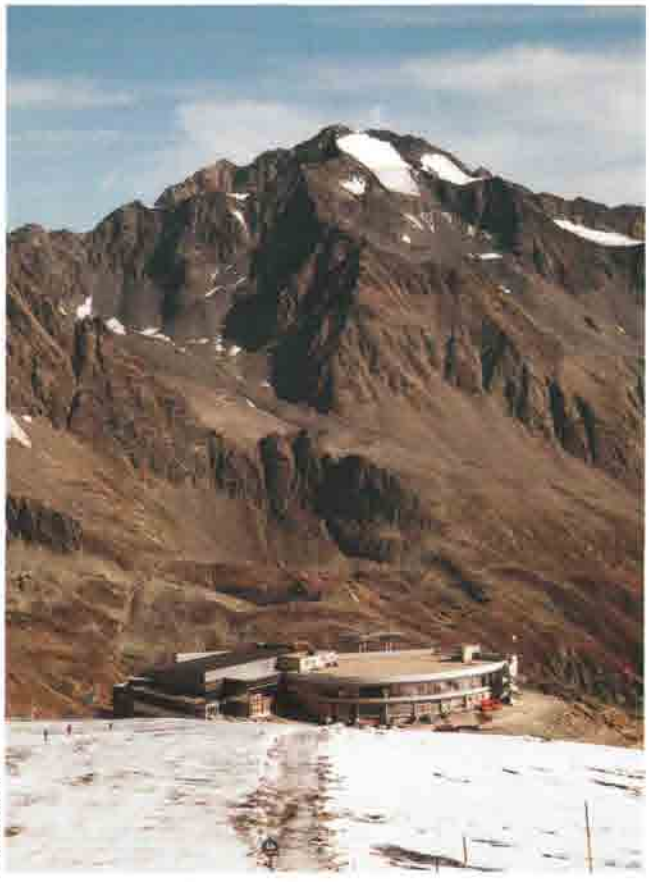


Foto: Dieter Seibert

**Stubaier Gletscherbahn, im Hintergrund Ruderhofspitze (von Süden)**

nommen und zeichnet sich bei schlechter Schneelage durch besondere Gefährlichkeit aus.
Südlich über der Senn-Hütte ragt eine Reihe von recht schroffen Gipfeln über steilen Gletschern auf, mit verschiedenen, teils ziemlich anspruchsvollen Anstiegen: die Knotenspitzen, die Kräulspitzen und die Seespitzen. In dieser Gegend hat um 1895 ein jüdisches Geschwisterpaar aus Prag, Karl und Rosa Kirschbaum, einige Erstbegehungen unternommen, was wenige Jahrzehnte später – wohl aus den als bekannt vorauszusetzenden Gründen – dazu führte, daß in der alpinen Literatur ein sonst unbekannter, dafür durch und durch tirolisch klingender „Kerschbaumer" als Erstbegeher dieser Routen aufschien.

## Die große Runde (2)

*Von der Franz-Senn-Hütte zur Dresdener Hütte*

Der Übergang über die Schrimmennieder (2706 m) zur Neuen Regensburger Hütte (2286 m) ist im Vergleich zum vorangegangenen ein kurzes Vergnügen. Die Hütte, imposant über einer Steilstufe im Falbesontal, einem kleinen Hochtal gelegen, ist vom Weiler Falbeson (oder Falwesún, Betonung auf der letzten Silbe) auf steilem, bei Hitze ziemlich entbehrungsreichem Steig erreichbar. Die Regensburger ist eine jener Hütten, die man auf einem solchen Anstieg schon die längste Zeit sieht, ohne ihnen merklich näher zu kommen. Falbeson, kurz vor Ranalt in der Randzone der Dauerbesiedlung gelegen, war in den sechziger Jahren bereits aufgegeben und praktisch dem Verfall preisgegeben. Inzwischen hat es von der Belebung durch die Stubaier Gletscherbahn profitiert und glänzt in neuer Pracht (wie auch der Rest des inneren Stubaitals, der früher eine bitter arme Gegend war). Die Form, die der neue Glanz annimmt, wird vom empfindsamen Städter, der die Volkskultur gern original knorrig und über Jahrzehnte sonnenverbrannt hätte, nicht durchwegs goutiert.
Für Nimmermüde empfiehlt sich am Nachmittag ein Abstecher von der Neuen Regensburger auf die Östliche Knotenspitze (Kreuzspitze, 3100 m), auf bezeichnetem Steig in zwei bis drei Stunden erreichbar.
Der wieder längere Weiterweg zur Dresdener Hütte erfolgt über das Joch mit dem schönen Namen Grawagrubennieder (2880 m). Im Nordanstieg zu ihm kommt man auf Tuchfühlung mit dem Hochmoosferner oder was davon noch übrig ist. Je nach Schneelage ist hier Vorsicht geboten.
Dann geht es durch die Kare über dem hintersten Stubai nach Süden zur Dresdener Hütte, ein großes Haus, gelegen am Rande des Hochmoors der Oberen Fernau in unmittelbarer Nähe der Gletscherbahn, sozusagen am Verkehrsknotenpunkt des Hochstubai. So sehr diese Form der Erschließung (im Gegensatz zu anderen, meist älteren, wie dem Bau von Eisenbahnen, Hütten und Wegen) von Naturliebhabern oft beklagt wird, so gern wird die technische Vorrichtung doch auch von Alpinisten in Anspruch genommen, die das freie Steigen über die lichten Höhen dem entbehrungsreichen Talhatscher vorziehen. Von hier also gelangt man im Nu mit einer Gondelfahrt zur Station Eisgrat (2850 m), und von dort ist es nicht mehr weit zu den lohnenden Gipfeln von Stubaier Wildspitze (3340 m), Schußgrubenkogel (3211 m) und Schaufelspitze (3333 m). Sie alle erfordern etwas Erfahrung; mehr davon braucht man für die lohnende Überschreitung von der Stubaier Wildspitze weiter über den vielzackigen Kamm der Daunkögel und nach Norden zum Daunjoch und zum Daunkopf. Auf diesem Grat, in kombiniertem Gelände mit Stellen II und III, findet man den ersehnten Alpenfrieden wieder häufiger.
Im Südosten – zum Greifen nah schon – ragt nun das Zuckerhütl (3507 m), der Hauptgipfel des Gebietes und sicher auch der schönste, der seinem Namen alle Ehre macht: ein fast flott zu nennendes Hütchen über den weiten Eis- und Firnflächen und etwas höher als die weniger eleganten Nachbarn, die auch weniger elegante Namen tragen; gleich benachbart etwa der Wilde Pfaff (3458 m), den man bei normalen Bedingungen gleich mitnehmen kann. Vom zwischen den beiden eingelagerten Pfaffensattel braucht man kaum eine halbe Stunde über mäßig geneigten Firn zum Gipfel des Pfaffen.
Der Rundblick vom Zuckerhütl läßt sich sehen, das Gedränge auf dem Gipfel oft auch; Vorsicht insbesondere am abschließenden Eisgrat, der bei schlechten Verhältnissen überraschend abschüssig und rutschig sein kann. Der kürzeste Zugang ist von der Station Eisgrat über die Lange

Seite 11: Stubaier Wildspitze (links), Östlicher und Westlicher Daunkogel von Nordosten
Unten: Sulzenauferner, darüber Zuckerhütl (rechts) und Wilder Pfaff von der Langen Pfaffennieder

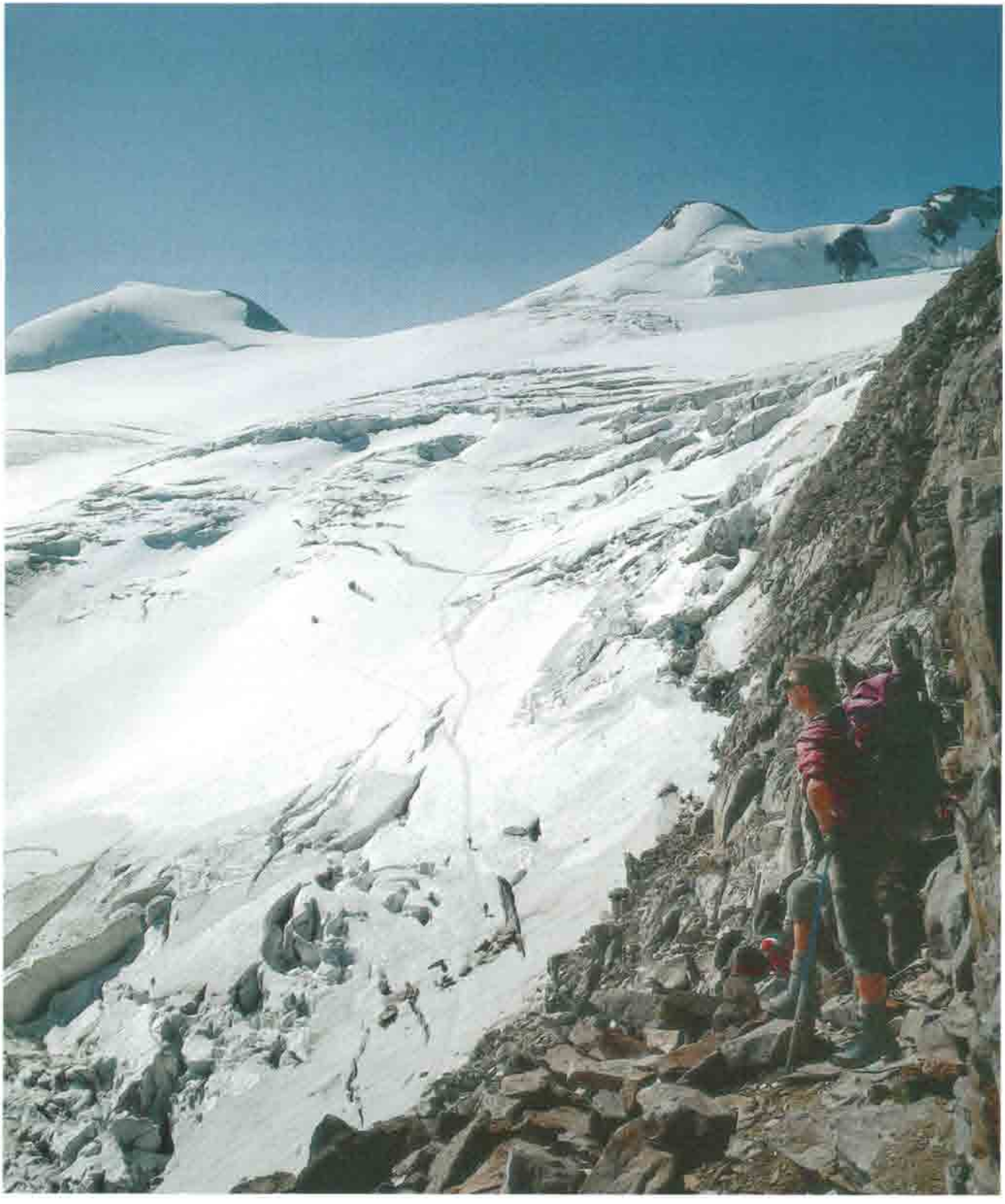


Foto: Sepp Brandl



Foto: Walter Kiler

Pfaffennieder; als lohnend zu nennen ist auch die Überschreitung über den Aperen Pfaffen zum Pfaffenjoch; hierher auch kurz von der Hildesheimer Hütte hoch über dem Windachtal, länger von der Sulzenauhütte, der nächsten Station auf unserer großen Runde.
Im Bereich der Dresdener Hütte sind in jüngerer Zeit einige mittelschwere Klettereien erschlossen worden; die lohnendste dürfte die Ostkante der Hölltalspitze (Hölltalkante) sein, in der ganzen Länge zuerst von Heinrich Klier und Ernst Knapp 1971 begangen, mit 650 m Höhenunterschied und dem Schwierigkeitsgrad IV (eine Stelle IV+) eine sehr schöne Urgesteinskletterei von klassischen Ausmaßen.

## Große Runde (3)

*Von der Dresdener zur Nürnberger Hütte*

Für den Übergang von der Dresdener zur Sulzenauhütte (2191 m) stehen zwei Routen zur Auswahl. Die etwas leichtere und kürzere führt über das Peiljoch (2676 m), wo fleißige Hände aus den reichlich vorhandenen Felsplatten einen ganzen Steinmanndlwald geschichtet haben. Die längere und anspruchsvollere überschreitet den Gipfel des Großen Trögler (2902 m) und leitet über die Kuppe des Kleinen Trögler und über steile Grashänge hinunter zur Sulzenauhütte, die in eindrucksvoller Gletscherumgebung unter den Pfaffen und dem Wilden Freiger liegt. Die Hütte, 1975 von einer Lawine zerstört, wurde 1976/78 neu erbaut und bietet ein interessantes Beispiel moderner hochalpiner Architektur. Von hier (oder von der Nürnberger Hütte) wird üblicherweise der Wilde Freiger (3313 m) bestiegen, ein ebenso lohnender Gletscherberg wie Zuckerhütl oder Pfaff, und noch leichter erreichbar. Von ein paar kleinen, verdeckten Längsspalten abgesehen, die sich manchmal kurz unter dem Gipfel, auf etwa 3250 m im abschließenden Firngrat auftun, ist die Tour ein längerer, hochalpiner Spaziergang. Diese Bewertung soll natürlich nicht zu dem alpinen Leichtsinn verleiten, der in den Lehrschriften angeprangert wird, ganz im Gegenteil!
Wir nehmen an, daß das Wetter immer noch gut und unser Unternehmungsgeist ungebrochen ist, und so machen wir uns tags darauf auf den Weg über das nächste Joch zur nächsten Hütte, der Nürnberger (2280 m).
Auch hier stehen zwei Varianten zur Auswahl; der Weg über das Niederl (2680 m) ist etwas kürzer als der über den Übergang bei der Mairspitze (2742 m); beide sind unschwierig und lohnend. Aussichtsreicher ist wohl der letztgenannte, insbesondere wenn man sich vom Übergang noch kurz nach Norden wendet und auf Steigspuren (leichte Kletterstellen) die eigentliche Mairspitze (2780 m) erreicht.
Die Nürnberger Hütte, die letzte Hütte auf dieser Runde, die sich im Einzugsbereich des Stubaitals befindet, ist ein beachtlicher Steinquader, den die Erbauer so ungünstig an den Hang gesetzt haben, daß er, egal wo man sich mit seiner Kamera positioniert, auf jedem Foto immer gleich schräg und unproportioniert im Gelände herumsteht, vor allem wenn man die Feuersteine im Hintergrund mit auf das Bild bekommen will.



Fotos: Walter Klier

## Große Runde (4)

*Ins Gschnitztal*

Von der Nürnberger Hütte geht es ein letztes Mal bergauf; wir steigen zum Simmingjöchl an, einem felsigen, aber gut gangbar gemachten Übergang (ca. 2750 m), von wo, beginnend mit der Inneren Wetterspitze, der Habichtkamm nach Nordosten hinauszieht, und wechseln hinüber ins hinterste Gschnitztal und zur Bremer Hütte (2413 m), einem malerisch auf einem Gletscherschliffbuckel an einem Teich gelegenen altertümlichen, heimeligen Holzbau, kleiner als die bisher erwähnten großen Stubaier Hütten und wie diese im August und September nicht selten überfüllt.

Die Haus-Dreitausender der Bremer Hütte sind die Feuersteine, ein Doppelgipfel, beide fast gleich hoch, der Östliche 3268 m und der Westliche 3245 m. Auch sie bieten bei normalen Verhältnissen eine kombinierte Ostalpen-Bergfahrt ohne besondere Schwierigkeiten. Von hier in Richtung Osten, gegen die schroffen und wüsten Tribulaune und die Brennerfurche hin, nimmt die Vergletscherung rasch ab.

Will man von hier wieder übers Gebirge ins Stubai zurück gelangen, so empfiehlt sich der aussichtsreiche und lohnende Höhenweg über die Pramarnspitze zur Innsbrucker Hütte unter dem Habicht. Die Trittsicherheit, die der Weg verlangt, sollten wir (auch wenn sie am Beginn gefehlt haben mag) inzwischen wohl erworben haben. Von dort steigen wir durch das Pinnistal hinaus nach Neder und Neustift. Für den Fall, daß wir unser praktisches Privatfahrzeug etwa auf der Kemater Alm geparkt haben sollten, ist die Rückkehr dorthin mit öffentlichen Verkehrsmitteln eher vertrackt.



**Seite 12 oben: Feuersteine von Westen (vom Trögler) Unten: Bremer Hütte nach Osten Rechts: Gries im Sulztal gegen Mutternberger Seespitze**

## Von Nordwesten

*Das Sulztal und die Amberger Hütte*

Von Westen kommend bieten sich zwei Nebentäler des Ötztals als Zugänge in unser Gebiet an. Da ist zunächst als nördlicheres das Sulztal, dessen einzigen Ort Gries man von Längenfeld auf jüngst verbreiterter Straße über eine grimmige Steilstufe erreicht. Gries im Sulztal (1572 m) vermittelt trotz eines gewissen touristischen Aufblühens noch immer viel von der radikalen Isoliertheit an der Grenze des Lebensraums, in der sich solche Bergdörfer früher befanden und die auch in der Epoche des Handy und des Satellitenfernsehens nicht einfach verschwunden ist. Die eigene kleine Welt, die jede Gemeinschaft sich baut, ist hier jedenfalls topographisch von allen anderen Welten deutlich geschieden. Vom Sonnenhang, wo die Wiesen bis über 1700 m reichen, grüßen die zu ziemlich großen Hotels mutierten Höfe von Winnebach. Winnebach ist die ältere Siedlung, und dort wohnten bereits um 1400, als die Schwaighöfe von Gries dem Kloster Frauenchiemsee und dem Landesfürsten gehörten, freie Bauern. Gries war im 18. Jahrhundert aufgrund von „wundersamen Umständen" und „außergewöhnlichen Vorgängen" eine beliebte Wallfahrt, wie das „Tirol-Lexikon" recht kryptisch anmerkt.

Nach Süden führt ein schmaler Steig durch steilen Wald zu einer kleinen, etwas skurril herausgeputzten Alm, der Nisslalm, und nach weiten, stillen Grasböden weiter über einen zunehmend felsigen (aber unschwierigen) Grat zum Gipfel des Gamskogels (2815 m), ein ordentlicher Tagesausflug, der den Hochtouristen bei klarem Wetter mit einem erstaunlichen Rund- und vor allem Tiefblick belohnt. Das Ötztal mit der Ebene zwischen Längenfeld und Huben liegt so tief und jäh da drunten, daß das Foto, das man von hier aus hoffentlich schießt, akkurat wie ein Luftbild wirkt. Das große alte Gipfelkreuz erinnert nicht nur an den Bau der Steiganlage durch die „Secktion Amberg" 1887, sondern auch daran, daß es auch schon vor hundert Jahren eine Reform der deutschen Rechtschreibung gegeben hat.

Die Amberger Hütte (2135 m), auf bequemer Almstraße zu erreichen, steht am Hang über einer Engstelle mit Blick auf den weiten Boden der „Sulze", den imposanten Sulztalferner und die Daunkögel. Gleich neben der Hütte kann man ein kleines Naturwunder in Form des Schwefelsees mit seiner 18 °C warmen Quelle bestaunen.

Der „Muß-Berg" von hier ist der Schrankogel (3496 m), eine der eindrucksvollen und von überall her gut identifizierbaren Gipfelgestalten des Hochstubais, eine spitz zulaufende Pyramide aus Fels und Eis, aus der Nähe allerdings ein ziemlicher Hatscher, mit losem Blockwerk am Gipfelgrat und gelegentlich auftretender Überwächtung, die ein Ausweichen auf den Ostgrat nötig machen kann. Der Zustieg von Osten, von der Franz-Senn-Hütte über das



Foto: Dieter Seibert

Schwarzenbergjoch und den Schwarzenbergferner, ist in jedem Fall abwechslungsreicher.

Dem Sulztalkamm, westlich über dem Sulztalferner, entragt recht keck die Felsgestalt der Wilden Leck (3361 m). Dieser Gipfel zählt zu den anspruchsvolleren Tourenzielen unseres Gebietes. Der Zustieg über den Normalweg weist bereits eine Stelle III auf und ist bei verwickelter Routenführung sonst II, der interessantere Ostgrat ist III mit Stellen IV.

Es sei mir gestattet, hier eine kleine persönliche Reminiszenz einzuflechten. Die Wilde Leck hat nämlich in meiner alpinistischen und literarischen Entwicklung eine gewisse Rolle gespielt. Diesen Ostgrat unternahm mein lieber Vater mit mir, als ich in noch eher zartem Alter (13 oder 14) und alpinistisch ziemlich unverbildet war.

Zunächst, beim Zustieg über den Moränenrücken am Sulztalferner, verquickten sich seine damals an sich schon beendete und meine noch gar nicht begonnene dichterische Laufbahn für einen kurzen Moment. Wir dichteten mitsammen:

*Das Schneehuhn schnarrt im Morgenwind,*
*Die Schwiegermutter schwenkt das Kind.*
*Wir steigen frohgemut zum Gipfel,*
*Das Schwiegerkind schwenkt seinen Z …*



Foto: Henriette Kiler

Das Ergebnis unserer vereinten Kräfte wirkt, obwohl auch nach einem Vierteljahrhundert noch einprägsam, doch etwas infantil; überdies waren wir nach Fertigstellung dieser ersten Strophe schon am Einstieg angelangt und hatten anderes zu besorgen. Wir verkörperten (ich mehr unbewußt) damals noch den Geist einer Zeit, der all das, was wohlmeinende Lehrschriften heute unter dem Kapitel „Sicherheit" abhandeln, als da sind Kletterhelme, solide Standplätze und dergleichen, als Degenerationserscheinung oder als schlicht überflüssig zum Herbeiführen des Bergerlebnisses betrachtete.
Es war spät im Jahr, auf dem Grat lag Schnee, und aus meiner Unerfahrenheit resultierte weitere Unzulänglichkeit in der Form, daß mein Vater irgendwo außer Sichtweite hinter einem Block verklemmt etwas schrie, das ich nicht verstand, und berserkerartig an dem Seil zog, an dem ich unten in einer, wie mir damals schien, unerhört glatten, praktisch unbegehbaren Verschneidung mit meinen reichlich klobigen Bergschuhen scharrte und kratzte und um die Burg nicht weiterkam, so daß wir schließlich – das ganze war als Tagestour geplant – erst zu nachtschlafender Zeit wieder daheim in Innsbruck eintrafen, wo wir den Rest der Familie im Zustand psychischer Auflösung antrafen – diese immer wieder unvergeßlichen Stunden zwischen acht und zehn Uhr abends, wenn die Lieben, die in die Berge gestiegen sind und wie immer fest zugesichert haben, „spätestens" um sechs oder sieben zurück zu sein, nicht und nicht nach Hause kommen und man sich alle fünf Minuten fragt: Soll ich nun die Bergrettung alarmieren oder nicht, und wenn die Nerven schon ganz schlecht sind, geht die Tür auf und die Helden kommen müde aber überglücklich herein und wundern sich bloß, was hier im trauten Heim für schreckliche Gesichter gezogen werden.

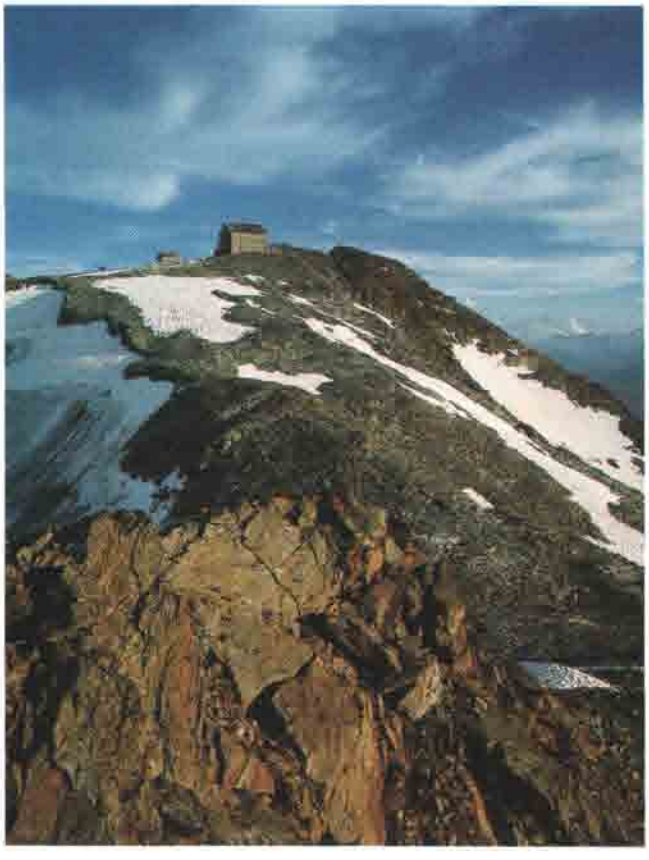
## Von Westen

*Das Windachtal*

Der Weg von Sölden ins Windachtal, zum Fiegl-Wirtshaus und weiter zu einer der drei Hütten des Tales, ist weit. Die Hochstubai-, Hildesheimer und Siegerlandhütte schmücken die Südwestabdachung des Hochstubais; alle drei sind sehr hoch, um die 3000 m in der Gipfelregion gelegen, und sie sind aufgrund der neuen, weiter vorne geschilderten Verkehrsverhältnisse beinahe günstiger von der Stubaier Gletscherbahn aus zugänglich.
Das Windachtal selbst ist unbesiedelt, das traditionsreiche Fiegl-Wirtshaus, das sich auch zur Übernachtung anbietet, ist wie einige der Almen und die Hütten in der üblichen Sommerzeit, also etwa zwischen Juni und September, bewirtschaftet.
Alle drei Hütten sind in der klassischen Natursteinbauweise errichtet, die jüngste ist die 1933 fertiggestellte und 1938 eröffnete Hochstubaihütte der Sektion Dresden, auf beachtlichen 3173 m auf dem Gipfel der Wildkarspitze, etwas südwestlich der Daunkögel.
Die Hildesheimer Hütte ist durch einen schönen hochalpinen Übergang über das Gamsplatzl (3019 m) mit der Siegerlandhütte verbunden, wohl der weltabgeschiedensten von den Hütten des Gebietes, über dem Talende des

**Seite 14:**
**Wilde Leck vom Daunkopf; vorne, zwischen Licht und Schatten, der Ostgrat**

Windachtals auf 2710 m gelegen. Der Weg von Sölden beträgt fünf bis sechs Stunden, auch von der Gletscherbahn braucht man vier Stunden hierher.
Sehr und ganz außergewöhnlich abgeschieden ist der Windachkamm, der von hier westwärts gegen Sölden und Zwieselstein hinauszieht. An seinem westlichen Endpunkt steht auf dem Brunnenkogel eine kleine Steinhütte, das Brunnenkogelhaus (2735 m), vermutlich eine der wenigen Hütten, die noch Aussehen und Ambiente der ersten Phase des Hüttenbaus in den Alpen bewahrt haben. Der entsprechende Hinweis lautet in der Literatur: „1887 von der Sektion Ötztal des ÖTC erbaut, 1903 erweitert, ÖTK Wien."
Die Überschreitung des Kamms ist eine Herausforderung für gute Geher, man bewegt sich dauernd um die 3000 m Höhe; die höchste Schwierigkeit beträgt III (an der Beillöcherspitze) und die gesamte Gehzeit zwischen zehn und fünfzehn Stunden. Es besteht Einsamkeitsgarantie. Der erste, der diese Herausforderung annahm, war übrigens Ludwig Purtscheller im Jahr 1892.
Die südlichsten Ausläufer eines Zweigkamms über dem Timmelsjoch, die Hochwarte (2648 m) und der Timmeljochberg (2970 m) werden von dort her gelegentlich erstiegen.







Fotos: Sepp Brandl (2), Sektion Siegerland

**Die drei Hütten an der Südwestabdachung des Hochstubais: Links Hochstubaihütte (3173 m) auf dem Gipfel der Wildkarspitze Ganz oben: Siegerlandhütte (2710 m), darunter: Hildesheimer Hütte (2899 m)**



Foto: Sepp Brandl

**Am Südgrat des Wilden Freigers: Blick auf Becherhaus, Übertalferner und Botzer**

## Von Süden zum Hauptkamm

Die Südseite des Hochstubai ist weniger berühmt als die Nordseite, naturgemäß weniger vergletschert, mehr felsig-schotterig, was insbesondere beim Zuckerhütl in einer höchst unansehnlichen, ja, es muß gesagt sein, schäbigen Südflanke resultiert, die den Eindruck eines senkrechten Blockhaufens erweckt.

Bei genauerem Hinsehen und nach einigem Kennenlernen trügt der Schein, wie so oft, auch auf der Südseite. Für den Freund der Gletscherfahrten bieten sich hier zahlreiche schöne Möglichkeiten. Wenn man nicht von einer der schon vorher besprochenen Hütten über den Hauptkamm und die Staatsgrenze von Norden gekommen ist (heute kein Problem mehr), so erfolgt der Zugang in der Regel vom Ridnauntal. Von der Ex-Goldgräberszenerie der „Erzaufbereitung" steigt man durch wüste felsige Talschaften hinauf zur Grohmannhütte (2249 m), wie das Brunnenkogelhaus der Spezies „antike Zwerghütte" zugehörig, und sodann steil, steil hinauf zur Teplitzer Hütte (2586 m), die wie alle Alpenvereinshäuser an der Südabdachung des Hauptkamms mindestens drei Namen hat: einen alten deutschen, der die Besitzer-Sektion von vor 1919 bezeichnet, einen italienischen für die Zeit der Beschlagnahme nachher und einen frischen deutschen von neutraler topographischer Machart für die neueste Epoche der nationalen Versöhnung, die auch die Wiedereröffnung oder den Neubau dieser Hütten ermöglichte. So hieß also die Teplitzer nachmals Rifugio Vedretta Pendente, also Hangender-Ferner-Hütte, und jetzt Feuersteinhütte; aus der nach dem Pionier des Alpinismus benannten Grohmannhütte wurde ein Rif. Vedretta Piana, dann die Übeltalfernerhütte. Das Becherhaus, mit 3190 m direkt am Hauptkamm die höchste Hütte Südtirols und der Stubaier Alpen, ward anfangs der Kaiserin Elisabeth vulgo Sissi gewidmet, dann der italienischen Königin Elena; jetzt im Besitz des CAI Verona, firmiert es unter Rif. Gino Biasi al Bicchiere. Die nahe und etwas tiefer an der Pfaffennieder gelegene und nach einem Professor Müller benannte Hütte gehört seit 1973 als Rif. Cima Libera dem CAI Bozen (3143 m). Hier wie in den meisten anderen solchen Fällen scheint sich der „neue" deutsche Name beim deutschsprachigen (auch Südtiroler) Publikum noch nicht recht durchsetzen zu wollen.

Teplitzer Hütte, Becherhaus und Müllerhütte liegen auf relativ engem Raum beisammen und erlauben eine Reihe von interessanten, meist kombinierten Fahrten im Bereich des zentralen Hochstubai, also zwischen Zuckerhütl und den Feuersteinen, insbesondere natürlich auch für die Sonklarspitze, das Hohe Eis und den weiter nach Süden zum Botzer streichenden Kamm.

Den östlichsten Stützpunkt in unserem Gebiet, die Alte Magdeburger Hütte (Rif. Città di Cremona alla Stua, Schneespitzhütte, 2422 m), erreicht man aus dem hintersten Pflerschtal; man geht von hier aus auf die Feuersteine und auf die weniger prominenten Gipfel östlich davon, wie Pflerscher Hochjoch, Schneespitz und Schafkampspitze.

# Erste Annäherungen – frühes Fußfassen

## Die Erschließungsgeschichte der Stubaier Alpen

Klaus Oberhuber

Jahrhundertelang galten die Berge in Europa als Orte des Grauens, der teuflischen Ungeheuer. Ein erster Schritt zu einem naturwissenschaftlichen Verständnis wurde in der Renaissance durch Conrad Gesner getan. Doch erst Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Geschichte des Bergsteigens. Es liegt auf der Hand, daß all das, was sich in rund 150 Jahren in der Erschließung der Alpen – und hier im besonderen der Stubaier Gruppe – zugetragen hat, in einem relativ kurzen Artikel nur in groben Zügen behandelt werden konnte und daß so manche Besteigung vermißt werden wird. Dem näher interessierten Personenkreis sei das Studium verschiedener ausführlicher Besteigungsbeschreibungen ans Herz gelegt. Alpingeschichte ist nämlich ein sehr weites Feld. Dies gilt auch für die geographische Abgrenzung, welche hier nahezu mit dem neu erscheinenden Kartenblatt Hochstubai identisch ist.

### Allgemeines

Die Stubaier Alpen sind ein nach allen Himmelsrichtungen gut abgegrenztes Gebirge. Im Norden bilden der Inn, im Osten die Sill und der Eisack, im Süden das Jaufen- und Waltental und der Passeierbach, im Südwesten das Timmelsjoch und Timmelstal und schließlich im Westen das Ötztal die natürliche Grenze.
Unzweifelhaft wurden einzelne leichter zugängliche Höhen der Stubaier Alpen und hervorragende Schaustücke derselben, wie der Alpeiner Ferner, schon vor 200 und mehr Jahren von Fremden besucht. Die alte Brennerstraße, die bis auf die erste Talstufe des Stubaitales, den aussichtsreichen Schönberg, emporstieg, und die Nähe der Landeshauptstadt Innsbruck dürften wohl manchen Naturfreund und Reisenden veranlaßt haben, seine Schritte etwas in das Innere des Gebirges zu lenken. Doch ist der Beginn des allmählichen Bekanntwerdens und der Erschließung einzelner Teile der Stubaier Alpen erst in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu setzen.
Der aufblühende Bergsegen, der in Tirol in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine höchste Entwicklung erreichte, rückte einige Teile der Stubaier in den Vordergrund des Interesses. Daß Fulpmes schon in früher Zeit dem Bergbau, namentlich der Eisengewinnung, seine Aufmerksamkeit zuwandte, geht daraus hervor, daß dort der Sitz der Bergbehörde war.
Mehrere sehr wichtige Nachrichten über die Berge Tirols verdanken wir dem Kaiser Maximilian I. Kaiser Maximilian kam 1490 (durch Erbschaft von Sigmund dem Münzreichen) in den Besitz des Landes Tirol. Er liebte kein Land so wie Tirol, denn hier konnte er seiner Jagdleidenschaft am freiesten nachgehen. Kein Jäger weit und breit kam ihm an Mut und Kühnheit nur annähernd nahe. Besonders das Stubai mit seinem reichen Wildbestand und dem majestätischen Hochgebirge liebte der kaiserliche Schütze ungemein und besuchte es häufig; ja der oftmaligen Anwesenheit des Kaisers im Inneren des Tales verdankt Neustift sein erstes Gotteshaus. Aus dem „Gejaidbuch des Kaisers Maximilian", dessen reiches Material zur Geschichte der Berg- und Alpennamen bereits Carl Gsaller in dem Buch „Studien aus der Stubaier Gruppe" einer Bearbeitung unterzogen hat, geht hervor, daß um das Jahr 1500 bereits in alle nicht ganz unbedeutenden Täler der Stubaier Alpen zumindest reitbare Wege führten und der Jäger alle nicht entschieden schwierig zu begehenden Bergkämme sich bereits erobert hatte.

Von einiger Bedeutung für die Entwicklung des Fremdenverkehrs im vorderen Stubaital war auch die 1429 entstandene, auf einer sattelartigen Einsenkung am Nordostfuß der Serles gelegene Wallfahrt „Maria Waldrast", die jedoch 1785 von Kaiser Josef II. aufgehoben wurde. Zur Zeit ihrer höchsten Blüte, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, besuchten dieselbe jährlich 36 000–40 000 Personen. Jedenfalls erfreute sich das Stubaital und sein eisbedeckter Hintergrund schon Mitte des 18. Jahrhunderts eines bedeutenden Rufes, was aus der Tatsache hervorgeht, daß 1765 Kaiser Josef II. von Innsbruck aus einen Ausflug zum Alpeiner Ferner unternahm. Auch andere Täler der Stubaier Alpen wurden lange vor Beginn der neuzeitlichen Ära von Fremden, insbesondere von den Bewohnern der Stadt Innsbruck besucht. Über den Alpeiner Ferner veröffentlichte der Landesgerichts-Assessor

Josef v. Anreiter im Jahre 1808 eine Beschreibung, die sich im Ferdinandeum zu Innsbruck befindet.
Von größerer Tragweite für die allmähliche Erschließung der Stubaier Alpen waren die vorgenommenen Höhenmessungen. Die ersten stammen von Prof. Franz v. Zallinger um 1784, später (1798) maß auch Leopold v. Buch einige Höhen. Ein ziemlich ausführliches Verzeichnis der Hochgipfel der Stubaier Alpen enthalten die von Dr. Michael Stotter gesammelten „Höhen von Tirol und Vorarlberg" in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1845. Das erste künstlerische Bild aus den Stubaiern findet man bei Franz Carl Zoller aus dem Jahre 1790. Das Bild, den Lisenser Ferner darstellend, wurde in Kupfer gestochen. 1796 fertigte derselbe auch eine Zeichnung des Alpeiner und Fernauferners an.

Einen weiteren Beitrag für die wissenschaftliche und touristische Erschließung der Stubaier Alpen lieferten die Streifzüge der Botaniker, wenn sich dieselben auch nur auf die Talböden und die unteren Bereiche der Gebirgshänge beschränkten.
Am Ende des 17. Jahrhunderts besuchte der kaiserliche Leibarzt N. T. Host die Gegend um Neustift, und Anfang 1800 unternahm der Hofgärtner Benedict Eschenlohr aus Innsbruck einen Ausflug in das Alpeinertal. Am weitesten scheint der Botaniker Hargasser vorgedrungen zu sein, da er (20. September 1821) den Schrankogel „bis etwa drei Klafter unter der Spitze, wo die Vegetation gänzlich endigt" erstieg. 1830 war es Ludwig Scheller, prakt. Arzt in Mieders, und 1837 bis 1840 der vielgereiste Ludwig Heufler von Hohenbühel, die einzelne Gegenden des Stubais (Alpein, Serles, Simingjöchl, Talsohle bis Ranalt) botanisch untersuchten.
Die Ära der Ersteigungen in den Stubaier Alpen eröffnete der Kramsacher Müllerssohn Prof. Peter Carl Thurwieser aus Salzburg, der zu jenen Personen gezählt werden kann, welche die Erschließung der Bergwelt entscheidend beeinflußt haben. Nach der Ötztaler Wildspitze 1833 bestieg er 1836 die Serles bei Innsbruck und im gleichen Jahr den Lisenser Fernerkogel sowie den Habicht.

Von ebenfalls grundlegender Bedeutung für die wissenschaftliche sowie für die touristische Erschließung der Stubaier Alpen war die von den Professoren Ludwig von Barth und Leopold Pfaundler im Jahre 1865 verfaßte Monographie der „Stubaier Gebirgsgruppe". Kurz nach Barth und Pfaundler besuchte der Präsident des neu entstandenen ÖAV, Dr. Anton von Ruthner, die Bergwelt des Stubais. Er entdeckte einen praktischen Übergang vom Stubai über den Übeltalferner in das oberste Passeier und führte die erste Ersteigung der Ruderhofspitze aus. An Dr. von Ruthner reiht sich in würdiger Weise Hofrat Dr. Julius Ficker aus Innsbruck an. Auch Carl Gsaller hat sich in den Jahren 1880 bis 1895 große Verdienste um die Erforschung der Stubaier Alpen erworben. Was der ausgezeichnete Kenner dieser Gebirgsgruppe auf dem Gebiet der Topographie, der Orometrie, der Namenskunde sowie durch seine Beobachtungen am Alpeiner Ferner geleistet hat, ist in der alpinen Literatur sowie in den Zeitschriften des DÖAV nachzulesen.
Einen mächtigen, vorher nicht absehbaren Aufschwung erhielt der Fremdenverkehr in den Stubaier Alpen durch die im Jahre 1867 eröffnete Brennerbahn. Aber auch die Eröffnung der Arlbergbahn wirkte sich günstig auf den Besuch der Gruppe aus. Diese Steigerung der Besucherzahlen veranlaßte den DÖAV, den Stubaier Alpen sein größtes Augenmerk zu schenken. Es entfaltete sich eine erhöhte Bautätigkeit, welche mit der Errichtung der Dresdener Hütte im Jahre 1875 begann. Bereits 1887 war die Hütte zu klein, und es mußte ein zweite, größere Hütte errichtet werden, welche dann auch ab dem Jahre 1888 bewirtschaftet war.

Zahlreiche weitere Hütten – nachfolgend im Telegrammstil aufgeführt – entstanden in kurzer Zeit:
Peter-Anich-Hütte an der Nordseite des Hocheders, erbaut 1884 von der Sektion Rietz des ÖTC;
Innsbrucker Hütte auf dem Pinnisjoch, 1884 von der Sektion Wilten des ÖTC erbaut;
Franz-Senn-Hütte am Alpeiner Ferner, erbaut 1885 von K. Pfurtscheller in Fulpmes mit einer Subvention der Sektion Innsbruck des DÖAV;
Nürnberger Hütte im Langental, 1886 von der Sektion Nürnberg des DÖAV erbaut;
Brunnenkogelhaus auf dem Vorderen Brunnenkogel, errichtet 1887 von der Sektion Ötztal des ÖTC;
Magdeburger Hütte am Stubenferner, von der Sektion Magdeburg des DÖAV 1887 erstellt;
Amberger Hütte im Sulztal, erbaut 1888 von der Sektion Amberg des DÖAV;
Hocheder Hütte auf der Oberhofer Alm, 1889 erbaut von der Sektion Telfs des DÖAV;
Grohmannhütte und Teplitzer Hütte am Hangenden Ferner, beide von der Sektion Teplitz-Nordböhmen des DÖAV 1889 erbaut, nachdem die 1887 errichtete alte Teplitzer Hütte 1888 von Lawinen zerstört worden war;
Müllerhütte am Pfaffennieder, erbaut 1891 von Prof. Müller aus Teplitz;
Tribulaunhütte am westlichen Fuß des Pflerscher Tribulauns, erbaut 1892 von der Sektion Magdeburg;
Becher-Schutzhaus am Gipfel des Becher, erbaut 1893 von der Sektion Hannover des DÖAV.

Aber nicht nur Hütten wurden gebaut, sondern im Zusammenhang damit auch die Verbesserung des Wegnetzes sowie zahlreiche neue Wegbauten vorangetrieben.
Einen besonderen Verdienst erwarb sich die Sektion Innsbruck durch die Regelung des Führerwesens und die Einführung einer Bergführerordnung für die Stubaier Gruppe. Die ersten Schritte dazu erfolgten 1869, und am



Foto: Archiv OeAV/Zweig Innsbruck

**Hüttennostalgie: Die alte Teplitzer Hütte**

18. Juli 1872 erschien der erste Führertarif für den politischen Bezirk Innsbruck und damit auch für das Stubaier Gebiet.

## Die Hütten und Unterkunftshäuser

Durch die Erkundung der Gebirge und die vermehrten Berichte über Bergbesteigungen in den einschlägigen Fachzeitungen und Alpenvereinsorganen kam es zu einem verstärkten Interesse an der Gebirgswelt. Da vor allem Besucher aus dem städtischen Bereich anreisten, wuchs in den Sektionen rasch der Gedanke, ihre Verbundenheit zur Gebirgswelt durch einen Hüttenbau zum Ausdruck zu bringen. Ja, man kann fast sagen, es entstand ein regelrechter Wettstreit um die besten Plätze für die Errichtung von Unterkunftshütten. So entstand Hütte um Hütte, und der Besucherstrom nahm ständig zu. An- und diverse Ausbauten waren die Folge. Heute bieten die Hütten dem Besucher insgesamt 1500 Schlafplätze. In der folgenden Tabelle sind nur die wichtigsten Angaben erfaßt. Nähere Details sind im Stubaiführer nachzulesen.

| Name | Höhe | erbaut | von der Sektion | Erweiterungen |
|---|---|---|---|---|
| Dresdener Hütte | 2302 | 1875 | Dresden | 1887 (neue Hütte)<br>1897, 1922, 1928, 1966, 1968 |
| Nürnberger Hütte | 2280 | 1886 | Nürnberg | 1898, 1906/07, 1962 |
| Franz-Senn-Hütte | 2147 | 1885 | Innsbruck | 1907/08, 1932, 1954/55, 1960/61 |
| Grohmannhütte | 2249 | 1887 | Teplitz | |
| Alte Magdeburger Hütte | 2422 | 1887 | Magdeburg | 1898 |
| Brunnenkogelhaus | 2735 | 1887 | Österr. Touristenclub Gruppe Innsbruck | 1903 |
| Amberger Hütte | 2135 | 1888 | Amberg | 1900, 1937/38, 1975/76 |
| Teplitzer Hütte | 2586 | 1889 | Teplitz | |
| Müllerhütte | 3143 | 1891 | Teplitz | 1909 (Neubau) |
| Becherhaus | 3190 | 1893/94 | Hannover | 1900, 1910 |
| Hildesheimer Hütte | 2899 | 1896 | Hildesheim | 1905/06, 1925/26, 1974, 1985/86 |
| Bremer Hütte | 2413 | 1897 | Bremen | |
| Winnebachseehütte | 2362 | 1901 | Frankfurt a.d. Oder | 1960 |
| Karl-Franz-Josef-Schutzhaus | 3193 | 1908 | Teplitz | |
| Sulzenauhütte | 2191 | 1926 | Leipzig | 1939, 1958, 1976–78 (Neubau) |
| Neue Regensburger Hütte | 2286 | 1930/31 | Regensburg | 1964, 1975/76 |
| Siegerlandhütte | 2710 | 1928/30 | Siegerland | |
| Hochstubaihütte | 3173 | 1931/33 | Dresden | |

Seite 21: Zuckerhütl
über dem Pfaffenferner,
rechts Sonklarspitze

## Die Bergwelt

Die Stubaier Alpen lassen sich bei genauer Betrachtung in mehrere Gebirgskämme bzw. Untergruppen unterteilen. Zu erwähnen seien hier vor allem die Pfaffengruppe, die Berge, welche den Übeltalferner und das Langental umrahmen, der Tribulaunkamm, der Habichtkamm mit seinen Verzweigungen, der Serleskamm, der Windacherkamm, die Gruppe der Daunkögel, die Berge rund um den Alpeiner Ferner und der Sulztalkamm.
Ich möchte hier nur auf die Hauptgipfel der Stubaier Alpen eingehen und deren frühe Erschließungsgeschichte behandeln.

### Die Pfaffengruppe

Schon von den Höhen des Innsbrucker Mittelgebirges läßt sich im hinteren Stubaital eine sanft abgerundete Firnkuppe ausmachen. Es handelt sich dabei um die höchste Erhebung der gesamten Gruppe, das 3507 Meter hohe **„Zuckerhütl"**. Der Berg erhebt sich aus dem Sulzenauferner zu einer edel geformten Firnspitze, die nach Süden mit steilen Felswänden abfällt. Der erste Ersteiger dieses stolzen Gipfels war J. A. Specht aus Wien in Begleitung des Führers Alois Tanzer. Sie stiegen von der Einsattelung zwischen dem Aperen Pfaff und der Schaufelspitze auf die Südseite des Hauptkammes hinüber und über das Pfaffenjoch und die Pfaffenschneide zur Spitze empor. Specht zählt mit Dr. L. Barth und Dr. L. Pfaundler zu jenem Personenkreis, welcher als erster die entlegensten Winkel der Stubaier Gebirgsgruppe erforschte. Auf demselben Weg wurde der Berg ein Jahr später von Dr. R. von Hörmann und Prof. Dr. A. Hueber aus Innsbruck erstiegen. Ein weiterer Innsbrucker, nämlich Dr. L. Lantschner, führte die dritte Besteigung durch. Die erste ausführliche Beschreibung einer Tour auf die höchste Spitze der Gruppe lieferte Johann Stüdl, welcher am 10. September 1867 mit dem Führer Pankraz Gleinser den Gipfel erreichte. Einen neuen Weg, welcher vorher nur einmal im Abstieg begangen wurde, eröffnete am 9. Juli 1874 B. Lergetporer aus Schwaz mit F. Jenewein und M. Schönherr, indem er den inzwischen allgemein benützten Weg über die Lange Pfaffennieder zwischen dem Aperen Pfaff und dem Paffengrat einschlug. Die erste Damenbesteigung wurde im gleichen Jahr, und zwar am 23. August, von Emilie von Kirschbaum und ihrem Vater, Gerichtsrat M. von Kirschbaum aus Aschaffenburg mit den Führern Friedrich Jenewein und Pankraz Gleinser durchgeführt. Eine außergewöhnliche Leistung vollbrachten für die damalige Zeit das Fräulein Therese Pfurtscheller und ihr Bruder Georg aus Fulpmes. Sie bestiegen am 20. September 1886 von der Nürnberger Hütte aus zuerst den Wilden Freiger, dann die Sonklarspitze, den Wilden Pfaff und schließlich das Zuckerhütl. Vom Gipfel stiegen sie übers Windachtal nach Sölden ab.
In unmittelbarer Nähe des Zuckerhütls befindet sich der **„Wilde Pfaff"**. Mit 3458 Meter ist er die fünfthöchste Erhebung in den Stubaiern. Den ersten Besuch erhielt der Gipfel durch Richard Gutberlet aus München am 26. Juli 1870. In Begleitung der Führer Andrä Pfurtscheller und Alois Tanzer wurde der Gipfel nach 7 Stunden 20 Minuten von der Mutterbergalm aus erreicht. Über den Südgrat erreichte am 31. August 1886 Dr. A.M. Berns mit den Führern Josef Kindl und Josef Pfurtscheller den höchsten Punkt. Am 20. Juli 1887 schließlich erreichten Heinrich Hess aus Wien und Ludwig Purtscheller den Gipfel.
Die nächste Erhebung ist der **„Apere Pfaff"**, ein schönes, schlank zugespitztes Felshorn. Die erste in der Literatur nachvollziehbare Besteigung unternahm Theodor Lampart in Begleitung von vier Augsburger Freunden am 24. August 1867 von der Sulzenau über den Sulzenauferner und den Nordostgrat.
Die **„Schaufelspitze"** hat sich zu dem am schnellsten erreichbaren und meistbestiegenen Dreitausender entwickelt. Schon in früher Zeit galt dieser Gipfel als besonders besuchenswert. Die erste touristische Besteigung vollführte J. A. Specht aus Wien mit dem Führer Alois Tanzer von der Schaufelnieder im Sommer 1862. Der heute gebräuchliche Anstieg vom Bildstöckljoch wurde im Jahre 1875 vom bereits erwähnten Führer Tanzer und von A. Munkel aus Dresden erstmals beschrieben.

### Die Umrahmung des Übeltalferners und des Langentales

In der Umrahmung des Übeltalferners und des Langentales befinden sich zahlreiche Gipfel, denen mehr oder weniger Bedeutung zukommt.

Die **„Sonklarspitze"** mit ihren 3467 Metern ist die vierthöchste Erhebung der Gruppe.
Der Name „Sonklarspitze" wurde von Barth und Pfaundler zum Vorschlag gebracht, um damit die Verdienste eines Mannes zu ehren, der sich die topographische Erforschung der Gebirgswelt Tirols zur besonderen Aufgabe gemacht hatte. Früher hatte der Gipfel auch zwei andere Namen wie „Schneiderkogel" bzw. „Stubaier Wildspitze" .
Die erste Ersteigung der Sonklarspitze glückte Richard Gutberlet aus München am 5. August 1869 mit dem Führer Alois Tanzer und dem Träger S. Holzmann aus Neustift. Die nächste Ersteigung schaffte Dr. Victor Hecht am 28. Juli 1872 mit dem Führer Johann Pinggera. Ihm folgte am 16. Juli 1874 Moriz von Déchy. Ein Jahr später folgten Dr. Eugen von Böhm und Max und Ottokar Chiari aus Wien mit dem Führer Peter Kotter. Von den späteren Ersteigungen werden nur noch jene des Dr. Carl Diener und die des Georg Pfurtscheller und seiner Schwester Therese erwähnt (siehe Zuckerhütl).
Die **„Schwarzwandspitze"** am Kulminationspunkt von Passeier-, Ridnaun- und Windachtal wurde von Moriz von Déchy und Dr. Victor Hecht aus Prag mit dem Führer Johann Pinggera am 16. Juli 1874 von der oberen Agelsalpe aus erstmals betreten. Eine weitere Besteigung er-



Foto: Dieter Seibert

folgte am 17. August 1890 durch Ludwig Purtscheller und den Gemsjäger Johann Kindl aus Ranalt.
Der „**Wilde Freiger**" bildet mit 3418 Metern die höchste Erhebung des Kammes, welcher sich von der Pfaffengruppe östlich zu den Feuersteinen hin erstreckt. Die erste Ersteigung gelang, wenn man von einem angeblich früheren Besuch durch Stubaier Gemsjäger absehen will, dem Senner Franz Leis in der Alpe Graba und noch zwei Älplern Mitte Juli 1865 von der Sulzenau. Unter den Touristen ist Prof. Dr. Julius Ficker aus Innsbruck an erster Stelle zu nennen. Mit den Führern Pankraz Gleinser und Sebastian Reinalter gelang ihm am 20. Juli 1869 die Besteigung. Sieben Jahre später, am 16. August 1876, erstieg Dr. Hans Bucher aus München mit Führer Friedrich Jenewein den Gipfel vom Übeltalferner her. Am 10. August 1884 besuchten Carl Langbein aus Nürnberg und Rechtsanwalt O. Mayr aus Augsburg mit den Führern Franz und Josef Pfurtscheller den Wilden Freiger. Eine andere Besteigung des Wilden Freiger, welche durch die Überschreitung von Sonklarspitze, Wildem Pfaff und Zuckerhütl an Bedeutung gewann, unternahmen Georg Pfurtscheller und seine Schwester Therese aus Fulpmes am 20. September 1886. Ein Jahr später führte eine ähnliche Tour (Wilder Freiger, Wilder Pfaff und Zuckerhütl) Carl Langbein aus Nürnberg durch.

Der 3262 Meter hohe „**Apere Freiger**" wurde anläßlich der Vermessungsarbeiten im Jahre 1863 von Dr. L. von Barth und Dr. L. Pfaundler erstiegen.
Der „**Becher**", ein schöner, wild zerrissener Felskopf an der Südseite des Wilden Freigers, wurde das erste Mal von Carl Langbein aus Nürnberg am 23. August 1886 mit David und Josef Pfurtscheller erstiegen. Im Jahre 1892 hatte die Sektion Hannover des DÖAV den Beschluß gefaßt, auf dem Becher ein Unterkunftshaus zu bauen. 1894 wird das „Kaiserin-Elisabeth-Haus" auf dem 3190 Meter hohen Gipfel feierlich eingeweiht. Es ist und bleibt das höchste Schutzhaus der Stubaier Alpen und eines der höchsten der Ostalpen.
Die „**Feuersteine**" (Östlicher und Westlicher) bekamen ihren heutigen Namen von Barth und Pfaundler anläßlich ihrer Vermessungsarbeiten. Der westliche Gipfel wurde am 14. September 1869 erstmals touristisch von Dr. Julius Ficker aus Innsbruck mit Pankraz Gleinser und Andrä Pfurtscheller erstiegen. Den östlichen Feuerstein erstieg als erster Tourist Holzmann aus London im Sommer 1871 vom Pflerschtal aus. Allerdings wurde diese Besteigung niemals bestätigt. Es ist jedenfalls sicher, daß der Östliche Feuerstein schon früher von Jägern und gelegentlich der Landesvermessung auch von Bauern erklettert wurde, da Ficker bei seiner Besteigung des Westgipfels im Jahre 1869

einen Steinmann auf demselben entdeckte. Als zweiter Tourist erreichte Eduard Pfeiffer aus München mit Johann Peissl am 9. Juli 1883 den Gipfel. Am 30. August 1881 wurde erstmals der Übergang von einem zum anderen Gipfel ausgeführt.
Verfolgen wir den Grat weiter, gelangen wir zur „Magdeburger Scharte". Der Name wurde von Oberregierungsrat Rocholl in Magdeburg Ende 1889 vorgeschlagen. Diese Scharte wurde am 14. September 1869 von Hofrat Ficker aus Innsbruck mit den Stubaier Führern Gleinser und Pfurtscheller zuerst betreten.
Der Magdeburger Scharte folgen zwei Gipfel, von denen der erste und höhere allgemein als Agglspitze, der niedrigere als Schneespitze bezeichnet wird.

**Die Gruppe der Daunköpfe und ihre Umgebung**
Zu dieser Gruppe werden hier alle jene Gipfelerhebungen gerechnet, die dem Kammstück Bildstöckljoch – Schwarzenberg und den von ihm ausgehenden Seitenästen angehören.
Westlich des Bildstöckljoches ragt die 3340 Meter hohe **„Stubaier Wildspitze"** auf. Die erste bekannte Ersteigung dieser Spitze, die (nach Gsaller) im Stubai früher den Namen „Goldspitz" getragen haben soll, erfolgte durch den Rechtspraktikanten von Fuchs aus München mit den Führern Josef und Michael Pfurtscheller im Sommer 1882 vom Bildstöckljoch aus. Am 12. Juli 1883 erreichten Dr. Depène und P. Richter aus Breslau mit den Führern Pfurtscheller die Spitze. Eine ausführliche Beschreibung einer Ersteigung der Stubaier Wildspitze veröffentlichten H. Kichler und L. Seibert in den Mitteilungen des DÖAV 1889. Am 22. August 1890 erhielt die Stubaier Wildspitze den ersten Damenbesuch durch die Engländerin Mabel Leigh-Clare unter der Führung von Michael Schweiger aus Berchtesgaden.
Die nächsten Erhebungen sind der **„Östliche Daunkogel"**, 3332 Meter, und der **„Westliche Daunkogel"**, 3300 Meter. Der Östliche Daunkogel wurde (nach einer Mitteilung des Gemsjägers Johann Kindl aus Ranalt) von Albin von Pallocsay am 17. Juli 1888 vom Westlichen Daunkogel her zum ersten Mal erstiegen. Die zweite Ersteigung führte am 20. August 1890 Ludwig Purtscheller aus Salzburg durch. Den Westlichen Daunkogel erstiegen am 31. August 1887 vom Windacher Daunkogel aus Dr. Fritz Drasch und Ludwig Purtscheller, beide aus Salzburg stammend.
Der 3351 Meter hohe **„Windacher Daunkogel"**, früher auch Wildkarspitze genannt, liegt im Hintergrund des langgestreckten Sulztalferners. Der Gipfel wurde zum ersten Mal von Dr. Hans Buchner mit dem Führer Friedrich Jenewein am 12. August 1876 von der Hinteren Sulztaler Alm aus erstiegen. Den nächsten Besuch erhielt die Spitze von Dr. Fritz Drasch und Ludwig Purtscheller am 31. August 1887 ebenfalls von dieser Alm aus.
Vom Windacher Daunkogel zweigt gegen Südsüdosten ein kurzer Seitenast ab. Die Berge dieses Kammes wie die „Wildkarspitze" und der „Nebelkogel" bleiben hier unerwähnt.
Der **„Hintere Daunkopf"**, 3225 Meter hoch, präsentiert sich vom hinteren Sulztal aus als breite Felsgestalt. Die erste Beschreibung einer Ersteigung des Hinteren Daunkopfes erschien in den Mitteilungen des DÖAV 1888. Die Berichterstatter Ludwig Purtscheller und Dr. Fritz Drasch erreichten am 31. August 1887 vom südlich gelegenen Daunjoch aus den Gipfel.

**Die Berge um den Alpeiner Ferner**
In diesen verzweigten Kämmen ist an erster Stelle der **„Schrankogel"**, 3496 Meter, zu erwähnen. Er imponiert von allen Seiten mit seinen kräftigen Formen. Der erste Tourist, der den Schrankogel erstieg, war Pfarrer Schöpf aus Sölden. Die Ersteigung erfolgte Ende der dreißiger oder Anfang der vierziger Jahre zweifellos aus dem Sulztal. Bereits im Jahre 1821 bestieg ein Botaniker namens Hargasser den Berg bis knapp unter die Spitze. 1863 bestieg J.A. Specht aus Wien den Berg. Ihm folgten die bekannten englischen Alpinisten F. F. Tukkett und F. A. Y. Brown mit den Führern Franz Andermatten und Christian Almer. Am 13. August 1897 erreichten Dr. Georg Küntzel aus Bonn und Dr. Pfaundler von der Amberger Hütte aus den Gipfel. Sie machten anschließend eine Überschreitung zum Schrandele. Die erste Winterbesteigung des Schrankogels gelang am 2. Februar 1898 Franz Hörtnagl mit Begleitern. Der erste direkte Aufstieg über die Nordwand gelang im Dezember 1904 Ing. Hechenbleikner und Robert Meiner. Am 30. September 1923 stiegen Hugo Hörtnagl und Wulfo Lob erstmals über die Ostwand zum Gipfel empor.
Der nächste Berg talauswärts ist das 3393 Meter hohe **„Schrandele"**. Der Gipfel ist durch einen gezackten Felsgrat mit dem Schrankogel verbunden. Das Schrandele nannte man früher „Bockkogel". Da man aber zu viele Berge in nächster Nähe so bezeichnete, wurde er gelegentlich der Katastralvermessung in den Jahren um 1850 umgetauft. Der Berg scheint das erste Mal Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts bei der Errichtung eines Signals, angeblich von dem Führer Alois Tanzer aus Neustift, erstiegen worden zu sein. Die erste touristische Ersteigung führten Ludwig Purtscheller aus Salzburg und Josef Reichl aus Steyr am 24. August 1886 durch. Am 9. September 1895 stieg Dr. Anton Worisek in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes am Rückweg vom Schrankogel über den oberen Boden des Schwarzenberggletschers und den Südgrat zum Schrandele. Eine Besteigung über den Nordgrat führten am 16. August 1898 die Innsbrucker Otto Ampferer und Wilhelm Hammer durch.
Die Südliche und Nördliche **„Wildgratspitze"** erheben sich in einem Seitenast des Schrankogelkammes, der vom Schrandele zum Schwarzenbergjoch zieht. Die erste touristische Ersteigung der südlichen Spitze gelang am 25. August 1894 Paul Naumann und Ferd. Henning aus Mün-



Foto: Horst Heller

**Ausblick vom Breiten Grieskogel über dem Sulztal (außerhalb des Kartengebiets) auf die zentralen Stubaier Berge. Von links: Schrankogel, Wilder Pfaff und Zuckerhütl, Schaufelspitze, Stubaier Wildspitze, Daunkögel, Wilde Leck (markanter Felsgipfel im rechten Bilddrittel); rechts hinten die Ötztaler Alpen**

chen. Der Gipfel wurde über den Ostgrat erreicht, wo sie eine verwitterte Stange und einen Steinmann vorfanden, welcher von einer Vermessung stammen dürfte. Die erste Besteigung über den Südgrat glückte am 30. September 1923 Dr. Siegfried Hohenleitner. Die nördliche Spitze wurde angeblich am 31. Juli 1886 von Dr. H. Meyer aus Berlin in Begleitung des Führers Josef Pfurtscheller, alias Jager Sepp, das erste Mal erreicht. Am 18. Juli 1894 standen Adolf Hintner, Raimund Kreisel, M. Peer und Ludwig Prochaska am höchsten Punkt.

Als eine wenig hervortretende und eigentlich nur aus mehreren zerrissenen Gratzacken bestehende Erhebung ragt nördlich vom Schrandele der **„Wilde Turm"** auf. Die erste Ersteigung glückte Prof. Dr. J. Scholz aus Berlin am 13. Juli 1886 mit den Führern David und Franz Pfurtscheller. Einen weiteren Besuch erhielt der Hintere Wilde Turm im Juli 1888 von Albin von Pallocsay aus Brünn in Begleitung des Führers Quirin Gritsch. Nachdem sie zuerst das Wilde Hinterbergl bestiegen hatten, gelangten sie über den Verbindungsgrat zum Hinteren Wilden Turm.

Die nächste und zugleich auch die letzte hier behandelte Erhebung in diesem Kammstück ist das 3288 Meter hohe **„Wilde Hinterbergl"**. Die erste Ersteigung über den Nordostgrat führten, wie bereits vorhin erwähnt, am 26. Juli 1888 Albin von Pallocsay und Quirin Gritsch aus dem Schrankar kommend durch. Die erste Ersteigung von der Franz-Senn-Hütte aus gelang am 25. August 1888 Amtsrichter Dr. Schleussner aus Oranienburg mit dem Führer Peter Ferchl. Eine weitere Besteigung des Gipfels erfolgte am 13. August 1890 durch Ludwig Purtscheller aus Salzburg. Am 17. April 1895 standen Franz Hörtnagl und Josef Pircher zuerst auf dem Wilden Turm und anschließend auf dem Wilden Hinterbergl. Von der Brunnenkogelscharte her über den Nordwestgrat wurde das Wilde Hinterbergl zum ersten Mal am 17. September 1898 von den Geschwistern Rosa und Karl Kirschbaum aus Prag erstiegen. Im selben Jahr entdeckte Arthur Ledl in Begleitung seines Freundes Paul Waitz aus Innsbruck einen neuen Zugang vom Lisenserferner aus.

Der Ruderhofkamm löst sich am Schwarzberg vom Schrankogelkamm ab und bildet mit seinen zahlreichen Verästelungen und Seitenzweigen die Grenze zwischen dem Alpeinertal und dem Falbeson- und Unterbergtal. Eine Reihe von erwähnenswerten Gipfeln befindt sich in diesem Kamm. Als zweifellos gewaltigster erhebt sich die 3473 Meter hohe **„Ruderhofspitze"**. Den Gipfel betraten das erste Mal Carl Bädeker aus Leipzig und Dr. Anton von Ruthner mit den Führern Pankraz Gleinser und Alois Tanzer am 30. August 1864. Sie erreichten, ausgehend von der Oberißalpe, den Alpeiner Ferner benützend, über den felsigen Nordwestgrat den Gipfel. Dieser Grat ist identisch mit dem heutigen Normalweg. Zehn Jahre später, am



Foto: Sepp Brandl

8. Juli 1874, bestieg B. Lergetporer aus Schwaz den Gipfel. Im gleichen Jahr erstieg, laut einer Eintragung im Fremdenbuch des Salzburger Wirts in Neustift, anscheinend auch Paul Hieronymus mit Friedrich Jenewein und Alois Tanzer von der Mutterbergalm den Gipfel. Dies war die erste Besteigung von Süden. Die erste Besteigung über die Ostflanke, den Hochmoosferner, gelang am 22. Juli 1887 Heinrich Hess aus Wien und Ludwig Purtscheller aus Salzburg. Am 29. Juli 1895 stiegen Karl und Rosa Kirschbaum aus Prag in Begleitung des Führers Josef Pfurtscheller, vulg. Burgeler, von der Falbesoner Ochsenalm zur Östlichen Seespitze auf. Von dort aus stiegen sie, öfters auf die Südseite ausweichend, über den Verbindungsgrat zur Westlichen Seespitze, deren Gipfel sie als erste betraten. Vom Gipfel aus querten sie auf der Südseite des Hochmoosferners bis zur Hochmooosscharte. Bei aufkommendem Nebel und Schlechtwetter wurde der Gipfel unter der hervorragenden Führung Pfurtschellers erstmals über den Nordgrat erreicht. Eine Ersteigung der Ruderhofspitze über den Südgrat glückte am 19. September 1896 Franz Hörtnagl, A. v. Aigner, A. Ehrne und Dr. J. Pircher. Am 17. August 1926 gelang Alfred Pensch und Emil Renk die erste Durchsteigung der Nordflanke.

Im Kamm, der von der Ruderhofspitze zu den Kräulspitzen zieht, erheben sich zwei schöne Berggipfel. Der erste der beiden ist die 3355 Meter hohe **„Westliche Seespitze"**. Auf dem Gipfel der Westlichen Seespitze befand sich früher eine Signalstange, die dort zu Vermessungszwecken angebracht wurde. Das Jahr der Errichtung dieser Stange ist leider nicht bekannt. Die erste bekannte touristische Ersteigung gelang, wie oben schon erwähnt, am 29. Juli 1895 Karl und Rosa Kirschbaum. Diese Besteigung erfolgte im Rahmen der ersten Gratüberschreitung von der Östlichen Seespitze zur Ruderhofspitze. Die zweite Besteigung gelang am 22. Juli 1898 den Innsbruckern Adolf Hintner, Carl Mayer und Heinrich von Ficker. Zu erwähnen wäre noch die erste Ersteigung über die Nordflanke durch F. Hohenleitner und L. Hibler am 15. August 1903. Über die erste Ersteigung der 3416 Meter hohen **„Östlichen Seespitze"** ist im Werk „Stubaier Gebirgsgruppe" von L. Barth und L. Pfaundler Detailliertes nachzulesen. Die zweite Besteigung des Gipfels gelang am 10. August 1890 Ludwig Purtscheller aus Salzburg von der Falbesoner Ochsenalm ausgehend. Ebenfalls von dieser Alm aus gelangten am 29. Juli 1895, wie schon erwähnt, Karl und Rosa Kirschbaum aus Prag auf den Gipfel. Die Besteigung durch Adolf Hintner, Carl Mayer und Heinrich von Ficker wurde ebenfalls schon genannt. Die erste Ersteigung von Nordwesten über den Seespitzferner gelang im Jahre 1906 R. Liebwein.

Seite 24: Skiaufstieg zur Östlichen Seespitze, im Hintergrund der Schrankogel
Unten: Abstieg (im Winter) über den Ostgrat der Wilden Leck

Die nun folgenden „**Kräulspitzen**" bestehen aus drei Erhebungen. Die südliche (3289 Meter) tritt von allen am wenigsten hervor und kann sich als selbständiger Gipfel kaum behaupten. Die Mittlere Kräulspitze, 3302 Meter hoch, die sich an der Knickstelle des Grates erhebt, bildet vom Alpeiner Ferner aus gesehen eine scharfe Felspyramide. Die 3292 Meter hohe Nördliche Kräulspitze wurde früher, wie ich meine auch zu Recht, Östliche Knotenspitze genannt. Die erste Ersteigung der Südlichen Kräulspitze führten Heinrich Kober und Max Voglmayer aus Wien in Begleitung des Ranalter Knechtes Franz Permoser am 2. September 1888 durch. Sie gelangten von der Scharte, die die Östliche Seespitze von der Südlichen Kräulspitze trennt, über den Nordgrat zum Gipfel. Die Mittlere Kräulspitze oder die Nördliche Kräulspitze soll angeblich bereits 1872 von Prof. Oster aus Rastatt erstiegen worden sein. In der alpinen Literatur finden sich jedoch keine Hinweise dafür. So ist anzunehmen, daß die Mittlere Kräulspitze das erste Mal von Ludwig Purtscheller aus Salzburg am 15. August 1890 bestiegen wurde. Die zweite Besteigung führte im Jahre 1893 Heinrich Kichler aus Darmstadt durch. Vier Tage vor der Mittleren Kräulspitze, also am 11. August 1890, wurde die Nördliche Kräulspitze von Ludwig Purtscheller aus Salzburg das erste Mal bestiegen. Schlechtes Wetter verhinderte die anschließend geplante Ersteigung der Alpeiner Knotenspitze. Die erste Gratüberschreitung von der Kreuzspitze über die Falbesoner Knotenspitze, Alpeiner Knotenspitze, Östliche, Mittlere zur Südlichen Kräulspitze gelang am 5. August 1899 Fr. Stolz und Ludwig Prochaska aus Innsbruck.

Der nächste talauswärts folgende Berg ist die 2904 Meter hohe „**Hintere Sommerwand**". Den ersten bekanntgewordenen Besuch erhielt der Gipfel von Prof. Dr. J. Scholz aus Berlin am 12. Juli 1886 in Begleitung der Führer David und Franz Pfurtscheller. Am 15. August 1890 erreichte Ludwig Purtscheller aus Salzburg den Gipfel, nachdem er zuvor die Mittlere Kräulspitze bestiegen hatte.

Wie die Kräulspitzen, so sind auch die östlich anschließenden „**Knotenspitzen**" in drei Gipfel aufzuteilen. Der westlichste und höchste Gipfel ist die Alpeiner Knotenspitze. Sie erscheint vom Sommerwandferner aus betrachtet als prächtige Felspyramide. Weniger hervorragend erscheint die 3068 Meter hohe „**Falbesoner Knotenspitze**". Die „**Östliche Knotenspitze**", 3100 Meter, bildet von der Franz-Senn-Hütte aus eine schöne zugespitzte Felspyramide. Die ersten beiden Gipfel wurden von Carl Gsaller am 23. August 1890 mit dem Gemsjäger Johann Kindl zum ersten Mal erstiegen. Die erste Ersteigung der Östlichen Knotenspitze, die auch Kreuzspitze genannt wird, gelang am 16. August 1890 Ludwig Purtscheller aus Salzburg in Begleitung von Johann Kindl, jenem Führer, der auch Gsaller begleitet hatte. Eine neue Variante auf die Östliche Knotenspitze eröffnete angeblich im Sommer 1905 Ekkehard Beyrer aus Wien. Die erste Ersteigung des



Foto: Horst Heller

Gipfels über den Nordostgrat gelang am 28. Juni 1909 Ernst Mayr, Karl von Mittelstaedt, Roman Willeit und Karl Zeuner, die alle Mitglieder der Innsbrucker HG Karwendler waren.

**Der Sulztalkamm**

Dieser Kamm, der mit seinen Verzweigungen eine Reihe schöner Gipfel aufweist, entspringt am Windacher Daunkogel. Die Haupterhebung dieses Kammes ist die 3361 Meter hohe „**Wilde Leck**". Lange galt dieser Berg als unbesteigbar, bis ihn der kühne Gemsjäger Zachäus Grüner aus Sölden am 19. August 1885 infolge einer Wette aus dem Ötztal erstieg. Die nächste Ersteigung erfolgte durch Dr. Fritz Drasch aus Salzburg und Ludwig Purtscheller am 1. September 1877 über den Ostgrat, wobei auch der Führer Quirin Gritsch aus Gries teilgenommen hat. Der Südwestgrat wurde im Jahr 1896 durch F. Juraschek in Begleitung von V. Riml erstbegangen. Im gleichen Jahr gelang O. Schuster und H. Moser die erste Begehung des Nordgrates.



Foto: Dr. Pfeifer/Archiv OeAV/Zweig Innsbruck

**Wilde Leck von der Kuhscheibe (historische Aufnahme)**

Die nächste Gipfelgruppe besteht aus der „**Kuhscheibe**", 3189 Meter, dem „**Roten Kogel**", 3037 Meter, der „**Murkarspitze**", 3148 Meter und der „**Muschspitze**", 3092 Meter. Die erste bekannte Ersteigung der Kuhscheibe unternahm nach einer Aufzeichnung im Fremdenbuche zu Gries K. A. Meyer aus Meerane am 23. Juli 1887 mit dem Führer Quirin Gritsch von Gries aus. Im selben Jahr, nämlich am 30. August, stand Ludwig Purtscheller auf allen vorhin genannten Bergspitzen. Einen weiteren Besuch erhielten der Rote Kogel und die Kuhscheibe am 20. August 1888 durch den Münchner F. Escherich. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der 2976 Meter hohe Wannenkogel erstmals bestiegen. Eine weitere Erhebung, welche die Dreitausender-Marke übersteigt, ist der 3073 Meter hohe „**Schwarzwanter**". Die erste bekanntgewordene Ersteigung dieses Gipfels sowie des „**Hohen Kogels**", 2889 Meter, führte Albin von Pallocsay aus Brünn in Begleitung von Johann Kindl im Juli 1888 durch. Vom Sulzkar aus wandten sie sich den steilen Fels- und Gratwänden zu, die in nordwestlicher Richtung fast direkt zum Gipfel hinaufziehen. Nach 3 Stunden 25 Minuten erreichten sie von der Amberger Hütte aus den Gipfel des Schwarzwanter.



**Ludwig Purtscheller (1849–1900) der große Erschließer**

# Ein Lebensraum im Wandel

Geschichte, Kultur und Kunst im Kartengebiet Hochstubai

Henriette Klier

## Rätien

Zeugnisse menschlicher Siedlungen kamen im äußeren Stubai auf den sonnigen Terrassen bei Schönberg und Telfes zutage. Die entdeckten Relikte weisen in die Zeit von 1800–1300 v. Chr., in die frühe Bronzezeit.
Am gegenüberliegenden Talhang oberhalb von Fulpmes, am Sonnenstein, wurde ein Gegenstand gefunden, der von Prof. Paul Gleirscher als ein frühbronzezeitlicher Tonwichtel erkannt worden ist, ein Gewicht, welches am Webstuhl zum Spannen der Fäden diente. In der Nähe gab es auch Tonscherben aus der Urnenfelderzeit. Wegen der Höhenlage von 1900 m und des Fehlens irgendeiner Quelle oder eines Wasserlaufes in der Nähe, kann es hier keine Siedlung gegeben haben; es ist wahrscheinlicher, daß sich hier eine Opferstätte befand. Ein Heiligtum an einem Platz in so großer Höhe ist für Nordtirol bisher einmalig.
In der Nähe der Hügelkuppe des Muiggenbichl Telfes-Luimes entdeckte man in einer Höhle eine Fundstelle aus der La-Tene-Zeit (450–250 v. Chr.). Hier kamen gut erhaltene und schöne Keramikgefäße zutage. Man zählt diese Funde zur Fritzens-Sanzeno-Kultur. Diese vereint deutlich die Gebiete nördlich und südlich des Brenners mit unserem Stubai und dem Inntal/Wipptal als Herzstück in der Mitte als RÄTIEN.
Fundstücke aus Tirol und dem Trentino lassen annehmen, daß die Räter eine weibliche Hauptgottheit, die REITIA (RÄTIA) verehrt haben. Da der Name selbst aus Ehrfurcht nicht ausgesprochen wurde, mag es sich dabei eher um ein „charakterisierendes Beiwort“[1] gehandelt haben. Das Ende Rätiens kommt mit der Eroberung durch die Römer 15 v. Chr.
Obwohl die Zahl der Besatzer nicht groß war, durchdrangen doch Kultur und Sprache aus dem Süden das Land.

Als neue Sprache bildet sich das Rätoromanische heraus. Die romanischen Orts- und Flurnamen im Stubai bezeugen, daß damals bereits im innersten Tal und in größeren Höhen Almwirtschaft betrieben worden ist.
Wurzeln der älteren Sprache finden sich in den vorrömischen Namen Stubai, Telfes, Mieders, Pinnis.



Foto: Henriette Klier

**Stilisiertes Frauenfigürchen, die Rätia darstellend. Als „pettorale die S. Zeno“ im Museum Buonconsiglio in Trient**

Romanische Namen:
Plöven – lat. pluvius – gießend
Gschnals – casinales, lat. casina – Hütte
Pfurtschell – forcella, lt. furca – Einsattelung, Gabel
Kartnall – lat. quartinas – Viertel, als quartinale wurde ein entsprechendes Stück Acker bezeichnet
Kampl – campilia, lat. campus – Feld
Falbeson (gesprochen Folwesun) – val busana – Loch, oder Sacktal
Schanggelair (gespr. Tschanggeloar) – cingularia – Einzäunung

Viele Orts- und Bergnamen sind deutschen Ursprungs:
Daunkogel – althochdeutsch: toum – Nebel – Nebelkogel
Habicht (auch Hober, Hoger genannt) – althochdeutsch: habari – Berg für Herden, die Haab = Gemeindeweide
Freiger – Freyge – freie Leute – ein Berg, der für jedermann zur Jagd freigegeben war
Aus jüngster Zeit stammt der Bergname „Zuckerhütl".
Die Stubaier Mundart ist gekennzeichnet durch das Fulpmer r. Darüber wird viel gespottet. Es fällt dem Besucher als erstes auf. Es ähnelt dem amerikanischen rollenden r. Jedoch bereits in Neustift wird es nicht in dieser Ausbildung gesprochen. Anscheinend besitzt es eine große Attraktivität. Es wird von Zugezogenen mit der Zeit angenommen.
Die Neustifter ch-Laute sind ebenfalls eine Besonderheit. Nicht das derb krächzende Innsbrucker „ch" und „k" findet sich hier, sondern das ch wird sehr weit vorne ausgesprochen, was der Sprache etwas „Feines, Vornehmes, mit der sonstigen Urtümlichkeit reizvoll Kontrastierendes gibt".[2]
Trotz Tourismus und trotz aller Schulbildung behauptet sich der Stubaier Dialekt kräftig, und er ist überall zu hören. Besonders gut klingt es, wenn der Skilehrer lautstark seinem Schüler zuruft: „Drrahn die Schulterr nit a so, derr Schi drrahnt di scho von selberr!"

## Adelige Herrschaften

Die Bajuwaren haben im 6. Jahrhundert Tirol in Besitz genommen. Ihre Grafen regieren diese Region mit dem Namen Norital. Auch das Christentum wird neu verankert: Dem Heiligen Pankratius, später wird er zum bäuerlichen Schutzpatron und Wetterheiligen, wird um 900 eine Kirche in Telfes geweiht.
100 Jahre später steht zum ersten Mal der Name des Tales in einer Schenkungsurkunde (ca. 1000 n. Chr.): *ad Stupeia infra alpes hobam I* – Der Graf Otto von Andechs schenkt ein Gut/Hube innerhalb der Berge von Stubai dem Hochstift Freising.
1027 kommt das Stubai samt Inn- und Eisacktal an das Fürstbistum Brixen, die Bischöfe bestellen Adelsgeschlechter zur Verwaltung, zuerst die Grafen Andechs, die bereits als Grundbesitzer im Stubai aufscheinen. Ein Arnoldus de Stubaie ist zwischen 1155 und 1164 ihr Gefolgsmann.
In den Texten der Zeit scheinen die bayerischen Klöster häufig als Besitzer auf.
Die Pächter dieser Güter hatten oftmals die Verpflichtung, einen Weinzins zu leisten. So mußte Bozner Wein mit dem Fuhrwerk in das Kloster in Bayern geschafft werden. Mehrfach ist in den Urkunden von solchem *Weinzins* die Rede.
Bereits im Jahr 1250 kann das Stubai eine für die damalige Zeit dichte Besiedlung, sogar im Talinnern bis Ranalt, aufweisen.
Auch landesfürstlicher Besitz wird im Urbar von 1288 dokumentiert, ein Hof in Chaps (Kapfers) muß dem Landesfürsten Zins in Form von Geld und Naturalien bezahlen.
1327 gibt es im Stubai ein eigenes Gericht: Es wird dem Heinrich Cherlinger aus Stubai verliehen.
Graf Meinhard II. von Tirol (1258–1295) wird der Schöpfer Tirols genannt. Verfassung, Verwaltung, Gesetze sichern Frieden, Wohlstand, Ordnung. Er unterstellt seine Untertanen allein dem landesfürstlichen Gericht, das bedeutet Schutz vor Übergriffen der Grundherren. Handel, Gewerbe, auch die Landwirtschaft blühen auf, wovon die Herrschenden profitieren. Das gilt auch für das Stubai. Die *Gefürstete Grafschaft* wird, nicht zuletzt wegen der Bodenschätze, die auch im Stubai abgebaut werden, zu einem angesehenen Land. Margarethe Maultasch (1318–1369), die letzte Landesfürstin, regiert in diesem Sinn weiter. Durch persönliche Schicksalsschläge wird sie entmutigt, sie übergibt das Land Tirol am 26. 1. 1363 dem Habsburger Rudolf IV.
Ihr Großer Freiheitsbrief von 1342 sichert das Mitspracherecht der Volksvertreter in der Regierung.
Kaiser Maximilian I. (1490–1519) gibt den Tirolern ein weiteres Privileg: Durch das *Landlibell* von 1511 wird festgesetzt, wie die Tiroler in Kriegszeiten ihr Land verteidigen sollten. „Der Landesfürst konnte, je nach Größe der Gefahr, 5, 10, 15, höchstens 20 000 Mann unter die Waffen rufen. Im Nothfall eilten alle waffenfähigen Männer (Landsturm) an den bedrohten Punkt. 300 Jahre blieb dieses Landlibell in Wirksamkeit."[3]
Einige Unruhe und viele Gewaltakte bringen die Bauernkriege und die Reformation. Im Stubai hielt sich ein Pfonser Bauer für einen Propheten, durch seine Reden aufgestachelt „plünderten (die Bauern) den Pfarrwidum in Telfes und die Kapelle auf der Waldrast und verweigerten Zinsen und Zehenten an die Gotteshäuser. Die Regierung mußte alle Mittel anwenden ... um dem Aufruhr ... ein Ende zu machen."[4]

## Kaiserlicher Jagdgast

Der Alpeiner Bach am Weg zum Alpeiner Ferner gurgelt noch unter einer dicken Schneedecke talwärts. Es ist Ende April. Im Nebel irgendwo am Hang schnarrt ein Schneehuhn, antwortet ein zweites, oder ist es der Widerhall?
Aber unterhalb der Hütte, am ersten Boden, steht der Steig unter Wasser. Der Bach durchfließt hier den Boden der Alpeiner Alm, er kommt herab aus dem weiten *Blörchner* Kar unter dem Horntaler Joch. Es ist Vormittag, diesig, warm, der übriggebliebene Schneestreifen sulzigfaul, man bricht knietief ein.
Hier bevölkern die Kröten die Uferränder, Dutzende auf

Gemsenjagd
mit dem Gamsschaft
Aus: „Theuerdank"
(erschienen 1517)




einem kleinen Abschnitt, auf einem Moospolster krabbeln Molche. Von den Felsbändern oberhalb des kleinen Bodens weht der Geruch der Primula glutinosa herunter, büschelweise leuchten von dort die lila Blüten.
Dann geht es hinunter zum Latschengürtel mit einzeln stehenden Zirben und Fichten. Schon von weitem tönt das Rollen und Glucksen des Spielhahns, etwas weiter droben antwortet ein zweiter.
Dann die letzten Serpentinen hinunter zu den bereits grünen Almwiesen von Stöcklen.
Um diese Jahreszeit ist es sehr ruhig hier, die Skitourensaison ist zu Ende, die Almwirtschaft hat geschlossen. Der Parkplatz ist leer. Wie ich mich den Almhütten nähere, sehe ich drüben auf der Sonnenseite im hellen Vormittagslicht auf dem Grün der Wiese ein Tier, es ist ein Gemsbock; mit wilden Sprüngen durchmißt er den von Steinmäuerchen umgrenzten Rasenfleck. Hin und her rast er, und dann springt er auf der Stelle verharrend mit allen Vieren zugleich in die Luft, und das tut er mehrmals, beutelt den Kopf, als wollte das Tier alles Ungemach, das der Winter ihm gebracht hat, abstreifen und abschütteln, wie Wassertropfen aus dem dunklen Fell.
Das Oberbergtal bietet eine reiche, weiträumige Jagd. Das wußten und wissen seit je die Einheimischen. Für die ersten, die hierher kamen, war es ein freies Jagdrevier, dann Besitz der Bauern und schließlich stand es streng bewacht und eingeteilt unter der Verwaltung der adeligen Herrscher, ein „Freizeitpark" der Landesfürsten.

Kaiser Maximilian I. (1493–1519) hegte eine besondere Liebe zu Tirol, ja, er hatte geradezu einen Narren an der Gebirgsgegend gefressen, ein rauhes Gewand, das gut wärmt, soll er darüber gesagt haben.
Er war ein begeisterter und äußerst wagemutiger Jäger und ließ von seinem Oberjäger, dem Grafen Spaur, ein Jagdbuch anlegen. Das „Gejaidbuch der Grafschaft Tirol" erfaßt alle Hirsch- und Gamsreviere Tirols. Auf das Stubai entfallen: 5 Hirschreviere und 11 Gamsreviere, die meisten im Gemeindegebiet von Neustift. Die Jagd von Stöcklen wird als gute Jagd beschrieben, am Pfaffengrat (am Pfaffn) hingegen „hat der Landesfürst keine besondere Freude; die Berge sind rauh, und man kann auch nicht gut hinreiten".[5] Das Stubaier Jagdgebiet war auch für die damalige Zeit von Innsbruck aus leicht erreichbar. Für Wagen und Reittiere gibt es keine größeren Steigungen oder gefährliche Wegstrecken zu überwinden. Als Zufahrt dienten Karrenwege und Reitpfade. Solche Reitwege ließ der Kaiser allenthalben anlegen, auch im benachbarten Ötztal.
Obwohl die Bauern immer wieder freie Jagd und Fischerei forderten, wie es ihre von früher her überlieferten Rechte waren, drangen sie mit ihren Forderungen nie durch. Die Folge war die Wilderei, worüber es unzählige Geschichten gibt (s. S. 211).
Die Jagdgründe im Stubai dürften mit Wild gut bestückt gewesen sein, denn dort hält sich Maximilian oft auf. Damit er nun nicht am Sonntag, falls er sich im inneren Tal aufhält, das damals einzige Gotteshaus weiter talaus in Telfes aufzusuchen gezwungen ist, stiftet er in Neustift eine Kapelle. Der Telfer Pfarrer leistet Widerstand, fürchtet er doch nicht zu Unrecht finanzielle Einbußen und Minderung seines Einflusses im Tal. Doch der Kaiser setzt seinen Willen durch, und am 24. April 1516 wird durch den Brixner Bischof Johann Kneufl die Kapelle geweiht. Patron ist der Heilige Georg. Die prächtige Urkunde, die zehn Kardinäle unterzeichnen und mit ihren Siegeln versehen, ist erhalten.
Die kleine Kirche Maximilians brennt ab, 1774 wird das jetzige große Gotteshaus vollendet.
Die Jagd im Stubai ist heute nicht weniger bedeutend als vor 500 Jahren. Die größten Jagdgebiete im Bereich der Gemeinde Neustift gehören den Österreichischen Bundesforsten, ca. 11000 ha, der Gemeinde bleiben 8000 ha. 16 Jagden befinden sich in bäuerlichem Besitz. Alle 130 Jagdkartenbesitzer sind Einheimische.

## Und küßte ihnen die Füße

An altem, vorchristlichem Brauchtum hat man in Tirol in vielen Orten festgehalten. In der näheren und weiteren Umgebung von Innsbruck finden zur Fasnachtzeit auch heute noch Umzüge statt, es gibt Maskentreiben und seltsame Bräuche: das Mullerlaufen in Thaur, die Rumer Fasnacht, das Axamer Wampelerreiten, das Larchziehen in Umhausen, das Schleicherlaufen in Telfs, das Schemenlaufen in Imst. Die Fasnacht war für die Menschen in den Tälern, die völlig vom Wetter und vom Ertrag ihrer Felder abhängig waren, sehr wichtig. Mit den kultischen Handlungen waren Fruchtbarkeit und Segen für die Fluren gewährleistet, die böswilligen Winter-Dämonen wurden dadurch vertrieben.

Das Heimatbuch Neustift berichtet, „Altes Fasnachtbrauchtum wie in vielen anderen Orten Tirols war in Neustift unbekannt".[6] Daß es dort niemals heimisch war, ist unwahrscheinlich. Berichten doch die Stubaier Gerichtsbücher (Verfachbücher) und die Jesuitengeschichte von Tirol Gegenteiliges.

Daß heute von diesen Bräuchen zwischen Mieders und Neustift nichts mehr aufzufinden ist, könnte an der Mission der Innsbrucker Jesuiten liegen. Die Jesuitengeschichte[7] erzählt, daß im Jahr 1586 ein strenges Verbot gegen dieses Fasnachtstreiben erging und statt dessen ein vierzigstündiges Gebet an den letzten drei Faschingstagen eingeführt wurde. Viel hat dies offenbar zuerst nicht bewirkt. Im Stubai, wohin die Geistlichen geschickt wurden, „mußten die Jesuiten 1603, um gehört zu werden, sogar die Kanzel im Freien aufschlagen; und sie mußten, um etwas gegen die eingewurzelten Bräuche auszurichten, alljährlich ihre Mission wiederholen".[8]

Hier treffen mehrere Momente zusammen, die Geistlichkeit und Obrigkeit auf den Plan rufen: Da ist zuerst einmal das ausgelassene und wilde Fasnachtstreiben, als zweites kommen die damit verbundenen Ausschreitungen und Raufereien dazu, und schließlich gibt es da noch die Aktivitäten der Wiedertäufer, der Lederer-Leute.

Die Volks-Mission der Jesuiten soll in erster Linie dem Bestehen einer Wiedertäufersekte im Stubai ein Ende setzen, zugleich aber hofft man, Umzüge und Unruhe zu beseitigen.

Die Gruppe der Täufer (die Wiedertäuferbewegung war eine weit verbreitete Bewegung im Europa der damaligen Zeit) hat zu Beginn des 17. Jahrhunderts zahlreiche Anhänger in unserem Gebiet. Gsaller berichtet einiges Skurrile darüber: „Die Anhänger diesr Secte nannten sich gegenseitig Brüder und Schwestern und huldigten dem Communismus. Sie erklärten die Messe für eine neue Erfindung und spotteten darüber. ... Besonders verhöhnten sie den Kuraten von Neustift ... Sie verehrten eine schon längst verstorbene Frau, welche im Stubai gelebt, aber nie einen Gottesdienst besucht haben soll. Sie behaupteten, daß ihnen diese Frau bei ihren religiösen Zusammenkünften öfter erschienen sei, wobei um ihr Haupt ein heller Schein geflammt und die Glocken im Turme von selber geläutet hätten ... Sie gruppierten sich nächtlicherweise um ein großes Feuer und opferten dem Satan. Die Mädchen wurden in unsittsamer Weise zum Feuer geführt, wo sie Gott und den Heiligen entsagen und die Verehrung der vorhin erwähnten Frau geloben mußten, und nun begann der wilde Tanz. So wurden sie einmal am Aschermittwoch bei diesem Tanz getroffen ..."[9]
(Der Aschermittwoch war ehemals der Höhepunkt der Fasnacht.)

Ein Führer dieser Gruppe war am Beginn des 17. Jahrhunderts Paul Lederer aus Mieders. Obzwar in der handschriftlichen Jesuitenchronik die Tätigkeit Lederers dokumentiert wird, scheinen nirgends moralisch anstößige Handlungen auf. Solche anzuführen, hätten sich die Jesuiten wohl nicht entgehen lassen. Ganz im Gegenteil berichtet dieses Buch:

„Paul Lederer aus Mieders (Mytternensis), seines Zeichens Binder, hat, obwohl ganz ungebildet, doch neue Irrtümer unter dem Volk verbreitet. Fromm erzogen, liebte er vorzüglich das Beten, aber die gewöhnlichen Gebete, Paternoster, Ave Maria, Credo waren ihm zu kurz, den Tag auszufüllen und seine Betlust zu stillen. Er wollte neue Gebete."[10] und später: „Paul legte mit ungefähr 30 seiner Anhänger in öffentlicher feierlicher Zeremonie das Gelübde der Keuschheit ab ..."

„Unversehens sieht er eine holde Jungfrau vor sich, namens Gottespreis, die sich ihm als Helferin anbietet ... Von ihr lernt er Gebete ohne Zahl und bald unterweist er darin selbst Knaben und Mädchen. Um sicher zu wirken, gab er seine Stücklein als Eingebungen der Himmlischen aus, auf die Christus und die Heilige jungfräuliche Mutter besonders achten ... Bald wurde er beim Volke für einen Heiligen gehalten und gefeiert. Und die Gebete des Mannes, mit vielen Fehlern weitergegeben, verschlang die ländliche Bevölkerung mit wahrer Gier. Und er, mit natürlicher Fähigkeit begabt, brachte sie leicht an. Die Folge war, die kirchlichen Gebete wurden vernachlässigt, die seinen waren in aller Munde." Egger berichtet weiter:

„An diesen Bräuchen (Fasnacht) hielten auch die Leute von Paul Lederer fest, schon deswegen, weil sie überhaupt für Frohsinn schwärmten. Sie pflegten das alte Volkslied, daher auch alte Volksbräuche. Schließlich hätte man ihnen das ja verzeihen können. Aber eines schien man dem Lederer nicht verzeihen zu wollen: daß er die Leute nicht bloß bei diesen alten Gebräuchen beließ, sondern weiterhin von dem Gebet weglockte ...

Während des 40stündigen Gebetes in der Kirche sieht der Pfarrer die Stühle leer. Die Leute von Telfes sind in Neustift bei der Maskerade. ... Zur Osterzeit wartet der Pfarrer im Beichtstuhl vergebens auf zerknirschte Bekenner. Zu Pfingsten und die sonnigen Sommersonntage sind sie lieber im Walde und auf Bergeshöhn als in der muffigen Kir-

che ... singen ihre verstandenen (nicht lateinischen) Lieder und führen den Reigen dazu: so lehrt die Jungfrau Gottespreis" (Jungfrau de Laude Dei, wie die Jesuiten übersetzen).
Eine Anzeige geht auf den Stubaier Pfarrer zurück. Die Behörde schreitet um so lieber ein, als es im Fasnachtstrubel nicht nur zu ausgelassener Heiterkeit, sondern auch zu Raufereien kommt, wie im Jahr 1616. Damals artete der Übermut in einen ausgedehnten Raufhandel aus, der die Obrigkeit zum Einschreiten zwang.
Am 10. 12. 1615 zeigt P. Christoph Brandis, Rektor des Kollegiums der Jesuiten in Innsbruck, der Regierung an, daß Paul Lederer, Bindergesell aus Mieders, sektische Lehren verbreite.[11] Darauf wird Paul Lederer zum ersten Mal verhaftet, aber auf sein feierliches Versprechen hin, das Gebetemachen zu unterlassen, Ende des Jahres 1615 wieder freigelassen.
Am 16. Oktober 1617 versammelt sich Paul Lederer wieder mit etlichen jungen Weibspersonen und verrichtet mit ihnen seine Gebete. Das kommt der Obrigkeit zu Ohren. Der Landesfürst befiehlt, ihn gefangen zu setzen und auf einem Karren nach Innsbruck zu bringen.
Im Kräuterturm zu Innsbruck, wo schon Jakob Huter, der große Wiedertäufer Tirols, eingekerkert worden war, wird auch Paul Lederer in Haft genommen. Es folgen mehrere Verhöre. Lederer zeigt sich verstockt und völlig unzugänglich. Ein Jesuitenpater soll ihn zur Umkehr bewegen. „Aber er hört den Mann zuletzt einfach nicht mehr an, der mochte reden, was er wollte."[12]
Lederer bleibt weiter so halsstarrig, daß er am 3. November 1617 aus der Haft entlassen, jedoch des Landes verwiesen wird, bei Todesstrafe im Fall der Rückkehr. Gut scheint es ihm im Exil im winterlichen Bayern nicht ergangen zu sein. „Der Mensch fiel in Schwermut, so daß er weder aß noch der Ruhe pflag. Da er drei Tage in einem Heustadel ohne Essen zugebracht, verkroch er sich endlich, vom Wetter getrieben, ins Gebirge."[13]
Schließlich kehrt er wieder nach Tirol zurück. Jedoch bald darauf melden zwei Bauern, sie hätten den Paul auf einer Ochsenhütte am Berg gesehen. Am 1. Februar 1618 ergeht die Weisung an den Pfarrer von Stubai, er solle dem Richter zu Hilfe kommen, damit der Lederer nicht weiter herumschleiche. Gerade zu diesem Zeitpunkt ist die Obrigkeit „wieder sehr aufgeregt, weil ihnen der Mummenschanz im Stubai im neu angebrochenen Fasching viel Sorge macht".[14]
Der Pfarrer klagt außerdem am 15. Januar 1618 „über allerhand ganz unchristlichen und unzulässigen Mutwillen, so durch das Bauerngesindel", (A. Egger kann nicht umhin, dazu zu vermerken: *so spricht der Seelsorger!*), über „abscheuliche, grobe Possen, unchristliches Wesen am Aschermittwoch" und weiter, „solch schändlicher gottloser Mißbrauch der teuflischen Verunstaltungen soll nun künftig auf hohen Befehl eingestellt werden, besonders die Maschgeradi am Heiligen Aschermittwoch".[15]
Am allerbösesten aber war damals am Aschermittwoch der *Widums-Sturm*. Der war bereits 1605 streng verboten worden. Hiebei stürmten die Jäger des Ortes das Widum, und der Pfarrer mußte ihnen Mahl und sogar Nachtlager geben. Das war ein sehr kostspieliger Besuch. Schon deswegen ließ ihn der Pfarrer mehrmals vom Landesfürsten verbieten. Aber in diesem Jahr war das Verbot des Landesfürsten aus einem anderen Grund wichtig. Die Jäger und insbesondere die Anhänger der Wiedertäufer hätten es sich bei diesem Widums-Sturm nicht nehmen lassen, zu tanzen, recht ausgelassen zu sein, Fleisch zu essen und auf den Geistlichen Spottlieder zu singen. Daher untersagte man alle Maskeraden und vor allem den Widums-Sturm, man fürchtete, die Wiedertäufer könnten sich unter die Masken mischen und auch Paul Lederer könnte unerkannt dabei sein. Ob er wirklich dabei war, weiß man nicht. Tatsache ist, daß er im Februar 1618 aufgegriffen und zum dritten Mal inhaftiert wird.
Für Paul Lederer wird die Lage ernst, und nach fünfmonatiger Haft und entsprechender peinlicher Befragung kommt das Ende: „Die Jesuiten brachten ihn endlich auf den rechten Weg und zur Erkenntnis seiner Irrtümer, *daß er ihnen freudig dankend die Füße küßte*, sich selbst mancipium osci plagitiis coopertum (ein von Begierden gepeitschtes Werkzeug der Hölle) nannte, gehörig betete und am 7. Juli 1618 mit großer Standhaftigkeit den Todesstreich empfing."[16] Das Urteil hatte der Richter Christoff Zehentner von Sonnenburg gefällt. Am 4. 7. 1618 war das Urteil bestätigt und der Vollzug angeordnet worden. Es wird berichtet, daß bei der Hinrichtung Paul Lederers talein und talaus die Glocken läuteten, und ein Mütterlein im hintersten Stubaital seinen letzten Seufzer gehört habe.

## Jahrhundert der Kriege

Tirol ist während der Napoleonischen Kriege Schauplatz erbitterter Gefechte. 1797 sind die Truppen Napoleons erneut im Anmarsch. 20000 Mann sollten etschaufwärts über Bozen, Brixen und das Pustertal vorrücken. Es kommt beim Dorf Spinges, auf dem Hang über dem Brixner Becken, zu dem denkwürdigen Kampf am 2. April.
Eine Bauernmagd, *das Mädchen von Spinges*, schürzt ihre langen Röcke, springt auf die Kirchhofmauer, dort stehend sticht sie mit ihrer Heugabel auf die andringenden Franzosen ein.
Bei dieser Spingeser Auseinandersetzung gerieten die von den Höhen herabstürmenden französischen Truppen in ein wildes Handgemenge. Hier zeichneten sich mehrere Stubaier durch besonderes Draufgängertum aus:
„Volderauer Johann, 20 Jahre alt, Bauer aus Neustift, gefallen am 2. April 1797 in Spinges. Er fiel als Opfer seiner großen Tapferkeit und seines feurigen Mutes, da er allein gegen die auf die Höhen von Spinges vorrückenden

Franzosen hinlief und von einer Musketenkugel getroffen wurde.
Stern Veit, Bauernsohn aus Neustift, 25 Jahre alt, gefallen am 2. April 1797 in Spinges. Er kämpfte tapfer in der Vorderreihe in Spinges und wurde erschossen.
Kartnaller Michael, Bauernsohn aus Neustift, 26 Jahre alt, gefallen am 2. April in Spinges. Er zeichnete sich bei der Verteidigung der Spingeser Friedhofsmauer gegen die anstürmenden Franzosen aus und fiel durch einen feindlichen Schuß."[17]
Nach der Niederlage bei Austerlitz mußte Kaiser Franz in Wien im Frieden von Preßburg am 26. Dezember 1805 Tirol an Bayern abtreten.
Die Erhebung Tirols unter Andreas Hofer im Jahr 1809 brachte für die Tiroler in mehreren Schlachten im Frühjahr und Sommer dieses Jahres die Siege am Berg Isel, doch die Niederlage der kaiserlichen Truppen folgte nur wenige Monate später. Die Siege am Berg Isel waren umsonst, umsonst die todesmutige Begeisterung, als die Stubaier mit „Fahn und Musik" ausgezogen waren.
Von den 348 Stubaier Männern, die ausgerückt waren, fielen in den Kämpfen am Berg Isel zehn, neunzehn wurden verwundet, von denen starben drei kurz darauf, schwerstversehrt blieben vier. Die Kosten für die ganze Unternehmung der Stubaier Truppe beliefen sich auf 8944 fl (Florin) 52 Kreuzer.
Viel verheerender für die kleinen Gemeinden des Stubai wirkten sich die Kriege des 20. Jahrhunderts aus: Allein die Gemeinde Neustift muß den Tod von über 60 Männern im Ersten Weltkrieg beklagen, im Zweiten sind es über 80, viele andere erlitten schwere Verwundungen oder mußten Jahre der Gefangenschaft erdulden. Der kleine Ort Mieders muß 20 Gefallene des ersten Krieges verzeichnen, über 30 im zweiten.

## Frühe Kunstwerke

Das eindrucksvollste Bildwerk früher Kunst im Stubai befand sich in der Wallfahrtskirche auf der Waldrast.
Heute steht diese Statue, genannt die Spitzwaldmadonna, in der Neustifter Kirche.
Diese Marienstatue mit Kind wurde am Beginn des 15. Jahrhunderts von einem unbekannten Meister geschaffen. Eine Legende erzählt von der Auffindung der Statue im Spitzwald, das ist dort, wo der Weg zur Nürnberger Hütte von der Gletscherstraße abzweigt. Neustifter Bauern waren in diesem Wald beschäftigt, Holz zu schlagen, die Baumstämme sollten im Bach talaus getriftet werden. Ein Stamm jedoch verspreizte sich und wollte sich nicht abtreiben lassen. Da zersägten die Männer den Baum, und siehe da, in seinem Innern zeigte sich das Bild. Sie sägten es aus dem Stamm heraus. Auf der Waldrast unter der Serles wurde eine Kapelle gebaut und die Statue dort aufgestellt. Auch die Auffindung des Bauplatzes war von wundersamen Ereignissen begleitet. Der Bau der Kapelle war 1429 vollendet, geweiht wurde sie 1465. Dieses Gnadenbild zog jährlich bis zu 40 000 Pilger zur Kirche auf der Waldrast. Die Vorstellung einer Statue, die in einem Stamm eingewachsen ist und herausgesägt werden muß, läßt an sehr alte Überlieferungen denken. Alte Gottheiten waren oft mit einem Baumkult verbunden. „Wir wissen, daß die Tanne der Göttin der Geburt heilig war und daß der Boden des Tempels (der Juden) aus Tannenbohlen bestand."[18]
Diese kleine Statue ist das schönste und auch das älteste Stück der Neustifter Kirche. Der üppige goldene Strahlenkranz, der nicht nur den Kopf, sondern die ganze Figur umgibt, die aufrechte stolze Haltung der Maria, das Szepter in ihrer Linken, sind Merkmale, die die frühe Entstehungszeit rechtfertigen. Ihre Gesichtszüge und ihre Haltung erscheinen hoheitsvoll, sie trägt die prächtige Krone wie selbstverständlich.
Mehrere Kapellen im Tal und auch auf den Almen, im Pinnis, in Oberiß, Sedugg, sind restauriert oder neu errichtet worden. Die älteste steht in Außerrain, sie trägt die Jahreszahl 1692. Eine Kapelle an der Zeggerbrücke wurde sehr schön restauriert. Der Erweiterungsbau des bemerkenswerten Kirchleins in Krößbach stammt von C. Holzmeister.



Foto: Henriette Kiler

**Die „Spitzwaldmadonna" in der Neustifter Kirche, am Beginn des 15. Jahrhunderts geschaffen**

In der Milderer Kapelle befindet sich ebenfalls eine schöne Marienskulptur über dem Altar. Auch hier trägt die Mutter königliche Insignien und den goldenen Strahlenkranz. Statt eines Szepters steckt ein Schwert in ihrer Brust. Zahlreiche königlich thronende, prächtig gekleidete und gekrönte Marienfiguren findet man an die Häuserfronten aufgemalt; ihnen stehen zahlreiche Bildwerke des Gekreuzigten gegenüber. Bemerkenswert der überlebensgroße Christus in der Totenkapelle in Mieders; ein sogenanntes Bußkreuz von 1500 befindet sich in der Hauskapelle des Ebner Hofes, es stammt ursprünglich aus der Maximilianskapelle in Neustift.

## Österliche Baukunst

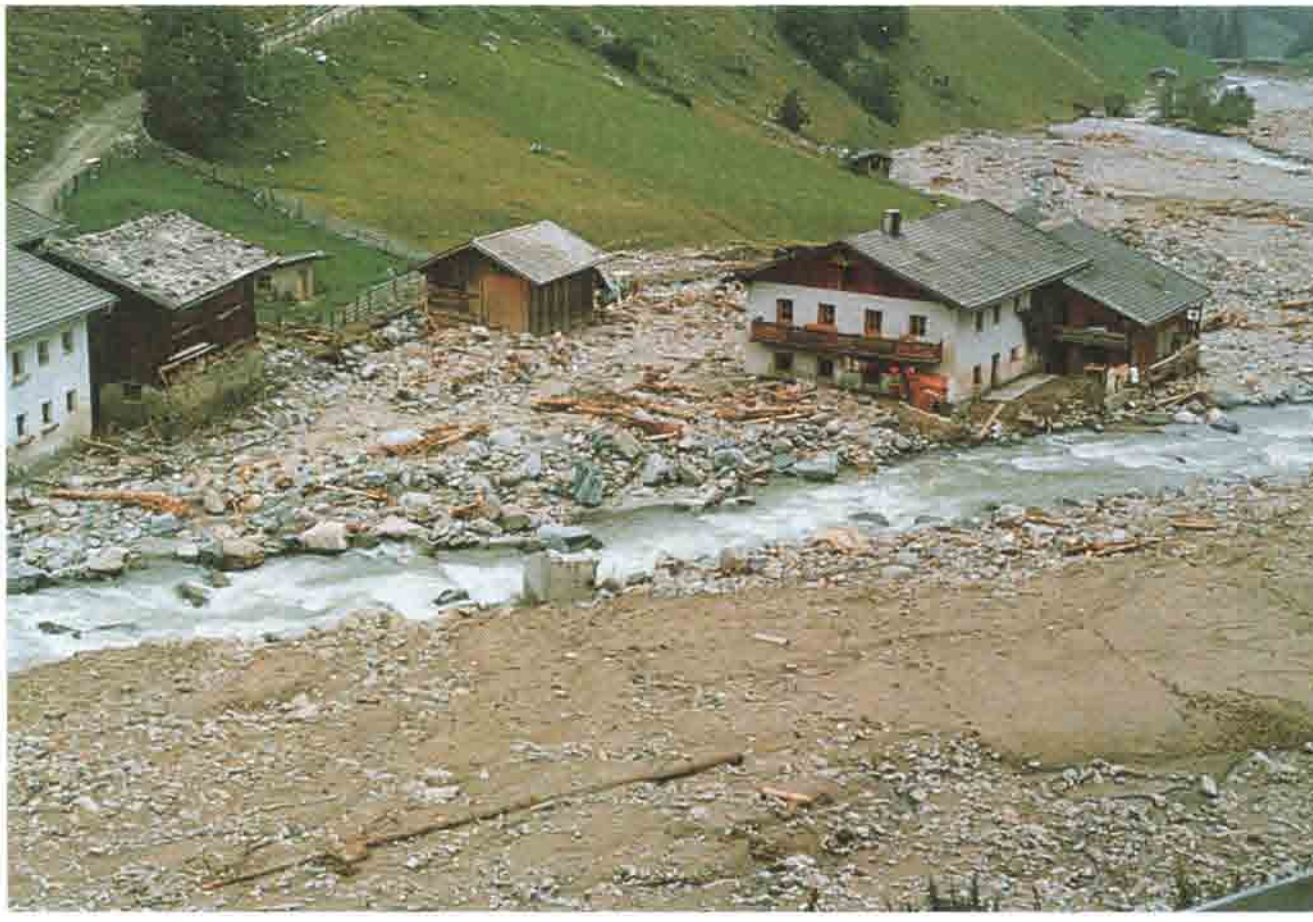
*Österliche Baukunst* und einen *Ausdruck ungetrübter Freude* nennt Bischof Reinhold Stecher das Barock.[19] Wie eine gewaltige Welle rollt im 18. Jahrhundert diese Stilrichtung über Tirol hinweg. War es eine Aufbruchsstimmung in ein neues Zeitalter, eine himmlische Begeisterung über neue religiöse Inhalte? Die Gegenreformation hat im Lande erfolgreich gearbeitet. Die gefährlichen und unruhigen Zeiten der Bauernkriege und der Wiedertäuferbewegung im 16. und 17. Jahrhundert sind überstanden. Zufriedenheit und Befreiung sind in dieser Kunstrichtung zu spüren.

Es gibt fünf Barockkirchen im Stubai, entsprechend den fünf Gemeinden des Tales.
In Neustift steht die imposanteste, Fulpmes besitzt die schönste, Telfes eine auf einem wunderbaren Aussichtspunkt über dem Taleingang gelegene. Mieders kann auf eine spätgotische Bausubstanz hinweisen, an der Kirchenrückwand hinter der Orgel gibt es ein Wappen mit der Jahreszahl 1320; die Schönberger haben ein Gotteshaus auf einem der aussichtsreichsten Punkte stehen, und dazu mit dem Widum und der Kapelle zusammen ein bemerkenswertes Bauensemble von klarem, einfachem Umriß.

Die Zeit all dieser Kirchenbauten und Erneuerungen fällt in die Mitte des 18. Jahrhunderts und ist mit dem Namen des Priesters und Baumeisters Franz de Paula Penz (1717–1772) verknüpft. Die Kirchenneubauten in Neustift, Fulpmes, Telfes und Mieders hat er bewerkstelligt. In den 20 Jahren seines Schaffens hat er nicht weniger als 14 Kirchen in Tirol gebaut.
Um seine Tätigkeit als Pfarrer und Baumeister ranken sich manche Legenden. Die Telfer Kirche, deren Pfarrer er war, ließ er kurzerhand, obwohl sie noch funktionsfähig war, niederreißen, während seine Pfarrkinder auf dem Felde arbeiteten. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als dem Neubau zuzustimmen.
Penz war nicht nur Gottesmann, sondern auch geschickter Baumeister und Architekt, dazu ein Genie im Auftreiben der Geldmittel für diese kolossalen Bauten, ein effizienter Organisator und Bauleiter; seine Kirchen vermochte er in kürzester Zeit fertigzustellen.
Als die zwei schönsten Kirchenbauten möchte ich die von Fulpmes und Neustift bezeichnen.
Der klaren Helle und Größe des Kircheninneren von Neustift stehen die bewegte, zarte Fülle und die besonders anmutigen hellen Farben der Fulpmer Kirche gegenüber.
In barocker Manier sind beide – wie die übrigen natürlich auch – in ihrem Innern mit Malerei und Stukkatur in reichem Maß ausgestattet.
Die Gemälde, vor allem an der Decke der Kirchen, häufen und türmen Bilder über Bilder und füllen den ganzen vorgegebenen Raum mit einem Gewimmel von Figuren. Der weit entfernt am Boden stehende Betrachter findet es schwierig, Einzelheiten zu unterscheiden. Eine Schar von Heiligen und Gottheiten tummelt sich dort droben. Bald scheinen sie als eine große Familie, bald wie ein Freundeskreis beim festlichen Gastmahl. Von ihren Anverwandten umgeben, sitzen Gottvater und Sohn auf Wolkenkissen (Verehrung der Heiligen Dreifaltigkeit in der Kirche von Neustift), Maria im blauen Mantel und darunter besonders hübsch Notburga mit der Sichel und eine Frau mit einem Lamm, beide in Bauerntracht gekleidet. In diesem Gotteshaus gibt es die Darstellungen: *Pfingstwunder* (Joseph Anton Zoller), die *Verehrung der Heiligen Dreifaltigkeit* (F. J. Haller), das *Letzte Abendmahl* (Joseph Keller), die *Heilige Cäcilia mit musizierenden Engeln* (Fr. J. Haller oder Franz Altmutter).[20]

Die Neustifter Kirche ist eine der größten Hallenkirchen im Land. Der Baumeister überzeugte die Neustifter, daß die von weit her zu Fuß gekommenen Gläubigen doch alle einen Sitzplatz bekommen müßten. Im Innern dominieren Helle und originelle Gestaltung durch die dreistöckigen Fensterreihen. Der Hochaltar nimmt imposant die ganze Breite der Vorderfront ein.

Die Kirche in Fulpmes erscheint 1375 als „Kirche in Wultmeins" zuerst erwähnt. Lange nur abhängig von der Mutterpfarre Telfes, wird hier erst 1748 eine selbständige Kuratie geschaffen. Franz de Paula Penz errichtet ein neues Widum und die Kirche. 1748 wird diese geweiht.
Als Schmuckstück gerühmt, wirkt vor allem das Innere durch den weißen, nur zart vergoldeten Stuck, der auf einen pastellfarbenen Hintergrund aufgebracht ist, der Freskenschmuck (von Georg Bergmüller aus Augsburg) ist sparsamer und zarter eingesetzt. Ein Hauch von Rokoko weht über allem. Die Kirche besitzt ein modernes Ostergrab, das der bekannte Architekt Clemens Holzmeister, ein Fulpmer, 1954 geschaffen hat.
Die zarten Farben weiß und rosa, die über das ganze Innere herrschen, die vier glitzernden vergoldeten Statuen am Hauptaltar, all dies scheint den Schneeglanz der Gletscher wiederzugeben, die über dem Tal stehen.



## Johannes Nepomuk oder die Kultivierung der Naturgewalten

Die *Grandilan* sein da, hat jemand aus Milders berichtet. Am Ostrand des Ortes besitzt Hermann Pfurtscheller eine sanft geneigte, sanft gewellte Wiese. Jetzt, Anfang April, morgen ist Ostersonntag, zeigt sie sich von ihrer schönsten Seite. Von diesem zarten, alpinen Frühlingsgrün angehaucht, darübergebreitet die weißen Schleier der gerade aufgeblühten Krokusse, der *Grandilan*.

„Na, jetzt ischt er beim Mischtbroatn", ruft die Salchnerin empört aus, als ich bei ihr ankomme und wir zum Hermann hinübergehen. Ja, akkurat, so ist es. Der Hermann ist gerade dabei, den Mist, der bereits in kleinen Haufen sehr regelmäßig am Unterrand des Hanges verteilt liegt, über diese Wiese und dabei über die zarten Blüten auszubreiten. Dieser Blumenpracht wegen fährt man um diese Zeit hinaus aufs Land. Zum Glück hat Hermann erst vor einer Stunde mit seiner Arbeit angefangen, und da er sie händisch verrichtet, dauert es schon seine Zeit, bis er, von unten nach oben fortschreitend, den ganzen Hang gleichmäßig mit dem Mist bestreut hat. Da bin ich gerade noch zurecht gekommen.

**Rechts:**
**Krokuswiese in Milders –**
**Hermann beim**
**Mistbreiten**

Viele der Wiesen im Talbereich zwischen Neder und Falbeson bieten sich dem Betrachter im Frühjahr 1996 völlig plan. Die Vegetation scheint irgendwie anders als auf den bergseitigen Hängen. Hier war der Talboden nach Überschwemmungen im Sommer 1987 von der austretenden Ruetz mit einer kompakten Masse von Geröll, Sand, Steinen, Astwerk und Stämmen zugeschüttet worden. Trotz des Einsatzes großer Maschinen nahmen die Aufräumarbeiten und die Rekultivierung viele Monate in Anspruch. Diese Arbeit, verbunden mit umfangreicher Verbauung und Sicherung der Bäche, dauert bis heute, zum Jahr 1996. Wie lange hat man wohl früher gewerkt, bis all die



Seite 34:
Die Häuser von Ranalt
wurden 1987 vom Hochwasser
eingeschlossen

Steine, die Blöcke, die Wurzelstöcke, sperrige zersplitterte Baumstämme weggeschafft waren und der Boden wieder Frucht trug.
„Am Talboden muß der Ruetz immer von neuem wertvoller Kulturgrund abgerungen werden."[21] Und das nicht nur wie im folgenden bezeugt, sondern bis heute.
Der erste schriftlich aufgezeichnete Bericht stammt aus dem Jahr 1668, in dem von einer schlimmen Überschwemmung durch den Pinnisbach die Rede ist, die letzte in unserem Jahrhundert ereignete sich im Sommer 1987, wo am 18. und 19. Juli und gleich darauf am 24. und 25. August eine Unwetter- und Wasserkatastrophe das Stubai heimsuchte. Im letzten Jahrhundert, von 1800 bis 1900, müssen zwanzig Katastrophen aufgelistet werden. Von 1900 bis 1996 sind es vier größere und einige kleinere solcher Ereignisse.
Der erste ausführliche Bericht über eine solche Verwüstung war in einer Tiroler Zeitung zu lesen:

„Am 6. September 1862 richteten die Wildbäche vom Unter- und Oberbergtal in der Gemeinde Neustift Verheerungen an, wie sie seit 40 Jahren nicht mehr vorgekommen sind. Die Gletscher waren schon lange durch den heftigen Südwind angegriffen und durch den herabströmenden Regen schwollen die Bäche vollends an. Alles verheerend wälzten sie sich zum Tal nieder, rissen Brücken, Zäune, Städel und Mühlen mit sich fort, zerstörten die Talwege viele Stunden weit. Nachdem nun jeder Wildbach in seiner Richtung das Seinige in der Verwüstung geleistet hatte, überschwemmten sie nach ihrer Vereinigung in der Ebene von Neustift mit umso größerer Kraft die Wiesen und Felder der weiten und ebenen Talsohle ... breitete sich das Wasser der Ruetz weit und breit in den Wiesen aus und ließ dem Landmann statt reichlichem Grummet und schönem Flachs ... Schotter, Steine und ausgeschwemmten Boden zurück ... viele Zentner Heu wurden vertragen oder in den eingesandeten Städeln ver-



Fotos: Henriette Klier

Die Ruetz im inneren
Talboden nach den
Überschwemmungen
von 1987



Oben:
Die Prozession zum Schutz vor Wasserkatastrophen in Wans (Passeier)
Rechts: Nepomuk, die Heiligenstatue im Wanser Bach
„... einer der spektakulärsten Bittgänge, die man im Alpenraum kennt."



Fotos: Henriette Kler

dorben ... und auch viel Grund und Boden auf lange Zeit unfruchtbar gemacht ..."[22]

Der Bericht aus dem Sommer 1873 meldet:

„Nach einer äußerst schwülen Nacht brach am 1. August gegen 6 Uhr abends ein furchtbares von Hagel begleitetes Unwetter los, das sich vorzüglich gegen den Oberberg hin entlud. Bedeutende Muren und tobende Seitenbäche stürzten in den Talbach und stauten ihn beinahe auf. Danach brach das Unglück herein. Unter einem Gekrache und Getöse, das den Donner weit übertönte, wälzte sich der Oberbergbach als ein Ungethüm von zähem Schlamm mit Holzmassen und riesigen Steinen ins Haupttal auf den Weiler Milders zu, staute sich hinter der Schöchlanerbrücke, und im nächsten Augenblick floß das Wasser zu beiden Seiten über, sodaß das Bachbett völlig trocken wurde.

In Oberberg verschwanden infolgedessen die Brücken ... und wo sonst sich der Weg befand, tobte nun der Bach. In Milders standen Felder und Wiesen, drei Gehöfte, Futterstädel ... unter Wasser. Es waren dieselben Felder, die am 19. Juni 1871 überschüttet und mit vieler Mühe wieder urbar gemacht worden waren.

Weiter brach zu gleicher Zeit bei der Kirche von Neustift im Bacherthal ... eine mächtige Mure los ... und sich über die Felder und auf die Häuser mit solcher Schnelligkeit stürzte, daß ein Bursche, der eine Kelleröffnung verrammeln wollte, nur mit Zurücklassung eines Stiefels und des Mantels durch einen kühnen Sprung sich retten konnte ..."[23]

Wie die Bewohner es anstellten, diese Verwüstungen immer wieder zu beseitigen, kann man aus einer Beschreibung aus dem Jahr 1825 erfahren:

„Beharrlichkeit setzt er (der Bauer) auch dem Wüthen des Wildbaches entgegen, mag dieser auch ganze Stücke vom Felde wegreißen, oder sie mit ungeheuren Steinen und mehrere Schuh hohem Sandlager überschütten ... Bald begibt er sich mit Weib, Söhnen und Knechten dahin, räumt die kleineren Steine hinweg, schüttet sie meist längs dem Bache auf in Haufen, die seinen Gründen für die Zukunft zur Schutzwehre dienen, und beginnt dann endlich die mühevolle Arbeit des Abräumens der Sand- und Schotterlage. Hier schöpfet er erst die Lage ab, und schichtet sie in Haufen auf; dann gräbt er die darunterliegende gute Erde aus, und wirft sie ebenfalls auf Haufen. In das entstandene Loch wird der Schotter hinunter geworfen, und dann die Erde daraufgelegt."[24]

Auch dem Talgrund des Ötztales erging es nicht besser. Das Bett der Ötztaler Ache begrenzt den Westrand unseres Kartengebietes in Nord-Südrichtung.

Die Studie *Wie entsteht Kultur- und Lebensraum in einem Gebirgstal* erwähnt einiges Bemerkenswerte zu diesem Thema. Hier sagt Prof. Patzelt, Universität Innsbruck, daß der Mensch bereits in der frühen Bronzezeit das Gebiet des Ötztales urbar gemacht habe. Das bezeugen Analysen von weideanzeigenden Pollen, Spuren großflächiger Brandrodung, auch Hinweise auf künstliche Bewässerung. Aber auch „die Besiedlungsgeschichte des Ötztales war ... immer auch eine Geschichte folgenschwerer Naturereignisse. Schriftliche Quellen belegen die Zerstörung unzähliger Höfe durch Naturgewalten. So wurden etwa in Umhausen im 18. Jahrhundert 67 von 124 Feuerstätten durch Muren vernichtet ... Große Felsstürze, Lawinen, vor allem aber Muren und Überschwemmungen waren damals viel häufiger als heute. Im vorigen Jahrhundert war das Tal von etwa 20 Großkatastrophen betroffen, im 18. Jh. kommt man auf eine ähnliche Zahl. Dagegen gab es in unserem Jahrhundert vier Ereignisse dieser Größe, nämlich 1911, 1928, 1965 und 1987."[25]

Diese verheerenden Wasserschäden durch die Wildbäche versuchte man im Alpengebiet durch Gebete, Prozessionen, Wetterläuten, Aufhängen geweihter Kräuter u. ä. abzuwenden. Die Geistlichen müssen mit den Prozessionen anhalten und den Bach segnen, um so die Elemente zu beschwichtigen. Einer der bekanntesten Brücken- und Wasserheiligen ist Johannes von Nepomuk. Wir treffen sein Konterfei an vielen Brücken, auch an Brunnen hält er Wache. Die Kirche von Obergurgl ist ihm geweiht, in Längenfeld in der Pfarrkirche ist er auf dem Deckengemälde und auf einem Seitenaltarblatt dargestellt.

An der *Hoachn Brugga* am Schlicker Bach im oberen Dorfbereich von Fulpmes steht die barocke Statue dieses Heiligen. Wie auf allen Bildwerken ist er mit dem weißen Chorhemd, dem schwarzen Rock und der hohen Kopfbedeckung dargestellt. In der Schönberger Pfarrkirche „Zum Heiligen Kreuz" gesellt sich Nepomuk sogar zu den Heiligenfiguren am Hochaltar.

Am Südabhang der Stubaier Berge, unter dem Jaufenpaß, richtete der Waltener Bach immer wieder große Schäden an den Fluren des Wanser Tales an. Hier findet einer der spektakulärsten Bittgänge statt, die man im Alpenraum kennt. Er reicht in älteste Zeit zurück, in eine Zeit, da man mit magischen Handlungen die launische Wettergottheit zu besänftigen suchte. Jedes Jahr findet dort am Wildbach eine Prozession statt, wobei die Statue des Heiligen Johannes Nepomuk mitten in das Bachbett gebracht wird. Dort zwischen zwei Bacharmen auf einer künstlich angelegten Schotterinsel liegend, muß Johannes Nepomuk warten, bis die feierliche Prozession von der Waltener Kirche kommt, bis zwei Passeirer Männer auf Brettersteigen zu ihm gelangen, ihn aus dem Wasser holen und auf die bereits bereitgestellte rotsamtene Bahre legen. Die wird mit der Prozession zum Wanser Hof getragen. In vorchristlichen Zeiten war es die Statue einer Gottheit, die zu diesem Behufe ins Wasser getaucht wurde. Nepomuk, als Liegender dargestellt, wohnt stumm den Feierlichkeiten bei, sein bleiches Gesicht vom Sternen-Strahlenkranz umrahmt, die Hände über dem Spitzenrock gefaltet. Ein Generalvikar wollte diesen, wie er meinte, *heidnischen* Brauch abschaffen, da trat ein Waltner Bauer auf ihn zu

und sagte: „Wenn aber der Bach kimmt, nacha geasche du inni, den Bach aufzuhöbn!" Das wollte der Herr Generalvikar nicht, und so blieb der Brauch bis heute.[26]
Und nicht zuletzt war der Zauberer *Pfeifer Huisele*, ein Mann aus dem südlichen Stubai, überall berühmt, berüchtigt und gefürchtet. Der konnte nämlich ein Unwetter herbeizaubern!
Über die Verwüstungen, die die Ruetz in diesem Jahrhundert anrichtete, wird berichtet:
„Am 18. und 19. Juli 1987 war der Bach durch die spät einsetzende Schneeschmelze schon stark angeschwollen, als ihn ergiebige Regenfälle bis in große Höhen zum Überlaufen brachten ... Zuerst brach die Ruetz bei Ranalt aus und vermurte den ganzen Talkessel, dann wieder in Falbeson, wo Almgebäude zerstört wurden und Vieh umkam. Auf dem Weiterweg nach Volderau wurde die Talstraße weggerissen, in Volderau selbst ein Campingplatz zerstört ... Überall waren die am Bach gelegenen Wiesen mit Geröll und Sand verschüttet."[27]
Nach den Ereignissen von 1987, wo im selben Sommer durch die Wildbäche gleich zweimal schwere Verwüstungen im Stubai angerichtet wurden, arbeiteten zunächst zahlreiche freiwillige Helfer, Feuerwehr, Gendarmerie, Bundesheer, Rotes Kreuz, Bergrettung, Bergwacht, Wasserwacht, um die schlimmsten Schäden zu beseitigen.
Nach diesem Jahrhunderthochwasser schien endlich die Zeit reif, großzügige Sanierungsarbeiten und Schutzbauten in Angriff zu nehmen.
Fertiggestellt wurden zahlreiche Schutzbauten am Oberlauf der Ruetz von Ranalt talauswärts: eine mächtige Talsperre hinter Ranalt und eine Sperre beim Rauchanger. Es gibt mehrere große Auffangbecken, so oberhalb von Falbeson, auf Klaus-Äuele zwischen Falbeson und Ranalt, in Krößbach und oberhalb des Steinbichelegrabens.
Außerdem erfolgte eine Tieferlegung des Bachbettes um 1,5 m, die Straße talein von Volderau wurde neu aufgeschüttet und das Niveau der neuen Straße um 1,5 m gegenüber der alten gehoben. Befestigungen der Ufer gibt es nun fast auf der ganzen Länge der Ruetz. Auch die Seitenbäche wurden teilweise verbaut.
Daß hier nicht unmäßige bauliche Nutzung des Gebietes, Rodungen für Skipisten, das Waldsterben und was sonst noch gerne an Gründen für Unwetterkatastrophen angeführt wird, die Schuld an den Ereignissen tragen, beweist die Tatsache, daß die schlimmsten Verheerungen in den vergangenen Jahrhunderten erfolgten, wo von menschlichen Eingriffen in die Natur im Stubai keine Rede sein konnte, und daß die Einzugsgebiete der Bäche, die in diesem Jahrhundert dieses Unheil anrichteten, frei von irgendwelcher Nutzung durch Menschen sind, d. h. weit über der Waldgrenze, in völlig unberührten Regionen liegen.
In der Untersuchung über das Ötztal vertritt Prof. Patzelt die Meinung, es wäre Zeit für eine Relativierung dieser besonders in deutschen Medien immer wieder verbreiteten Katastrophenhysterie. Relativiert sehen will Patzelt angesichts der Historie auch oft gehörte Befürchtungen über moderne Eingriffe ins ökologische Gleichgewicht:
„Die Flächen, die heute (im Ötztal) für Skipisten beansprucht werden, machen mit 4,5 Quadratkilometern gerade 0,5 Prozent der Gesamtfläche aus (im Gebiet Hochstubai sind es ca. 2–3 $km^2$), sie sind, was Wasserhaushalt, Erosion usw. betrifft, absolut vernachlässigbar. Vergleicht man das mit den gewaltigen Brandrodungen in prähistorischer Zeit, denen 130 (!) von 290 Quadratkilometern Wald zum Opfer fielen, so werden die Größenordnungen klar. Diese Rodungen waren zweifellos der schwerste ökologische Eingriff, den das Ötztal je erlebte – und sie waren ein Eingriff, der das Tal keineswegs unbewohnbar machte, sondern im Gegenteil erst den bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensraum ermöglichte, der uns heute so schön und erhaltenswert erscheint."[28]
Plötzlich hereinbrechende Gewitter, ungemein heftige und länger andauernde Regenfälle, durch den Föhn zum Schmelzen gebrachte größere Schneemengen, früh hereinbrechender Winter mit großen Schneemengen, die alsbald wieder abtauen, also „kurzzeitige Klimaschwankungen und ungünstige Witterungsverhältnisse"[29] verursachen am häufigsten diese Verwüstungen.
Vielleicht erscheinen dem flüchtigen Gast all die gewaltigen Bauwerke entlang des so zahm und unschuldig dahinfließenden Ruetzbaches übertrieben und unnötig, wenn er beim Vorüberfahren aus dem Autofenster die zimmergroßen Steinblöcke sieht, die die Baumaschinen ans Bachufer hieven. Der aber, der hier siedelt, wird dieser Bautätigkeit andere Gefühle entgegenbringen, weiß er doch, wenn schon nicht um das Unheil von einst, so doch um die Tücke und die unberechenbaren Launen der Hochgebirgsnatur. Und denen sind wir hier allemal ausgeliefert.

## Armes Land Tirol – Königreich des Schnees

Geschichten erzählen viel vom armen Land Tirol (den Namen gab der Maler Franz Marc einem seiner Bilder. Es wurde berühmt und ein Synonym). Eine erzählt, wie Touristen auf dem langen Weg von der Dresdener Hütte nach Fulpmes infolge Schlechtwetters bei einem Haus am Wege unterstehen. Dem Kalender nach ist es Frühling 1934. Aber hier heroben tobt ein Schneesturm. Die Bewohner haben nichts dagegen, daß die durchnäßten Wanderer eintreten. Im Haus ist es trocken, aber ungemütlich kalt, armselig. Auf der Ofenbank sitzen die Kinder der Bauersleute. Eines davon, ein Mädchen, es ist etwa sechs Jahre alt, hält eine Puppe. Die ist in irgendwelches Zeug eingewickelt, den Kopf bedeckt ein schmutziggelbes Häubchen. Auch den anderen Kindern sieht man an, daß hier Armut herrscht. Ein Besucher, es ist mein Vater, denkt: Warum hält das Kind seine Puppe so sorgfältig, warum sitzt es so ruhig, so ohne sich zu bewegen. Und nach einer Weile

**Die Bachertal-Lawine 1951 (rechts) kommt erst beim Schulhaus zum Stehen, dort häufen sich die Schneemassen 10 Meter hoch; 1975 donnert die Steinbichele-Lahn (unten) auf Krößbach hinab**

fällt ihm wiederum auf, das Kind mit seiner Puppe hat sich noch immer nicht von der Stelle gerührt, warum hält denn das Mädchen die Puppe so vorsichtig? Erst dann erkennt der Gast, daß da ein Neugeborenes von einem Geschwisterchen betreut wird. Nach einer Weile kommt die Mutter der Kinder aus dem Stall, sie hat ein dickes Tuch um den Kopf geschlungen, ohne sich um Kinder und Gäste zu kümmern, nimmt sie aus einem der Töpfe, die neben dem Feuer stehen, einen Batzen einer gelbbraunen Masse, den gibt sie auf ein Stück Tuch. Sie schiebt ihr Kopftuch beiseite und legt sich diesen Umschlag auf ihre ungeheuer dick angeschwollene Backe. Erst nach längerem Befragen sagt sie, sie habe schon seit einer Woche an *Weach*, ein Zahn macht ihr schwer zu schaffen. Johannisblüte und Arnika und Schweinefett, das zöge den Weh heraus. Der Arzt aus Fulpmes kann hierher nicht einmal mit Roß und Wagen gelangen, womit er in der Umgebung von Neustift Krankenbesuche macht, dazu ist der Weg zu schlecht. Morgen vielleicht kommt der Viechdoktor Ranalter in die Gegend. Obzwar kein richtiger Arzt, ist der im Zahnziehen sehr geschickt.[30]

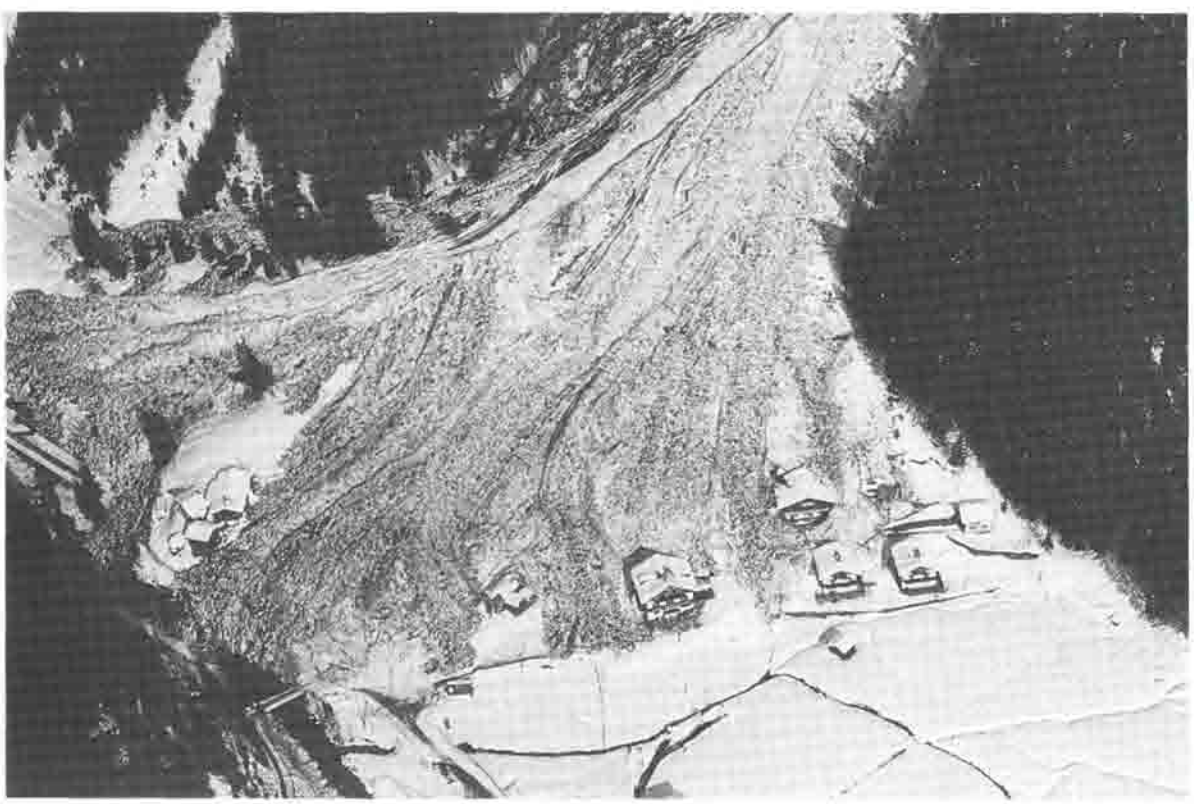
Heute gibt es in Neustift zwei praktische Ärzte und einen Zahnarzt, einen Tierarzt in Fulpmes.

Der Schneefall im Winter brachte und bringt bis heute allenthalben Behinderungen und Ungemach mit sich. Früher war ein heftiger Schneefall gefürchtet. Vom jähen



Tod, sei es beim Heuziehen mit den schweren Schlitten, den Holzarbeiten oder gar durch die herabstürzenden Lawinen künden Chroniken und Marterln.

So am 3. und 4. Februar 1689: „Durch eine Schneelawine, die von der Kaserstatt herabkam, wurden folgende Personen erbärmlich getötet und zwar der geachtete Jüngling Sylvester Rainalter, die ehrgeachtete Jungfrau Maria Wegscheider, der geachtete Isidor Singer und seine geachtete Gemah-



Fotos: Archiv Henriette Klier

**Seite 41 oben:**
**Marienberg/Vinschgau (1984)**
**von Herbert Danler**
**Unten: Der Künstler in**
**seinem Haus in Telfes**

lin Maria Oberacherin zusammen mit zwei Kindern." Ein drittes Kind starb am nächsten Tag an den Folgen.[31]
Die Bachertal-Lawine sorgt 1951 für Schlagzeilen, sie reißt auf ihrem Weg ca. 10000 Festmeter Holz mit sich und kommt erst beim Schulhaus zum Stehen, dort häufen sich die Schneemassen 10 Meter hoch.
Am 21. Februar 1970 vernichtet die Haslertal-Lawine Jungwald und verschüttet den Weg fünf Meter hoch, im selben Winter, am 4. März, geht eine Lawine bei Schaller bis auf die Straße nieder, wenige Wochen später brechen hier wieder sechs Lawinen ab. Am 5. April 1975 reißt eine Staublawine den Wald über Ranalt in seiner ganzen Breite weg, der Bannwald für die Siedlung ist vernichtet. Am 6. April donnert die Steinbichele Lahn auf Krößbach hinab. Neun Jahre später, im Februar 1984, geht die berüchtigte Bachertal-Lawine wiederum ab.
Jetzt sollen Stahlkonstruktionen weit droben an den Hängen den Schnee halten, dazu gibt es einen riesigen Damm bei Krößbach, Lawinengalerien entlang der Landesstraße und der Gletscherstraße. Und wenn die Gefahr des Niedergehens großer Schneemassen auf das Tal bevorsteht, können die gezielt abgesprengt werden.
Der Schnee hat das Leben verändert. Brachte dieses Flockenfallen einst unweigerlich Kälte, Not und Unbilden aller Art, so scheinen jetzt diese herunterrieselnden Kristalle geradezu das Manna zu sein, das als Segen vom Himmel fällt.
Etwas später als im Ötztal begann der Tourismus im Stubai. Neben anderen Vorteilen für die Bewohner bot sich für Burschen aus dem Tal der Nebenverdienst als Bergführer und Skilehrer an. Nach den Vorstellungen von Franz Senn kamen nur Burschen und Männer aus dem Tal dafür in Frage.
Neustift war bereits zu Beginn hier führend: 1825 scheinen die ersten drei Bergführer auf. Das Haus am Platz in Neustift, damals „Salburger", nennt in seiner Statistik im Jahr 1868 schon 146 Gäste.
Ab 1925 beginnt ein zuerst zaghafter Wintertourismus. Und ab 1932 gibt es genaue Nächtigungszahlen:

| | |
|---|---|
| 1932 | 44 640 |
| 1933 | 6 705 |
| 1955 | 65 228 |

Nun beginnt sich der Wintertourismus kräftig durchzusetzen.
Mit dem Bau mehrerer Aufstiegshilfen wird das Tal für den Alpinskilauf interessant. Die Errichtung der Gletscherbahn 1972 setzt einiges in Bewegung. Die letzte Saison 1994/95 brachte für Neustift im Winter 630 000, im Sommer 422 000 Übernachtungen. Für das ganze Stubai sind es in diesem Zeitraum im Winter 955 700, im Sommer 669 600.
Die Gletscherbahn bildet einen Wirtschaftsfaktor für die ganze Region. Neben den 120 Beschäftigten im Seilbahnbetrieb gibt es 55 im Gastronomiebereich – die meisten kommen aus der unmittelbaren Umgebung.
Der Tourismus ist zwar nicht der einzige, aber doch ein höchst bedeutender Einkommenszweig der einheimischen Bevölkerung geworden.

Die Ortsbilder haben sich in den letzten zehn Jahren ebenso gewandelt. Die rein bäuerliche Struktur, die im 19. Jahrhundert weitgehend vorherrschte, ist kaum mehr sichtbar, obwohl Neustift immer noch eine starke bäuerliche Tradition im Bestand alter Bauernhäuser aufzuweisen hat. Es gibt hier noch über 100 landwirtschaftliche Betriebe. Wenn sich auch hier im Gebirge mit Bauernarbeit wenig verdienen läßt, so sind sich doch viele dieser Werte bewußt. Auch geht man daran, alte Bauten nicht abzureißen, sondern zu erhalten.
„Besonders schöne Beispiele alter bäuerlicher Architektur sind der Singerhof am Nordostrand des Dorfes, ein 1638 erbautes Mittelflurhaus mit Erker und Freskenmedaillons an der Westfassade ... und der Ehrenhauserhof in Milders, der in Architektur und Bilderschmuck noch in die Gotik zurückreicht."[32]
Für die Bedeutung von Industrie und Handel steht der Ort Fulpmes. Früh scheint es in der Umgebung Bergbau gegeben zu haben. Eine Inschrift auf einer Schmiede lautete: „Erbaut 1413 von den Bergknappen". Im 15. und 16. Jahrhundert bestand ein Bergwerk in der Schlick und eines am Abhang des Burgstall.
Ob das seit langem belegte Schmiedehandwerk in Fulpmes damit in Zusammenhang steht, ist ungewiß. Sicher ist, daß Eisenerz aus der Steiermark verarbeitet wurde, vielleicht entstand aus der Herstellung der Bergwerksgeräte die Eisenverarbeitung. Der reichlich Wasser führende Schlicker Bach war jedenfalls zur Hand, er fließt mitten durchs Dorf, er bewegte die Schmiedehämmer.
Im 16. Jahrhundert wurden neben Messerklingen vor allem Kirchenuhren erzeugt, und um 1675 gibt es 45 Schmiedewerkstätten. Handelsgesellschaften vertrieben die Waren überallhin. Mancher Stubaier wurde dadurch zum weitgereisten Mann. Die meisten Werkstätten, nämlich 54, zählte man um 1820 in Fulpmes.
Die Errichtung einer Fachschule 1897 für Eisen- und Stahlbearbeitung und eine Gründung der Werkgenossenschaft brachten Fortschritte, heute stellen die Bergsportgeräte neben Werkzeugen einen bedeutenden Anteil der Produktion dar. Tiroler Bergsteiger (u. a. Hermann Buhl, Reinhold Messner, Horst Fankhauser, Andi Orgler, Wolfgang Nairz) halfen, die Qualität und Funktionstüchtigkeit der neuen Geräte in aller Welt bekannt zu machen.
Längst sind elektronisch gesteuerte Maschinen installiert, das geschickte Management ermöglicht einen Export von 40 % der Produktion in 50 Länder, und das ohne Protektionismus. Für Wirtschaftsexperten wie für den Laien Anlaß zur Bewunderung. Einst armes Land Tirol. Aber aus der Anstrengung, schwierigen Lebensumständen zu begegnen, scheinen sich Tüchtigkeit, Zähigkeit und Geschäftsgeist besonders gut zu entwickeln.[33]



## Stubaier Künstler

Des Tirolers besondere Begabung auf dem Gebiet der bildenden Kunst läßt sich an der großen Zahl der bildenden Künstler ablesen, die das Stubai in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat.



Fotos: Henriette Klier

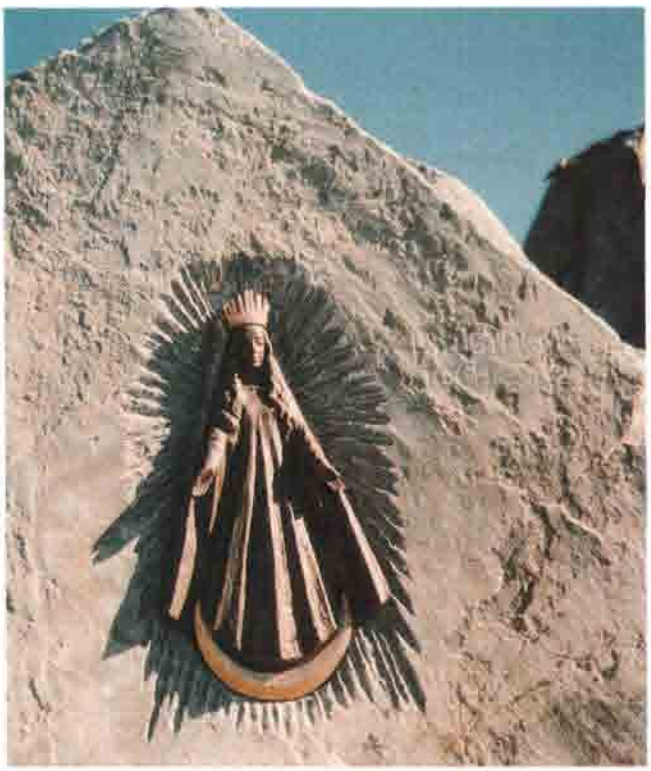
Einer der frühen außerordentlich bedeutenden Künstler ist Ludwig Penz (1876–1918) aus Telfes. Sein Schaffen wirkte anregend auf viele der genannten Künstler von heute. Tirol besitzt einige Bildwerke von ihm: die überlebensgroße Statue des Josef Speckbacher in Hall (1909), den Wehrmann Jörg von Fruntsperg (1915) in Schwaz, einen zweiten in Fulpmes im Schmiedemuseum, eine Pieta in Schwaz. Er wurde und wird wenig gewürdigt, vielleicht weil seine zahlreichen Kleinplastiken weit zerstreut vorliegen.

Einer der bekanntesten zeitgenössischen Künstler ist der Maler Herbert Danler (1928) aus Fulpmes. Er lebt und arbeitet in Telfes. Den Großteil seiner Motive findet er in der näheren und weiteren Umgebung des Tales, im Vinschgau, auch im mediterranen Süden.

„Es ist die unverfälschte, mit der nur angedeuteten Landschaft verwachsene Architektur ... die Danler expressiv ins Bild setzt, meist in kräftig aufgetragenem Öl, einmal mit starken und bunten Farbtönen, ein andermal in kargem Blau-Grau-Weiß."[34]

Werke Herbert Danlers sind nicht nur in zahlreichen Privathäusern anzutreffen, er ist in Galerien und Museen präsent, sein Schaffen ist in mehreren Publikationen dokumentiert.

Die bildende Kunst kann im Stubai an eine lange Tradition anknüpfen, und hier vor allem an die Kunst des Krippenbauens, die ja außer dem Schnitzen auch das Bemalen,



das sogenannte *Fassen* der Figuren, und die Herstellung des Krippenhintergrundes erfordert. War dies früher eher eine Tätigkeit, die die eigene oder nachbarliche Hauskrippe betraf, so arbeiten mehrere Stubaier Künstler von heute berufsmäßig in diesem Metier und haben dann den engeren Bereich des Krippenschnitzens zugunsten eigener künstlerischer Produktion verlassen.

Schon Hans Gwercher (1859–1937), einer der Anreger Herbert Danlers, schnitzte und bemalte Krippen, die in die ganze Welt gingen.
Stefan Lanthaler (1941) brachte sich das Schnitzen selbst bei. Erlernt hat er das Schmiedehandwerk. Auch er faßt die Figuren und malt die Krippenlandschaft. Seine Krippen stehen im Stubai, aber auch im Ausland. Er schuf außerdem barocke Heiligenfiguren für Kirchen.
Ein Krippenschnitzer ist auch Karl Paulweber (1943) aus Neustift. Er ist hauptberuflich als Schnitzer tätig.
In Neustift arbeiten zwei Künstler, Franz (1912) und Hans-Jörg Ranalter (1940), Vater und Sohn.
Vater Franz mußte zuerst das Kunsttischlerhandwerk erlernen, bevor er eine Ausbildung als Bildhauer erhalten konnte. 1951 gewann er einen Wettbewerb in der Schweiz. Er arbeitet für viele Auftraggeber in ganz Europa und stellt sakrale Großplastiken her. Er nimmt Motive aus dem bäuerlichen Alltag, seine Kruzifixe, ebenso seine bis zu 20 cm großen Krippenfiguren sind durch seinen expressiven Stil gekennzeichnet.
Hans-Jörg Ranalter kam schon früh in den Genuß einer anregenden künstlerischen Umgebung in der Werkstatt des Vaters.
Obwohl als Steinbildhauer in Innsbruck ausgebildet, ist sein Werkstoff hauptsächlich das Holz der heimatlichen Zirbe. Und mit ihr hat er eine ganz persönliche Gestaltung und Bearbeitung vorzuzeigen. Eine zarte dezente Farbgebung kommt hinzu. Spontane Einfälle werden nach kurzer Skizzierung ins Material umgesetzt. Dadurch wirken die Werke ungemein eindrucksvoll.
„Die Kunst soll dem Menschen dienen, nicht unbedingt herausfordern, oder gar überfordern" meint der Künstler Ranalter (April 1996). Er gestaltet aktuelle Themen als Vollplastiken oder Reliefs, die ganz besonders schön sind und ungemein dekorativ wirken.

**Rechts:**
**Der Bildhauer Hans-Jörg Ranalter vor seinem Relief Oben: Madonnenfigur am Stein auf dem Bildstöckljoch (3130 m) von H.-J. Ranalter**



Fotos: Archiv Henriette Kiler



**Gotthard Obholzer**
**„Hände", 1995**
**Lärche**

Gotthard Obholzer (1959) aus Neustift sprengt mit seinen Plastiken die Grenzen des üblichen Kunstverständnisses. Damit ist er einer der Vertreter der Moderne im Stubai. Die Technik des Bronzegusses hat er ebenso erlernt wie die Holz- und Steinbildhauerei. Seine Werke zeigen oft eine Kombination dieser Techniken.
Seine völlig unkonventionelle Art hat in Tirol oftmals Widerstand und Aggression erregt.
Einige bildnerisch Tätige kommen aus dem Bereich des Kunsthandwerks wie z. B. der Metallbildhauer Franz Josef Niederleimbacher (1944) und der als Goldschmiedekünstler arbeitende Peter Walter Appelt (1941). Johannes Maria Pittl (1949) arbeitet in einer alten Dorfschmiede in Mieders. Gelernt hat er das Schmiedehandwerk. Jetzt stellt er hier seine Arbeiten her, menschliche Körper sind sein Hauptthema. Auf einer Ausstellung zeitgenössischer Kunstschmiedearbeiten in Friedrichshafen war er als erster Österreicher präsent.
Der in Fulpmes geborene Architekt und Künstler Clemens Holzmeister (1886–1983) ist im In- und Ausland gleichermaßen anerkannt und gefeiert. Er hat zahlreiche Kirchen und Kapellen in Tirol, mehrere auch in seiner engeren Heimat Stubai erbaut, erweitert oder erneuert. Die Erstellung des Regierungsviertels in Ankara, der Bau des Festspielhauses in Salzburg und sein langjähriges Wirken an der Akademie in Wien bezeichnen sein vielseitiges und fruchtbares Wirken.

**Anmerkungen:**

1) Gleirscher P., Die Räter, S. 54.
2) Töchterle Hj., Stubai, S. 110.
3) Gesellschaft von Freunden des Stubaithales: Stubai – Thal und Gebirg, Land und Leute, Leipzig 1891, S. 474.
4) Ges. v. Fr. d. St., S. 477.
5) Stern A., Neustift im Stubaital, Neustift 1991, S. 183.
6) Stern A., S. 55.
7) Jesuitengeschichte, Hist. Soc. Jes. Ms. D 50. Es ist ein teils deutsch, teils lateinisch, mit der Hand geschriebenes Büchlein, beinhaltend die Jahre 1562 bis 1640, Bibliothek Museum Ferdinandeum Innsbruck: M. F. Dip. 449.
8) Egger A., Paul Lederer, der Gebet- und Liedermacher von Stubai, Wien 1924. Handschriftliches Manuskript im Museum Ferd. Innsbruck, F. B. 14013, S. 14. Egger zitiert nach der Jesuitengeschichte, wobei die ursprüngliche Rechtschreibung nicht eingehalten, der lat. Text nicht wiedergegeben wurde.
9) Ges. v. Fr. d. St., S. 478.
10) Jesuiteng., S. 50.
11) Jesuiteng., S. 50.
12) Egger, S. 20.
13) Egger, S. 23.
14) Egger, S. 26.
15) Egger, S. 26 ff.
16) Egger, S. 32.
17) Stern, S. 107.
18) Ranke-Graves, Robert von, Die weiße Göttin, Rowohlts Enzyklopädie, Berlin 1992, S. 404.
19) Tiroler Tageszeitung, 6./7. April 1996, S. 1.
20) Stern, S. 124.
21) Töchterle, S. 192.
22) Stern, S. 83.
23) Ges. v. Fr. d. St., S. 275 ff.
24) Töchterle, S. 102.
25) Prof. Patzelt, in: Tiroler Tageszeitung, 198 Wochenmagazin, 27. 4. 1996.
26) Gufler, Christian, Passeier, Athesia, Bozen 1883, S. 150.
27) Töchterle, S. 102.
28) Patzelt, T. T., WO-Magazin.
29) Töchterle, S. 102.
30) Stern, zum Kapitel: Nottierärzte, S. 52.
31) Stern, S. 80.
32) Töchterle, S. 100.
33) Daten nach Töchterle, S. 81 ff.
34) Töchterle, S. 135.

**Literaturverzeichnis**


Gufler Christoph, Passeier, Südtiroler Gebietsführer, Verlagsanstalt Athesia, Bozen 1983.
Gleirscher Paul, Die Räter, Rätisches Museum Chur 1991, Katalog herausgeg. anläßlich einer Ausstellung im Innsbrucker Museum Ferdinandeum.
Töchterle Karlheinz, Stubai, Ein Talbuch, Tyrolia-Verlag Innsbruck–Wien 1988.
Gesellschaft von Freunden des Stubaithales: Stubai – Thal und Gebirg, Land und Leute, Leipzig 1891, S. 474.
Stern August, Neustift im Stubaital, ein Heimatbuch, Neustift 1991.
Jesuitengeschichte, (Hist. Soc. Jes. Ms. D 50) M. F. Dip. 449.
Egger A., Paul Lederer, der Gebet- und Liedermacher von Stubai, Wien 1924. F. B. 14013.
Ranke-Graves Robert von, Die weiße Göttin, Rowohlts Enzyklopädie, Berlin 1992.
Tiroler Tageszeitung, 6./7. April, 1996.
Tiroler Tageszeitung, 198 Wochenmagazin, 27. 4. 1996.
Schlocker Edith, Herbert Danler, Auszug a. d. Broschüre „Tirol – immer einen Urlaub wert", Heimatwerbung-Tirol, 1986.

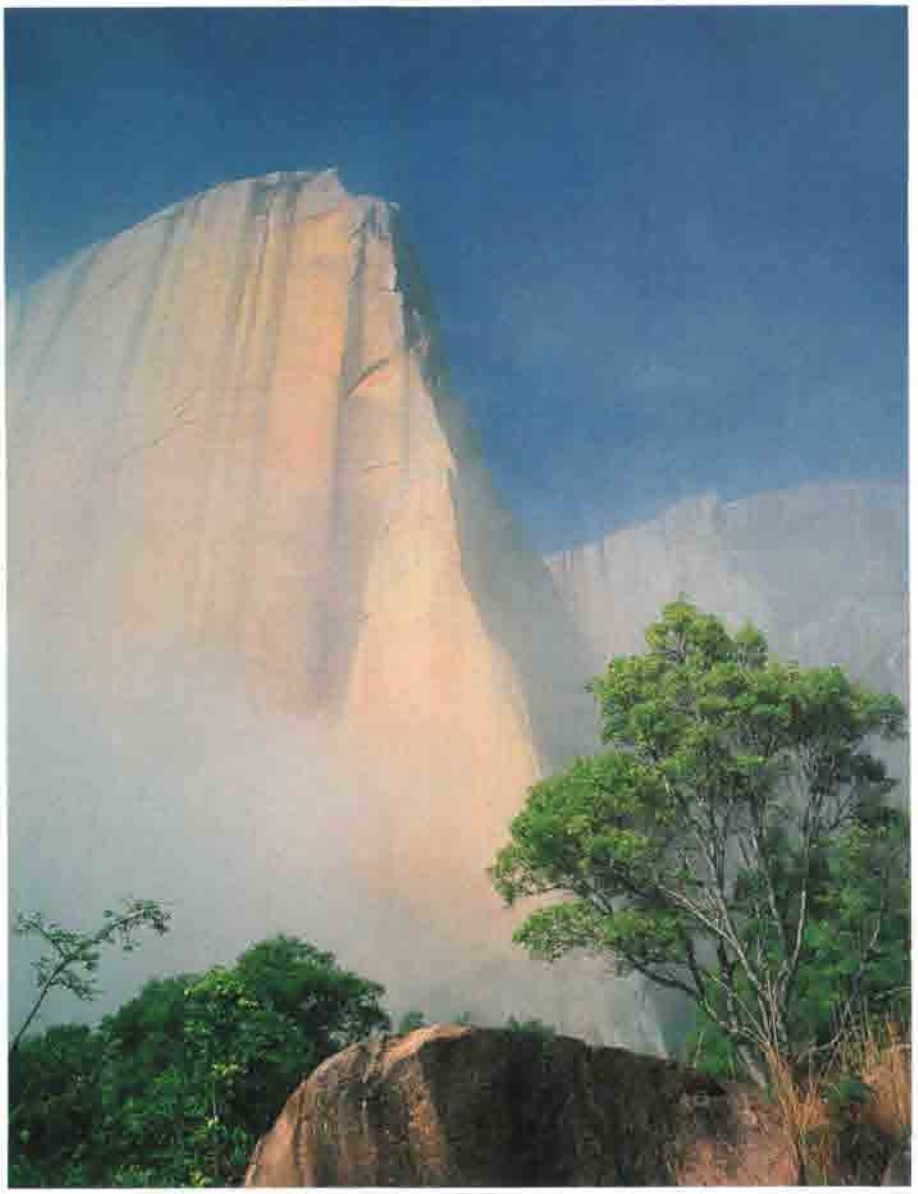


Foto: Bernd Arnold

Granitberge über Urwäldern auf Madagaskar (zum Beitrag auf Seite 67)

# Im Sog der Ferne und des Unbekannten – Bergsteigen weltweit

Beiträge von:
Wolfgang Pohl
Kurt Albert
Bernd Arnold
Alexander Ritzer
Gottlieb Braun-Elwert
Manfred Sturm
Christof Stiebler
Dieter Elsner

# Tagebuchfragmente einer Expedition

DAV-Leistungsexpedition 1995 zum Nuptse East 1

Wolfgang Pohl
(Text und Fotos)

## 19. 10. 93: Vorgeschichte und Idee

Geschäftsstelle des DAV in München. Ich treffe mich mit Sigi Hupfauer, dem Beauftragten für Auslandsbergfahrten im DAV und Thomas Urban, dem Assistenten der Geschäftsleitung, der den Expeditionsbereich im DAV hauptamtlich betreut. Das Gespräch mit Sigi Hupfauer verläuft erfreulich. Sigi, der als Besteiger von acht Achttausendern zu den erfahrensten deutschen Expeditionsbergsteigern zählt und dessen bergsteigerischer Background das typische Funktionärsbild des weltgrößten Bergsteigerverbandes durcheinanderbringt, will die verstaubten Förderrichtlinien des DAV für Auslandsbergfahrten auf einen zeitgemäßen Stand bringen. Zu lange wurden die Schreibtische der Verantwortlichen im DAV mit Zuschußanträgen von Expeditionen bombardiert, deren geplanter Expeditions- und Routenverlauf auch dem Programm eines kommerziellen Veranstalters hätte entnommen werden können. Zu lange her, daß der DAV neben seinem bewährten Programm der Trainingsexpeditionen, im Rahmen derer junge Nachwuchsbergsteiger an die vielfältigen Aufgaben in der Planung, Organisation und Durchführung von Expeditionen herangeführt werden sollen, mit einem leistungsfähigen Team im sportlich orientierten Expeditionsalpinismus Beachtung gefunden hätte.

Zur Erinnerung: 1988 trat der DAV letztmals mit einer sogenannten Spitzenexpedition international in Erscheinung. Das Allstar-Team des DAV mit Hartmut Münchenbach als Expeditionsleiter und Wolfgang Güllich, Kurt Albert, Bernd Arnold, Wolfgang Kraus, Martin Leinauer, Martin Schwiersch, Jörg Wilz, Jörg Schneider und Thomas Lipinski besteigt den 6158 m hohen Nameless Tower im Karakorum über die äußerst anspruchsvolle „Jugoslawen-Route". Wolfgang Güllich, der bis heute zu den wenigen deutschen Spitzenkletterern zählt, die auch an außeralpinen Zielen Zeichen setzen konnten, gelingt dabei mit Kurt Albert die erste freie Begehung der Jugoslawen-Route mit Kletterschwierigkeiten bis zum oberen achten Grad. Ein Jahr später klettern Wolfgang Güllich und Kurt Albert ebenfalls am Nameless Tower eine neue Route, die sie „Eternal Flame" taufen und erschließen dabei mit ihrem Begehungsstil und Freikletterschwierigkeiten bis zum unteren neunten Grad eine neue Dimension im Expeditionsbergsteigen.

Während Sigi weiterspricht und mich mit dem Gedanken konfrontiert, eine leistungsfähige Mannschaft unter der Flagge des DAV zu formieren und ein attraktives, sportlich hochwertiges Ziel zu suchen, das nach der DAV Spitzenexpedition 1988 Anschluß an den lange abgefahrenen Zug im internationalen Expeditionsalpinismus finden kann, erinnere ich mich an Wolfgangs Bericht von der „Eternal Flame" am Trango. Seine Motivation begründete sich auch in einer Aussage von Doug Scott aus den achtziger Jahren: „Eigentlich stiefeln wir noch im Schnee. Das sportliche Niveau des Expeditionsbergsteigens ist durchaus vergleichbar mit dem der dreißiger Jahre in den Alpen. Die schwierigsten Passagen übertreffen die einer Matterhorn-Nordwand wohl nicht." Typisch britisches Understatement eines so herausragenden Expeditionsbergsteigers wie Scott. Routen wie durch die Westwand des Gaurishankar, am Westpfeiler des Makalu oder durch die Jannu-Nordwand belegen eine fortgeschrittene Entwicklung des Höhenbergsteigens. Mir wird sofort klar, daß die Trauben bei diesem Projekt sehr hoch hängen, will man tatsächlich zu den momentanen Hardmovern im Höhenbergsteigen aufschließen. Ich zögere dennoch keine Sekunde mit meiner Zusage, die DAV-Leistungsexpedition 1995 zu leiten. Noch am selben Abend telefoniere ich mit Robert Jasper.

## 3. 9. 94: Mannschaft und Ziel

Unser drittes Expeditionstreffen, ein knappes Jahr später. Die Mannschaft steht. Die Forderung des DAV, die momentan leistungsfähigsten Nachwuchsalpinisten Deutschlands zu berücksichtigen, war einfach und trotzdem ungerecht. Ein sehr hohes persönliches Kletterkönnen einerseits und die souveräne Umsetzung im alpinen Gelände

bzw. in großen Höhen andererseits waren die Vorgaben, die alle Teilnehmer einschließlich der Ärzte mitbrachten. Doch bei einer limitierten Teilnehmerzahl von maximal acht bis zehn Teilnehmern müssen einige auf der Strecke bleiben, die man ohne weiteres auch hätte ansprechen können. Manchmal komme ich mir vor wie Berti Vogts bei der Nominierung seines Kaders zur Fußball-WM. Kritische Stimmen werfen mir vor, die Mannschaft nicht mit den richtigen Leuten besetzt zu haben, auf der anderen Seite haben mir einige Leistungsträger der nationalen Liga persönlich begründete Absagen erteilt. So müssen wir ohne die renommierten Spieler Stefan Glowacz und Kurt Albert auskommen. Die endgültige Mannschaft besteht schließlich aus Jörn Heller, Philip Jaerschky, Robert Jasper, Jürgen Krieger, Christian Schlesener und den Expeditionsärzten Ansgar Halder und Christoph Kruis. Zudem wird das Expeditionsteam ergänzt von den Kameramännern Peter Krinninger und Markus Rüth sowie der Redakteurin Sabine Möller, die die Expedition für verschiedene deutsche Fernsehsender dokumentieren. Ein gewagter und im Expeditionsbergsteigen schwierig zu realisierender Schritt, doch tragender Teil unseres Konzeptes, die Expedition über eine entsprechende Darstellung in den Medien zu finanzieren und in der Öffentlichkeit entsprechend zu präsentieren.

Als ähnlich schwierig erwies sich die Wahl des Zieles; doch die fiel als kollektive Entscheidung. Unser gemeinsames Baby war jetzt fast ein Jahr alt, und wir hatten ihm immer noch keinen Namen gegeben. Sollte es Changabang heißen oder gar Makalu-Westwand, Ogre-Südostpfeiler oder Nuptse-Südpfeiler? Wir einigten uns nach langer Überlegung schließlich auf den Südpfeiler des Nuptse East 1, auf eine Route, die bereits von sieben erstklassigen Teams versucht worden war und auf den zweithöchsten noch unerstiegenen Gipfel der Welt führt. Eine objektiv weitgehend sichere Route mit außergewöhnlichen Fels- und Eisschwierigkeiten, die wohl zu den begehrtesten Linien im Himalaya zählt.

## 3. 4. 95: medizinische Untersuchung, Training und Vorbereitung

Voll verkabelt, mit der Atemmaske unfähig, ein Wort von mir zu geben, laufe ich auf einem 5 % geneigten und 18 km/h schnellen Laufband. Der Drucker für die leistungsphysiologischen Werte und der Plotter für die Aufzeichnung der Herztätigkeit geben komische Geräusche von sich. Christoph, der die medizinischen Untersuchungen leitet, schaut kurz von seinen Aufzeichnungen auf und grinst mich hämisch an. Nach insgesamt 17 Laufminuten bei ständig steigender Geschwindigkeit, davon die letzten zwei Minuten bei 18 km/h, bin ich blau wie ein Veilchen und springe gerade noch rechtzeitig seitlich aus dem Laufband, bevor mich das Scheißding abwirft. Sofort fallen die MTAs über mein vom Finalgon brennendes rechtes Ohr her und quetschen ein paar Tropfen Blut zur Laktatbestimmung heraus. Den anderen ergeht es nicht viel besser. Jeder muß aufs Laufband, um den momentanen Trainingszustand zu ermitteln. Das Ergebnis ist beruhigend. Wir liegen im Soll der Pläne, die wir mit Fritz Zintl*, international anerkannter Experte auf dem Gebiet der Trainingslehre, erstellt haben. Insgesamt ein Jahr Training in den Bereichen Ausdauer, Kraftausdauer und Klettertraining sollen uns auf die bevorstehende physische Belastung vorbereiten. Zu einem der wichtigsten Trainingsgeräte für die Teilnehmer, die einer geregelten beruflichen Beschäftigung nachgehen, avanciert die Halogenstirnlampe. Die Griffe an der heimischen Boulderwand knirschen oft schon um 6.00 Uhr morgens, denn die Schilderungen des Trainingspensums der anderen verursachen permanente Unruhe.

## 22.–28. 5. 95: Vorbereitungswoche in Chamonix

Bei herrlichem Wetter und guten Verhältnissen treffen wir uns in Chamonix, um zusammen mit dem Filmteam eine Woche unter realen Bedingungen zu arbeiten. Arbeit heißt in unserem Fall Testen der umfangreichen Kletterausrüstung, der Bekleidung und der speziellen, gefriergetrockneten Expeditionsnahrung, gemeinsames Klettern von Fels-, Eis- und kombinierten Routen in bisher nicht gewohnten Seilschaftskonstellationen und schließlich die ersten Schüsse für unseren Expeditionsfilm, der das Gesamtunternehmen von Anfang bis Ende dokumentieren soll. Arbeit war es wohl nicht für so manchen Schreibtischbergsteiger im DAV, die mich nur ungern ziehen ließen und auch schon ansatzweise bereuten, daß sie mit einem hauptamtlichen Referatsleiter als Leiter der DAV-Leistungsexpedition den Gärtner zum Bock gemacht hatten. Doch wer A sagt, muß auch B sagen, und wenn der Moloch Expeditionsorganisation mit 1000 Formularen, Listen und Permits erst einmal in Gang gekommen ist, kann man ihm so leicht nicht mehr das Herz aus der Brust reißen. Chamonix war jedenfalls top, und es deutete sich hier bereits eine bemerkenswerte Harmonie in einem Team an, das ein unglaubliches Motivations- und Leistungspotential hatte.

## 1. 9. 95: Aufbruch

Knapp zwei Jahre Vorbereitung, Organisation, Training und endlose Expeditionstreffen waren vorüber, als wir mit

* Am 20. 4. 1996 ist Fritz Zintl am Cho Oyu der tückischen Höhenkrankheit erlegen.

der Hauptgruppe endlich am 1. September für neun lange Wochen Deutschland verlassen. Jürgen und Schlesi waren bereits eine Woche vorher nach Kathmandu geflogen, um einen Teil der notwendigen offiziellen Termine vorab zu erledigen und vor allem, um unsere 2 Tonnen vorausgeschicktes Expeditionsgepäck aus dem Zoll zu holen. Ihre Bakschisch-Kasse ist bereits arg angegriffen, als wir die beiden um 15.00 Uhr Ortszeit am Flughafen von Kathmandu begrüßen können. Und es geht gleich munter weiter, denn ich als Expeditionsleiter bin für alle direkt eingeführten Mitbringsel zuständig. Noch am Flughafen werden mir für das Satellitentelefon, für die Funkgeräte und die Kameraausrüstung noch einmal ein paar 1000 Dollar abgenommen. Dabei versichert mir der Mitarbeiter unserer Trekkingagentur glaubhaft, daß es sich um die jeweils geringstmöglichen Beträge gehandelt hätte und unsere Bakschisch-Dollars gut angelegt gewesen wären. Es bleibt uns, wie während einiger Expeditionen vorher, nichts anderes übrig, als ihm zu glauben und uns mit dem Gedanken zu beruhigen, daß unsere Devisen im drittärmsten Land der Welt an nützlicher Stelle verwendet werden. Nach insgesamt 24 Stunden Anreise zwischen Garmisch-Partenkirchen und meinem Hotelzimmer in Kathmandu falle ich todmüde ins Bett.

## 6. 9. 95: Kathmandu-Lukhla

Flugwetter: Wir stehen an einem abseits liegenden Rollfeld des Flughafens von Kathmandu und betrachten argwöhnisch unseren Helikopter. Einschußlöcher zeugen von seiner Vergangenheit als Hubschrauber der russischen Armee im Afghanistan-Krieg. Ölspuren neben der Turbine flößen uns ebenfalls kein Vertrauen ein. Doch der russische Pilot, dessen Ausbildung wahrscheinlich nicht sehr viel mit der zivilen Luftfahrt zu tun hatte, macht einen souveränen Eindruck. Nach fünf Tagen mit zahllosen Terminen in unserer Agentur und den verschiedenen Ministerien, der überraschenden Konfrontation mit einer für ein Entwicklungsland übertrieben aufgeblasenen Bürokratie und dem Unterschreiben von über 1000 Grußkarten ist uns das aber ziemlich gleichgültig. Wir wollen nur endlich los, den Anmarsch ins Basecamp unter die Füße nehmen. Unser Tatendrang wird auch durch den bald einsetzenden Regen nach unserer Landung in Lukhla wenig gebremst, und so sind wir nach der Aufteilung unserer Lasten auf die Träger und Tragtiere endlich unterwegs in Richtung Pakhding, der ersten Anmarschetappe.

## 10. 9. 95: Kloster Tengpoche

Dumpf klingen die großen Gebetstrommeln, verzerrt schnarrend die Trompeten der Lamas im Gebetssaal des Klosters Tengpoche. Wir verfolgen ehrfürchtig die Zeremonie, die der Segnung unserer Expedition gilt. Durch eine verwandtschaftliche Beziehung unseres Sirdars Pasang Dawa zu einem der Lamas in Tengpoche genießen wir das Privileg, von den Lamas gesegnet zu werden und damit die Götter der Berge gnädig zu stimmen. Als Zeichen der Freundschaft überreicht mir in Abwesenheit des Ringpoche, der sich gerade in Amerika auf Promotiontournee aufhält, der oberste Lama von Tengpoche einen Gebetsschaal. Tief beeindruckt von der Zeremonie beschließen wir, diesen am jeweils höchsten Punkt unserer Route und im besten Fall am Gipfel zu plazieren.

## 12. 9. 95: Basecamp

Eine Woche Anmarsch über Namche Bazar, den bekannten Everest-Trek und schließlich Chukkung, der letzten Sherpasiedlung unterhalb des Lhotse-Nup-Glaciers, ist vorbei. Wir erreichen endlich das Basislager. Noch ist der Atem kurz, der Kopf brummt, doch wir sind erleichtert über die „Infrastruktur", die uns dieser herrliche Platz auf 5200 Meter Höhe bietet. Ein kleiner Bach, der Trinkwasser liefert und hygienische Anforderungen befriedigen kann, genügend ebene Plätze für unsere Zelte und eine einmalige Vegetation, die dem Auge Abwechslung bietet zwischen den Tagen in der senkrechten Wüste aus Fels und Eis. Die Krönung sind zahlreiche Boulderblöcke und ein kleiner Klettergarten ca. 10 Minuten unterhalb des Lagers. Leider finden wir auch wenig schöne Spuren unserer Vorgänger, die wir jedoch zusammen mit unserem Müll am Ende der Expedition entsorgen. Noch ist das Wetter schlecht, der Monsun hat heuer starke Nachwehen und der untere Teil der Lhotse- und Nuptse-Südwand präsentiert sich tief verschneit. „Unser" Pfeiler verbirgt sich hinter Wolken und Nebel. Der lang andauernde Donner gewaltiger Staublawinen läßt jedoch die Dimensionen ahnen und verursacht eine beklemmende Atmosphäre. Gemäß dem Motto, daß viel spricht, wer viel Angst hat, ergehen wir uns in wortreichen Spekulationen über die Verhältnisse am Pfeiler. Diese münden jeweils darin, daß es sicher von Vorteil ist, daß so viel Schnee liegt und wir gerade auf den schneebedeckten Passagen gut vorankommen werden.

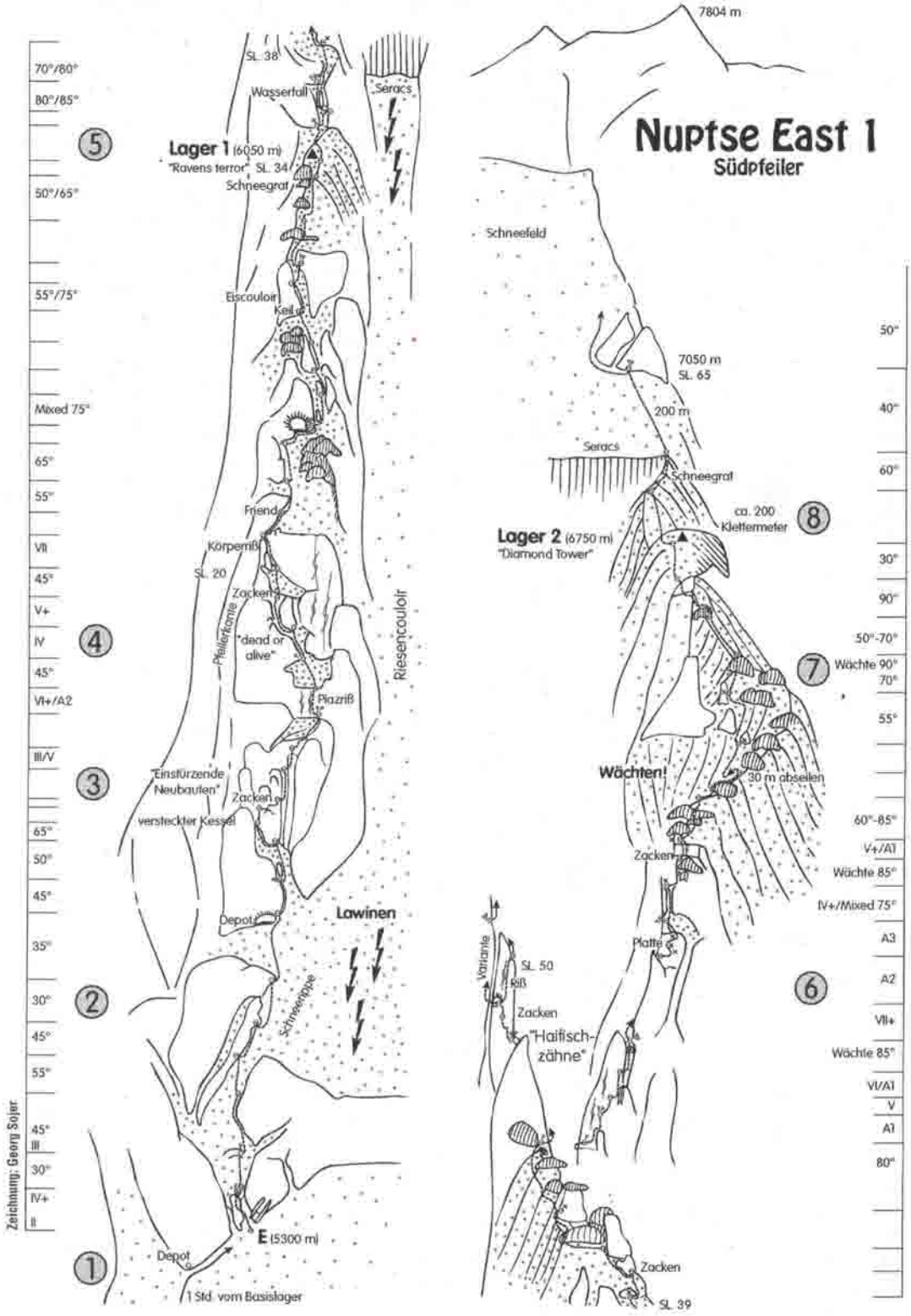
Plötzlich lüftet sich der Vorhang, und wir starren ungläubig nach oben. Dort, wo wir schon längst Himmel vermutet hätten, ist unser Gipfel, und als wir schließlich unsere erste realitätsnahe und nüchterne Analyse der tatsächlichen Bedingungen am Pfeiler abschließen, leiden wir unter Genickstarre. 2500 Meter Höhendifferenz bis zum Gipfel, die unteren 1800 Höhenmeter vom Pfeilergipfel des „Diamond Towers" bis zum Einstieg lassen das Auge haltlos hinabgleiten. Die Schwierigkeiten in Fels und Eis lassen sich nur ahnen – vergiß' die Matterhorn-Nordwand!

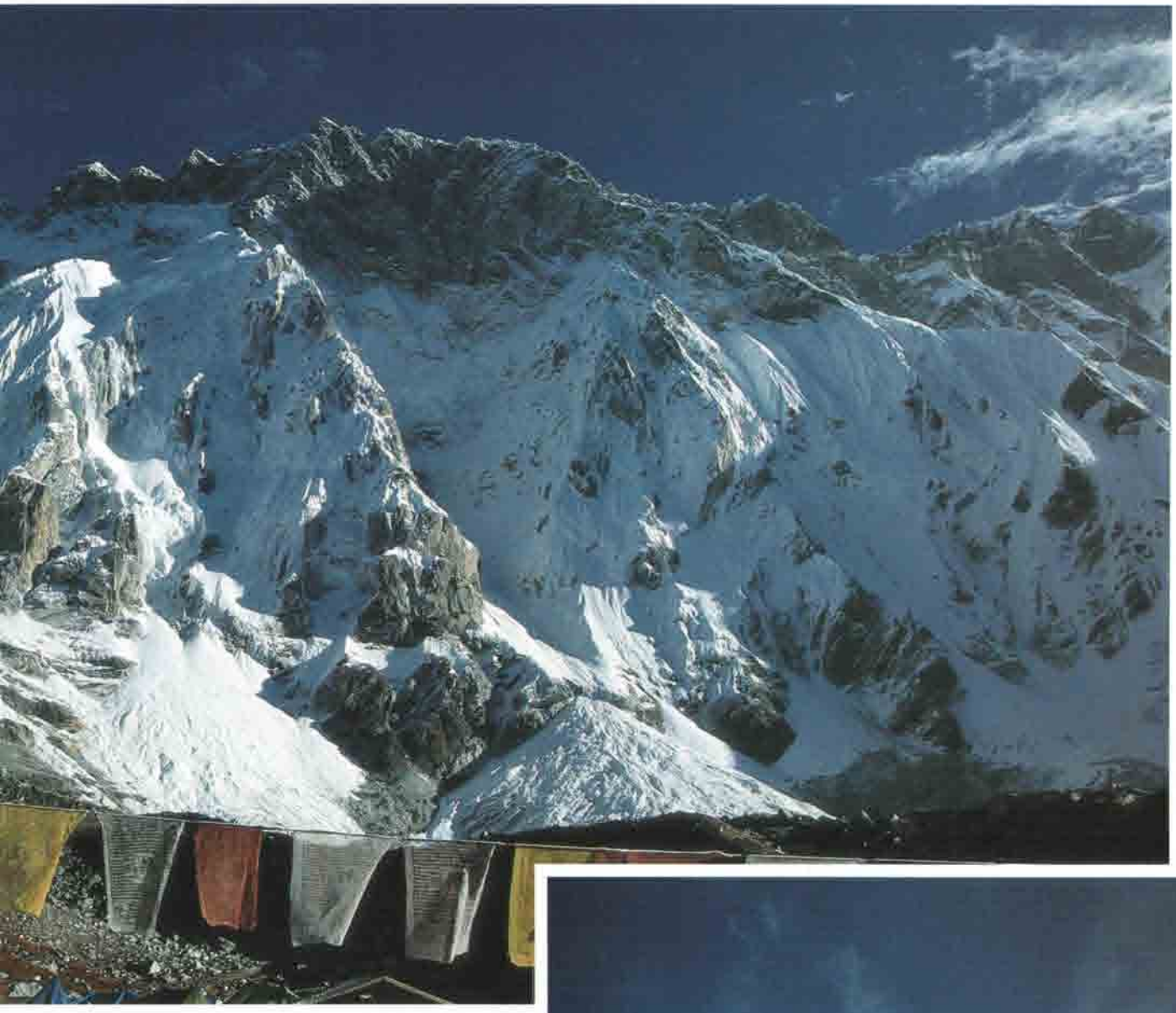
Seite 49: Die Nuptse-Südwand:
Vom Wandfuß in Bildmitte schräg links ansteigend der Südpfeiler; darauf als heller Punkt gut erkennbar der Gipfel des „Diamond Tower"

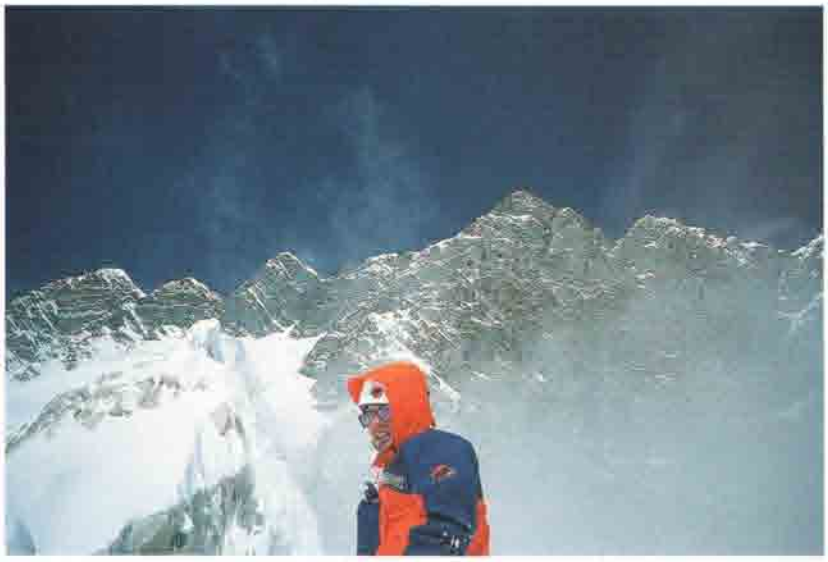
Unten: Routen-Topo des Pfeilers













Oben:
Auf dem „Diamond-Tower"

Links:
Kletterei am Südpfeiler
(Wasserfall)

## 21. 9.–15. 10. 95: am Pfeiler

Neun Tage Vorbereitungsarbeiten haben uns der Kletterei am Pfeiler ein gutes Stück näher gebracht. Zuerst das Basislager einrichten und die Tonnen mit der Ausrüstung und dem Proviant kontrollieren, dann Akklimatisationstouren auf unsere „Hausberge" Chukkung (5860 m) und Chukkung Ri (5559 m). Schließlich der letzte Schliff an unserer Kletterausrüstung, bevor wir den Zustieg über den chaotischen, schuttbedeckten Lhotse-Nup-Glacier mit Bambusstangen und roten Stoffetzen bis zum Einstiegsdepot (Topo 1) markieren. Eine wichtige Maßnahme, um in der Nacht beim Pfeilerzustieg mit den Stirnlampen den gefährlichen Abstieg über die Randmoräne sicher zu finden.

Dann ist es endlich soweit, und wir steigen bei durchwachsenem Wetter in den frühen Morgenstunden des 21. September in den unteren Abschnitt des Pfeilers ein, der durch einen Felsriegel und ein darüberliegendes, kombiniertes Couloir gebildet wird. Nach den ersten schwereren Felsseillängen kommen wir rasch voran und fixieren aus Sicherheitsgründen auch die relativ flache Schneerippe (Topo 2), die das mächtige, östlich des Pfeilers gelegene Riesencouloir begrenzt, aus dem regelmäßig riesige Staublawinen herabdonnern. Trotz der gewaltigen Schneemengen am Pfeiler, die uns mit den schweren Rucksäcken oft hüfttief einbrechen lassen, kommt leichter Optimismus auf, als wir abends wieder im Basislager sind. Vorerst zu sechst kletternd – die beiden Ärzte werden erst in den nächsten Tagen im Basecamp eintreffen – haben wir bereits einiges Material an einem lawinensicheren Zwischendepot unter dem ersten großen Felsaufschwung hinterlassen können.

Jürgen, Philip und Schlesi bzw. Robert, Jörn und ich bilden anfangs die zwei Teams, die abwechselnd versuchen, am Pfeiler höher zu kommen. Nachdem Christoph und Ansgar am 24. September im Basislager ankommen, verstärken sie ab dem 30. September die Seilschaften. Während eine Gruppe im Basislager regeneriert, ist das jeweils andere Team am Pfeiler beschäftigt und versucht, die Route voranzutreiben. Unsere gemeinsam beschlossene Taktik sieht vor, den Pfeiler bis zum Ende der Hauptschwierigkeiten am Diamond Tower zu fixieren, um problemlos den jeweiligen Umkehrpunkt zu erreichen und schnell und sicher abseilen zu können. Zur Absicherung der Fixseilkette schlagen wir insgesamt 16 Bohrhaken an Stellen, die keine zuverlässigen Möglichkeiten für Normalhaken oder Keile bieten. Das Wetter ist bis zum 4. Oktober, zumindest immer ab Mittag, zuverlässig schlecht. Zum Teil heftige Schneefälle und daraus resultierende Fließlawinen im steilen Gelände am Pfeiler sind nicht nur unangenehm, sondern beeinträchtigen das



Fortkommen in der Route erheblich. Trotzdem kommen wir langsam aber stetig voran.

Die über dem Zwischendepot anschließenden „einstürzenden Neubauten" (Topo 3) sind die einzig wirklich brüchige Passage im gesamten Pfeiler. Wir versuchen, eine clevere und möglichst sichere Linie zu legen, bei der wir uns nicht selbst durch Steinschlag gefährden. Mit Stücken eines einfachen Wasserschlauches und viel Tape gelingt es uns, das Seil, das zwangsläufig über scharfe Kanten läuft, ausreichend zu schützen. Das Jümarn am Fixseil wird durch viele anstrengende Kletterpassagen unterbrochen. Die schweren, überladenen Rucksäcke tun ein übriges.

Oberhalb des Piazrisses, der ersten echten Schlüsselstelle in der Route, die sich vereist und damit nicht frei kletterbar präsentiert, erleben wir den wohl kritischsten Moment während der gesamten Expedition. Als Robert auf einem vermeintlich soliden, mit der darüberliegenden Wand verbundenen Felsblock von der Größe eines ausgewachsenen Yaks steht, setzt dieser sich in Bewegung und donnert krachend das Couloir (Topo 4) hinab. Dabei reißt glücklicherweise die Materialschlaufe von Roberts Hüftgurt, an dem er das Fixseil befestigt hatte, denn sonst hätte ihn der Block unweigerlich mitgerissen. Schlesi, Philip und Jörn, die weiter unten am Stand fixiert waren, entgehen dem Felssturz denkbar knapp und einigermaßen geschockt. Die Götter sind uns wohlgesonnen.

Der 1. Oktober scheint ein guter Tag zu werden. Nachdem wir an den Tagen zuvor den ersten Pfeileraufschwung

Seite 50:
Der Autor beim „Jümarn" am „zweiten Haifischzahn"

geknackt haben, richten wir endlich das erste Lager ein, das mangels eines einigermaßen tauglichen Platzes für Zelte aus einer Schneehöhle besteht (Topo 5). Leider hat Schlesi eine Schaufel hinuntergeworfen, so daß das Graben der Höhle mit der einzigen, verbliebenen Lawinenschaufel zu einer mühsamen Angelegenheit wird. Wir sind zu viert, und während einer im Akkord schaufelt, bleibt den anderen nichts übrig, als in der Eisflanke zu stehen bzw. zu hängen und darauf zu warten, den Grabenden abzulösen. Es hat wieder zu schneien begonnen und kalter Wind kommt auf. Nacheinander völlig durchnäßt vom Schaufeln und Pickeln im engen Loch, wo wir schon bald auf Blankeis stoßen, sinkt die Stimmung noch schneller als die Außentemperatur. Als es Nacht wird, geben wir uns schließlich mit unserer ungemütlichen Sitzhöhle zufrieden und beginnen total ausgepumpt zu kochen. Die Schneehöhle wird in den darauffolgenden Tagen laufend verbessert, bis sie vier Personen eine passable Liegefläche bietet. Als sie fast schon etwas Gemütlichkeit ausstrahlt, bekommen wir jedoch Besuch von unseren gefiederten Freunden, die schon im Basislager für Unruhe gesorgt haben. Riesige Kolkraben entdecken die Schneehöhle als neue Anlaufstelle für aussichtsreiche Beutezüge und zerhacken auf der Suche nach Eßbarem mit ihren scharfen Schnäbeln sogar einen Biwaksack, in dem wir unsere gefriergetrocknete Hochlagernahrung verstaut haben. Die Überreste von ca. 20 Alubeuteln sind in der ganzen Höhle verstreut und nicht mehr genießbar.

Eine knappe Woche nachdem wir das erste Lager eingerichtet haben, erreichen wir über den darüberliegenden „Wasserfall" mit delikater Eiskletterei bis 85° die „Haifischzähne" (Topo 6), drei mächtige Grattürme, die zu beiden Seiten des Pfeilers senkrecht abfallen. Der Pfeiler spitzt sich hier deutlich zu, eine Umgehung in den Flanken ist nicht möglich. Wir treffen zum ersten Mal auf Spuren unserer Vorgänger, finden einige Haken und Fixseilreste. Die Felskletterei wird durch den losen Schnee, der keinerlei Bindung zum Fels hat, stark erschwert. Es ist bereits der 8. Oktober, als Robert versucht, einen vereisten und leicht überhängenden Riß am zweiten Zahn technisch zu klettern, weil wir an dessen Ende einen Haken entdecken konnten. Bis hierher sind wir bereits eineinhalb Tage an den Fixseilen unterwegs. Nach mehreren Stunden, in denen Robert alle Register seines außergewöhnlichen Könnens in diesem Gelände zieht, müssen wir feststellen, daß sein Versuch in einer Sackgasse geendet hat. Das darüberliegende Eis ist so morsch, daß ein Weiterklettern unmöglich gewesen wäre. Die Ausbeute dieses Tages ist mit 20 Höhenmetern noch bescheidener als die Tage zuvor, wo wir uns ebenfalls mit maximal zwei Seillängen begnügen mußten. Trotzdem ist die Stimmung im Team immer noch äußerst gut. Wir glauben nach wie vor fest an unsere Chance, wenn wir erst einmal den Pfeilergipfel erreicht haben.

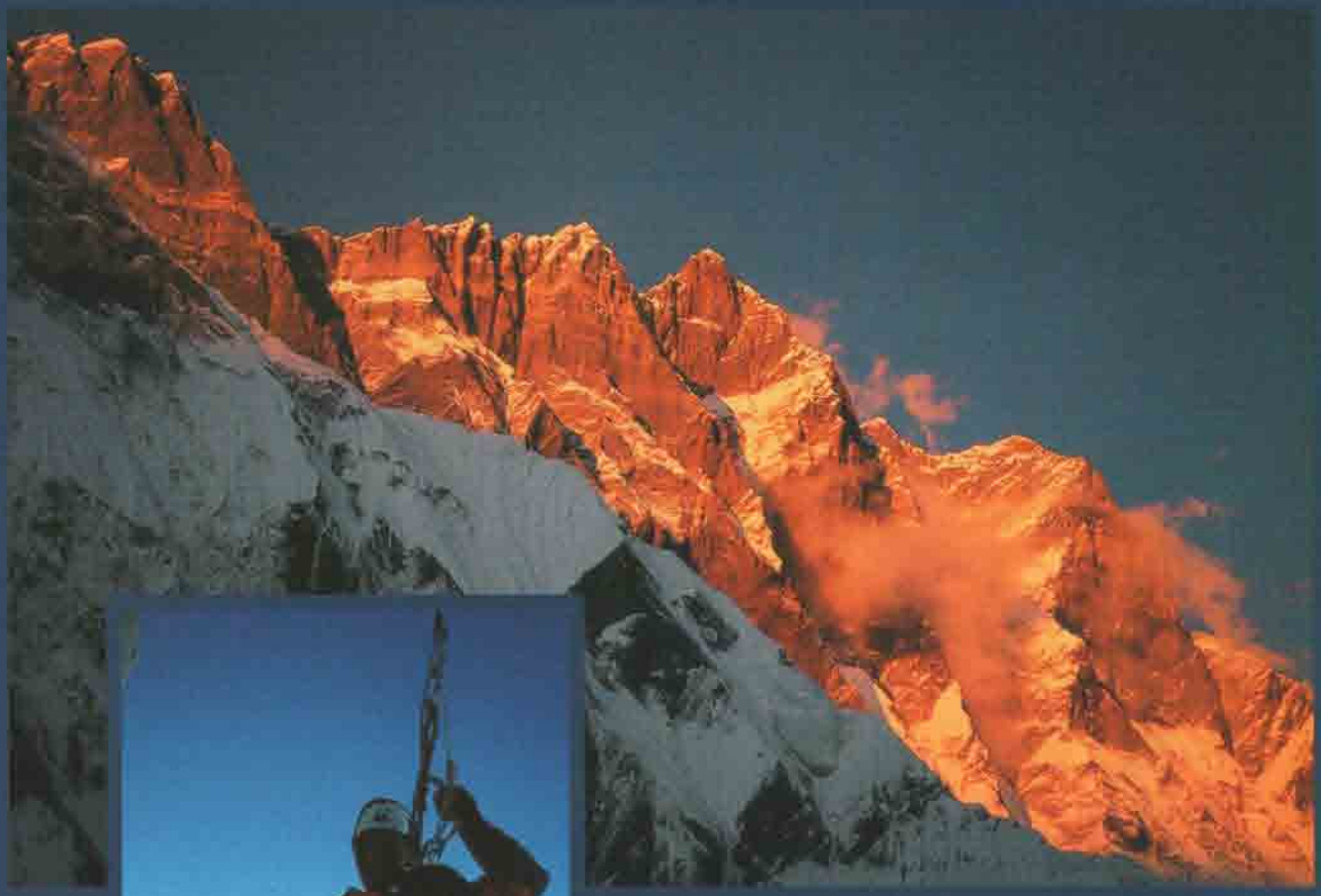
15. Oktober. Schlesi, Christoph und Jürgen sind heute auf Schicht. Der stark überwächtete Grat (Topo 7) über den Haifischzähnen treibt uns zur Verzweiflung. Wir treten auf der Stelle. Die pilzartigen Wächten zwingen immer wieder zu gewagten Vorstiegsszenen. Die seltsame Mischung aus Schnee und Eis ist verdammt morsch und auch mit den Firnankern nicht vernünftig abzusichern. Über Funk verfolgen wir einen beeindruckenden Runout von Schlesi, der über einen 25 Meter hohen Eiswulst führt und keine Sicherungsmöglichkeiten bietet. Danach verschwindet er hinter dem Wulst, und Christoph kann bei dem starken Wind keine Rufverbindung mehr aufbauen.

Wir stehen hilflos im Basislager am Fernglas und ärgern uns über die beiden, da Schlesi, entgegen unserer taktischen Absprache, kein Funkgerät beim Vorstieg mitgenommen hatte. Nachdem er das ganze Seil ausgegangen ist und Christoph über eine Stunde am Stand gewartet hat, bleibt diesem nichts anderes übrig, als auf Verdacht nachzujümarn. Die Aktion endet Gott sei Dank glücklich, aber auch damit, daß es erneut nicht zum Erreichen des Diamond Towers gereicht hat und wertvolle Tage verstreichen. Trotzdem sind wir erleichtert, als alle drei wieder unversehrt ins Basislager zurückkommen.

## 17. 10. 95: Diamond Tower

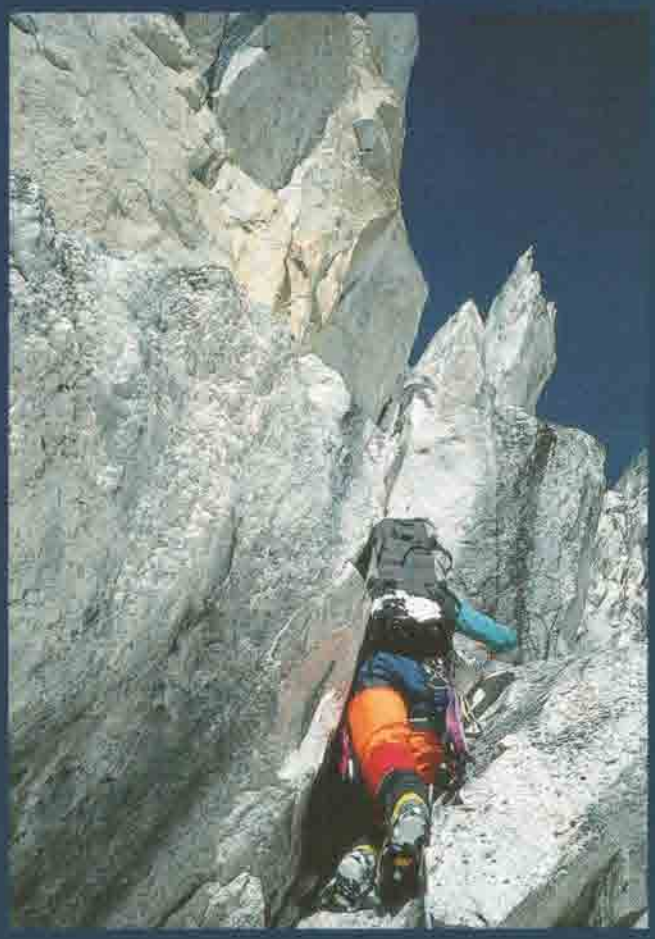
Zusammen mit Philip und Ansgar verlasse ich um 3.00 Uhr die Eishöhle. Im Schein der Stirnlampe am senkrechten Fixseil im „Wasserfall" baumelnd, rundherum nur eisig kalte Nacht, fühlst du dich einsam und verloren.

Ansgar macht sich nur bemerkbar, als er nach wenigen Seillängen fluchend sein Steigeisen verliert. Philip kann ich „spüren", wenn das Fixseil ruckt und er mir damit das Zeichen gibt, daß er über die nächste Zwischenfixierung hinaus ist und ich die Jümars einhängen kann. An den Haifischzähnen im ersten Tageslicht pumpe ich auf ca. 6500 Meter Höhe eine 20 Meter lange überhängende Passage hinauf. Ein schwacher Trost, daß auch Ansgar mit bellendem Husten nach Luft ringt, als er bei mir am Stand ankommt. Mit den ersten Sonnenstrahlen erreichen wir den Umkehrpunkt unter dem riesigen Eispilz des Diamond Towers. Wir suchen nach der besten Möglichkeit, dieses überhängende Monstrum aus Schnee und Eis auszutricksen und werden schließlich nach einer kurzen Querung in die Westseite fündig. Noch wenige nervenaufreibende Meter, dann legt sich das Gelände zurück und wir stehen endlich auf dem Diamond Tower. Über 60 Seillängen mit über 2000 Klettermetern bis VII+, A2 im Fels und 90° im Eis liegen hinter uns, wir stehen nach dem französischen Team 1994 und den Italienern 1989 als dritte Mannschaft auf dem 6750 Meter hohen Pfeilergipfel und haben damit unser wichtigstes Ziel erreicht. Nach





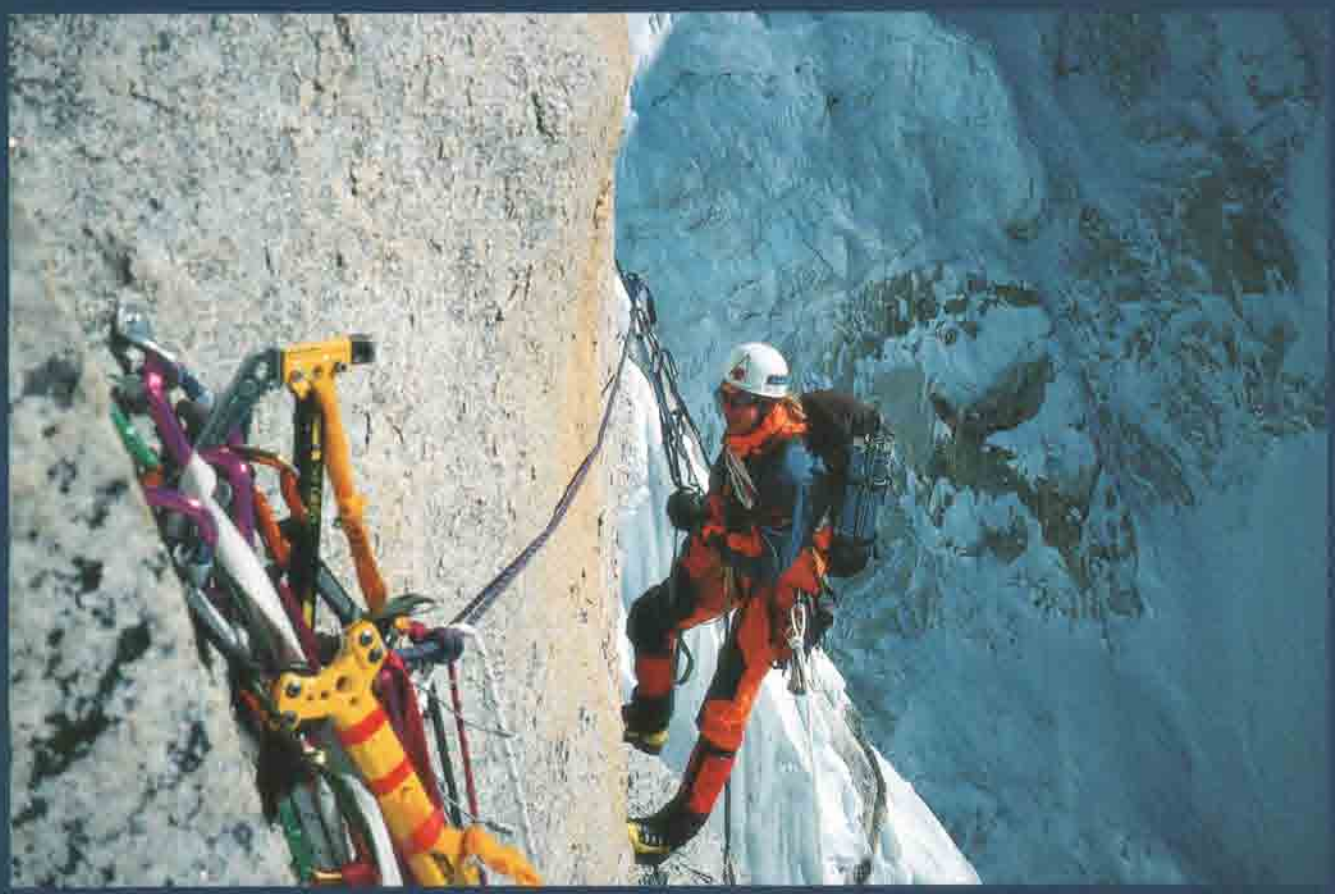
Oben:
Lhotse Ta, Lhotse und Lhotse Sar
(großes Bild von links)
Eingeklinkt: Das Jümargespenst
am „zweiten Haifischzahn“

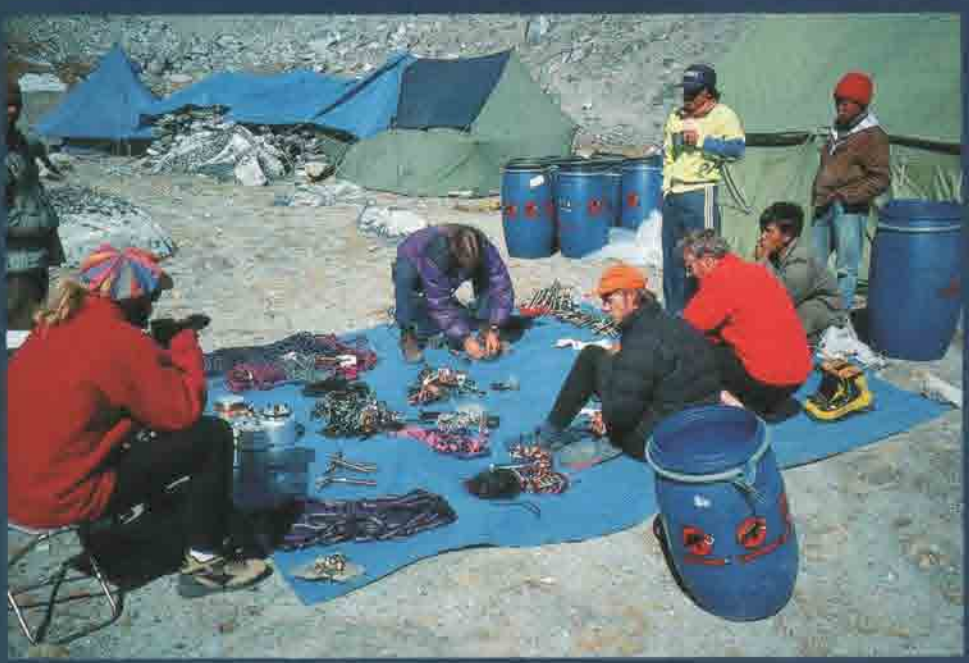


Rechts:
Kletterer an den „einstürzenden
Neubauten“

Bilder einer Expedition

# Am Nuptse East 1





Oben:
Schlingenstand am „ersten Haifischzahn"

Links:
Im Basislager

einer kurzen Rast beginnen wir, begleitet von stürmischen Winden, das zweite Lager ebenfalls als Schneehöhle einzurichten und beenden nach 18 Stunden total fertig unser Tagwerk. In der Nacht stürmt und schneit es unentwegt. Immer wieder bläst der Wind Schnee in die Höhle auf unsere Schlafsäcke und hindert uns am Schlafen. Beim Abstieg am folgenden Tag stellen wir entsetzt fest, daß ein gewaltiges, ca. 20 Meter breites und mindestens 10 Meter hohes „Schwert" des Gipfeleispilzes vom Diamond Tower abgebrochen ist und unser Fixseil auf gut 100 Meter weggerissen hat.

## 19.–25. 10. 95: Gipfelversuche

Wir wissen, daß nur noch wenige Tage bleiben, um einen ernsthaften Gipfelversuch zu unternehmen. Kilometerlange Schneefahnen an Lhotse und Makalu signalisieren, daß auch heuer die gefürchteten „Jetstreams" in Höhen ab ca. 6500 m pünktlich und mit voller Orkanstärke eingesetzt haben. Jörn und Robert wollen es als erste versuchen. Vom Lager 2 aus möchten sie im Alpinstil das große, im Schnitt ca. 50° geneigte Schneefeld und die darüber liegende, kombinierte Gipfelwand durchsteigen. Die Anstiegslinie haben wir mit Ferngläsern vom Trekkinggipfel des Chukkung gut einsehen und analysieren können, sie scheint klar zu sein. Gespannt verfolgt der Rest der Mannschaft im Basislager die Bemühungen von Jörn und Robert, die absolut motiviert zur Sache gehen und schon um 2.00 Uhr morgens das zweite Lager verlassen haben. Unendlich langsam kommen sie in dem langen Schneefeld, das keinerlei technische Schwierigkeiten bietet, voran. Anhand der Schneefahnen an den Nuptse- und Lhotse-Gipfeln können wir nur ahnen, mit welcher Orkanstärke die Jetstreams dort oben wirken. Schon im Basislager ist es trotz des wolkenlosen Himmels äußerst kalt, jetzt im Oktober taut auch während des Tages der kleine Bach nicht mehr auf. Ein mehrmals unterbrochenes, vom Sturm zerfetztes Funkgespräch bestätigt, was wir befürchtet haben. Jörn und Robert müssen auf 7050 Meter umdrehen, wollen sie trotz bester Ausrüstung keine Erfrierungen an Fingern oder Zehen riskieren.

Auch den anderen Gipfelversuchen ergeht es nicht besser. Nur noch kriechend, an ein aufrechtes Gehen oder Stehen ist nicht zu denken, kommen wir bei diesen Bedingungen im Schneefeld voran und können die Marke von Robert und Jörn nicht übertreffen. Mit insgesamt sechs Bekleidungsschichten, unter dem Gore-Tex-Anorak noch eine Daunenjacke, glauben wir, Sturm und Kälte überlisten zu können. Doch schon nach wenigen Stunden, in denen wir uns, obwohl wir dicht zusammen stehen, nur schreiend verständigen können, kriecht die Kälte in den Körper und zermürbt die Motivation. Jürgen bricht in der Kälte die Fastex-Schnalle seines Helms, woraufhin ihm dieser einfach vom Kopf geblasen wird. Den letzten Versuch unternimmt Schlesi allein und kommt dabei noch einmal an den Umkehrpunkt von Jörn und Robert. Er will unbedingt alles versuchen und wenigstens einen Blick in die Gipfelwand werfen. Doch auch Schlesi, der sich am Berg mit stoischer Ruhe maschinengleich bewegt und den nichts aufzuhalten scheint, muß erkennen, daß der Weiterweg unkalkulierbare Risiken birgt. Vielleicht sind wir aber auch ganz einfach zu soft und ziehen den Schwanz ein, wo z. B. osteuropäische Expeditionsalpinisten noch einmal Gas geben. Müßig, diese Frage beantworten zu wollen, zu viele, auch prominente Opfer haben Expeditionen in der jüngsten Vergangenheit gefordert. Dabei stellt nach unserer Auffassung eine Risikobereitschaft, die um des Erfolgs willen auch die Möglichkeit in Kauf nimmt, das eigene Leben oder das anderer Expeditionsteilnehmer aufs Spiel zu setzen, eine Form der Leistungsmanipulation dar, die nicht weit entfernt ist von bekannten Praktiken des Dopings im Spitzensport.

Die satellitengestützten Wetterdaten, wie wir per Satellitentelefon aus Europa erfahren, sprechen eine deutliche Sprache. Eine Tagestemperatur von –30° C auf 7000 Meter und 150 km/h Wind, in Böen darüber, verleihen unserer Entscheidung Sinn. Wie wir später von der bekannten Himalaya-Chronistin Mrs. Elizabeth Hawley in Kathmandu erfahren, hat im Nachmonsun 1995 als letzte Expedition ein niederländisches Team am 12. Oktober mit dem Makalu einen Gipfel über 7500 Meter erreicht. Alle späteren Besteigungsversuche fielen den ungewöhnlich starken Jetstreams zum Opfer.

## 26.–30. 10. 95: Cleanen und Expeditionsende

Das letzte „Gipfelteam" mit Philip, Jörn und Schlesi baut bis auf 200 Meter Fixseil am Schneegrat unterhalb des Diamond Towers alle Fixseile bis zum Lager 1 ab und transportiert sämtliches Material ins Basislager. Robert und ich bauen ab Lager 1 bis zum Einstieg ab. Wir hinterlassen bis auf äußerst wenige Haken und Schlingen, die wir zum Abseilen benötigen, keine Spuren am Berg. Für das nächste Team, das sich am Nuptse East 1 Südpfeiler versuchen will, sind damit die Karten neu gemischt. Nach dem Abbauen gleicht das Basislager einer Krankenstation. Im Schnitt über 20 Tage am Berg haben an unserer Substanz gekratzt. Trotzdem sind wir glücklich über unseren „Teilerfolg" und vor allem, daß wir bis auf wenige Blessuren wieder gesund nach Hause kommen werden.

Das Basislager wird am 30. Oktober, gesäubert von allem Müll, verlassen. Am 5. November landen wir in Frankfurt. Vier Fernsehsender, zahlreiche Hörfunksender sowie Tages- und Fachzeitungen berichten von der Expedition.

# „Fitzcarraldo“

## Mit dem Boot zum „Cirque of the unclimbables“ (Kanada)

Kurt Albert

Heutzutage hat fast jeder ambitionierte Bergsteiger ein Problem: das Handicap der „zu späten Geburt.“ Zu spät, um als erster auf irgendwelchen Gipfeln zu stehen. Vorbei ist das goldene Zeitalter der Pioniere – allein im Antiquariat der Abenteuerliteratur läßt sich jene glückselige, euphorische Phase nachempfinden, als es Neuland gab, wohin man blickte. Man mußte nicht geizen mit den Ansprüchen an die Ästhetik des Berges oder der Wand. Hohe Qualität von Fels und Linie war selbstverständlich. Neue Anstiege dieser Güte sucht man heute wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Und dennoch: Sie zu finden, bleibt kein Glücksfall!

Die Kunst des Kletterns stieg in den letzten Jahren sprunghaft an, die Mobilität der Bergsteiger und Kletterer erhöhte sich beträchtlich. Geblieben ist die Sehnsucht, die eigene phantasievolle Kreation am Fels zu hinterlassen. Sie lenkt unseren Blick auf Regionen, die bis vor kurzem für das Sportklettern tabu waren. All diesen Regionen gemeinsam ist die Abgeschiedenheit mit oft rauhen klimatischen Verhältnissen, aber auch die Faszination senkrechter, kilometerhoher Felsabstürze. Verbunden damit ist sicherlich ebenso die Sehnsucht nach unbekannter Ferne, in der alles ganz anders ist als in der vertrauten und sicheren Umwelt zu Hause. Vielleicht auch der Drang, sich in prickelnden, unerwarteten Situationen zu behaupten. Zusammengenommen kann das zu einer Art Droge werden, die einen herausreißt aus der Lethargie des Alltags, die prallvolles, intensives Leben garantiert.

Diese Neugierde aufs Unbekannte und der sportliche Ehrgeiz, an bedeutenden Weltbergen herrliche Klettereien aufzuspüren, sind wohl die Basis meines bergsteigerischen Lebens und Anlaß genug, Ausflüge in die entferntesten Winkel unserer Erde zu unternehmen ...

Es bedurfte also nur geringer Überredungskünste von Stefans (Glowacz) Seite – ein kurzes Telefongespräch genügte –, mich von seinem Vorhaben zu überzeugen: Eine Kanufahrt mitten durch die kanadische Wildnis zur sagenhaften Felslandschaft des „Cirque of the unclimbables“, um dort eine Erstbegehung zu machen. Zu viert in zwei Booten, das wäre die ideale Zusammensetzung, meinte Stefan. Und ein Platz war noch frei! In meinen Ohren klang es wie Musik: Lotus Flower Tower! Die schlanke, über 700 Meter hohe Granitsäule stand schon lange auf meiner Wunschliste. Der Anziehungskraft dieses Edelsteins kann man sich als Bergsteiger wohl kaum entziehen. Dabei lag meine letzte Expedition noch gar nicht lange zurück. Gerade erst war ich aus Patagonien zurückgekehrt. Fast zwei Monate lang war für uns der Fitz Roy der Mittelpunkt des Universums. Im Zentrum unseres Tuns und Denkens stand die Erstbegehung „Royal Flush“ am gigantischen Ostpfeiler – für uns ein wahrer Superlativ, die „schönste Linie“ der Welt! Ein Unternehmen, das mich psychisch und physisch bis zur Grenze ausschöpfte – zwei Monate lang patagonische Zermürbungspädagogik, welche Anstrengung und Erfolg nur selten ins angemessene Licht rückt. – Ein echter alpiner Höhepunkt nach gnadenlosem Leidensweg!

Danach wollte ich mich jetzt eigentlich erst mal ausruhen vom Expeditionsbergsteigen und mich dem ganz normalen Sportklettern in der Fränkischen Schweiz widmen ...

Jedoch eine so ungewöhnliche Herausforderung in der einsamen kanadischen Wildnis fasziniert unmittelbar. Zwar sind die Felsen des „Cirque of the unclimbables“ im Vergleich zum Giganten Fitz Roy nur „kleine Zwerge“ und daher bergsportlich eher nachrangig; doch die Stilreinheit und die insgesamt so noch nie dagewesene Qualität des geplanten kanadischen Abenteuers lassen mich die heimische „Fränkische“ wieder ganz schnell vergessen, und schon stecken meine Gedanken wieder mittendrin im nächsten Wagnis ...

### By fair means

Die Idee zu dieser außergewöhnlichen Kombination aus Kanufahren und Klettern stammt von unserem Kanada-Experten Leo Reitzner. Leo war aufgefallen, daß sich bisher sämtliche Kletterer mit Wasserflugzeug oder Hubschrauber in den Cirque einfliegen ließen. Wir dagegen wollen das abgelegene Gebiet in den Mackenzie Mountains hoch oben im Norden Kanadas „by fair means“, das heißt ohne Flugzeug auf dem Landweg aus eigener Kraft

erreichen (und ohne organisatorische Hintertüren wie „Lebensmitteldrops" oder Materialdepots). Schon bald treffen wir uns zur detaillierten Planung bei Gerd Heidorn, der für die fotografische Dokumentation des Unternehmens verantwortlich sein sollte. Leo erklärt uns anhand mehrerer Quadratmeter Kartenmaterials den langen, aufwendigen Zustieg. Die einzige Möglichkeit der Anreise durch den dichten, undurchdringlichen Busch gewährt der legendäre „South Nahanni", ein unter Kanuten recht beliebtes Wildwasser. Von dessen Quellseen, den „Moose Ponds", sind es noch rund 250 Kilometer Flußstrecke bis zum Beginn des Aufstiegs zum Klettergebiet. Dabei sind im Oberlauf zahlreiche Stromschnellen mit Wildwasser des Schwierigkeitsgrades III–IV zu meistern. Vom Nahanni aus dauert der Aufstieg zum Basislager etwa vier Tage. Für die geplante Erstbegehung am Mount Proboscis oder dem Lotus Flower Tower berechneten wir weitere zehn Tage, bevor der Rückmarsch zum South Nahanni anstand. Die restlichen knapp 400 Kilometer Flußlauf sollten uns dann wieder zurückbringen in die Zivilisation, zur nächstgelegenen Indianersiedlung „Nahanni Butte".






Fotos: Kurt Albert

**Gebietsübersicht und (darunter) erste Etappe des Unternehmens**

Allerdings sind auch die Quellseen des Nahanni sehr entlegen und im Normalfall nur mit dem Wasserflugzeug zu erreichen. Doch Kanadas höchstgelegene Straße, die „Canol Road", half uns, dieses Problem zu lösen. Von dieser weg ermöglicht nämlich ein System von wilden Bächen und Seen den Zugang (stromaufwärts!) zu den Moose Ponds. Dieser selten gewählte „Overland Approach" zum South Nahanni hat bei den kanadischen Buschexperten den Ruf einer ernstzunehmenden, gnadenlosen Selbstknechterei. – Es müssen Schwierigkeiten im Wildwasser bis IV gemeistert werden, teilweise muß das Boot über Stromschnellen flußaufwärts gezogen werden und es gilt, die gesamte Ausrüstung 30 Kilometer weit durch den unwegsamen kanadischen Busch zu zerren.

Wir brauchen eine Genehmigung zur Befahrung des Nahanni. Das ist eigentlich problemlos (für 50 $ pro Mann) – jedoch die Hüter des Nahanni-Nationalparks setzen uns einen „Schuß vor den Bug" mit der Warnung: „You have to carry all your food for your trip, fishing is unrealistic". Im Nahanni gibt es fast keine Fische. Dafür gibt es Bären und Wölfe! Aber natürlich beinhaltet ein konsequenter „By-fair-means"-Gedanke den Verzicht auf Materialdepots oder Lebensmitteldrops per Flugzeug. Das bedeutet, daß die komplette Ausrüstung, inklusive Kletterschwermetall und Verpflegung für vier bis fünf Wochen, mit ins Boot muß – von Beginn an! Nach Ansicht der Parkverwaltung ein unmögliches Unterfangen. Für uns eine logistische Herausforderung. Die aufblasbaren Schlauchkanadier vom Typ XR-Trekking schienen uns die geeigneten Boote zu sein. Vor allem, weil sie auf den zahlreichen Tragepassagen wesentlich leichter als Rucksack zu transportieren sind als feste Kanadier. Außerdem verzeihen sie Fahrfehler großzügiger und kentern nicht so leicht. Für uns Laien ein willkommener Sicherheitsfaktor – schließlich waren wir alle blutige Anfänger im Kanusport. Unsere ersten tollkühnen Fahrversuche auf der wilden Loisach waren denn auch sprichwörtlich ein Sprung ins kalte Wasser und endeten mit vielen Schwimmpassagen und etlichen verlorenen Paddeln. Ahnungslos stürzten wir uns in unbekannte Situationen und gefährliche Manöver. Erst die wertvollen Ratschläge von „Kanulegende" Hans Memminger und meinem Privatcoach Manfred Eder verhalfen uns dazu, das Boot einigermaßen zu beherrschen. Mehrmals die Woche waren wir „auf dem Bach" und trainierten zusätzlich auf der Olympia-Strecke, dem Augsburger Eiskanal. – Ein peinlicher Auftritt! Doch wir wollten unser Ziel verwirklichen, und dafür trainierten wir konsequent, denn unser großer Schwachpunkt und damit größtes Risiko dieser Expedition würden die zu erwartenden Wildwasserpassagen auf dem Nahanni sein. Soviel war uns klar.

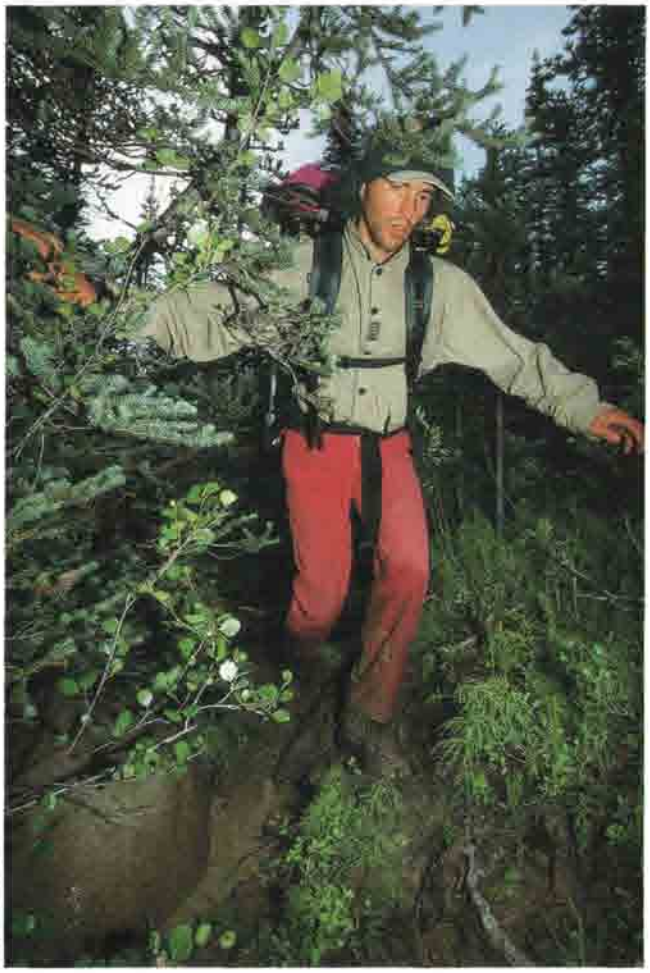


Foto: Gerd Heidorn

**Stefan Glowacz unterwegs auf dem „Overland Approach"; seine in Berg '95 angekündigte Hinwendung zu abenteuerlicheren Spielarten des Bergsteigens geht er bis heute bemerkenswert konsequent**

## Harte Aktionen garantiert

Ausgangspunkt unserer Reise ist White Horse. Mit 20 000 Einwohnern ist das die größte Siedlung im Yukon Territory. Beim Probepacken im Hotelflur verschaffen wir uns einen letzten Überblick – und die letzte Gewißheit: Wir haben zuviel Gewicht! Also reduzieren wir die Kletterausrüstung nochmals und verzichten sogar auf die Überzelte. Nur noch das Allernötigste kommt zum Expeditionsgepäck. Hauptbestandteil unseres Lebensmittelvorrats bilden 50 Kilogramm Simpert-Reiter-Trockennahrung. 50 Kilogramm klingt nicht schlecht, doch die Kalorienbilanz läßt uns aufschrecken – nach 16 Tagen gibt es nichts mehr zu essen! Also müssen wir die Verpflegung mit hochkalorienhaltigen Produkten ergänzen: 10 Kilo Erdnußbutter, Salami, Nüsse, Schokolade ...

Am Ende sind immer noch insgesamt 300 Kilogramm notwendige Ausrüstung auf zwei Boote zu verstauen. Darunter 80 Kilo Verpflegung für vier Mann und einen Monat – ein dürftiges Polster ...

Mit dem Taxi erreichen wir am 29. Juni den 600 Kilometer entfernten Startpunkt. Nach siebenstündiger Fahrt über die Schotterpiste der verlassenen Canol Road werden wir ausgesetzt in der stillen Wildnis am Beginn des Overland Approach zu den Moose Ponds. Ein letzter Gruß unseres Chauffeurs: „Good luck" und „Take care"! Wir sind allein. Nur das Plätschern des Mac Millan Flusses (und natürlich unsere Packaktivitäten) durchbricht die Stille. Recht eindrücklich beschreibt der Yukon-Flußführer von Ken Madsen/Graham Wilson unser erstes Etappenziel, die „Overland Route to the Nahanni River":

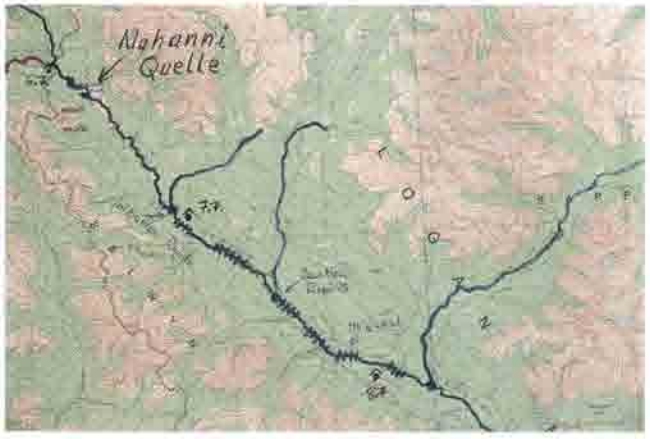
*Rapids Class: III–IV*
*Distance: 50 km to Moose Ponds*
*Duration: 6–8 days to reach the Nahanni*
*Das Wort Nahanni impliziert den Gedanken eines wilden Abenteuers. – Sogar die Namen auf der Karte geben Zeugnis von Dramen: Broken Skull River, Headless Valley, Deadmen Valley, Hells Gate ... Doch viele Kanuten haben den Nahanni überlebt und die Legenden entmystifiziert. Heute ist der Nahanni* ***die*** *Flußreise Kanadas schlechthin. Doch Leute verwegenen Herzens und stählerner Glieder müssen nicht verzweifeln – es gibt immer noch eine Route, die ursprüngliches Abenteuer und harte Aktionen garantiert – vor allem die Härte! – den „Overland Approach". Der Kampf stromauf zum ersten See war Nirvhana – einer der härtesten Tage meines Lebens! Diese Pilgerfahrt durchschneidet eine fabelhafte wilde Landschaft von klaren Flüssen und eindrucksvollen Bergen.*

Ob dieser Worte sind wir mächtig aufgeregt und ehrfürchtig. Für uns alle steht der Traum vom kanadischen Abenteuer vor seiner Erfüllung. Wir können es gar nicht richtig fassen, wirklich allein zu sein. Hinter jeder Kurve oder Abzweigung erwarten wir eine Ortschaft, vielleicht eine Brücke. Doch es kommt nichts, gar nichts! – 30 Tage lang.

Die vollbeladenen Boote sind schwerfällig, und gleich nach dem Einsetzen begegnen uns die ersten Schwierigkeiten: Wildwasser bis zum oberen III. Grad. Das niedrige verblockte Wasser verlangt höchste Konzentration. Der Fluß fordert ganz unser geringes Können. Die Gefahr zu kentern ist groß, denn wir verkeilen uns oft zwischen Blöcken oder laufen auf Grund. Ein Kanu-Wrack, an dem wir vorbeitreiben, ermahnt uns zur Vorsicht. Schon nach wenigen Minuten könnte unser Abenteuer bereits hier ein jähes Ende finden. Fünf Stunden später biwakieren wir schließlich auf einer Sandbank, doch ein entspanntes Ausruhen ist auch hier unmöglich. Die Moskitos werden zu einer fast unerträglichen Plage. In Schwärmen stürzen sie sich auf uns und versuchen sogar, meine Neoprenschuhe zu durchbohren. Moskitos totzuschlagen ist ein hoffnungsloses Unterfangen; erschlägt man zwei von diesen Plagegeistern, dann steht schon die zigfache Anzahl an Interessenten bereit, deren Platz einzunehmen. Wovon ernähren sich diese Viecher nur, wenn wir nicht da sind? – Unsere romantische kanadische Lagerfeuerstimmung ist jedenfalls gravierend getrübt. Leo begeht einen folgenschweren Fehler und verbrennt versehentlich sein Moskitonetz. Da hilft nur noch die Flucht ins Zelt – aber zuvor heißt es doch noch, die 80 Kilogramm schweren Nahrungssäcke bärensicher an den Bäumen hochzuziehen.

**Freitag, 30. Juni**
In einem Brachialakt müssen wir heute unsere 150 Kilogramm schweren Boote eine 8 Kilometer lange Wildwasserpassage hochreißen. Bis zur Hüfte im fünf Grad kalten Wasser watend, kämpfen wir mit den Stromschnellen. Hier heißt es ständig auf der Hut zu sein, denn im verblockten, glitschigen Flußbett ist die Verletzungsgefahr nicht zu unterschätzen. Prompt zerrt sich Stefan die Bänder am Sprunggelenk. Doch das eiskalte Wasser wirkt unmittelbar als geeignete Therapie und begrenzt seinen Schmerz auf ein für ihn erträgliches Maß. Erst später im Biwak schwillt der Fuß bedrohlich an. Doch es hilft nichts, wir müssen weiter, wir sind programmiert in einer nicht enden wollenden Schleife: vorlaufen, Boot hochziehen, Boot festhalten, vorlaufen, Boot hochziehen ... So vergeht Stunde um Stunde im monotonen Kampf im hüfttiefen Wasser mit den Stromschnellen. Die Schienbeine schmerzen, die Hände sind geschwollen von den unzähligen Moskitostichen und ein Zurück gäbe es jetzt sowieso nicht mehr. Zwölf Stunden lang kämpfen wir wie die Lachse im reißenden Fluß, dann erreichen wir schließlich unser Tagesziel, den ersten See. Doch was hinter uns liegt, war vermutlich nur ein Vorgeschmack auf die bevorstehenden Tage.

**Samstag, 1. Juli**
Der Vortag fordert seinen Tribut – wir schlafen lange. Die Uhr hat für uns keine Bedeutung mehr; wir haben hier unseren eigenen Rhythmus, den die notwendigen Ruhepausen diktieren. Zu dieser Jahreszeit wird es hier nicht mehr dunkel. Wir überqueren einen kristallklaren See. Zu Hause wäre er ein Touristenmagnet, in Kanada ist er einer von Tausenden und wir die einzigen Menschen hier.

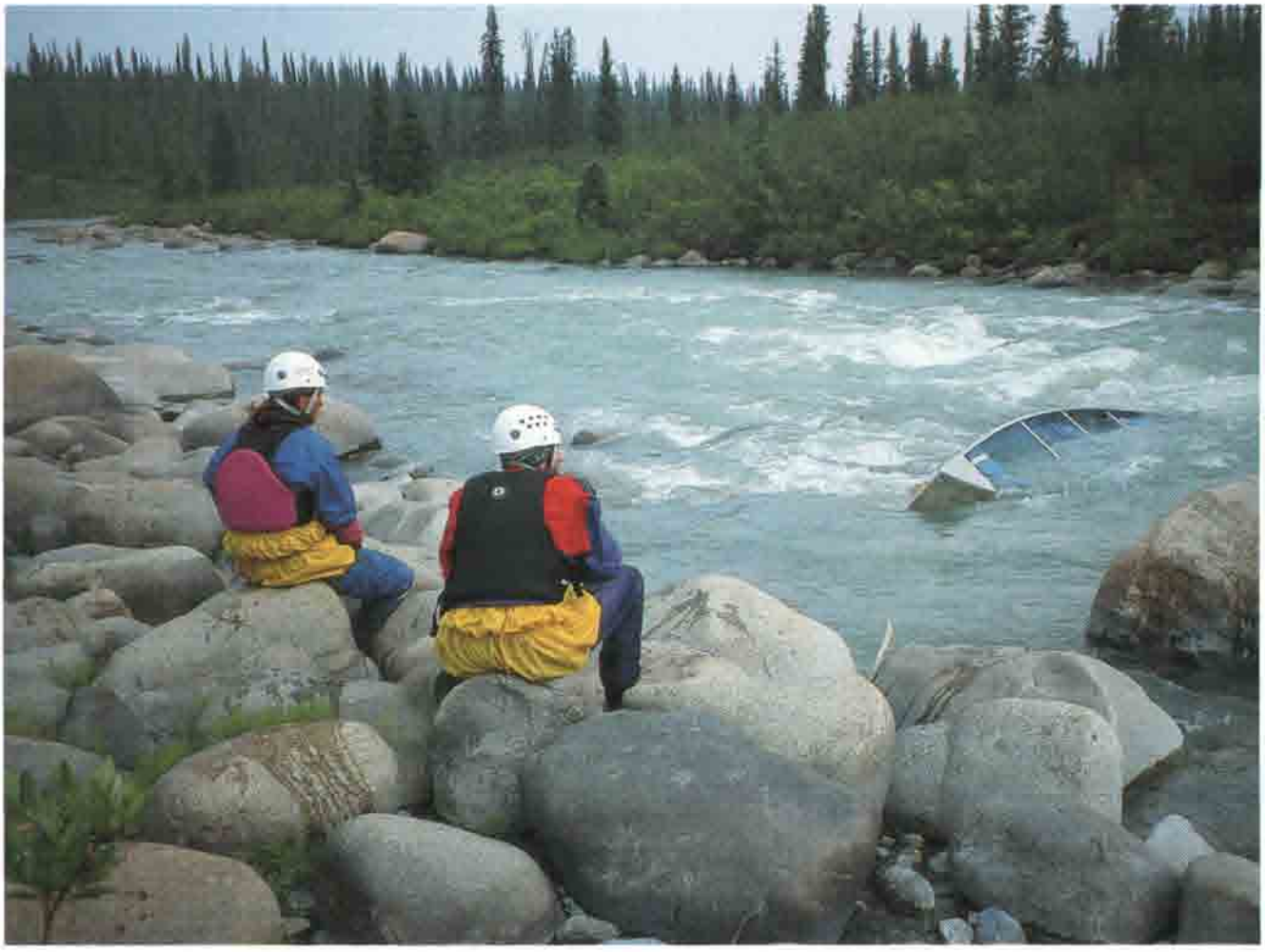



**Oben:**
**Die zweite**
**Etappe**

Glücklich genießen wir nach der Plackerei tags zuvor kurzfristig die Einsamkeit und Stille beim Paddeln. Doch dem Körper ist keine Erholung vergönnt. Im Gegenteil, am Ende des Sees erwartet uns eine 5 Kilometer lange Tragepassage durch ein Sumpfgebiet und dichtes Buschwerk. Diese Abschnitte haben wir in unserer Planung völlig unterschätzt. Dreimal müssen wir diese Passage in dem Irrsinnstakt: hin – zurück – hin – zurück – hin bewältigen, beladen mit jeweils 25 bis 30 Kilogramm schweren Säcken, die einem das Blut abdrücken. Die Gesamtstrecke summiert sich dadurch auf 25 Kilometer. Und wieder schuften wir 12 Stunden lang. Die aggressiven Moskitos treiben Leo ohne den Schutz seines Netzes fast zum Wahnsinn. Abends bastelt er aus dem Innennetz seiner Shorts und einer Kapuze einen provisorischen Mückenschutz – eine futuristische, furchterregende Erscheinung. Gott sei Dank gibt es hier niemanden, den er erschrecken könnte. Wir sind zu müde zum Kochen. Im Zelt essen wir eine Handvoll Nüsse, ein Stück Salami und sind glücklich hier mitten im Schlamm mit der moskitofreien Zone und einem trockenen Schlafsack.

**Sonntag, 2. Juli, bis Mittwoch, 5. Juli**
Wir zerren, paddeln und schleppen jeden Tag bis zur Erschöpfung. Wie in Trance bewegen wir uns vorwärts. Unser Blickfeld wird zusehends eingeschränkt, die menschenleere Landschaft nur noch am Rande registriert. Alle Schwierigkeiten werden mit Gleichmut aufgenommen. Es gibt nur ein Ziel: Wir müssen weiter. Jeden Tag – ohne Pause. Essen hat nur noch eine existentielle Bedeutung. Es dient allein der Deckung des Kalorienbedarfs. Am meisten Kalorien hat Peanutbutter, die wir uns brutal mit der bloßen Hand in den Mund drücken; danach nehmen wir einen kräftigen Schluck aus dem Bach, in dem wir seit Stunden hüfttief waten, und sind zufrieden. Wenn ich an die uns noch bevorstehenden Anstrengungen denke, bekomme ich Angst vor dieser meine Psyche fast überfordernden Aufgabe. Ich setze mir immer wieder kleine Teilziele, um die Motivation aufrechtzuerhalten: Das nächste Sumpfloch, das durchquert werden muß, der nächste Biberdamm, über den wir unsere Boote zerren müssen, die nächste Anhöhe, die nächste Lichtung ... Wir ergeben uns völlig unserem Schicksal und leben nur noch im „Hier und Jetzt".
Gott sei Dank sind (abgesehen von den Moskitos natürlich) immer wieder die Tiere unsere Verbündeten: die Elchpfade, welche uns erlauben, den dichten Busch zu durchqueren, oder die zahlreichen Biberdämme – da wir uns in den dahinterliegenden kleinen Seen paddelnd weiterbewegen können ...
So erreichen wir schließlich die ersehnten Moose Ponds – die Quelle des South Nahanni-Flusses. Nur die Datumsanzeige von Stefans Uhr sagt uns, daß wir bereits acht Tage unterwegs sind. Die Overland-Route, die erste große Hürde, haben wir geschafft. Viele liegen noch vor uns.

Unten: Eine nachdenklich stimmende Entdeckung



Fotos: Kurt Albert

**Donnerstag, 6. Juli, Freitag, 7. Juli**

Ab jetzts geht's den Bach runter mit uns. Der Nahanni quillt über einen Biberdamm und schlängelt sich dann als kleines, schilfbewachsenes Bächlein aus den Moose Ponds hinunter. In ungezählten Schleifen windet sich der neugeborene Fluß durch eine Wiesenlandschaft, und wir genießen das Dahingleiten ohne Anstrengung. Fast haben wir das Gefühl, nicht voranzukommen, denn immer wieder führt uns der Flußlauf zurück und durchkreuzt sämtliche Himmelsrichtungen. Wir lassen den Tag gemächlich ausklingen. Voller Spannung erwarten wir jetzt die Stromschnellen des Oberlaufes, für die wir zu Hause so konsequent trainiert haben. Zu Beginn des nächsten Tages fahren wir dann auch in den Wildwasserbereich des Nahanni ein. Gefälle wie Wasservolumen nehmen zu, und aus dem mäandrigen Wiesenbach wird ein reißender Wildfluß.

Plötzlich sind wir voll im Einsatz. Die „Gummiboote" sind uns eine große Hilfe. Mit einem festen Kanu wären wir sicher schon einige Male gekentert, doch die Schlauchkanadier erweisen sich als sehr stabil und verzeihen viele Fahrfehler.

Bevor wir in die Schlüsselpassagen einfahren, legen wir in einem Kehrwasser an und diskutieren gemeinsam den günstigsten Weg durch die Stromschnellen. Unser Team harmoniert glänzend, wenn man davon absieht, daß ich hinten als Steuermann in Streßsituationen manchmal links und rechts verwechsle. Solche falschen Kommandos führten dann natürlich zum Leidwesen Leos dazu, daß wir unser Boot vor einem Felsblock querstellten – fast wären wir gekentert ...

Das größte Problem lauert aber still unter der Wasseroberfläche: flache Steine, die wir von oben oft erst zu spät erkennen. Ein paarmal laufen wir mit unseren schwerbeladenen Booten auf, können einer Kenterung wieder nur knapp entgehen. Ein zerschelltes Alukanu, das sich in der reißenden Strömung regelrecht um einen Block gewickelt hat, läßt uns den Ernst der Lage wieder erkennen und

# Abenteuer South Nahanny

## flußauf - flußab









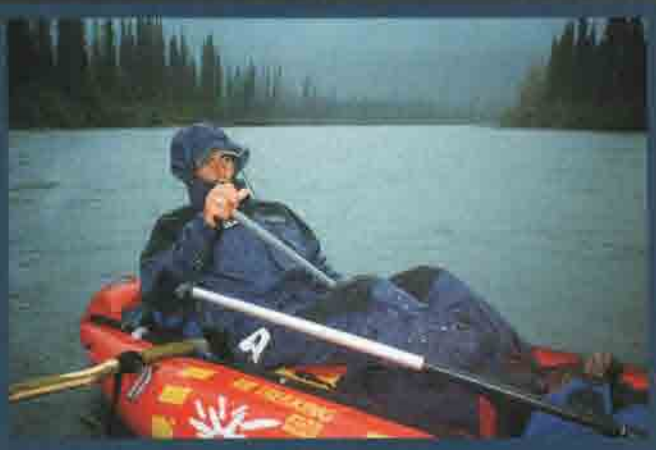
Fotos: Kurt Albert

„... größtes Risiko dieser Expedition würden die zu erwartenden Wildwasserpassagen auf dem Nahanni sein. Soviel war uns klar."

Rechts: „... eine futuristische, furchterregende Erscheinung"









„... paddeln wir
mit höchster Aufmerksamkeit
einem immer stärker werdenden
Rauschen entgegen,
den akustischen Vorboten
der ‚Virginia Falls'.
Als das Rauschen
immer mächtiger wird
und wir in einiger Entfernung
weiße Schaumkronen
aufblitzen sehen,
halten wir uns lieber
in der Nähe des rechten Ufers,
obwohl die Strömung
noch überhaupt keinen Anlaß
zur Unruhe gibt.
Vielleicht 200 Meter weiter
verwandelt sich die
spiegelglatte Wasserfläche aber
innerhalb weniger Meter
in ein reißendes Wildwasser,
dann stürzen die Wassermassen
des Nahanni knapp
100 Meter in die Tiefe ...
Wir entscheiden uns dazu,
die Boote lieber umzutragen"










Fotos: Kurt Albert

**Von oben nach unten: Die restlichen Teilstücke und Abstecher**

ermahnt uns zu voller Konzentration. Später sollten wir erfahren, daß die Kanuten mit dem Hubschrauber gerettet werden mußten. Ohne Boot ist man ein Gefangener in dieser Wildnis.
„Junction Rapid", „Bailing Rapid" und „Hollywood Rapid" (in der vor einigen Jahren eine Frau ertrank) heißen die Schlüsselstellen. Jede von ihnen hat eine Geschichte. Uns bleibt keine Zeit zu verweilen, denn wir stellen fest, daß unsere Essensvorräte rapide dahinschwinden. Wir müssen weiter.

**Samstag, 8. Juli, bis Montag, 10. Juli**
Der Nahanni wird jetzt immer breiter und tiefer – ein Indiz dafür, daß wir den technisch anspruchsvollsten und für uns gefährlichsten Teil der Wildwasserpassagen hinter uns haben. Schließlich verbinden wir die beiden Boote mit Holzstangen zum Katamaran. Dadurch machen wir sie unkenterbar und finden so jetzt Zeit, unseren angespannten Nerven etwas Ruhe zu gönnen. Bis zum Beginn des Aufstiegs ins Basislager in den „Fairy Meadows" liegen 200 Kilometer ruhiges Wasser vor uns. Wir lassen uns treiben und erholen uns von den Strapazen der letzten 10 Tage. Wie Schiffbrüchige treiben wir durchs Wasser. Es ist unbehaglich kalt und regnet immer häufiger. Andauernder Gegenwind läßt uns nur langsam vorankommen, zeitweise scheinen wir auf der Stelle zu stehen. Dann folgen ein paar gequälte Paddelschläge.
Immer wieder rechnen wir unseren verbliebenen Proviant durch. Wir müssen uns stark einschränken mit dem Essen und wissen jetzt schon, daß wir mit Sicherheit die letzten Tage unserer Reise nichts mehr zu knabbern haben. Den nötigen Kalorienbedarf können wir mit den verbliebenen Tagesrationen nicht mehr abdecken. Der Hunger quält uns jetzt schon. Wir müssen uns beeilen und den Zeitplan straffen. Dieses Abenteuer hat kein richtig definiertes Ziel. Das wird für uns auch nicht die geplante Erstbegehung sein, sondern auch sie nur eine Etappe hier irgendwo in den großen Weiten Kanadas ...
Ausgekühlt vom Regen und vom Hunger gequält erreichen wir den Brintwell Creek, an dem der Aufstieg zum Basislager beginnt. Es ist spät, 11 Uhr nachts, trotzdem entschließen wir uns, noch die ersten Gepäckladungen zum 15 Kilometer entfernten Glacier-Lake hochzubringen. Auch ein Boot muß mit hoch, damit wir den 8 Kilometer langen See überqueren können. Wieder kämpfen wir uns mit schweren Lasten durch den dichten Busch. Irgendwann wird auch diese Nacht vorüber sein. Auf dem Weg zurück zum Fluß liegen wir immer wieder erschöpft im Moos und zupfen köstliche Blaubeeren.

**Dienstag, 11. Juli, bis Donnerstag, 13. Juli**
Mittags tragen wir die zweite Last hinauf zum See – wieder das gleiche Spiel. Unten am Nahanni lassen wir ein Boot und jegliche Ausrüstung, die nicht zum Klettern benötigt wird, zurück. Spät abends überqueren wir dann zu viert in

einem völlig überladenen Boot den Glacier Lake. Den ganzen Tag über hat es geregnet. Nebel steigt auf, die Szenerie ist gespenstisch, die Situation nicht ungefährlich, denn ein Kentern im eiskalten Gletschersee hätte fatale Folgen. Völlig verkrampft und zusammengepfercht sitzen wir in unserem Boot und versuchen beim Paddeln das labile Gleichgewicht zu halten. Vom anderen See-Ende aus müssen wir dann nochmals zwei Tage lang schleppen, bis wir endlich unser „Himmelreich" – die „Fairy Meadows" erreichen. Es ist wirklich eine gnadenlose Selbstknechterei ohne Ende! Immerhin werden wir unterwegs belohnt: Über eine Stunde lang verzehren wir genüßlich wohlschmeckende Himbeeren.

**Freitag, 14. Juli, bis Montag, 17. Juli**

Endlich! – Im saftigen Grün der Fairy Meadows finden wir erst mal ein wenig Ruhe. Wir alle sind total ausgebrannt und haben die Schnauze voll vom Schleppen der schweren Säcke. Dazu kommt, daß wir schon seit Tagen zu wenig essen – der permanente Unterzuckerungszustand macht vor allem mir zu schaffen; jede Bewegung wird zur Qual, die Gelenke schmerzen. Stefans Körper schwillt an, Wasser bildet sich in den Füßen, die so kaum Platz finden in den engen Kletterschuhen.

Die Zeit drängt angesichts unserer kargen Nahrungsmittelsituation. So sind wir gezwungen, unseren ursprünglichen Plan, eine Erstbegehung am Mt. Proboscis durchzuführen, zu ändern. Leichten Herzens! Denn der Berg liegt noch ein Tal weiter weg und wir müßten nochmals mindestens zwei Tage lang den Packesel spielen. Angesichts unseres physischen Zustands konzentrieren wir uns nun also auf eine Erstbegehung am 700 Meter hohen NO-Pfeiler des Mount Harrison-Smith. Der Einstieg ist nur eine Viertelstunde vom Lager entfernt. Mit dem Fernglas tasten wir die glatten Plattenschüsse am Pfeiler ab. Wir finden ein feines Rißsystem. Es zieht geradewegs hoch zum Gipfel und verspricht ein für uns notwendiges schnelles Vorwärtskommen. Der Großteil der Strecke ist sicherlich gut mit Klemmkeilen abzusichern. Diese Argumente überzeugen, und somit entscheiden wir uns, nicht nur des kurzen Zustiegs wegen, für diese Linie. Schon am nächsten Tag klettern wir die volle Distanz unserer drei 60-Meter-Seile aus und schaffen die gesamte Kletterausrüstung zum Hochpunkt. Als Haulbag dient wieder mal meine altbewährte Plastiktonne – wie geölt flutscht sie heute wieder über den rauhen Granit. Wir seilen ab und verbringen die Nacht im bequemen Zelt. Wir haben Hunger! Hier unten im Lager gibt es zahlreiche Erdhörnchen und fette Murmeltiere, die sich in fast greifbare Nähe an unsere Lagerstätte anschleichen. Anlaß genug zum Gedankenspiel: „Angenommen, ich würde so ein Murmeltier aus Versehen mit einem gezielten Messerwurf töten. Würdet ihr es essen?" – Es bleibt beim Gedankenspiel ...

Tags darauf steigen wir an den fixierten Seilen bis zum gestrigen Hochpunkt. Wir haben Biwakausrüstung, Kocher, Verpflegung und Wasser für drei Tage dabei. Im Vorstieg wechseln wir uns ab – einer sichert, die anderen sind für den Materialtransport zuständig. Wir orientieren uns exakt an dem von unten ausgemachten Rißsystem, das wir überwiegend mit Keilen absichern. Jeder Standplatz wird mit zwei Bohrhaken ausgerüstet, um einen sicheren Rückzug zu gewährleisten. Für mich alles Routinearbeit – alles schon hundertmal gemacht. Aber aufgepaßt, gerade im Zustand der Erschöpfung besteht Gefahr! Eine Sekunde der Unachtsamkeit, und es ist passiert, das Unglück. Immer wieder zwinge ich mich, jeden Schritt doppelt zu überdenken und zur Kontrolle.

Die Kletterei ist sehr anspruchsvoll, stellenweise im oberen 8. Grad. Alle Stellen sind frei kletterbar. Wir müssen uns beeilen, denn das Wetter ist zweifelhaft. Da wir keine Fixseile dabei haben, könnten wir im Falle eines Rückzugs keinen zweiten Versuch mehr starten und müßten „erfolglos" weiterziehen.

Um Mitternacht erobern wir den einzigen Biwakplatz auf einem abschüssigen Grasband, kochen noch ein Süppchen und warten auf den Morgen. Schlaf gibt es kaum, nur etwas Erholung. Am nächsten Tag haben wir noch drei 60-Meter-Längen zu klettern, dann sind wir oben und blicken in die Ferne über den Glacier Lake hinweg zum South Nahanni – unserem langen Weg zurück in die Zivilisation. Wieder haben wir ein Etappenziel erreicht auf unserer Reise. Nur kurze Zeit bleiben wir auf dem Gipfel, dann seilen wir runter und betrachten nochmal im Schnelldurchlauf die Ketterstellen vom Vortag.

Inzwischen sind wir schon 18 Tage unterwegs, ruhelos in einer verrückten Welt, oft an der Leistungsgrenze. Der anstrengende Anmarsch fordert seinen Preis. – Wir sind völlig abgearbeitet. Der lange Zustieg, unsere Erstbegehung und die Rückfahrt in die Zivilisation bilden eine unzertrennliche Einheit. Es gibt für uns nur einen möglichen Namen, der das ganze Unternehmen charakterisiert: „Fitzcarraldo" – nach dem gleichnamigen Film von Werner Herzog.

**Dienstag, 18. Juli, bis Samstag, 22. Juli**

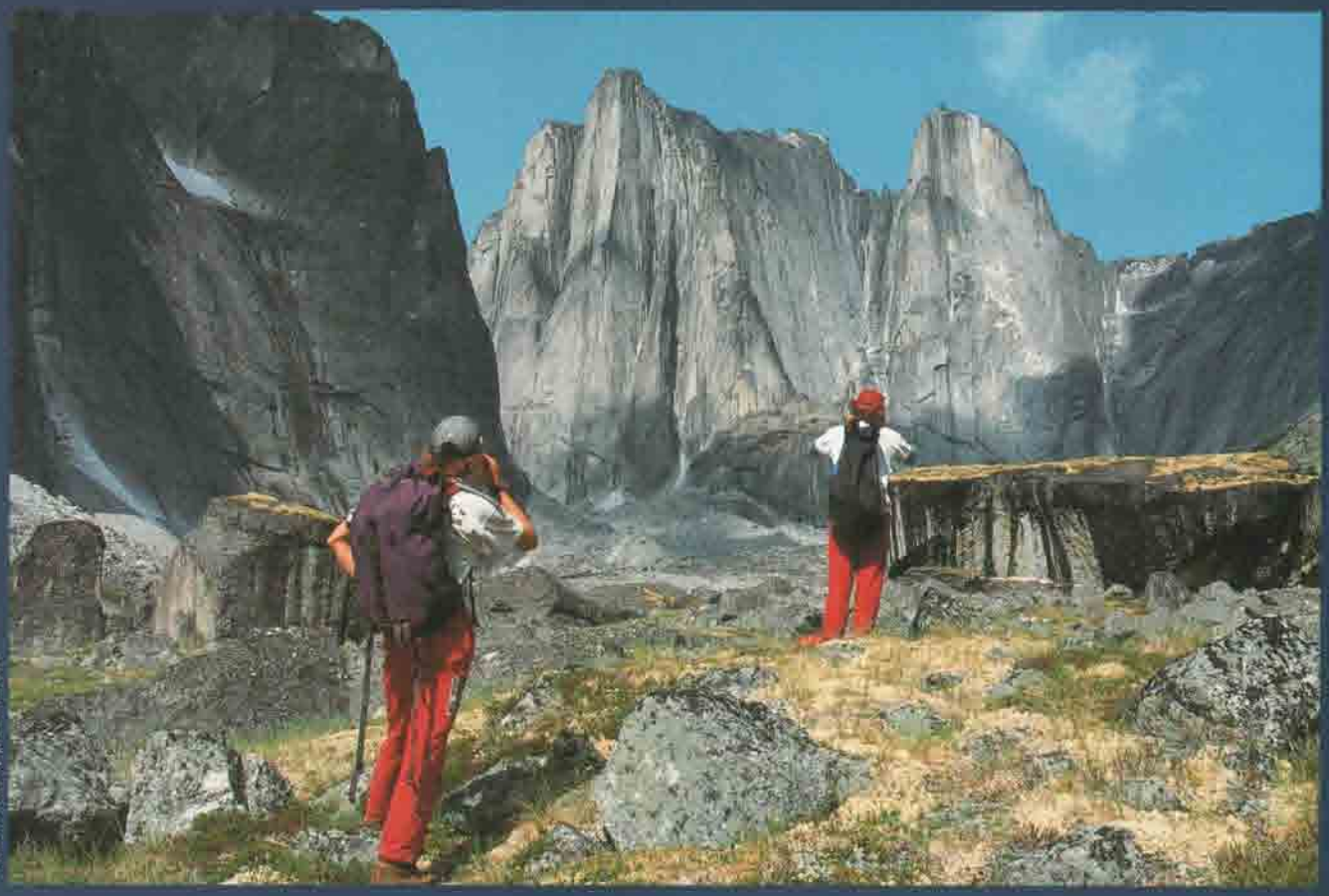
Unsere Körper zwingen uns zu zwei Ruhetagen, dann ist wieder Zeit zum Handeln. Jetzt oder nie. Heute muß es sein! In meinem Kopf dreht sich alles um diesen Namen: „Lotus Flower Tower". Königlich überragt er an Ausdrucksstärke alle anderen Felsen. Wir wissen, daß wir wahrscheinlich nie wieder hierher zurückkommen werden. Ein alter Klettertraum soll sich erfüllen. Über die klassische Route von Frost, McCarthy und Bill klettern wir in ca. 8 Stunden zum Gipfel (700 m, 20 Seillängen, 8–).

Wir sind beeindruckt von der einmaligen Architektur im oberen Wandteil. Als wir den Gipfel erreichen, fängt es an zu regnen. Wir haben es gerade noch geschafft – das Wetter schlägt um. Die nächsten 10 Tage wird hier gar nichts mehr gehen.

Klettern

# Ein alter Traum

## an den „Unerklimmbaren"



Fotos: Kurt Albert (3), Gerd Heidorn

Oben: „Endlich" Ankunft bei den „Fairy Meadows"; im Hintergrund links: Der „Lotus Flower Tower"

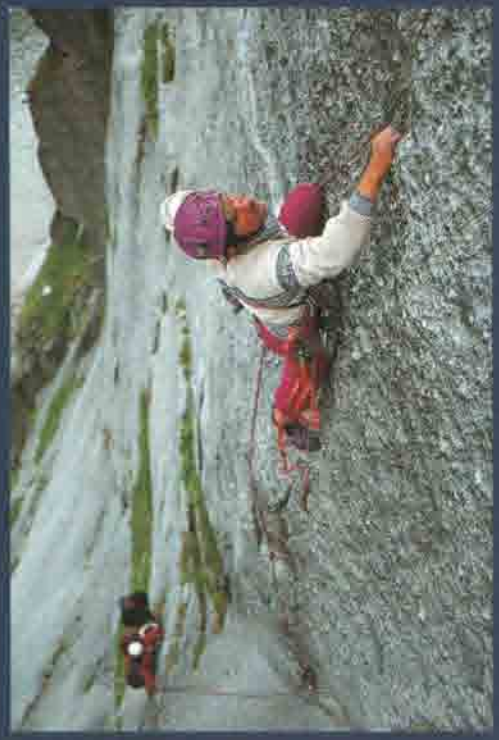
Rechts: Hat überlebt ...





Kletterei (links) und „Standplatz"-Arrangement (unten) am „Lotus Flower Tower"







Links: Kletterei und Biwak (rechts daneben) in der Route „Fitzcarraldo" am Mount Harrison Smith (siehe dazu Foto auf Seite 112)

Spät am Abend erreichen wir unser Lager, am nächsten Morgen hauen wir ab. Unser Wetterglück ist kaum zu glauben. Während des Abstiegs von den Fairy Meadows hängen die Wolken tief in den Wänden, auf den Gipfeln hat es geschneit. Genau die richtige Zeit, um ade zu sagen.

Ehe wir zwei Tage später wieder den South Nahanni erreichen, steht uns ein weiterer Gewaltakt bevor. Da wir den Abstieg nicht zweimal zurücklegen wollen, laden wir uns das ganze Gepäck auf einmal auf und stolpern und torkeln – jeder mit über 40 Kilo auf dem Buckel – zum Fluß hinunter. Die volle Plastiktonne wird dabei brutal durch den Busch gezogen. Nur noch die Erwartung auf das Ende des Tages unten am Fluß treibt unsere erschöpften Körper über umgestürzte Bäume hinweg und unter solchen hindurch. Aber das Unternehmen „Fitzcarraldo" nimmt auch hier noch kein Ende!

**Sonntag, 23. Juli, bis Donnerstag, 27. Juli**
Noch fast 400 Kilometer Flußstrecke liegen vor uns. Das Essen wird jetzt noch strenger rationiert. Es bleiben Nahrungsmittel für zwei bis drei Tage, und wir rechnen mit einer knappen Woche bis Nahanni Butte, dem Ende unseres Leidensweges ...
Heute hat der Nahanni wenig Druck – er ist richtig langweilig! Wie Sträflinge versuchen wir die jeweils 100 Kilometer entfernten Tagesziele durch monotones Dahinpaddeln zu erreichen. Doch das Paddeln mit unterzuckerten, geschwächten Muskeln ist gnadenlos. Wir schaffen „nur" 75 Kilometer bis zum nächsten Lager. Teilweise erscheint es, als ruderten wir auf der Stelle. Wie im Traum sehen wir die einprägsame Landschaft Kanadas an uns vorbeiziehen – alles ist phantastisch und unwirklich. Nach weiteren 60 Kilometern paddeln wir mit höchster Aufmerksamkeit einem immer stärker werdenden Rauschen entgegen, die akustischen Vorboten der „Virginia Falls". Als das Rauschen immer mächtiger wird und wir in einiger Entfernung vor uns weiße Schaumkronen aufblitzen sehen, halten wir uns lieber in der Nähe des rechten Ufers, obwohl die Strömung noch überhaupt keinen Anlaß zur Unruhe gibt. Vielleicht 200 Meter weiter verwandelt sich die spiegelglatte Wasserfläche aber innerhalb weniger Meter in ein reißendes Wildwasser. Dann stürzen die Wassermassen des Nahanni knapp 100 Meter in die Tiefe – ein eindrucksvolles Naturspektakel. Wir entscheiden uns dazu, die Boote lieber umzutragen – ein letztes Mal!
Abends treffen wir (völlig ausgehungert) auf eine Gruppe von Kanuten, die gerade ihr Abendessen kochen. Essen im Überfluß! Wir haben Hunger!! Aber um Essen zu betteln ist uns dann doch zu demütigend. Die Gruppe, die sich zu den Virginia Falls hat einfliegen lassen und jetzt am Anfang ihres Nahanni-Trips steht, zeigt sich interessiert an unserem Unternehmen. „Do you stay tonight?" fragt ihr Führer. Ich antworte: „No time, we must hurry, we're running out of food." Das war der entscheidende Satz! Wenig später steht ein voller Topf mit köstlichem Reis auf dem Tisch, dazu frisches Gemüse, dampfende Tortillas und, und, und ... Es ist wie Weihnachten. Das beste Essen seit vier Wochen! Wir können uns endlich mal wieder richtig „sattfressen". Wir freuen uns auf den nächsten Tag – über 200 Kilometer Wildwasser erwarten uns: die legendären vier Canyons des Nahanni.
Wir fahren durch fast 1000 Meter tiefe Schluchten. Die Wasserwucht ist enorm. Noch einmal Stromschnellen bis zum III. Schwierigkeitsgrad. Aber in unserem Katamaran machen uns die Schwierigkeiten nichts aus. Im Gegenteil, wir genießen sogar die Fahrt auf der natürlichen Achterbahn und nehmen die Stromschnellen respektlos an der höchsten Stelle.
Der Nahanni hat jetzt einen guten Zug. Zwei Tage lang zählen wir wie beim Countdown die Kilometer herunter. Erst 60 Kilometer vor unserem Ziel, der Indianersiedlung „Nahanni Butte", beruhigt sich der Fluß wieder und teilt sich in Hunderte von Haupt- und Seitenarmen, die sogenannten „Splits". Wir paddeln wie in Trance. Paddelschlag um Paddelschlag, Stunde um Stunde. Schließlich führt eine letzte, unendlich erscheinende Gerade zum Ziel.

## Geschafft

Wir sind dreckig, wir sind naß, wir sind geschafft – und wir sind glücklich! 28 Tage sind vergangen seit unserem Aufbruch an der Canol Road, und wir empfinden eine tiefe Befriedigung. Die letzten Paddelschläge sind wie das Aufwachen aus einem langen Traum. Die Rückkehr aus einer anderen Welt.
Mühsam steigen wir aus unseren verschlammten Booten. Keiner der 70 Einwohner in Nahanni Butte nimmt Notiz von uns. Unser einziger Gedanke ist Essen! Wie hungrige Tiger schleichen wir schon zwei Stunden vor dessen Öffnung um den Nahanni-Store. Dann endlich geht die Tür auf. Was folgt, ist barbarisch: Unsere zusammengeschrumpften Mägen werden brutal gedehnt. Ich esse gleich mal sieben Snickers in Serie. Kurze Zeit später ist mir schlecht – Stefan übergibt sich – die Zivilisation hat uns wieder.
Jedoch die Gedanken sind schon bald wieder mittendrin beim nächsten Abenteuer. Vielleicht irgendwo im Dschungel Südamerikas?

---

**Literatur/Infos für Nahanni-Befahrungen:**
Rivers of the Yukon (a paddling Guide) von Ken Madsen/Graham Wilson
ISBN-0-9693894-0-X; 1989 by Primrose Publishing.

Nahanni National Park Reserve
Fort Simpson, Bag 300, NW-Territories, XOE ONO
(403) 695-3151.

# Rain boto

## Ur-Erleben auf Madagaskar

Bernd Arnold

Reisen, das Hintersichbringen von Entfernungen, räumlich und einfach so, wird zur Notwendigkeit unseres Wohlstandes.
Wir fliehen zu den „schönen Plätzen" der Welt, tanken auf und kehren zurück. Reisetourismus, Normalität von heute. Reisen nach Vorgaben. Reisen ins gemachte Bett. Reisen mit allen möglichen und unmöglichen Garantien. Nur mit dem Begriff „schöner(ster) Platz" wird unterschiedlich umgegangen, Bedürfnisse und Interessen sind gestreut und werden mehr denn je vom Portemonnaie abhängig gemacht. Die Tourismusmaschinerie bestimmt zunehmend die Trendrichtung.
Nicht wenige versuchen sich jetzt von diesen Vorgaben zu lösen, suchen unverfälschte, exotisch erscheinende Reiseziele, um noch Abenteuer in Einheit von Mensch und Natur zu erleben.
Klettern ist vielleicht die Sportart überhaupt, die mit ihren unterschiedlichen, sogar gegensätzlich erscheinenden Ausübungsformen den gesamten Spannungsbogen zwischen dem Menschen, der Gemeinschaft, der Gesellschaft und der Natur beinhaltet.
Erlebnisvielfalt ist hier also angesagt; und dafür ist die Natursportart ein unverzichtbarer Bestandteil. In der räumlichen und geistigen Enge unserer Tage läßt sich diese Palette kaum oder nicht mehr ausleben, so daß „große Ausfahrten" immer häufiger werden. Ja, für den Bedürftigen sich geradezu zwanghaft ergeben.
Ist es die Suche nach unserer verlorenen Urnatur?
In Mitteleuropa haben wir es, trotz Nationalparks, nur mit Kulturlandschaften zu tun. Stilblüten unserer „Überzivilisation" erleben wir tagtäglich beim Gebrauch und Schutz von Naturressourcen.
Damit verbunden ist auch, und nicht zu geringem Teil, der Ausbruch aus dem schablonenhaften Rahmen der bürgerlichen Existenz. Mit der „Heimat", sofern die jemand noch hat, im Rücken, welche ein „Schneckenhaus" garantiert, läßt sich gut hinaustreten ...
Hinaustreten, das Sich-auf-die-Suche-begeben, erfordert physische und psychische Vorbereitung. Das Abenteuer beginnt also niemals erst am Abreisetag. Der Anteil von Gedanken im Vorfeld, über Wochen, manchmal sogar Jahre hinweg, kann erheblich sein.

### Der zündende Funke

„Wir lagen vor Madagaskar
und hatten die Pest an Bord ..."
Die Anfangszeile dieses Liedes, mehr war mir bis zum Oktober 1990 von der Insel nicht geläufig.
Die Lust zum Kennenlernen, der Funke gewissermaßen, wurde in mir am 3. Oktober 1990 gelegt. Die mitternächt-



Foto: Kurt Albert

**Bernd Arnold (links) und Kurt Albert auf einem Gipfel in Madagaskar. Beide haben in einem Maß wie nur ganz wenige deutsche Bergsteiger vor ihnen ebenso an der Ideen- wie an der Faktengeschichte des Kletterns im Fels mitgeschrieben. Die Idee des Sportkletterns verdankt jedem von ihnen entscheidende Impulse. Ihre Versuche, diese Idee auch an großen Wänden der Hochgebirge dieser Erde umzusetzen, zählen gegenwärtig zu den international meistbeachteten Unternehmungen deutscher Bergsteiger. (d. Red.)**

liche Stunde auf dem Marktplatz von Hohnstein war ein wirklicher Neuanfang, mit allem Für und Wider (zumindest war mir damals so). Wir, das ist mein Freundeskreis und mittendrin der Bischofshofner Bergsteiger Albert Precht, stehen am oberen Rand des Platzes. Empfindlich kühl ist es in dieser Herbstnacht, doch die Euphorie der Stunde erhitzt die Gemüter. Die Menschen treten aus Wohnungen und Kneipen auf den gepflasterten Platz. Im gelblichen, schwachen Licht der Laterne umarmen sie sich, lassen Feuerwerkskörper in den sternenlosen Himmel steigen. Einer trompetet unsere neue Nationalhymne. Danach wird es wieder still in Hohnstein.

Just in dieser Nacht erzählt mir Precht von den Granitbergen Madagaskars. Ein dort tätiger Missionar hatte ihm davon berichtet.

Fortan bauten sich um diese spärliche Information Visionen: runde Granitdome, endlos erscheinende Reibungsplatten, beilglatte Flanken durchzogen von Rissen aller Breiten, tropischer undurchdringlicher Urwald, Gewitter und Regengüsse.

Doch die Wunschliste für bedürftige Kletterer aus dem bisher „vernagelten" Sachsenlande war unendlich lang, so auch die meinige. Der Kopf hatte sich über die Jahre mit vielen Bergen, Felsen und Landschaften bevorratet, die es jetzt mit Engagement und Unterstützung von Freunden zu erleben galt. Erst das Geburtstagsgeschenk eines aufmerksamen Freundes, angeregt durch meine Frau Christine, die um meine Sehnsüchte weiß, ein Madagaskar-Reiseführer in Buchform, brachte es wieder auf den Punkt. Madagaskar, viertgrößte Insel der Erde.

Auf einer Fläche, doppelt so groß wie Deutschland, treffen unterschiedlichste Landschaftsformen und Klimaregionen mit einer endemisch entwickelten Flora und Fauna zusammen. Die ca. 12 Millionen Menschen leben in 19 verschiedenen Volksgruppen, in ihrer afroasiatischen Verschmelzung sind die unterschiedlichsten Menschentypen anzutreffen.

Der Reiseführer gut und schön. Jetzt wußte ich fast alles über dieses Land, doch hoppla, die felsigen Berge schienen darin fast ausgespart. Trotzdem, oder gerade deshalb noch bestärkt, dort drängt es uns hin!

Uns, damit ist noch mein Freund und Partner fürs „Außerirdische", Kurt Albert aus Nürnberg, gemeint.

Hatte ich zu unserem letzten Patagonienabenteuer Verstärkung aus dem Sächsischen mitgebracht, war es diesmal Kurt, der aus seinem Umfeld für die Komplettierung unseres Teams sorgte. Mit Gunda Frühwald, Holger Heuber und Alex Knauer wurde jetzt mehrheitlich Fränkisch gesprochen. Eine interessante Fünfer-Mannschaft, denn neben Kurt und mir als klettersportliche Allesfresser waren die anderen doch eher der Sportkletterszene zuzuordnen.

Die Reisezeit, 5. November bis 5. Dezember, wegen der beginnenden Regenzeit sicherlich nicht gerade ideal, doch für mich gab es keine zeitliche Alternative.

Also „Segel hoch", raus aus dem tristen Novemberwetter und rein ins Abenteuer mit vielen Unbekannten. Halt, unbekannt schon, doch wenige Tage vor unserer Abreise fanden sich im Alpin-Magazin noch einige Fotos mit wirklich steilen Felsen, die uns nun noch neugieriger machten.

## Das Glück des Tüchtigen

Antananarivo, die Hauptstadt, auch kurz Tana genannt, empfängt uns mit wohliger Wärme und viel Polizei.

Unsere erste Handlung noch in der Flughafenhalle, Geldtausch. Denn ohne Zaster beißt man auch in Madagaskar ins Pflaster. Beim Wechselkurs von 1:3000 werden wir schlagartig Millionäre. Unsere Verunsicherung beim Wegstopfen von so viel Papier mußte uns anzusehen sein. Ein kleiner, schmächtiger junger Mann mit asiatischen Gesichtszügen, in blütenweißem Hemd, spricht uns in bestem Hochdeutsch an und will uns in die Stadt fahren.

Brandgeruch liegt über der 1,5-Millionen-Stadt. In der vergangenen Nacht standen der Palast der Königin auf dem Hügel über der Stadt und das Finanzministerium in Flammen. Deshalb das große Polizeiaufgebot am Flugplatz und in den Straßen, äußerer Ausdruck politischer Machtkämpfe innerhalb der Inselrepublik.

Das Ausklinken aus dem Spannungsfeld menschlichen Zusammenlebens ist auch nach 8000 Flugkilometern nur ein Traum.

Die Fahrt zur Stadt, Gelegenheit zum Gespräch.

Rija heißt der junge Mann vom Flughafen. Sein gutes Deutsch erwarb er sich in Kursen am Goethe-Institut hier in Tana, außerdem kann er sich noch in Französisch, Englisch und Italienisch verständigen. Malagasy, mit unterschiedlichen Dialekten die Sprache der Einheimischen, versteht sich für ihn von selbst. Verheiratet ist er mit einem 15jährigen Mädchen, eine Normalität hierzulande, wie er sagt.

Durch seine Tüchtigkeit und unser Geld sind wir schon am nächsten Tag mobil. Außerdem zählt jetzt auch noch Doul, ein dunkelhäutiger, etwas untersetzter ruhiger Krauskopf, der Fahrer des geländegängigen Kleinbusses, zur Mannschaft. Wie sich im Verlaufe unserer jetzt beginnenden Odyssee herausstellen wird, sind unsere beiden Wegbegleiter dabei das große Glück. Durch ihre Umsicht und Ehrlichkeit gelingt es uns, ins Land tatsächlich „einzudringen".

Sicherlich war dabei das Risiko auf unserer Seite, aber ohne bedenkenlose Offenheit hätten wir das Außergewöhnliche verfehlt.

Ein voller Tag noch fürs Einkaufen, Vervollständigen des siebenköpfigen Haushaltes. Die Stadt lebt vom Handel, auf den zahlreichen Märkten gibt es nichts, was es nicht gibt. Im 17. Jahrhundert gegründet, ist das Bild der Innenstadt stark vom Stil der französischen Kolonialzeit

(1896–1960) geprägt. Heute platzt die Stadt aus allen Nähten. Die verstärkte Landflucht schafft chaotische Verhältnisse.
Hier hält uns nichts mehr. Unser Drängen, konzentriertes Tun, mag auf unsere Begleiter hektisch wirken, zumindest werden wir belächelt. Für Rija und Doul sind wir typische „Rain Botos" (Väter der Hektik). Eine Bezeichnung, die in besonderem Maße deutschen Touristen zugedacht wird. Auf der einzigen Straße des Landes in der Nord-Süd-Richtung verlassen wir Tana südwärts. Bergig ist das Land. Sanfte Täler, die Symmetrie der Reisfelder, kleine Dörfer mit typischen, meist eingeschossigen Lehmhütten strahlen auf den Beschauer Harmonie aus. Plötzlich ein Bruch, bläuliche Rauchschwaden, Feuerrodung, dem ohnehin nur noch spärlich vorhandenen Gebirgsurwald wird damit gänzlich „das Licht ausgeblasen". Mit dem so gewonnenen Weideland beschleunigt sich aber auch die Erosionsbildung, wobei die Insel weltweit eine Spitzenposition einnehmen soll.
Auf schmaler, kurvenreicher Straße geht's trotz des spärlichen Verkehrs nur mit 50 km/h voran.
Die Gesprächsthemen wechseln zwischen Ausrüstungscheck und zu erwartenden Kletterzielen. Kletterziele, daran beißen wir uns fest. Alex, der jetzt aus Transpirationsgründen in Axel Schweiß umbenannt wurde, schildert uns „Licht im Chaos", seinen Lieblingsboulder auf dem Streitberger Kletterboden.
Da haben die Griffe alle Mädchennamen, er startet beidhändig bei Doris, springt zu Anna und weiter zu Susi, alles wohlgeformte Holzleisten.
Vor Ansirabe, einem inzwischen etwas verkommenen Kur- und Badeort der Kolonialzeit, erreicht uns der erste Regen dieser Saison. Seine Heftigkeit läßt uns zukünftig die Dachladung noch sorgfältiger verpacken. Die jetzt nasse Fahrbahn und das nicht mehr vorhandene Reifenprofil drosseln die Reisegeschwindigkeit weiter.
Ambalavao, im Mittelalter als arabische Siedlung gegründet, ist von Granitbergen umgeben. Trotz des bläulichen Dunstes, der über dem ganzen Hochland liegt, sind ihre Konturen gut auszumachen. Also runter von der Straße und weiterfahren nach Sicht, zu den mutmaßlich steilsten Abbrüchen. Der Respekt vor Douls fahrerischem Können steigt sprunghaft, denn spätestens hier hätten wir am Steuer passen müssen. Und wie es uns über den Buckeln zusammenschüttelt, an Steilstufen wird mitgebremst, in Schräglagen dagegengestemmt. Alle spüren wir, daß erst jetzt das Abenteuer, zu dessen Erleben wir aufgebrochen sind, begonnen hat.

## Hier sind wir die ersten Weißen

Ende des Weges, ein Dorf, wenige im Halbkreis stehende Lehmhütten, darüber Felswände, zu drei verschiedenen Gipfeln gehörend. Von Dorfbewohnern umringt stehen wir im Schatten eines großen, einzeln stehenden Eukalyptusbaumes. Rija muß jetzt das „Heft des Handelns" übernehmen. Verhandlung mit dem Dorfältesten. Hier sind wir die ersten Weißen, die Neugierde wird verständlich. Beim Eukalyptusbaum können wir nicht lagern, es ist der Totenplatz, ein Tabu also, hier auch Fady genannt. Fadys haben ihren Ursprung in Naturreligionen (nur 20 % der Bevölkerung von Madagaskar gehören dem christlichen Glauben an). Für Madegassen ist der menschliche Geist unsterblich, nach dem Leben ist man bemüht, mit dem Geist der Ahnen Verbindung zu halten.
Vor dem Dorf, in einer flachen Senke bei einem großen Felsblock, der vor Wind schützen soll, wird uns ein Platz zugewiesen. 550 km von Tana entfernt, beim Dorf Ambodivala, zu Füßen des Jakaviro, stehen unsere Zelte. Während wir unter neugierigen Blicken der Dorfjugend das Essen zubereiten, besorgen die Männer das Feuer. Bis zur Dunkelheit wird auf der Kabosi, einem selbstgebauten Instrument ähnlich der Gitarre, musiziert. Die Glut des Feuers ist gelöscht, einen besseren Einstieg ins madegassische Leben konnten wir uns nicht wünschen.
Wandern über drei Berge, Laufen und Schauen. Vom Sakaviro (1600 m), dessen 400 m hohe Ostwand sicherlich einige interessante Möglichkeiten bietet, gibt's den erforderlichen Überblick. Weite Graslandschaft mit meist kuppelartigen Granitbergen. Jetzt vor der Regenzeit fehlt das Grün, nur die terrassenförmig angeordneten, mit winzigen Wasserläufen versorgten Reisfelder setzen Farbtupfen. Nach Süden hin rücken die Felsberge dichter zusammen, in dieser Richtung muß auch das Andringitragebirge liegen. Die Abbildungen im Alpin-Magazin werden uns wieder gegenwärtig, besonders eine ausgeprägte Kante in gelbem Granit, die werden wir suchen.
Das Andringitragebirge, ein Gebirgskamm von ca. 120 km Länge, Pic Boby ist mit 2700 m der höchste Punkt. Für Fauna und Flora ist das Gebirge ein Rückzugsgebiet. Schon 1927 wurde am Pic Boby auf ca. 30000 ha ein Reservat geschaffen. Es umfaßt Hochsavanne, Fels-, Karst- und Sumpflandschaft. Für diese Fläche und darüber hinaus gibt es mehrere Forschungsprojekte, die vom World Wildlife Fund (WWF) betrieben werden. Als wichtigste Aufgabe wird gegenwärtig die Zonierung betrachtet. Diese sieht eine achtfache Unterteilung, entsprechend der Naturausstattung und Nutzung durch den Menschen, vor. Aber schon diese Basisarbeit ist schwierig durchzusetzen. Kompetenz- und Machtansprüche zwischen WWF sowie staatlichen und regionalen Stellen bauen immer wieder Hindernisse auf.
Im WWF-Büro (Ambalavao) erhalten wir Auskunft über Zufahrt, Besiedlung und Parkgrenzen. Mit gutem Gefühl wird jetzt die Fahrt ins Gebirge gewagt. Fahrt? Für Doul und das Auto wird sie im wahrsten Sinne des Wortes zum Treppensteigen. Steil, schmal, lehmig, ausgewaschen, steinig – im Wechsel oder alles auf einmal. Auf dem Hochplateau viel Gras, vereinzelte Inseln des ursprünglichen Berg-

**Seite 71: Reisfelder bei Mahasua mit Nakandrialamy Mitoboroka (vergl. damit die Panoramenskizze des Dorfältesten von Mahasua darunter)**

waldes, darüber der bizarre Grat der Bergkette. Wir glauben uns in eine Alpenlandschaft versetzt, vielleicht ins Rätikon. Die Felsen stehen gut im Licht, die nicht mehr ganz kräftige Nachmittagssonne läßt Pfeiler und Kanten plastisch hervortreten.

Auf dem Dorfplatz von Mahasua scheint der Weg zu Ende. Mitten auf dem Platz stoppt Doul den Bus. Zuerst, wie überall, legen Kinder ihre Scheu ab und treten an uns heran. Die Alten schauen eher mißtrauisch aus den Lugen der Lehmhütten unterm Dach. Die erwachsenen, kräftigen Männer sind beim Arbeiten auf Reisfeldern oder Weiden der Zebuherden.
Der Dorfplatz füllt sich mit unseren Tonnen und Säcken. Jede unserer Bewegungen wird beobachtet, trotzdem kann sich keiner denken, was wir hier tun werden.

Die Dorfbewohner gehören zur Volksgruppe der Betsileo. Ihr Aussehen und die überlieferte Fähigkeit, Reis in Terrassenform anzubauen, deuten auf ihre indonesische Herkunft hin.

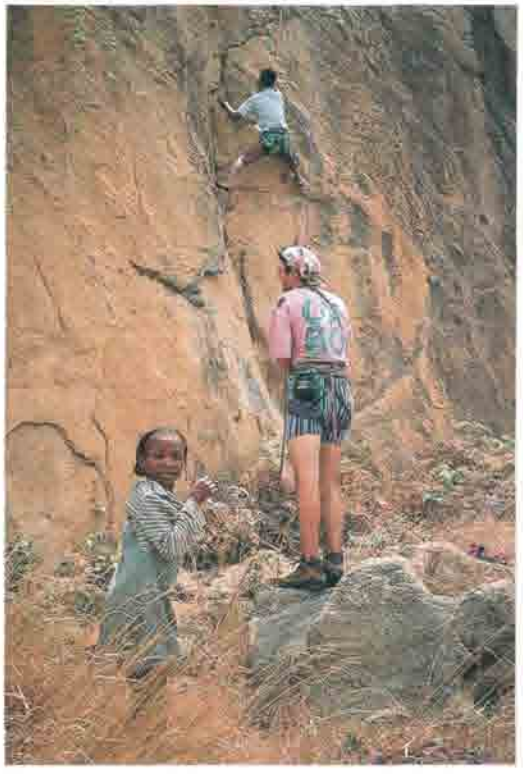
Ihr Leben hier oben wird vom Rhythmus der Natur bestimmt. Unregelmäßigkeiten in diesem Ablauf, Unwetter und andere Katastrophen, berauben sie der Lebensgrundlagen. Im ständigen Ringen für und wider die Natur sind sie eine existentielle Bindung eingegangen.

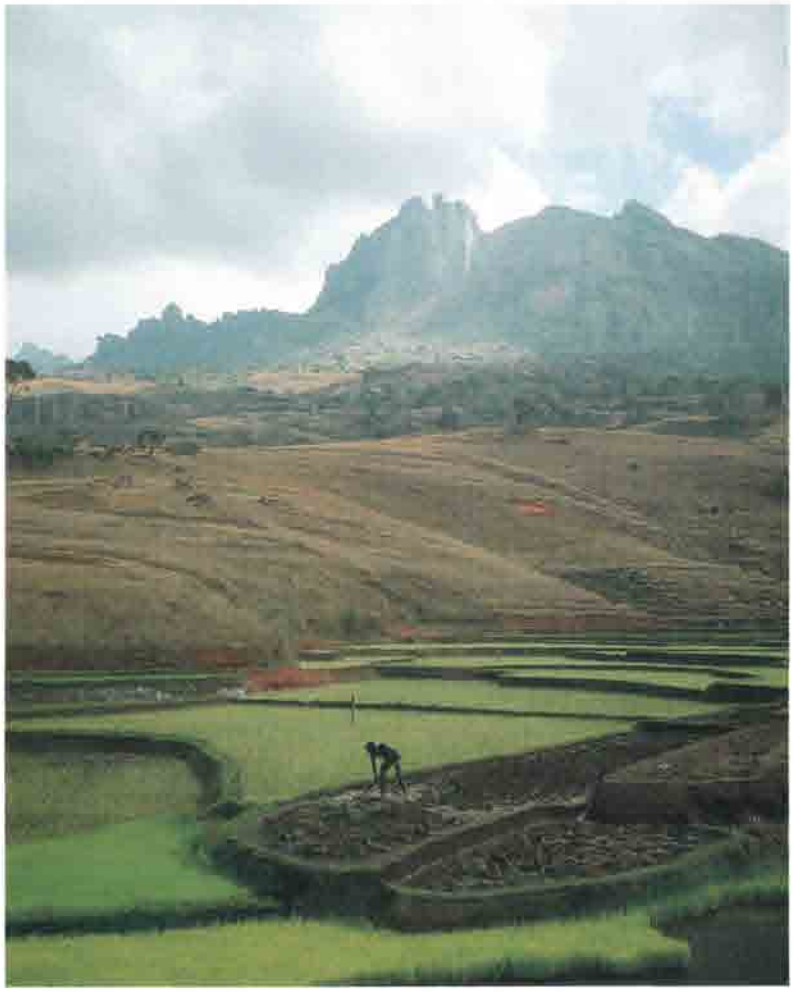
Unsere Absicht, in bestimmter Weise auf die Felsen zu klettern, muß unverstanden bleiben, denn für sie besteht dafür keine lebensbedingte Notwendigkeit.
Und wir legten Tausende Flug- und Autokilometer zurück, um aus einem elementaren Bedürfnis heraus das Erlebnis zu entwickeln, welches bereits in uns ist, aber nur hier und jetzt greifbar zu werden scheint. Dabei tangieren wir den Weg der Bewohner von Mahasua, gehen ihn weiter – in einem Freiraum, der uns ohne Vorgaben die eigenen Vorstellungen ausleben läßt. Das Ursprüngliche ist es, was uns anzieht und was uns gewähren läßt, während in unserer Gesellschaft die Begriffe Toleranz und Pluralismus zu Modewörtern verkümmern.
Nicht stören wollen wir, die Zelte sollten entfernt vom Dorf stehen. Mit Einfühlungsvermögen versteht es Rija, die Dorfbevölkerung in unser Tun einzubeziehen. Auf die Felsen klettern? Ungläubige Blicke, da gibt es Tabus und die Reservatgrenze. Der Dorfälteste will erklären, Mißverständnisse tun sich auf, eine Skizze könnte Abhilfe schaffen. Anfangs führt er den Stift holprig übers Papier, doch bei jedem weiteren Versuch wird seine Hand lockerer und die Zeichnung detaillierter und aussagekräftiger.
Nakandrialamy Mitoboroka, so nennen die Einheimischen den markantesten Felsberg, unser Ziel. Verschneidungen und Kanten bieten ein prächtiges Schattenbild. Wie hoch wird die Wand sein? Wie wird sich der Fels anfassen? Morgen werden wir es wissen – endlich klettern!

**Rechts: Kinder verlieren als erste die Scheu vor den Fremden ...**

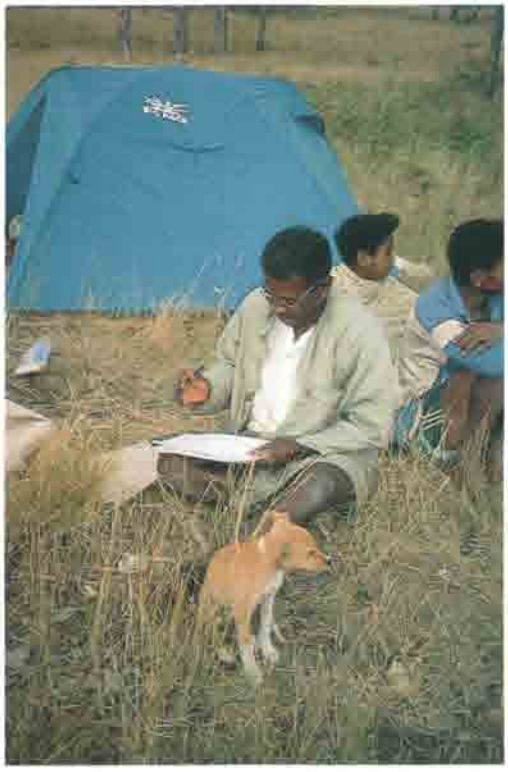
**Erste Kletterversuche (rechts daneben)**



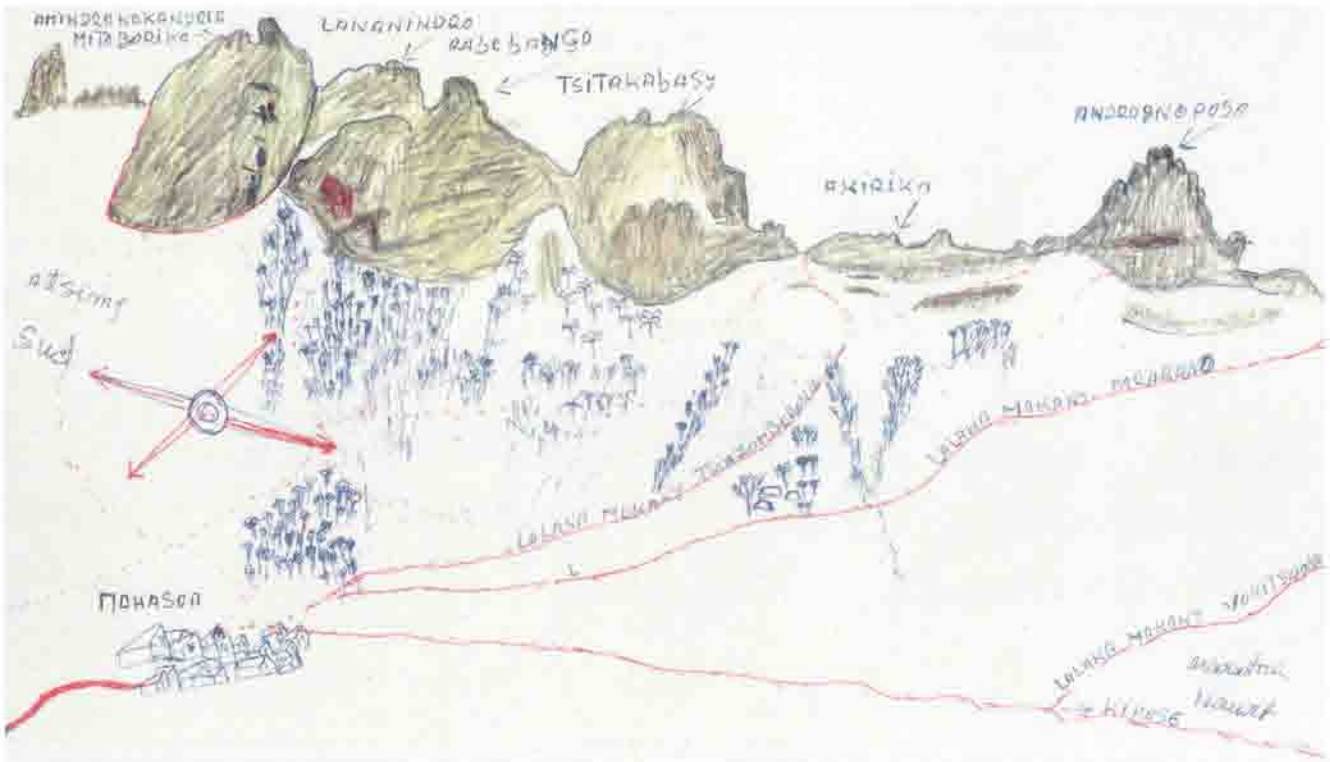




Unten: Der Dorfälteste zeichnet eine Übersichtsskizze (ganz unten; an der Beschriftung derselben waren mehrere Personen beteiligt)



Fotos: Bernd Arnold



# Madagaskar-Impressionen ...

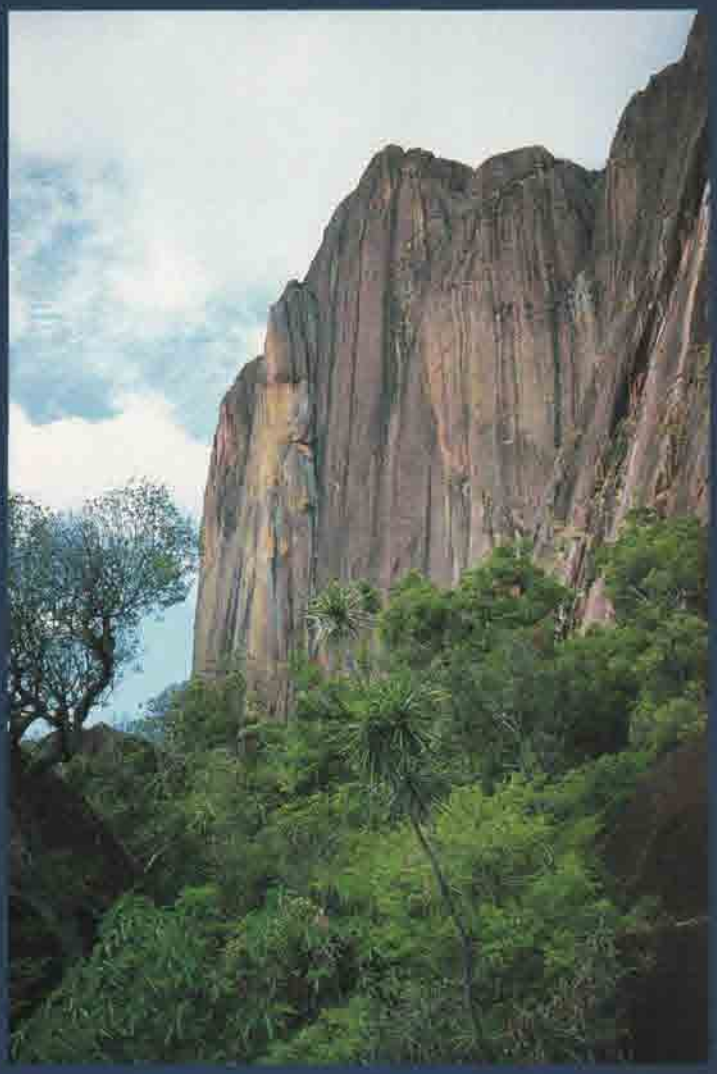
Rechts:
Eingangspforte
zu den
„Blauen Bergen"
bei „Tana"







Oben
und rechts:
„Gipfeltreffen"
auf
„Rain Boto"
(zu Seite 78)



Fels
und Urwald
(links)





Fotos: Bernd Arnold/Kurt Albert (1)



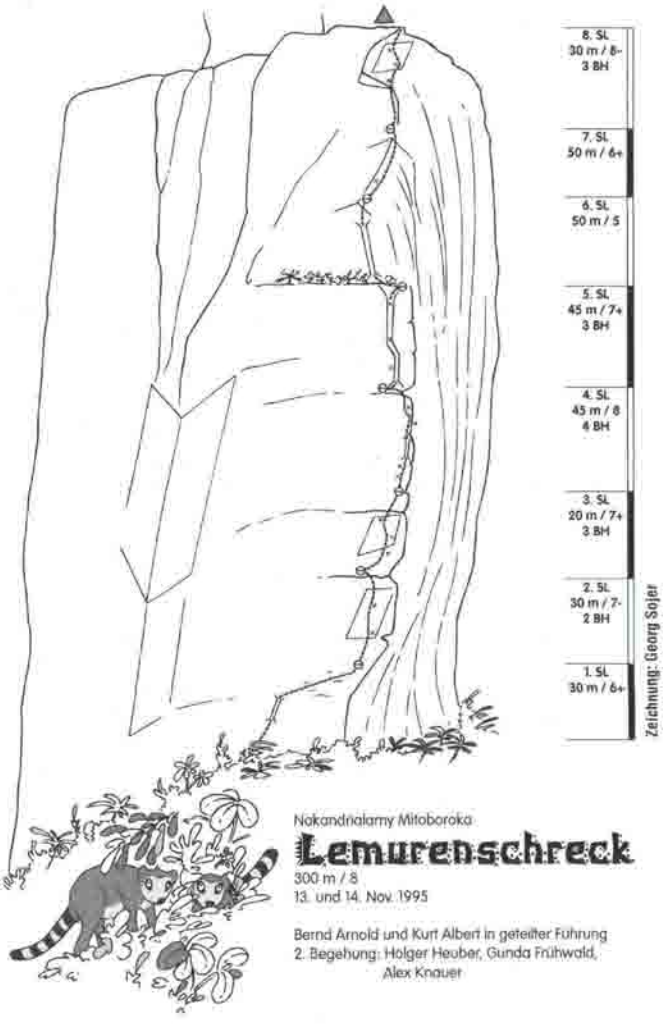
Oben:
Chamäleon und
Riesenschmetterling
(darüber)

Links:
Reisterrassen

## „Lemurenschreck"

Jetzt laufen wir schon zwei Stunden. Der direkte Weg zu unserem Kletterziel erwies sich weitaus tückischer als erwartet. Blockfelder, überwuchert mit hohem Savannengras, Farnkraut und dichtem Dornengestrüpp, lassen uns nur langsam vorankommen. Schon zu morgendlicher Stunde brennt nicht nur die Sonne, sondern auch der Schweiß in den Augen.
Oft bleibe ich stehen, schaue, fotografiere; die flimmernde Hitze über der Weite und den Bergketten im bläulichen Dunst, das dunkle kräftige Grün des schmalen Gürtels ursprünglichen Gebirgswaldes, die bräunlich bis gelben Granitwände im Rücken. Ich genieße das Hiersein, entspricht dieser Moment doch meinen lang gehegten Vorstellungen. Und einige Meter vor mir Kurt, der große kräftige Bär, scheinbar von vielen abenteuerlichen Ausfahrten bereits abgestumpft. Irrtum, Minuten später stehen wir entzückt vor einer Lemurenfamilie, die durch uns aufgeschreckt, laut schimpfend, die Felswand hochgeht, ganz einfach hochgeht. Es sind Kattalemuren, unter den 14 Arten im Andringitragebirge die besten Kletterer. Mit federnder Eleganz und unterschiedlich weiten Sprüngen überwinden sie glatte Passagen, verschwinden in Kaminen, tauchen höher wieder auf, sammeln sich auf einem grasigen Pfeiler und schauen gespannt zu uns herab. Fasziniert von ihrem Spiel blieb das Fotografieren auf der Strecke. Ja, wenn wir ihre Pfoten hätten ... Bei diesem Gedanken streifen die Blicke unweigerlich unsere vom scharfen Gras bereits geschwollenen Hände. Endlich, nach fast vier Stunden, stehen wir unterm Nakandrialamy Mitoboroka. Eine ebene Felsplatte, auf der sich zuvor noch Lemuren tummelten, präsentiert sich als ideales „Sprungbrett" für den Einstieg. Inzwischen wissen wir, unser Bemühen gilt der Nordostkante, die verlockend als Reibungsplatte ansetzt und sich, immer steiler werdend, im Himmelblau verliert. Der Fels ist rauh, mit interessanter Struktur, die wider Erwarten auch steile Wandkletterei zuläßt. Schmale Bänder vermitteln natürliche Standplätze. Kurt und ich klettern in Wechselführung. Holger und Gunda folgen als Seilschaft, während Alex die Stunden auf der Felsplatte mit seinem Tagebuch genießt:

*Diese Nacht hat Kurt nicht richtig geschlafen, denn ich habe geschnarcht. Früh um 6 Uhr wird Kaffee gekocht und die Rucksäcke mit Kletterausrüstung und Wasser bepackt. 7 Uhr, der Aufstieg zum Nakandrialamy beginnt. Wir schätzten, daß wir wohl eine gute Stunde brauchen werden. Irrtum: Der Einstieg führt uns durch unberührtes Dickicht mit Gras, Dornensträuchern, Felsblöcken, die von unten viel kleiner ausgesehen hatten. Es geht mehr als langsam vorwärts, dauernd verheddern sich meine Füße im dichten, teils mannshohen Gras. Nur ab und zu kommen Passagen, die ganz entfernt einem Pfad ähneln, sich aber ganz plötzlich wieder im dichten Grün auflösen.*




*Ich bin ordentlich am Fluchen, weil ich mich dauernd an irgendeiner Schlingpflanze aufhänge. Mein Abstand nach vorn hat sich vergrößert, nichts mehr zu hören und zu sehen von meinen Mitstreitern. In meinem Bestreben, den Abstand zu verkürzen, falle ich prompt in ein Loch. Im Inneren eigentlich schon eine Höhle, die durch ineinandergestürzte und verschachtelte Blöcke entstanden ist. Ihr Eingang, eine Fallgrube für mich, war durch verfilzte Grasschichten verdeckt. Nach großer Kraftanstrengung und etlichen zusätzlichen Kratzern am ganzen Körper kann ich mich daraus befreien. Die Aktion kostete mich mindestens einen halben Liter Wasser. Nach weiteren 300 Metern muß ich eine Orientierungs- und Zigarettenpause einlegen. Meine Wasserflasche ist schon recht leicht geworden. Erste Gedanken an Umkehr –, nein kannst du nicht bringen. Weichei, der Einstieg ist doch schon zum Greifen nahe. Bernd und Kurt sind noch nicht in der Wand.*
*Mit der Frage im Kopf, warum ich mich eigentlich so abquäle im sauer verdienten Urlaub, geht's weiter. Ach was, dieses Erlebnis an sich ist schließlich auch was wert. Endlich komme ich unter der Wand an. 38 °C im Schatten und 460 Meter höher als unser Camp. Aus der anfangs eingeplanten Stunde waren inzwischen vier geworden. Bernd, bereits 30 Meter über mir am Stand, schlägt den ersten Haken.*
*Meine körperliche Schwäche und Faulheit überreden mich, nicht zu klettern, sondern heute lieber Tagebuch zu schreiben. Die jetzt dicken Blasen über beiden Fersen verlangen Schonung und Pflege. Die kletternden Kollegen kommen zügig voran, mit*

*der Begeisterung, die Bernd an den Tag legt, auch kein Wunder.*
*Ich beobachte die Jungs so genau wie möglich, denn man will ja auch was lernen, obwohl der Alpinismus nicht unbedingt so mein Ding ist. Nach etwa 2 Stunden, bei 40 °C, bekomme ich ordentlich Durst, jedoch leer ist sie, meine Trinkflasche. 50 Mark für ein gekühltes Fläschchen, denk ich mir und bin dabei sehr froh, nicht mit eingestiegen zu sein. Sicherlich wäre ich verdurstet, auch die anderen haben so gut wie nichts mehr.*
*Beim nächsten Aufstieg nehme ich 10 Liter Wasser mit. Mittlerweile wird es gegen 14 Uhr sein, oben in der Wand keine Anzeichen, die Aktion „Dschungel-Climb" abzubrechen, endlich gibt's vom Berg etwas Schatten.*
*Um mich vom Durst abzulenken, schreibe ich einfach weiter, was mir gerade in den Sinn kommt.*
*Vier Tage lang nicht mehr gewaschen, immer im Dreck unterwegs, da kann man sich ohne viele Worte vorstellen, wie ich aussehe und rieche. Ich könnte ja auch ein paar Fotos machen. So, Film Nummer drei ist jetzt auch gleich voll und mein erster Film liegt immer noch mitten in Kurts Filmrollen. Mit Kletterfotos ist nichts, die Sonne steht zu ungünstig. Es war wohl am besten so, daß ich nicht mit eingestiegen bin – man muß nicht alles an einem Tag erleben, ich habe doch Urlaub.*
*Um die Monotonie des Wartens zu unterbrechen, kann ich mich auf die Suche nach einem fallengelassenen Hammer begeben. Nach kurzer Kletterpartie finde ich das gute Stück.*
*Immer bissiger werden die Mücken, eine Zigarette wird gequalmt, vielleicht hilfts, zumindest aber werde ich abgelenkt.*
*Eigentlich könnte ich bereits einen günstigeren Weg zum Lager suchen. Oder ist es besser damit zu warten, bis alle gehen? Denn wie schnell ist man wieder in irgendeinem Loch verschwunden. Zumindest schaue ich mich doch um und entdecke vereinzelt große oblatenförmige Haufen Zebukot, der mich optimistisch stimmt, denn irgendwie müssen diese Viecher doch auch hierher gekommen sein. Zu meinem Durst gesellt sich jetzt noch Hunger. Nicht so schlimm mit Powerbar im Rucksack, denke ich. Schlimmer wird nur der Durst, den man auf das Zeug bekommt.*
*Noch ca. 4 Stunden bis zur Dämmerung. Wenn ich mir die Kletterexperten über mir anschaue, glaube ich, daß ich im Nachstieg nur eine zusätzliche Belastung, auch vom Zeitfaktor her, gewesen wäre.*
*Im Tal, etwas unterhalb des Dorfes, sehe ich den Wasserfall. Sein Rauschen ist jetzt, am Spätnachmittag, sogar hier oben zu hören. Meine Gedanken für morgen: darin baden, die Sachen waschen und mir den Tag so angenehm, wie es hier halt möglich ist, zu gestalten.*
*Gegen 17 Uhr seilen Bernd und Kurt ab. Zufrieden sind sie, der Fels, die Kletterei hat ihre Erwartungen scheinbar übertroffen. Die Ausrüstung wird unterm Einstieg deponiert. Für den Abstieg wählen wir einen deutlich längeren Weg, um dem dichtesten Gestrüpp auszuweichen.*
*Ich freue mich auf Kaffee und Abendbrot.*

Am zweiten Klettertag haben wir den „Lemurenschreck", die Kante mit dem trefflichsten aller Namen, hinter uns gebracht. Drückende Schwüle an diesem Nachmittag, im Norden braut sich eine dunkelgraue Wolkenwand zusammen.
Zufrieden über die 300 Klettermeter warten wir auf die anderen, jeden Moment werden Holgers Hände an der Gipfelkante auftauchen. Von wegen Gipfel, der Turm hinter uns, durch einen schluchtartigen Kamin vom Vorgipfel getrennt, ist gut 40 Meter höher. Der Eroberer kommt in uns durch, während Kurt schon im Kamin verschwindet, die geeignetste Aufstiegsmöglichkeit zu erkunden, packe ich eine Miniausrüstung zusammen. Also Kamin runter, Seitenspalt links abzweigen, Rinne hoch. 10 Meter

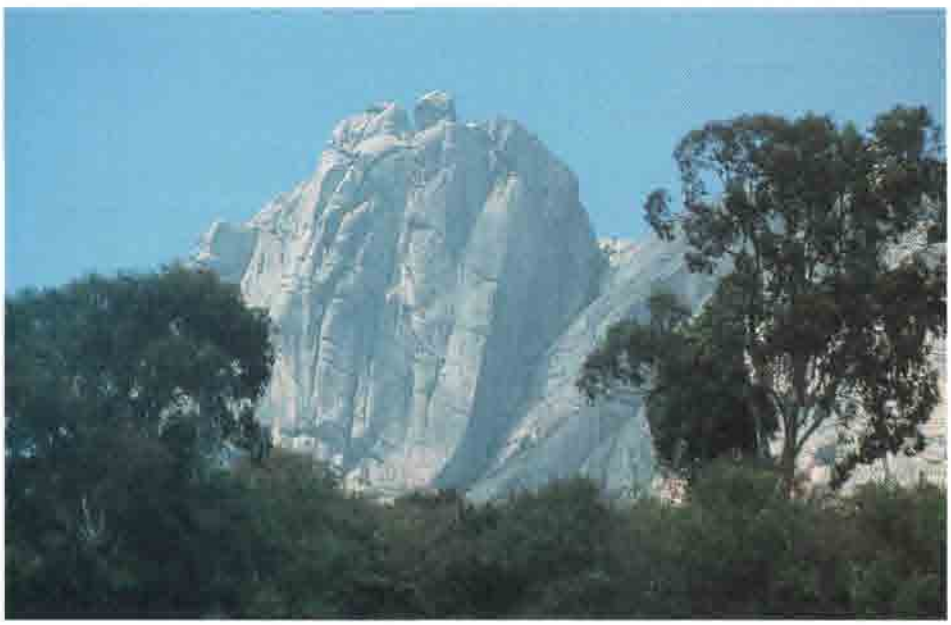


Foto: Bernd Arnold

**Nakandrialamy Mitoboroka; die Route „Lemurenschreck" verläuft knapp links der Licht und Schatten trennenden Kante (siehe auch Topo auf Seite 74)**

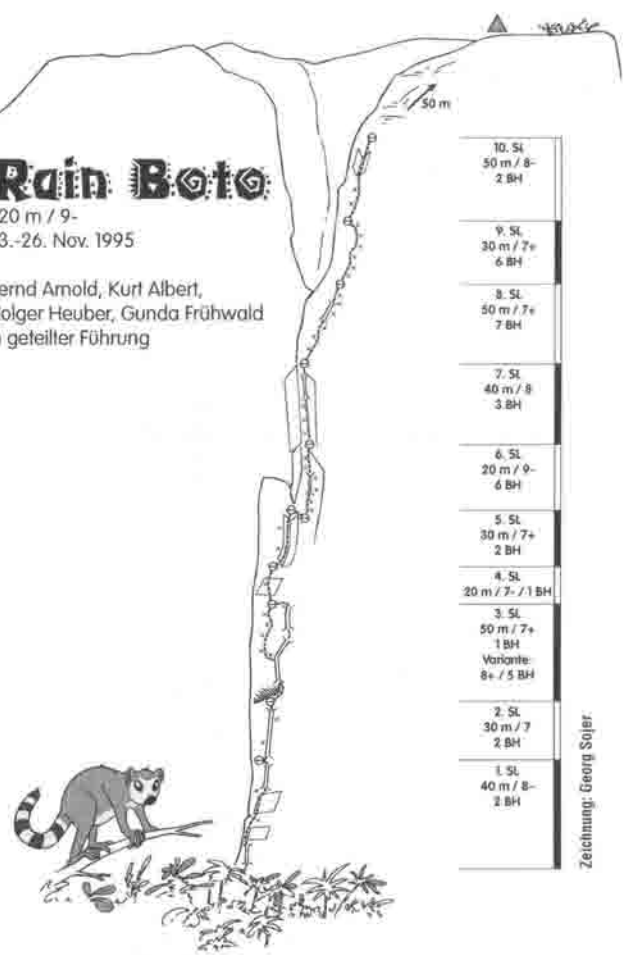
höher, nächster Vorgipfel. Ratlosigkeit, diese Schlucht ist mindestens 5 Meter breit und auf der anderen Seite nur eine flache Steilrinne. Unüberwindbar. Die Gewitterfront hält auf uns zu, die Gedanken überschlagen sich. Bisher, von hehrem Sportgeist getragen, stand freie Kletterei im Vordergrund. Inzwischen chancenlos und vom Donnergrollen getrieben, sind wir in der Wahl der Mittel nicht mehr zimperlich. Zuletzt fällt uns noch der Seilwurf ein. In einer V-förmigen Einkerbung sollte sich der Knoten am Seilende verhängen. Schließlich scheitert unsere Eroberung an fehlender Zielgenauigkeit. Außerdem, zufrieden sind wir mit dem „Lemurenschreck" sowieso. Das Gewitter dreht ab, der Wolkenvorhang zieht auf und wir erblicken die eindrücklichen Felswände vom Alpin-Magazin. Mit neuem Ziel, neuer Motivation seilen wir ab. Gleich morgen werden wir ins andere Tal wechseln.

## Hin und wieder fehlt ein Puzzel

Diesmal war's ein Mißgeschick. Noch im Abstieg, Kurt ist eben doch kein Ziegenbock, prellte er sich den Mittelfuß so toll, daß wir anfangs einen Bruch vermuten mußten. Mit dieser Verletzung, sei es auch nur eine Prellung, war an längere Fußmärsche nicht zu denken. Also nicht laufen zum Ranotsaru, so heißt das neue Kletterziel, sondern fahren nach Süden zum 250 Kilometer entfernten Isalomassiv. Eine bizarre Sandsteinlandschaft, von der 81 000 ha Nationalparkstatus haben. Ergiebige Gewittergüsse, brüchiger Sandstein und die Gefahr, von bewaffneten Banditen überfallen zu werden, ließen uns nach wenigen Tagen zum Andringitragebirge zurückkehren.
Dank unserem Doul – nach gewagter Autofahrt, mit der bereits vierten Reifenpanne – stehen unsere Zelte auf der Talwiese westseits des Gebirgskammes. Das Dorf in unserer Nähe zu Füßen der Berggruppe des Ranotsaru heißt Moravano.
Trotz unserer inzwischen erworbenen Erfahrung ist der Umgang mit diesen Dorfbewohnern anders. Sie sind vom Volksstamm der Bara, dunkelhäutiger und leben meistenteils von der Zebuzucht. Insgesamt wirken sie auf uns weniger organisiert und ärmer als die Betsileo aus dem östlichen Gebirgsteil.
Nach zwei Erkundungstagen, von starkem Gewitterregen begleitet, haben sich alle für das gelbe scharfe Eck, die markanteste Stellte am gesamten Felsmassiv, entschieden. Aus dem Urwaldgürtel heraus wächst die Kante, ca. 400 Meter hoch, steil, glatt, unnahbar, eben anziehend. Erst beim intensiven Schauen erkennt man Risse, Wellen und Buckel, und über weite Strecken wird die winklige Kante den Aufstieg vermitteln. Solchen Fels gibt's eigentlich nur in Träumen – und wir bekommen ihn hier unter die Hände! Eine Überbewertung der Situation? Vielleicht, kann schon sein, doch mir ist einfach so – die Erfüllung einer langen Reise!

## Rain Boto

Noch ist es dunkel draußen. Auf der weichen Matte liegend, genieße ich den Schwebezustand zwischen Schlaf und Wachsein, spüre die Muskeln und Wehwehchen von den Anstrengungen der letzten Tage. In die Stille der zu Ende gehenden Nacht bricht erst verhalten, dann tausendstimmig das Morgenkonzert der Vögel. Mit der Sonne ebbt die Lautstärke ab, die Töne der Insekten schwellen an und vereinigen sich zu einem einzigen Summen, das über der gesamten Landschaft liegt.
Mit Holger am Buschgürtel. Langsam, Schritt für Schritt finden wir durch Dornen, Farn, Palmen und Schlingpflanzen einen Durchschlupf. Die erste Seillänge ein Fingerriß, später, nach etwa 70 Metern weitet er sich zum Schulterriß, und als blockgefüllter grasiger Kamin mündet er nach 140 Metern in eine Verschneidung. Dem Gras weichen wir linksseitig über eine Platte aus. Auch die losen Blöcke sollten auf der Wand umgehbar sein, meint Holger und schaut dabei schon genau hin. Das tägliche Gewitter



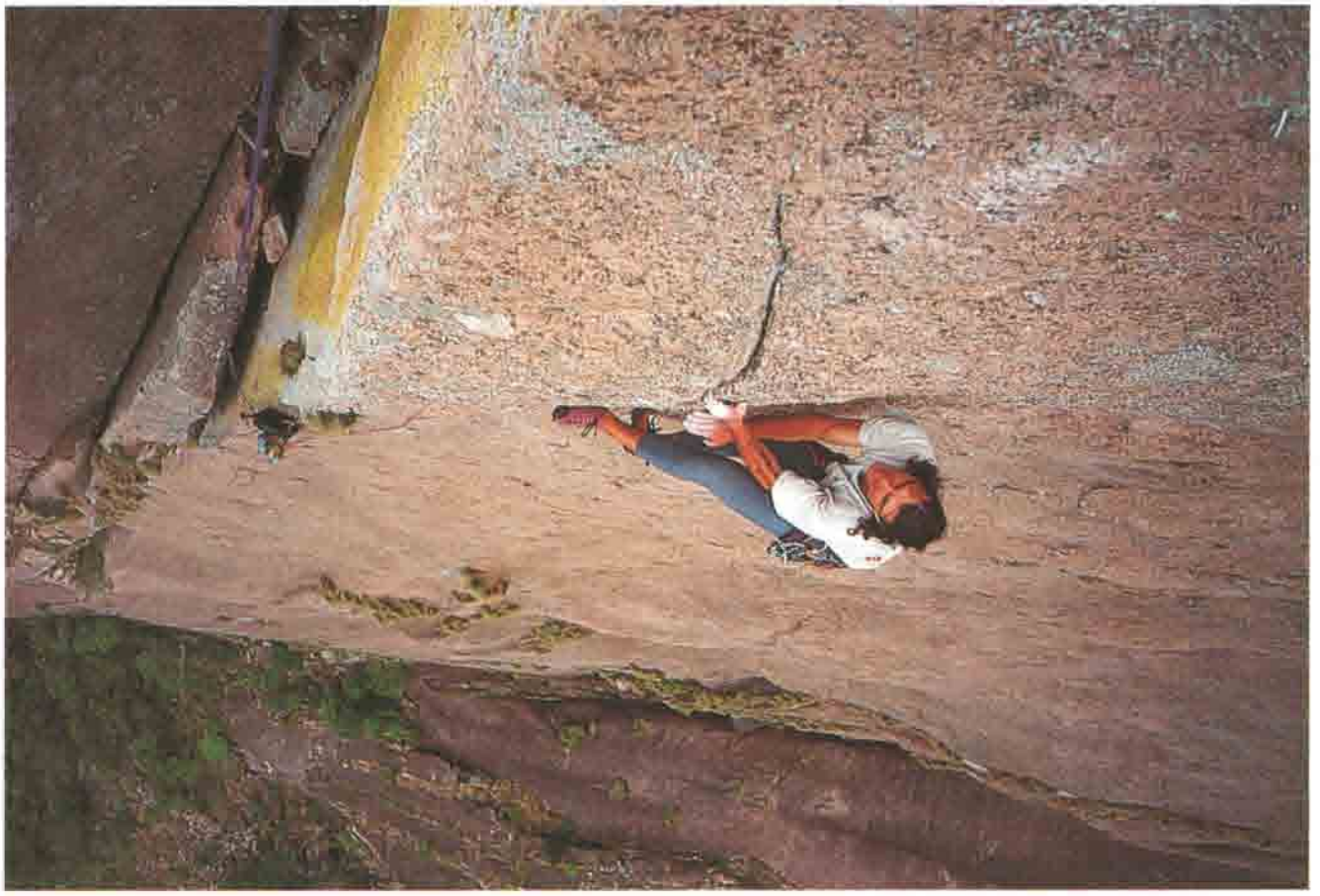


Foto: Kurt Albert

gibt's diesmal zeitverzögert, dafür aber um so heftiger. „Zeltzeit" für alle.
Rija und Doul sind besorgt. Täglich nehmen die Niederschlagsmengen zu, gefährden die Rückfahrt, und außerdem sind unsere Vorräte aufgebraucht. Nun wird's doch noch knapp und stressig, der Begriff „Rain Boto" macht wieder die Runde.

Der Himmel ist wieder blankgefegt, doch noch immer erfüllt das Rauschen Hunderter von Bächen die Luft.

Diesmal ist Kurt mit von der Partie. Gleich seine erste ihm zufallende Seillänge verleitet ihn spontan zu dem Ausspruch „... die schönste Seillänge meines Lebens". Rißspur, Fingerklemmen und Piazkante.

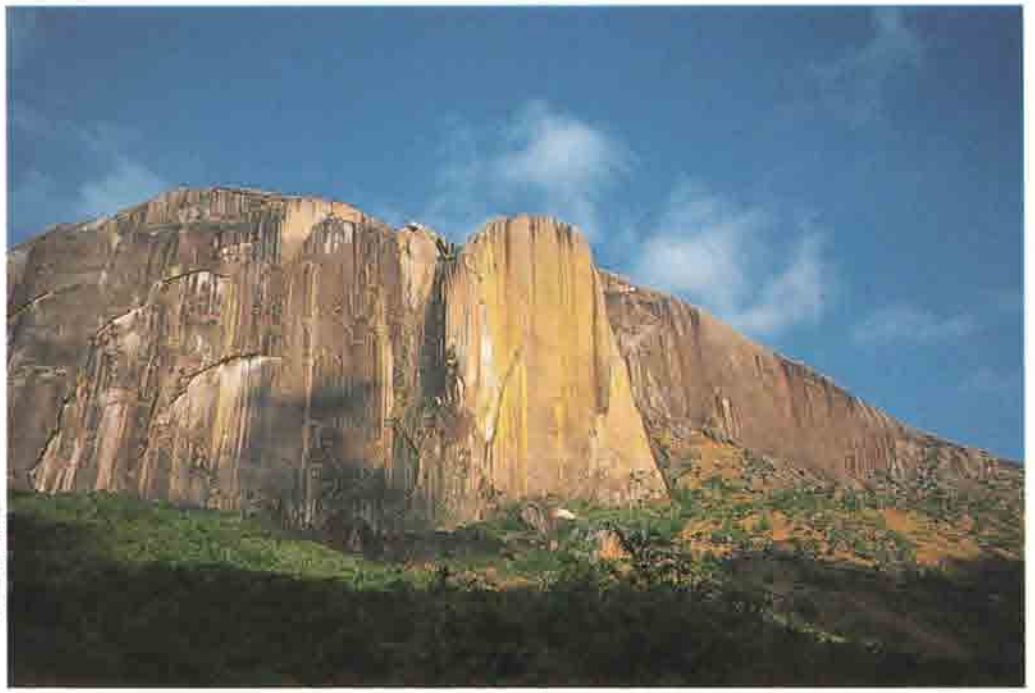


Foto: Bernd Arnold

**Links: „Das gelbe, scharfe Eck, die markanteste Stelle am gesamten Felsmassiv ..." „Solchen Fels gibt's eigentlich nur in Träumen ..." Das Topo auf Seite 76 markiert „Rain Boto", die Route, die über diesen Traumfels leitet**

**Bild oben: Holger Heuber in Kurt Alberts „schönster Seillänge"**

Während wir oben „kühn und unerschrocken" klassisches Bergsteigen praktizieren, quasi ins Neuland vorstoßen, basteln Holger und Gunda im Sportkletterstil an der Klemmblockumgehungsvariante. Auch Alex findet den Platz zum Tagebuchschreiben in der Wand. Überhaupt hat an diesem Fels jeder seinen Platz gefunden!

## Dazu aus Alex' Tagebuch:

*Um 5 Uhr morgens ist für uns die Nacht zu Ende. Die Moskitos haben mich zufriedengelassen, und Kurt hat auch nicht geschnarcht. Das Gewitter letzte Nacht hat den Boden aufgeweicht, und das hohe Gras ist naß. Nach einer guten Stunde erreiche ich den Einstieg, der durch ein dichtes Dschungelband vor Kletterern geschützt ist. Bernd und Kurt über mir erreichen gerade die Stelle, wo gestern aufgehört wurde. Langsam und konzentriert lege ich meine Ausrüstung an. Plötzlich ist der Busch hinter mir am Summen: Mensch, Bienen, bloß schnell abhauen. Noch nie habe ich so schnell gejümart. Jetzt sitze ich auf einem relativ gemütlichen Plätzchen am Verschneidungsbeginn und schreibe diese Zeilen. Kurt und Bernd kämpfen im Augenblick ca. 50 Meter über mir in einer Platte. Wie sich aus ihrem Gespräch entnehmen läßt, scheint es nicht leicht zu sein. „... oh, der Keil liegt zu flach, ein Bohrhaken als Zwischensicherung wird besser sein, halt fest, nachlassen, wo sind die Bohrkronen?"*

*Wieder wende ich mich meinem Tagebuch zu, nebenbei versuche ich, eine Zigarette aus der Brusttasche zu fischen – alle, verdammt.*

*Hier das Statement eines Nichtalpinen: Wenn die Jungs den Gipfel heute nicht schaffen, was mehr als wahrscheinlich ist, schnitze ich abseits des Lagers noch ein paar feine Griffe für den Kletterboden. Ich hab ehrlich gesagt keine Böcke auf Wandschruppen mehr und möchte viel lieber noch ans Meer. Die Zeit läuft langsam ab, und ich möchte noch was vom Land sehen. Ein frühes Gewitter, mit dem man jetzt scheinbar jeden Tag rechnen muß, wäre eine kleine Katastrophe, denn ohne den Gipfel erreicht zu haben, geht Bernd hier nicht weg, auch wenn's nur noch blanken Reis zum Essen gibt. In Gedanken an Vanilleeis, Orangensaft, einem gemütlichen Strandrestaurant mit gutem Essen ist diese Situation hier beklemmend, obwohl meine Ansprüche, auf deutsches Niveau bezogen, schon sehr stark abgesunken sind. Holger und Gunda hämmern unter mir, die oben sind wieder 30 Meter geklettert ...*

*... Der Himmel bewölkt sich. Mit immer noch feuchten Klamotten wird mein Platz hier im Verschneidungsgrund langsam ungemütlich. Holger und Gunda haben ihre Plattenvariante zum Schulterriß geschafft, sind jetzt bei mir am Stand. Bevor sie weitersteigen gibt's eine Zigarette, auch für mich. Oben scheint etwas mit einer Bohrkrone in die Hose gegangen zu sein. Bernd flucht, was normalerweise nicht seine Art ist ... Soeben glaube ich den ersten Donnerschlag vernommen zu haben. Wundern würde es mich nicht und außerdem wär's wieder passend zu unserem Reisemotto, was da lautet: „Gräme dich nicht, denn es könnte schlimmer kommen ..." Ich entscheide mich abzuseilen und werde mir unten ein schönes Stück Holz zum Schnitzen suchen. Im Lager hat Rija für uns Erdnüsse und Kaffee bereit. Als Kurt ins Zelt kriecht, er hatte es offengelassen, springt ihm gleich mal eine Ratte an den Arm. Hoffentlich haben wir jetzt keine Rattenflöhe im Zelt. Zum Abendessen gibt's Reste, eine Mischung aus Bohnen und Linsen. Apropos Reste: meine Zigaretten werden sicherlich nicht ausreichen, und das stinkt mir gewaltig.*



Foto: Kurt Albert

**Oben: Bernd Arnold in der „Wellenschaukel" an „Rain Boto"**

## Wellenschaukel

Intensives Morgenrot, rasch aufziehende Bewölkung. Bereits eine Stunde früher als sonst sind wir am Hochpunkt. Rauher Granit, wellige Strukturen, unübersichtlich, mit wenigen Griffen. Umsicht ist erforderlich. Einen kühlen Kopf mit Entschlußkraft und eine Portion Glück sollte man haben. Warm wird's dir im Bauch, wenn beim Durchstarten dein Bewegungsplan aufgeht und die mutmaßliche Ruheposition, 5 Meter überm Bohrhaken (als einzig mögliche Sicherung), erreicht ist. Wie Seefahrer haben wir uns hochgeschaukelt übers versteinerte Wellenmeer. Wir sind angekommen, oben, zumindest einen Augenblick lang. Ein Glück und ein Privileg, das nur der Pionier erfahren kann, denn Nachkommende erfahren zunehmend Reglementierungen.

Das Gipfelplateau, groß wie ein Fußballfeld, gleicht nach den Regengüssen einem botanischen Garten – und wir Menschen mittendrin.

# Juntos a la cima

## Vom Bergsteigen, Bäumepflanzen und Fußballspielen in Bolivien – eine Expedition der Jugend des DAV

Alexander Ritzer

Berlin, Dezember 1993. Der Jugendausschuß tagt hier. Eine Ortswahl, die den Gewöhnungsprozeß der alten und neuen Bundesländer aneinander voranbringen soll. Doch es geht noch um anderes an diesem für mich denkwürdigen Wochenende in Berlin. Gemäß meinem Antrag soll der Jugendausschuß prüfen, inwieweit sich dieses Gremium vorstellen kann, daß die Jugend des DAV (JDAV) ihre bereits schriftlich fixierten Vorstellungen bewußten Reisens in eine Expedition umzusetzen vermag.
Dieser Punkt der Tagesordnung ist schnell entschieden: Wer sich freiwillig für solch ein Projekt meldet, der darf dies schon einmal etwas exakter ausarbeiten. Mitstreiter innerhalb des Gremiums sind schnell gefunden. Gerd Stein, Jugendkommissionspräsident der UIAA, Jürgen Leonhard, stellvertretender Bundesjugendleiter und Michael Friedel, Bundesumweltbeauftragter der JDAV. Alle haben sie schon einmal mit dem Gedanken „JDAV-Expedition" gespielt, doch niemand wollte das Thema konkret angehen. Doch nachdem dies nun unvorsichtigerweise durch meinen Antrag geschehen war, sind alle sofort bei der Sache. Die vierzehnstündige Heimfahrt in das etwas alpennähere Konstanz ist ausgefüllt mit Vorüberlegungen und Berechnungen, ob eine solche Aktion denn überhaupt durchführbar sei. Aber, was einmal im Protokoll einer Sitzung steht ...

### Die Sache gedeiht

Nach zwei äußerst intensiven Arbeitssitzungen, in deren Verlauf mehrere Flaschen Rotwein dran glauben müssen, steht unser Konzept. Neben der Besteigung eines Sechstausenders wollen wir aktiv an einem Entwicklungsprojekt mitwirken. So unsere (simple) Idee. Es folgt die Abstimmung der Aktion mit Hauptverein und Jugendausschuß. Auf einem äußerst schmalen Grat verlaufen die Verhandlungen: Die Absturzmeter auf der einen (JDAV) und auf der anderen (DAV) Seite variieren täglich. Denn eine offiziell abgesegnete Expedition muß ja einige Gütekriterien erfüllen. Dieser Balanceakt ist des öfteren vom Mißlingen bedroht (und im Nachhinein betrachtet habe ich während der Erstbegehung am Sechstausender deutlich weniger ans Umdrehen gedacht als in dieser Zeit des Verhandelns).
Doch die Planung geht voran. Von Hermann Wolf, einem profunden Bolivienkenner, erhalten wir den entscheidenden Tip für unsere Erstbegehung. Am Chaupi Orco Sur (6088 m), ganz im Norden von Bolivien, gibt es einen noch unbestiegenen Ostgrat. Ein Diaabzug des Berges – sieht genau nach unserer Kragenweite aus – und einige Stunden Recherche in der Alpenvereinsbibliothek in München: unsere Tour ist gefunden – genau das, was wir suchen.
Mit unserem Entwicklungsprojekt geht es etwas langsamer voran. Die Briefe, wenn sie in Bolivien überhaupt eintreffen, brauchen drei bis vier Wochen – *einfach*, wohlgemerkt. So lerne ich schnell die Vorzüge eines Faxgerätes kennen. Eben dieses Gerät führt uns dann auch zur Fundacion Pueblo, einer bolivianischen Entwicklungshilfegesellschaft, für uns ein sehr interessanter Partner. Er will sich vor Ort um die Möglichkeiten einer sinnvollen Aktion kümmern.
Nun gilt es für uns, noch die Gruppe zusammenzustellen. Im Jugendleiter-Info wird die Aktion vorgestellt. Relativ schnell kommen die Anmeldungen, und Ende September 94 kann in Kelheim das erste Vorbereitungstreffen stattfinden. Von Osnabrück über Kaiserslautern, Mittenwald bis Rheinfelden ist die ganze Republik vertreten (insgesamt 18 Teilnehmer). Leider niemand aus den neuen Bundesländern.
Das Konzept für die weitere Planung der Expedition wird vorgestellt. Während der Rahmen (Berg und Projekt) vom Vorbereitungsteam vorgegeben ist, soll die konkrete Ausarbeitung und Ausführung bei allen Teilnehmern gemeinsam liegen. So bilden sich mehrere Arbeitskreise, die die unterschiedlichen Aspekte wie Bergbesteigung, soziokulturelles (was für ein Wort! – Erklärung folgt später) Projekt, Dokumentation und Gletschervermessung vorbereiten. Für Professor Jordan von der Uni Düsseldorf wollen wir in der Cordillera Apolobamba, in der unser Gipfel steht, einige Gletscher nachmessen und seine Messungen vervollständigen.

**Seite 81: Totorapata, das Dorf, in dem die Pflanzaktion durchgeführt wurde. Die Äcker dienen nur zur Selbstversorgung und bringen nur Kartoffeln – sonst nichts**

In loser Folge findet sich die Gruppe zu weiteren Treffen und Touren zusammen, denn es gilt, sich kennenzulernen und miteinander am Berg unterwegs zu sein. Außerdem müssen Sponsoren für die Ausrüstung gefunden, billige Flüge und Transportmöglichkeiten organisiert werden und, und, und. Langweilig wird es einem da nicht ... Doch nach und nach lichtet sich das Chaos. Irgendwie regelt sich alles. Dies ist auch dringend nötig, denn der Abflugtermin rückt bedenklich näher.

## Bolivien

Die letzte Woche ist glücklich überstanden. Letzte hektische Einkäufe und Telefonate getätigt, hier und da noch schnell vorbeigeschaut, kaum geschlafen, die Ausrüstung sortiert, verteilt und in Seesäcke verstaut, wieder ausgepackt, wieder telefoniert, denn man könnte ja etwas vergessen haben, doch nix vergessen, daher leicht wütend ob der eigenen Zweifel wieder eingepackt. Endlich Samstag – der Flughafen ruft, im Zug mit Rail & Fly nach Frankfurt. Dort trifft dann nach und nach der erste Teil der Expeditionsmannschaft, die Vorausgruppe, ein. Die weiteren Teilnehmer sollten einige Tage später nachfolgen. Es bleibt genügend Zeit zum Einchecken. Doch die ersten Unannehmlichkeiten warten bereits: Da wir viel zuviel Gepäck haben, was ja bei einer Expedition leicht passiert, ist unser Handgepäck doch etwas umfangreicher geraten. So müssen leider unsere „Handgepäcks-Rucksäcke", die mit allen für eine Expedition unumgänglich nötigen und in den Zielländern nicht erhältlichen Dingen wie Schalenschuhe und Expeditionsklamotten gefüllt sind, trotz aller Proteste ebenfalls in den Gepäckraum. Sollten wir damit nämlich nicht einverstanden sein, meinte die überaus freundliche Dame beim Check-in, könnten wir ja gerne zu Hause bleiben. Welch eine Verhandlungsposition!



**Straßenschlucht in La Paz, im Hintergrund der Illimani (6438 m)**

Wir überfliegen den Atlantik. „Ewig", meinen wir. Irgendwann taucht dann doch mal wieder Land unter uns auf: Brasilien. Fast eine halbe Stunde dauert der Landeanflug auf die 16-Millionen-Metropole Sao Paulo, unserem ersten Zwischenstopp. Die Verhältnisse verschieben sich: eine solche Stadt – in Deutschland undenkbar.
Eine kurze Nacht lang sich im Hotelbett ausstrecken, und weiter geht der Flug über Santa Cruz in Bolivien nach La Paz. Auf der Welt höchstem internationalen Airport (4050 m) wird gelandet. Beim Schleppen der Seesäcke zum Taxi spüren wir erstmals den Einfluß der Höhe. Mit 30 Kilogramm auf der Schulter kommt man hier doch recht schnell aus der Puste. Und so sind alle glücklich, als erst einmal alle Seesäcke im Hotel verstaut sind.

Doch nun lockt eine fremde Stadt. Hatten wir bereits auf der Fahrt vom Flughafen zum Hotel gewisse Veränderungen bezüglich Bausubstanz und Verkehrsmittel festgestellt, so reizt es nun, eine Welt uns fremdartiger Märkte, anderer Geschäfte und auch von Straßenverkäufern zu erkunden. Sehr hilfreich hierbei erweisen sich Aldo und Nicolas. Über Hermann Wolf beziehungsweise den bolivianischen Andenclub C.E.A.C. (Club Excursionismo Andinismo e Camping) haben wir ihre Adressen bekommen. Sie werden uns während unserer Zeit in Bolivien begleiten, und wir wollen ihnen im Gegenzug die Besteigung „ihrer" Berge ermöglichen. Denn obwohl sie aus unserer Perspektive gesehen im Paradies sitzen, haben sie doch nahezu keine Möglichkeit zum Bergsteigen: Urlaub kennen sie kaum, und wenn sie schon einmal Zeit haben, dann müssen sie sich erst einmal um Ausrüstung und Fahrgelegenheiten kümmern. Dazu ist für bolivianische Verhältnisse sehr viel Geld nötig. Und so profitieren beide Seiten: Aldo und Nicolas, weil sie kostenlos zum Bergsteigen kommen, und wir, weil wir sehr kompetente einheimische Ansprechpartner haben.

## La Paz

Dieser Moloch hat 800 000 Einwohner. Nimmt man El Alto, das ursprünglich nur der Flughafen war und mittlerweile schon auf schätzungsweise 400 000 Einwohner angewachsen ist, hinzu, sind es insgesamt 1,2 Millionen Menschen. Bei einer Gesamtbevölkerung von 7,7 Millionen (1992) ein beträchtlicher Teil. Aufsehen hat La Paz in letzter Zeit unter anderem wegen der Qualifikationsspiele zur Fußballweltmeisterschaft in den USA erregt. Selbst Argentinien hat dort sein Spiel verloren, weil die Mann-



Fotos: Siegbert Uhtenöfer

schaft überheblich nur einen Tag vor Spielbeginn angereist war. Viel zu spät also für eine wirksame Höhenanpassung. So hat sich Bolivien erstmals für eine Fußballweltmeisterschaft qualifiziert. Eine besondere Auszeichnung für ein Land, in dem Fußball trotz der Höhe Volkssport Nummer eins ist und der Präsident fast der größte Fan ...
Doch zum Fußballspielen später mehr.
Für uns gilt es nun, die brieflich geschlossenen Kontakte mündlich auszubauen und auch für unser sozio-kulturelles Projekt einzukaufen, denn die dafür benötigten Dinge sind nur in Laz Paz erhältlich. Barbara und Günther Heiss, ein deutsches Ehepaar, welches in La Paz lebt und aktiv in der Fundacion Pueblo mitarbeitet, helfen uns zusammen mit bolivianischen Mitarbeitern beim Einkauf. Tausend Bäume müssen von einer Baumschule abgeholt werden, des weiteren Spaten, Pickel und Stacheldraht ebenso wie das Essen für eine Woche. Alles strebt nach Totorapata, einem kleinen Andendorf, drei Fahr- und sieben Gehstunden von La Paz entfernt. Dort wollen wir zusammen mit der Bevölkerung Bäume pflanzen.

## Totorapata

Fünf Tage nach der Vorhut trifft auch die Hauptgruppe ein. Nach drei Tagen Akklimatisation für die Nachhut geht es nun gemeinsam mit dem Bus in Richtung Illimani, der mit seinen 6438 Metern der stattliche Hausberg von La Paz ist, und zur Mina San Franzisco, dem letzten mit Fahrzeugen erreichbaren Punkt. Dort werden Pflanzen, Werkzeug, Stacheldraht und unsere Zelte auf Tragtiere verladen – wir treten den Weg zu Fuß an. Der erste Paß stellt für viele Teilnehmer bereits einen Höhenrekord dar. 4900 Meter – in Europa kaum anzutreffen. Dann geht es wieder hinunter Richtung bolivianischem Nebelwald. Dieser macht seinem Namen alle Ehre: hundert Meter Sicht und leider keine Aussicht auf die sicherlich grandiose Landschaft. So kommen wir irgendwann zu unserem Dorf. Der Empfang ist herzlich, jedoch auch – und das ist kaum verwunderlich beim Aufeinandertreffen von zwei so unterschiedlichen Kulturgruppen – etwas zurückhaltend. Wir bauen unsere Zelte in der Nähe der Schule auf. Da diese jedoch schon seit Jahren kein Lehrer mehr betreten hat, der bereit gewesen wäre, bei lausiger Bezahlung hier zu unterrichten, hat man sie zum Gemeindehaus umgebaut. So kommen wir in den Genuß eines Aufenthaltsraumes. Zum Glück, denn schon nach der Essenszeit wird es in dieser Höhe doch empfindlich kalt.
Zwei Frauen aus dem 15-Familien-Dorf haben sich bereit erklärt, für uns zu kochen. Und wir sind jeden Tag aufs neue erstaunt, mit welch einfachen Mitteln – den Frauen stehen nur zwei mit Holz betriebene Kochstellen zur Verfügung – solch leckere Mahlzeiten zustande gebracht werden.
Der nächste Morgen: Kein Nebel mehr, wir haben freie Sicht auf unsere Umgebung. In einem Hochtal sind wir angekommen. Nach anfänglich steilem Abstieg verflacht und weitet sich hier das Tal und läßt etwas Ackerbau und Viehzucht zu. Verstreut stehen die Häuser. Eigentlich schwer vorstellbar, daß auf diesen wenigen Feldern und

dem dazugehörigen Weideland 15 Familien ihr Auskommen finden. Große Alternativen haben die Leute nicht. Sie könnten schon abwandern, doch dieser Weg würde in die Elendsviertel von La Paz führen. Daher versucht die Fundacion Pueblo, diese Abwanderung zu stoppen, indem sie mit Projekten, die von der Dorfbevölkerung gewollt und auch getragen werden, die Lebensbedingungen verbessert. Unser Projekt, die Baumpflanzaktion, verfolgt





**Ganz oben: Die beiden Köchinnen und ihre Kinder in Totorapata Darunter: Jede der 1000 Pflanzen mußte mit 10 Liter gewässert werden, von Hand angetragen und das jede Woche einmal! (Nach fast 10 Monaten sind – neueste Meldung – drei Viertel der Bäume angewachsen!)**

mehrere Ziele: Wir wollen durch diese Aktion das Mikroklima in diesem Bereich beeinflussen, damit dann im Windschutz der Bäume auch andere Pflanzen weiter angebaut werden können.
Des weiteren wollen wir für eine mögliche und sozialverträgliche Variante zum bereits bestehenden und von Trekkern aus aller Welt vielbegangenen Takesi-Trail, einem alten Inkapfad, sorgen, damit die Bevölkerung auf diesem Weg (Unterkunft, Speisenverkauf etc.) zu Mehreinnahmen kommt. Dieses delikate und mit den Verantwortlichen in der Entwicklungshilfegruppe vieldiskutierte Projekt hat Modellcharakter. Dazu ist festzuhalten, daß die Handlungsalternativen für die ländliche Bevölkerung nicht gerade breit gefächert sind. Wir bereisen nun einmal Länder wie Bolivien, und daher wird mittlerweile auch dort daran gedacht, den Tourismus für die Bevölkerung so sozialverträglich wie möglich zu gestalten.
Doch genug der klugen Worte – so hat manch einer von unseren Teilnehmern wohl gedacht –, denn erst einmal müssen die Bäume gepflanzt sein. Zusammen mit den Einheimischen geht es an das Abstecken der Pflanzfläche. Irgendwie ein komisches Gefühl, mitten im Hochland plötzlich Bäume zu pflanzen. Dazu werden wir langsam, aber sicher den Eindruck nicht los, daß auch unsere bolivianischen Mitpflanzer mit Bäumepflanzen in solch einer Gegend – in der näheren Umgebung stehen gerade mal zwei Bäume – noch nicht viel am Hut haben. Zum Glück haben wir aber einen Teilnehmer dabei, der durch sein Geographiestudium mit Pflanzaktionen schon Erfahrung gesammelt hat. So wird hier Raimund zum gefragten Mann. Zusammen mit Nicolas, der den von den hiesigen Bauern gesprochenen Almara-Dialekt beherrscht, finden nun Gespräche statt, wie man die Sache am besten bewerkstelligt. Einmal vernünftig geplant, und schon kommt die ganze Gruppe in Schwung. Loch um Loch wird mit Pickel und Spaten ausgehoben, die Setzlinge mit guter Erde gepflanzt und reichlich angegossen. Wir arbeiten im Rotationsverfahren, da vielen die Höhe noch ziemlich zusetzt. Am ersten Tag schaffen wir nur zwanzig Löcher, der nächste bringt bereits eine deutliche Steigerung, und am Ende sind 277 Löcher bepflanzt. Mehr Pflanzen können in der doch relativ kurzen Zeit von den Indios nicht herbeigeschafft werden. Also gilt es nun noch, die Einzäunung der Pflanzung in Angriff zu nehmen. Da Tiere hier offen weiden, ist das nötig. Interessant ist dazu die Frage, wie hoch die hier heimischen Lamas zu springen vermögen. Wir erhalten von unseren „fachkundigen" Mitarbeitern interessante Höhenangaben. Sie reichen von einem halben Meter bis zwei Meter Sprunghöhe. Wir einigen uns, wie so oft, in der Mitte. Der Zaun wird vierreihig gespannt und mit zwei Eingängen zum Wasserholen versehen. Mit einer gehörigen Portion Stolz können wir schließlich gemeinsam unser Werk begutachten.
Doch der Höhepunkt sollte noch folgen: Das höchste Länderspiel der Welt an diesem Tag. Denn wenn Deutschland



Fotos: Siegbert Ultendörfer

schon zu Besuch ist, muß auch der Ball rollen. So werden denn die Schweine von der Weide getrieben, auch die stolzen Hähne müssen weichen. Bolivien gegen Deutschland – das ganze Dorf ist versammelt. Für uns gilt es, das Spielsystem von Berti Vogts umzustellen, denn über den Kampf können wir in dieser Höhe (das Spielfeld liegt auf 3800 Meter) keinen Blumentopf gewinnen. Daher: gute Defensive und den Gegner erst einmal kommen lassen. Zum Glück wird später am Berg die ausgedachte Taktik besser umgesetzt; hier entwickelt sich immerhin ein munterer Schlagabtausch mit reichlich Toren auf beiden Seiten. So kommen nicht nur die Zuschauer auf ihre Kosten. – Ein prima Abschluß für solch eine Woche und eine völkerverbindende Maßnahme dazu.

Dann aber heißt es Abschied zu nehmen. Das fällt tatsächlich nicht leicht, denn in einer Woche baut sich doch eine gewisse Beziehung zu den Leuten und dem Fleckchen Erde auf. Um noch etwas Neues kennenzulernen, wollen wir nicht wieder den schon bekannten Weg zurückgehen, sondern noch weitere 2000 Höhenmeter in den Regenwald nach Yanacachi absteigen. Dabei werden mehrere Vegetationsstufen durchwandert. Nach der kargen Hochfläche freuen wir uns am ersten Grün, dem ersten Strauch. Nach und nach wird der Bewuchs dichter, und am Schluß muß fast die Machete zu Hilfe genommen werden. Immer tiefer dringen wir in die Yungas (Regenwald) ein. Faszinierend: Man sieht Bananenstauden, fremdartige Früchte und Vögel, an jeder Ecke etwas Neues ... Irgendwann treffen wir dann nach einem kurzen Gegenanstieg auf den Takesi-Trail. Zum Teil sieht man noch die alten, bereits von den Inkas gesetzten Pflastersteine. Die Orientierung wird von da an wieder etwas einfacher, denn der Weg ist deutlich besser ausgebaut als unser Pfad zuvor. Dennoch kommen wir erst ziemlich spät in Yanacachi an. Wir sind einmal mehr auf die bolivianischen Zeitangaben hereingefallen, und so bleibt uns nur wenig Zeit, den Ort, der von Bergbau und etwas Früchtehandel lebt, zu besichtigen. Unser Busfahrer wartet nämlich bereits, um uns wieder nach La Paz zu bringen.

## Zurück nach La Paz

Er will eigentlich sogleich losfahren, aber ein wenig uns umschauen möchten wir doch noch. Da sich die Miene des Fahrers zusehends verfinstert, dämmert uns langsam allerdings auch der Grund für seine Eile. Er will offensichtlich so viel von der Piste, wie es eben geht, noch bei Tag hinter sich bringen. Im Nachhinein werden wir jedoch feststellen, daß es für uns fast besser ist, daß wir nicht so genau gesehen haben, wohin wir fahren, wie schmal die Piste ist und wie weit die Abgründe reichen. Es ist jedenfalls eine abenteuerliche Schaukelei. Besonders delikat wird es, als plötzlich Regen – der einzige in fünf Wochen – einsetzt und wir vergeblich nach Scheibenwischern Ausschau halten. Es gibt keine, und so wird unser Technikleh-rer – auch das gibt es in einer Expeditionsmannschaft – zum Scheibenputzen abkommandiert. Irgendwie kommen wir dann doch noch gegen elf Uhr nachts in unserem Hotel an. Leider haben wir mit der Zeit etwas knapp kalkuliert, und so darf dort bis morgens um vier Uhr gleich durchgepackt werden, denn unser Bus für die Berge



Fotos: Siegbert Uttendörfer

soll bereits wieder um sechs Uhr vor der Tür stehen. Alles findet aber seinen Platz in einem Seesack. Nur der Schlaf kommt etwas zu kurz.

## „Zuerst noch etwas Kultur und dann ab in die Berge"

So wird mancher gedacht und sich wohl oder übel der „Reiseleitung" gebeugt haben. Doch sowohl Tiuwanacu, der bedeutendste Fundort der gleichnamigen Kultur, die vor der deutlich bekannteren Inkakultur große Teile Boliviens und Perus beherrscht hat, als auch der Titicacasee stellen sich als sehr lohnende Ziele heraus. Auch der eingefleischteste Bergsteiger kann dem Sonnenuntergang auf der Sonneninsel des Sees das gewisse Etwas nicht absprechen. Außerdem wird so die Fahrt auf zwei Tage ausgedehnt. Obwohl uns nämlich am Titicacasee eigentlich nur noch läppische 260 Kilometer von Pelechuco, unserem Ausgangspunkt für den Marsch ins Basislager trennen, sollte es doch noch zwölf Stunden dauern, bis wir diesen Ort endlich erreichen. Denn in Bolivien sind nur drei Prozent der Straßen asphaltiert, und was hierzulande höchstens zur Kategorie „Feldweg" zählt, ist dort eine Überlandstraße. Wer sich dann auch noch seinen Berg ganz im Norden von Bolivien aussucht und deshalb fast bis Peru fahren muß, der ist eh selbst schuld ...
Doch ganz so schlimm ist es dann auch wieder nicht. Immer auf dem Altiplano mit einer eindrucksvollen Bergkulisse im Hintergrund, geht es eben stundenweise weiter. Im Ulla-Ulla-Nationalpark gibt es als zusätzliches Verkehrshindernis noch Lamaherden. Doch diese geben einen überzeugenden Vordergrund für die Dias ab.

## Zum Basislager

Endlich in Pelechuco angekommen, bauen wir bei Nacht die Zelte auf und essen noch schnell etwas. Dann ab in den Schlafsack, denn am nächsten Morgen gibt es viel zu tun. Doch sind an diesem Morgen zum ausgemachten Zeitpunkt noch viel zu wenig Tragtiere da, um unser doch beträchtliches Gepäck zu transportieren. Das kostet Zeit. Zeit, die mit Warten totgeschlagen wird. Also kaufen wir den örtlichen Laden fast von allen Süßigkeiten leer. Süßigkeiten sind Nervennahrung. Und Schokolade oder ähnliches kann man ja nie genug haben. Irgendwann geht es dann doch los. Warum, weiß niemand so genau. Die halbe Gruppe ist noch im Dorf verstreut. Aber plötzlich herrscht Hektik, der Marsch beginnt. Über drei Tage verteilt geht es über drei Pässe hinweg zum Chaupi Orco, unserem Berg. Eine interessante Wanderung durch menschenleeres Hochgebirge, weit weg aller Trubel. Was man jetzt nicht dabei hat, hat man vergessen. Im tiefsten Innern kochen bange Fragen hoch: Reicht der Sprit für die Kocher? Sind alle lebenswichtigen Dinge dabei oder ist doch was in La Paz vergessen oder gar in Deutschland gelassen worden? Zweifel, die uns die Landschaft nicht so ganz ungetrübt genießen lassen.

**Seite 84: Taro-Gruppe gegenüber des Chaupi Orco-Kamms.
Hier gelangen noch einige Erstbegehungen und -besteigungen.
Unterhalb der Gletscherzunge lag das Basislager.
Der See heißt Lago Badillano
Unten: Aufstieg nach Lager 2 (5200 m) am
Ostgratfuß des Chaupi Orco Sur**

Dann, gleich am ersten Abend, ein Zwischenfall. Zwei Tragtiere sind durchgegangen und haben ihre Ausrüstung abgeworfen. Ein Treiber ist verletzt. Zum Glück stellt sich die Verletzung nach der Untersuchung durch unsere Ärzte als nicht so schlimm heraus. Auch mein Rucksack hat es mit ein paar Schrammen überstanden. Weder Mensch noch Material sind größer zu Schaden gekommen – Glück gehabt, doch es fängt ja erst an.
Die folgenden zwei Tage bieten eine wunderschöne Wanderung, wenn man davon auf Meereshöhen zwischen vier- und fünftausend Meter noch sprechen kann. Nur einmal stockt mir der Atem: Ganz unverhofft, wir hatten einen leichten Gegenanstieg zu bewältigen, biegen wir um eine Ecke – und plötzlich ist die Sicht frei auf unseren Berg, von dem uns bisher nur ein Foto bezeugt hat, daß es ihn gibt. Karten, noch dazu alpinistisch taugliche, gibt es von unserem Gebiet nicht. Der Ostgrat des Chaupi Orco Sur zeigt sich von seiner schönsten Seite. Ein unbeschreibliches Gefühl. Da hat man eineinhalb Jahre damit verbracht, diese Tour bis ins letzte Detail zu planen, und plötzlich steht er vor einem, der Berg. Nach einigen Minuten schaffe ich es immerhin, die Kamera auszupacken und diesen für mich doch „historischen" Augenblick wenigstens bildlich festzuhalten. Nun ist die Anspannung noch größer. Nur flugs ins Basislager, die Rastpausen werden fast unerträglich, auch wenn sie nötig sind. Endlich kommen wir an einen See, der auf unserer Skizze, die wir von einer früheren Expedition her haben, eingezeichnet ist. Dem schließt sich ein Hochtal an, an dessen Ende wir unser Basislager errichten wollen. Über den sumpfigen Talboden gelangen wir dorthin.
Wir sind da. Auch die Mulis und Pferde sind froh, daß sie endlich ihre Last loswerden. Sie wälzen sich ob der neu gewonnenen „Leichtigkeit des Seins" erst einmal im Staub, um den Rücken zu trocknen. Auch wir haben nun unsere Freiheit, und zwar die der Berge. Doch wir wollen keine Zeit verlieren und gleich den nächsten Tag dazu nutzen, zu ersten Erkundungen zu starten und gegebenenfalls unser erstes Lager zu errichten. Daher gilt es, gleich die Ausrüstung zu sichten und zu ordnen. Danach muß man wieder aufteilen, damit jeder ungefähr gleich viel zu tragen hat, und vor allem zur richtigen Zeit das Richtige nach oben transportiert wird. Denn nun sind wir die Esel, die die ganze Last schleppen müssen. Zuerst richten wir uns aber in unserem Camp häuslich ein. Es ist für die nächsten zwölf Tage unser Zuhause, und da uns am Berg wenig Behaglichkeit erwartet, auch unser Zufluchtspunkt.

## Lageraufbau

Mit 35 bis 40 Kilo schweren Rucksäcken kommen wir nur verdammt langsam die Moräne hoch. Wir haben die Schlafsäcke und Isomatten mitgenommen, um, wenn es unsere Akklimatisation und die Verhältnisse zulassen, gleich am folgenden Tag noch Lager 2 und unser Abstiegslager 3 aufzubauen. Doch zuerst müssen wir die verflixte Moräne rauf. Dabei verfliegt die Hochstimmung des Vortages recht schnell. Ein paar Schritte gehen, stehen bleiben, wieder ein paar Schritte ... Der Rhythmus stellt sich mit solch einem schweren Rucksack nur sehr langsam ein. Immer wieder Rucksack absetzen und etwas trinken, denn der Flüssigkeitsverlust in der Höhe ist enorm. Und wenn man zu wenig trinkt, sinkt die Leistungsfähigkeit recht rapide ab in den Keller.
Auf Montblanc-Höhe errichten wir unser Lager 1. Beeindruckt von dem Ambiente und zur Verbesserung unserer Akklimatisation steigen wir noch ein Stück höher. Fast könnte man meinen, wir seien im Argentièrekessel gelandet – nur eben etwas höher. Eine wirklich grandiose Gebirgslandschaft. Doch der Gletscher, über den unser morgiger Weg in Richtung Lager 2 führt, ist ziemlich zerklüftet. Das kann ja heiter werden!
Damit wir unsere Möglichkeiten voll ausschöpfen und jedem seine Gipfelchance gegeben ist, haben wir Sechsergruppen gebildet. So bleiben Gruppe eins und zwei im Hochlager 1, während Gruppe drei heute nur einen Materialtransport hatte und wieder ins Basislager absteigt. Die beiden oben verbleibenden Gruppen sollen nach unserer Planung Lager 2 am Ostgratfuß und Lager 3 auf der Schulter des Normalweges errichten. Dieses Lager erscheint uns nötig, da wir nach dem wahrscheinlich langen Ostgrat kein Biwak auf nahezu 6000 Meter Höhe riskieren wollen.



Nach einer fast durchschlafenen Nacht steigen wir weiter auf. Der Gletscher ist besser zu begehen als befürchtet. Die mitgebrachten Schneeschuhe können in Lager 1 zurückbleiben. Mit Fähnchen markieren wir den Weg durchs Spaltenlabyrinth. Es könnte ja durchaus einmal schlechtes Wetter geben, was wir allerdings bei der Schönwetterperiode, die wir bis dato haben, fast nicht glauben wollen. Aber Vorsicht ist besser als irgendwann in den Spalten zu sitzen ...

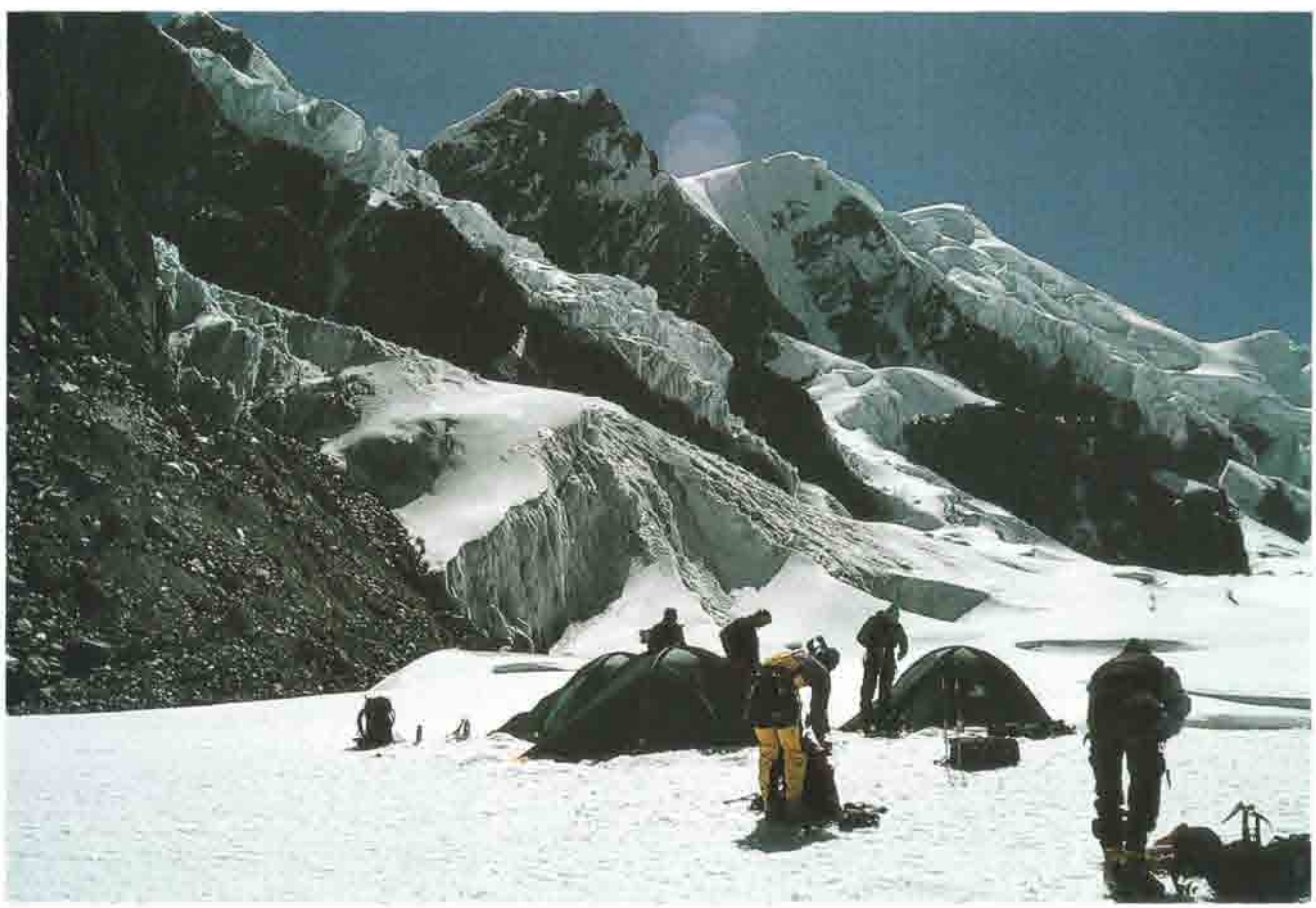
**Seite 87: Die letzten Meter zum Gipfel des Chaupi Orco Sur (6088 m), in Hintergrund der 70 Meter niedrigere Chaupi Orco Norte**
**Unten: Lager 2 gegen die Gruppe des Chaupi Orco Norte**

Am Fuß des Ostgrates finden wir einen geeigneten Lagerplatz. Die Zelte werden leicht in den Schnee eingebuddelt, um sie so vor den Höhenstürmen zu sichern. Thomas hat Glück und findet unweit von unserem Lager noch fließendes Wasser in einer Spalte. So können wir uns sehr viel Brennstoff, den wir sonst zum Schneeschmelzen benötigt hätten, sparen. Nach einem kurzen Imbiß aus der Travellunch-Tüte und intensivem Routenstudium geht es wieder zurück ins Lager 1. Wir sind mit der Akklimatisation doch noch nicht so weit und wollen auch noch schauen, wie es unseren Kollegen mit dem Lager 3 ergangen ist. Der Aufbau dieses Lagers verzögert sich leider um einen Tag. Nach kurzer Diskussion entschließen wir uns darum, ins Basislager abzusteigen, gut zu essen, viel zu schlafen und dann ausgeruht einen neuen Versuch zu wagen.

## Die Erstbegehung

Nervös werden die Rucksäcke gepackt. Der erste Versuch am Ostgrat steht bevor. Wir müssen auf viel gefaßt sein, jedoch so wenig wie möglich mitnehmen; eigentlich ...

Wir sind heute vom Basislager direkt zum Lager 2 aufgestiegen, haben im Aufstieg unsere Route nochmals genau studiert und treffen nun die letzten Vorbereitungen. Da kommen Ute und Thomas zurück von einem Erkundungsgang und werfen unsere Planung wieder über den Haufen. Sie haben rechts vom Grat eine Möglichkeit gefunden, den Bruchhaufen des unteren Felsriegels zu umgehen. Nach einer kurzen Diskussion ist es klar, daß wir diese Variante probieren wollen, da auf ziemlich steilen Bruch niemand so recht Lust hat.
Nach viel Trinken und wenig Essen – wahrscheinlich schlägt die Nervosität auf den Magen – geht es recht früh in den Schlafsack, denn um zwei Uhr ist bereits wieder Schneeschmelzen angesagt. Noch im Schlafsack eingemummt versuchen wir, den Kocher in Gang zu bringen. Aber das Mistding will nicht so recht brennen. So dauert es mal wieder viel zu lange, bis unser Wasser für die Trinkflaschen warm ist und wir abziehen können.
Um vier sind alle fertig. Es kann losgehen. Der Rucksack ist viel zu schwer. Aber wir wissen nicht, was kommt. Daher haben wir halt doch lieber zu viel als zu wenig dabei – schließlich sind wir eine deutsche Expedition ...





Fotos: Siegbert Uttendörfer

Die Variante erweist sich als Glücksgriff. Das Eis ist mit Steigeisen gut zu begehen und wir gewinnen im Schein der Stirnlampen rasch an Höhe. Immer noch bei Nacht geht es über den zuletzt doch nicht mehr vermeidbaren Bruch weiter nach oben. Die Losung lautet: Nur nicht den Kontakt zum Vordermann verlieren, damit die Steine noch nicht zu schnell sind, wenn sie einen treffen. Irgendwie schummeln wir uns höher. Bei Tagesanbruch haben wir die Aussichtskanzel, die das Ende des Felsriegels markiert, erreicht. Langsam geht über den Yungas, so nennt man in Bolivien den Regenwald, die Sonne auf. Nur geht sie dieses Mal unter uns auf – ein prächtiges Farbenspiel. Die Stimmung steigt. Wir befinden uns ungefähr auf 5600 Meter Höhe. Nun folgt der Firngrat. Von unten konnten wir sehen, daß dieser auf beiden Seiten Wächten aufweist. Daher müssen wir immer in den Flanken steigen und unsere Ausflüge auf die andere Gratseite mit T-Ankern sichern; eine zeit- und nervenaufreibende Sache, da man nie genau weiß, welche Gratpartie überwächtet ist und welche nicht. Weiter oben geraten wir in ein Penitentes-Feld. Diese Büßerschnee-Formationen machen ein Fortkommen in 60° steilem Gelände zu einem wahren Balanceakt. Doch dieses Feld führt uns aus dem steilen Gratbereich hinaus in flacheres Gelände. Auf den letzten 150 Höhenmetern gilt es nun aber, zum Teil knietief zu spuren.

14. 8. 1995, 12.15 Ortszeit, 6088 Meter hoch, der Gipfel, 8 Stunden Aufstieg. Wir sind oben, haben unserem Expeditionsmotto „Gemeinsam zum Höhepunkt – Juntos a la Cima" alle Ehre gemacht, sind schneller gewesen als eigentlich angenommen, oben, einfach oben.

Unser mitgebrachtes Gipfelfähnchen wird feierlich gehißt. Doch zum Feiern ist es noch zu früh. Wir müssen ja noch runter. Ziemlich ausgesetzt geht es nun im Bereich des Normalwegs, doch mit stark verkürzter Routenführung, unserem Lager 3 entgegen. Ein falscher Tritt, und die folgenden 1000 Höhenmeter wären recht schnell fallend bewältigt. Daher noch einmal volle Konzentration. Über zwei Bergschründe hinweg müssen wir uns wieder mit T-Ankern sichern. Die Schneeverhältnisse lassen nichts anderes zu. Die letzte Überraschung: Plötzlich stehen wir vor einem 60° steilen Abbruch. Diesen bringen wir abseilend hinter uns. Vorbei an Lager 3 geht es weiter abwärts. Noch haben wir Zeit, und wenn wir Lager 3 nicht benützen, kann morgen die zweite Gruppe gleich durchstarten. Daher: raus aus Eis und Schnee. Dies allerdings in eine Geröllhalde, die lästiger nicht sein könnte. Zu steil, um darauf halbwegs vernünftig zu gehen, zu grob, um abfahren zu können, und dazu noch ziemlich ausgedehnt. Die Pausen werden immer länger und die Abstände dazwischen immer kürzer. Es reicht. Doch wir wollen runter. Haben keine Lust mehr, selbst ewas zu kochen, wollen runter zu Maria, unserer bolivianischen Köchin, die bestimmt wieder etwas Leckeres zubereitet hat. Viel zu spät holen wir die Stirnlampen heraus. Zu allem Überfluß müssen wir noch den richtigen Weg über die Moräne suchen. Irgendwann finden wir auch den und erreichen endlich nach fast 19 Stunden wieder das Basislager. Es gibt



Foto: Siegbert Uttendörfer



**Ganz oben: Die Ostwand des Nebengipfels des Chaupi Orco Norte, deren Erstbegehung ebenfalls gelang. Die Route führt, die unteren Eisabbrüche links umgehend, unter dem Eisabbruch in Wandmitte nach rechts und in der Firnrinne links der Felsen zum Grat**

**Darunter: Die Expeditionsgruppe mit den beiden bolivianischen Freunden Nico (untere Reihe, 3. v. l.) und Aldo (obere Reihe, 4. v. l.) und dem Lagerkoch Lucio (untere Reihe, 1. v. l.)**

wieder ausreichend zu trinken. Noch etwas Suppe, und die Lebensgeister kehren zurück. Alle freuen sich mit uns. Keiner hat an einen so schnellen Erfolg geglaubt. Um so größer ist die Freude.

Diese steigert sich in den folgenden Tagen noch beträchtlich, als weitere fünf Expeditionsteilnehmer über den Ostgrat und sechs über den Normalweg den Gipfel erreichen. Doch damit nicht genug: Beflügelt von der schnellen Begehung schaffen wir weitere Neutouren fast im Tagestakt:

- 17. 8. Erstbegehung Hanako-Westwand (5500 m), 200 m Eis, 60°;
- 18. 8. Erstbesteigung SABE (5600 m), 200 m Eis, 60°, Bergschrund 80°;
- 19. 8. Erstbesteigung Tunto Potosi (5500 m), 220 m Eis, 70°;
- 20. 8. Erstbegehung Ostwand Chaupi Orco Norte (Nebengipfel, 6000 m), 500 m Eis, 60°

Zufrieden bauen wir nach diesen Erfolgen das Basislager ab und treten den Rückweg nach Pelechuco an. Nach zwei Tagesmärschen ist wieder die Zivilisation erreicht. Von Pelechuco aus bringt uns dann eine 26-Stunden-Fahrt zurück nach La Paz. Begeistert werden wir vom C.E.A.C. empfangen. In einer Nacht- und Nebelaktion werden Aldos Bilder entwickelt, und so können die bolivianischen Freunde uns stolz schon den ersten Vortrag über die Expedition präsentieren. Die Überraschung ist ihnen voll gelungen.

# Hasta la vista

## Zu zweit im Winter über das südliche patagonische Eis (Juni 1995)

Gottlieb Braun-Elwert
(Text und Fotos)

Seit vierundzwanzig Stunden sitzen wir im „Patagonischen Expreß". Das ununterbrochene Knattern der Zeltwände zumindest läßt uns denken, daß wir dort sitzen. Meine Augen haften an der Wäsche, die im stetigen Rhythmus an der Zeltdecke schaukelt. Meine Gedanken wirbeln wie der Wind. Ich kann es fast hören, das Tatatat des Dorfklatsches zu Hause, wo unsere Kinder bei Grandma und Granddad logieren. „Unverantwortlich, nicht wahr, finden Sie nicht auch, da sind beide Eltern in den entferntesten Erdenwinkel entschwunden, lassen ihre Kinder zurück und setzen sich diesen fürchterlichen Gefahren aus!"
Auch ich habe meine Zweifel. Es traf mich wie mit dem Vorschlaghammer, gestern, als ich nach der Positionsbestimmung mit dem GPS den Kompaß aus der Jackentasche zog: zerbrochen! Das darf doch nicht wahr sein, und Peter ist mit dem Reservekompaß wieder ins Tal zurück! Ich ging durch den gesamten Kreislauf: zuerst nicht wahrhaben wollen, dann Wut, Ärger, jemand anderem die Schuld geben, Resignation und schließlich der ängstliche, geduldige Versuch zu retten, was noch zu retten war.
Kein Kompaß, kein patagonisches Eis. Ganz einfach. Mit 20 Tagesrationen an Essen und Brennstoff habe ich viel Zeit, den Kompaß zu reparieren. Mit etwas Aluminiumfolie, Fellkleber, Isolierband, Sperrholz, Taschenmesser, Nadel und Zange gelingt mir dann nach vier Stunden doch das schier Unmögliche: einen funktionierenden Kompaß in der Hand zu halten. Unser Traum ist gerettet. Ein Traum, an dem wir schon seit zwei Jahren träumen.
Bergsteiger haben ein großes Problem, sie erreichen nie den Gipfel. Wenn sie einmal irgendwo oben auf einem Berg stehen, dann sehen sie schon wieder neue Ziele am Horizont, die sie nicht ruhen lassen, bis sie sie erreicht haben. Das war bei mir nicht anders. Auf dem Berg aller Berge angelangt, am Gipfel des Cerro Fitz Roy im Juni 1993, war es die unermeßliche Weite des patagonischen Eises, die mich in ihren Bann schlug, diese faszinierende Mischung aus Antarktis und Montblanc-Gebiet, das Zusammentreffen von horizontal und vertikal, aber auch das Wissen, daß jeder Schritt auf diesem großartigen Plateau ein Geschenk des Wetters ist.

### Weiser geworden?

Wenn Bergsteiger altern, dann wenden sie sich den flacheren Herausforderungen zu. Das ging Bonatti und Messner auch nicht anders. Vielleicht sind sie aber nur weiser geworden und wollen sich nach ihren vertikalen Eskapaden auch mal bewegen, ohne die Schwerkraft fürchten zu müssen, einfach laufen und genießen. Eine Herausforderung war es für uns allemal, nach dem traditionellen Berg-auf-Bergab für 20 Tage alles vorauszuplanen, ein unbekanntes Spiel mit unbekannten Regeln auszuprobieren. Im Juni 1994 unternahmen Anne und ich unseren ersten Versuch, das Eis zu durchqueren. Wir waren sehr ehrgeizig, oder naiv, oder beides. Wir wollten den Cerro Mariano Moreno besteigen, den höchsten Gipfel des südlichen Eises, noch einige andere unbestiegene Gipfel sammeln und, falls möglich, auf Eric Shiptons Spuren das Eis bis Estancia Cristina am Lago Argentino überqueren. Wir sammelten wertvolle Erfahrungen, aber keine Gipfel, 18 Tage Einsamkeit und leuchtende Erlebnisse.
Im Winter 1995 waren mein Bergführer-Kollege Peter Geyer aus Berchtesgaden und sein Gast Sepp Oberwieser mit von der Partie, das sollte eine stärkere Gruppe sein als nur wir zwei, Anne und ich, im Jahr zuvor. Buenos Aires, Rio Gallegos, Calafate, Chalten, alle Ausrüstung sortiert, Depot am Eis eingerichtet, Pferde bestellt, wir waren in Position. Die Wanderung durchs Rio-Blanco-Tal war ein Spaziergang, wir hatten dazugelernt, die Pferde trugen diesmal die Last. Piedra del Fraile ist der letzte Außenposten der Zivilisation, eine kleine Ansammlung lustiger Hütten am Rande des Buchenwaldes. Piedra del Fraile zu verlassen war für uns so wie durch eine solide Betonwand hindurchzugehen, denn von nun an waren wir vollkommen auf uns allein gestellt, ohne feste Unterkunft bis zum Ende des Eises, aber mit der Gewißheit, zumindest ab und zu die Elemente gewaltig gegen uns zu haben. Und das Inlandeis ist groß, das wußten wir ebenfalls.
Seit Fridtjof Nansens Skidurchquerung Südgrönlands 1888 haben Polarexpeditionen aller Art weltweit größtes Interesse erweckt und die Phantasie vieler herausgefordert, mehr vielleicht als es die Besteigung hoher Berge je



vermochte. Kann man von einem Berg im Notfall einfach wieder absteigen, so ist man in den Polargebieten grundsätzlich für lange Zeit auf sich selbst gestellt. Roald Amundson legte den Grundstein für die heutigen modernen Expeditionen: größte Aufmerksamkeit fürs Detail und professionelle Durchführung. Robert Falcon Scott hingegen dient uns heute mehr als abschreckendes Beispiel für Arroganz, schlechten Führungsstil und mangelhafte Vorbereitung. Wir kennen alle das Ergebnis. Die Geschichte ist voll von Beispielen, die heute noch eine Gänsehaut bei uns hervorrufen. So etwa das des Australiers Douglas Mawson, dem 1912 in der Antarktis vor seinen Augen ein Schlitten samt Partner und Hunden in einer Gletscherspalte versank, wobei auch alles Essen und die meiste Ausrüstung verlorengingen.

## Immer Überraschungen

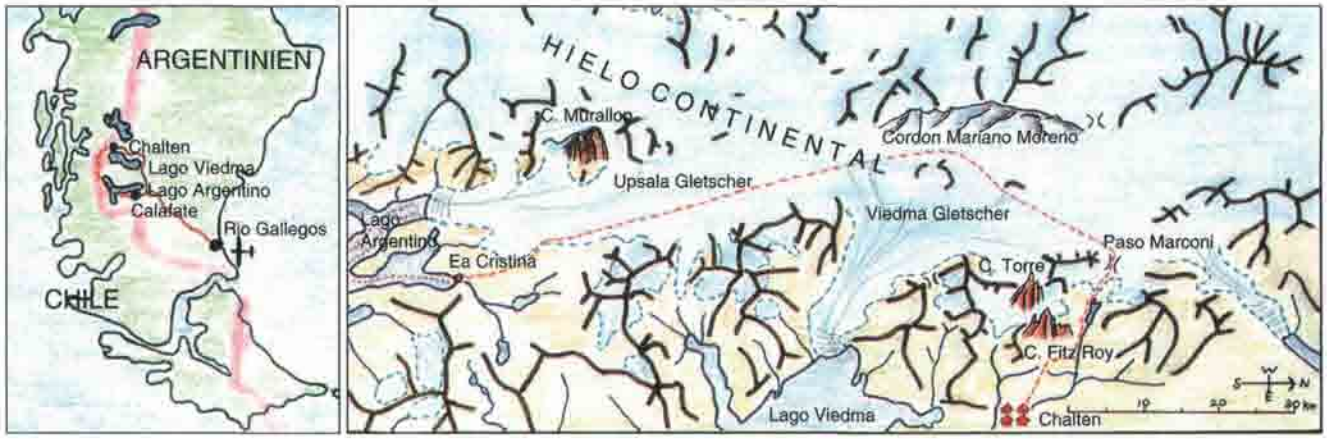
Es sind Bilder wie dieses, die einen ganz nüchtern abwägen lassen, und die entscheidend für die Vorbereitung und die Durchführung sind. So gab ich Peter einen vollen zweiten Kartensatz und einen zweiten Kompaß. Essen, Brennstoff und alle Ausrüstung waren so ausgelegt, daß jedes Schlittenpaar unabhängig sein konnte. Als ich 1994 mit Anne allein war, hatte sie das Funkgerät, den Reservekompaß, den Schlafsack, das Zelt und für vier Tage Essen. Ich trug die Schneeschaufel, das Navigationsgerät, das meiste Essen und den Brennstoff. Gleichgültig jedoch wie gut man auch vorbereitet ist, es warten immer irgendwelche Überraschungen auf einen, gleich um die Ecke.

**Rechts:**
**Spaltengewirr am unteren Ende eines Gletschers**



**Seite 90:**
**Anne Braun-Elwert**
**im Aufstieg zum Paso Marconi,**
**im Hintergrund:**
**Cerro Fitz Roy (links) und**
**Cerro Pergiorgio**

Gelegentliche Schneeschauer und ein kalter grauer Tag lagen auf unserem Gemüt wie Zement. Der Lago Electrico war noch nicht wie im Vorjahr zugefroren. Zweimal liefen wir die zweieinhalb Stunden um sein Ufer herum bis alles startbereit am unteren Ende des Marconi-Gletschers lag. Peter hatte Schwierigkeiten mit seinem Fuß. Ein schlechtes Omen. Vom Paso Marconi kamen noch die Schneeböen herunter, da mußten wir durch, es war das Nadelöhr, die Schlüsselstelle unserer Durchquerung. Ungehindert kommt der Wind vom Pazifik über das Eis und zwängt sich durch den Paß. Noch einmal zelteten wir, wo es ganz einfach war; fließendes Wasser, trockener Boden, Windschutz, Pfeife und Gemütlichkeit.
Der Südwind blies die letzten Wolken fort, ein sternenklarer Himmel und ein guter Frost entlockten mir einen Freudenschrei. Von Peter keine Antwort. Hatte die ganze Nacht kein Auge zugemacht, wie 100 Kilogramm zog es an seiner Ferse, die Achillessehne war entzündet. Bis halbwegs den Marconi-Gletscher rauf machte er noch mit, dann mußten wir uns schnell entscheiden. Mit einem kranken Fuß war nicht zu spaßen. Der Wind fing wieder an zu blasen, blies uns ins Gewissen. Das Urteil war gefällt, Peter und Sepp zurück, Anne und ich hinauf. In aller Eile packten wir um, der ganze Plan stand Kopf. Notproviant, Reserveausrüstung, in Blitzesschnelle mußten Entscheidungen getroffen werden. Schade, traurig. Ich hatte ein ungutes Gefühl, als wir uns trennten. Noch lange folgte ich Peter und Sepp mit meinen Augen den Marconi-Gletscher hinunter, dann verschwanden auch wir hinter der Steilstufe des Gletschers. Wir zwei waren nun doch wieder ganz allein. Das Gesicht dem Wind zugewandt zogen wir unsere Schlitten bergauf, dem großen Inlandeis entgegen.
Anne sah das Depot schon von weitem. Unsere Freunde hatten es sehr gut vorbereitet, ich hätte sie umarmen können. Zwanzig Tagesrationen Essen und Brennstoff, eine kräftige Zusatzladung für meinen Schlitten. Hier war nicht gut zelten, zu viel Wind und hartes Eis. Ganz klar, wir mußten noch über den Marconi-Paß aufs Inlandeis. Zwei harte Stunden lagen noch vor uns, bevor unsere Schlitten williger wurden und der Schnee tief genug, um eine schützende Schneemauer um unser Zelt bauen zu können. Gegenüber dem Vorjahr hatten wir diesmal den großen Vorteil, daß wir wußten, was wir zu erwarten hatten. Wir wußten, daß der richtige Lagerplatz von größter Wichtigkeit war, nicht zu ausgesetzt, damit wir nicht wegflogen, nicht zu geschützt, damit uns der Schnee nicht unter sich begrub, am besten war es mitten auf der großen weiten Fläche des Inlandeises. Egal wie viel es auch schneite, der Wind blies uns immer wieder frei. Das war der große Vorteil des Winters, es war kalt und trocken, und der Schnee war leicht. Auch war das Wetter wesentlich stabiler als im Sommer, lange Perioden von relativer Windstille und Schönwetter, kein schlechter Handel für die kurzen Tage mitten im Winter!
Der Wind war stärker geworden, Cerro Torre und Fitz Roy waren schon in Wolken eingehüllt. Noch zwei, noch einen Kilometer und wir durften rasten. Das hieß das Zelt aufstellen, eine kräftige Schneemauer auf der windzugewandten Seite bauen und die Kleider wechseln, den Kocher anwerfen und Unmengen Schnee schmelzen. Das Leben in der Wildnis ist eine einfache Routine, solange wir wissen, auf welche Einfachheit wir uns zu beschränken haben. Die Betonwand von Piedra del Fraile hatten wir längst hinter uns gelassen, mitten in der weißen Wüste zu stehen war für uns das Selbstverständlichste der Welt geworden, unserer Welt. Essen, Beine ausstrecken, rein in den Schlafsack, herrlich. Es war Zeit, einen Blick auf das GPS zu werfen und Karte und Kompaß rauszuholen. Zerbrochen. Welch ein Schock!




**Oben: Lage- und Routenverlaufsskizze**

Wechselbilder der

# Eisszene







Oben: Stinktier

Darüber: Vom Wind freigelegter Moränenblock

Rechts: Auf dem zugefrorenen Gletschersee unterhalb des Upsala-Gletschers







Oben:
Die Gruppe
des Cerro Torre
von Westen

Links: Zelt
auf dem Paso
del Viento

**Seite 95:**
**Wolkenspiel am**
**Cerro Torre**

## Unsere Welt ist einfach geworden

Ich öffne das Zelt, laß mich mal rausschauen. Keine Wolke am Himmel; kein Wind; alles klar. Das Inlandeis schläft noch unter einer weichen Decke von Dunkelheit. Der neue Tag kommt endlich an, langsam, ganz langsam, berührt die Bergspitzen zuerst und rollt dann die Eisflanken herunter. Keine Worte können die Schönheit beschreiben, die sich vor uns entfaltet. Die niedrigstehende Sonne streicht über die weiten Schneefelder, hebt jede Unebenheit hervor, jeden Felsblock, modelliert mit weichem Licht und blauem Schatten.
Vorbereiten des Frühstücks, Abbruch des Zeltes und Beladen der Schlitten sind uns mittlerweile zur vertrauten Routine geworden. Wir sind unterwegs. Unsere Schlitten folgen uns mit Leichtigkeit, sie sind willige Träger unseres lebenserhaltenden Gepäcks. Arme greifen vorwärts, Beine schreiten aus, der ganze Körper schwingt in einem gleichmäßigen Rhythmus. Die Gedanken eilen weit voraus, verbinden eine gesunde Mischung aus Begeisterung und kühlem Abwägen.
Zu unserer Linken erhebt sich aus einem flachen Schneehorizont eine phantastische Reihe von Granittürmen, sie glitzern in der Sonne vor einem bläßlich-blauen Himmel. Obwohl die Wände der Felstürme vollkommen senkrecht zu sein scheinen, sind sie doch gänzlich mit Eis bepflastert, während ihre Spitzen von riesigen pilzförmigen Wächten gekrönt sind.
Hohe Wolken ziehen von Norden herüber, eine beständige Brise kommt auf, sie bläst die Schneekristalle im rechten Winkel über unsere Ski. Die Phantome zu unserer Linken, Cerro Torre und seine Begleiter, ragen in brodelnde Wolken. Hinter der Riesenwand des Cordon Mariano Moreno zu unserer Rechten stauen sich all die Sturmwolken, die bereits über die Bergspitzen kriechen. Es wird Zeit für eine Positionsbestimmung auf dem GPS und für einen Blick auf den Kompaß. Unser Ziel ist die westliche Seite des Nunatak Viedma, etwas über 20 Kilometer weit weg.
Aus südlicher Richtung rollt eine Wolkenwalze über das Eis, und im Nu stecken wir im Schneetreiben. So schnell wie der kalte Spuk herbeigegeistert kam, verschwindet er auch wieder, es klart von Süden her auf, ein gutes Zeichen. Es wird bestimmt eine kalte Nacht werden. Noch lange stehe ich an diesem Abend vor dem Zelt und schaue dem Wolkenspiel am Cerro Torre zu, bis die Berge alle klar sind und im dunklen Blau der Nacht versinken.

„Alberto, Alberto, here Gottlieb, do you copy, over?" Das Krächzen auf der Frequenz ist der einzige Beweis, daß die Welt da draußen noch existiert. Der allabendliche Funkruf läßt unsere Freunde unseren Fortschritt wissen und gibt uns die beruhigende Gewißheit, im Notfall Unterstützung zu haben und am Ende unserer Tour auch abgeholt zu werden. Von Alberto erfahren wir, daß Peter und Sepp schon in Calafate sind.
Unsere Welt ist einfach geworden, unser Zuhause ganz klein. Alles was warm und trocken bleiben muß, kommt in den Schlafsack, die feuchten Socken unter die Jacke auf den Bauch. Alles hat seinen festen Platz und seinen Zweck. Ja, geradezu jede Bewegung muß irgendwo in das Mosaik hineingebaut werden, damit das Bild am Ende auch zusammenpaßt. Wenn es weht, laß bloß nichts fallen, halt alles gut fest oder steck' es aufrecht in den Schnee. Ein achtlos in den Schnee gelegter Eispickel oder Skistock kann schnell zugeweht und unauffindbar sein.

**„Anne rein ins Zelt und die gute Stube hergerichtet ..."**





Handschuhe, Skifelle, Zelt können schnell ein Fraß des Windes werden und ihr Verlust ein großes Unglück bringen.
Östlich des Cordon Mariano Moreno ist es so gut wie windstill. Die Riesenwand, 20 Kilometer lang und 2000 Meter höher als das Inlandeis, bietet uns Schutz. Bisweilen gehen wir ohne Anorak und Überhandschuhe, weit im Süden sehen wir die Wolken über das Eis jagen, da muß im Westen ein großer Fjord vom Pazifik bis weit ins Inland reichen. Wir haben die seltene Gelegenheit, uns zur Brotzeit einmal hinzusetzen. Wie üblich ist's ein Müsliriegel aus der Jackentasche und ein Schluck warmer Tee.

## Kinder werden halt nie zu alt

Am Nunatak Viedma muß die Windsbraut zu Hause sein. Mit großer Kraft ergreift sie uns und läßt an uns ihre Wut aus. Sie peitscht uns ins Gesicht. Wir bücken uns, um ihrer Gewalt zu widerstehen. Nur schnell runter vom Sattel und keine Fehler gemacht, hier gibt's versteckte Spalten. Unser wohlerprobtes Programm spult ab, Felle von den Ski, Ski in den Schnee, ein Ende des Zeltes verankert, dann das andere, die Zeltstäbe eingeführt und dann das andere Ende des Zeltes verspannt. Seitenverankerung. Fertig. Anne rein ins Zelt und die gute Stube hergerichtet, ich ans Mauerwerk. Schneeblock um Schneeblock. Erinnert mich an meine Kinder, als sie in unserem Garten ihr Schneehaus bauten. Kinder werden halt nie zu alt. Das Spiel hört niemals auf.

Ein Becher warme Suppe, Pemmikan auf Biskuit, ein Stück Käse, die abendliche Vorspeise schmeckt vorzüglich, bringt Wärme in den kalten Körper. Gebannt schauen wir auf die blaue Flamme des Kochers, er schnurrt uns ein Lied der Behaglichkeit. Die klammen Finger halten den warmen Becher, langsam taue ich auf. War diesmal schon arg ungemütlich, das Zelt sturmfest zu machen. Nur Bruchteile eines Millimeters trennen uns von den Elementen. Das Zeltdach sieht von innen ganz vertraut aus, was draußen vor sich geht, ist weit entfernt.
Der neue Tag grüßt uns mit leichtem Wind und bester Sicht. Lange geht's bergab, weit um die Spaltenzonen herum, der Schlitten läuft jetzt fast von selbst. Der Blick geht ungehindert in die Weite, neue Berge tauchen am Horizont auf, andere ziehen langsam an uns vorüber. Diese Berge sind gewaltig, unglaublich schwierig zu erreichen. Weit im Westen kommt der Cerro Riso Patron in das Blickfeld, eine große Schneefahne zieht von ihm nach Norden. Erst 1988 wurde dieser einsame Gipfel von Casimiro Ferrari erstbestiegen, im Winter. Casimiro Ferrari ist der große Pionier der patagonischen Anden: Cerro-Torre-Westwand, Ostpfeiler des Cerro Fitz Roy, Cerro Norte, San Lorenzo und als größte Leistung die Nordost-Kante des Cerro Murallón. Auch Giuliano Giongo war hier, 1985, auf seiner Wintertraverse von Paso Marconi bis Estancia Cristina. Er verkaufte seine Episode als erste Gesamtdurchquerung des südlichen patagonischen Eises. Schade, war nur mit dem Finger auf der Landkarte, für seine Sponsoren. Bis heute ist das südliche Inlandeis in seiner gesamten Länge noch nicht in einem Stück durchquert worden,

jedenfalls nicht ohne Hubschraubertransport im mittleren, schwierigsten Teil. Vor uns steht jetzt der Cerro Murallón in der Abendsonne, sehr eindrucksvoll.
Wir campieren auf dem Sattel zwischen Viedma- und Upsala-Gletscher, dem höchsten Punkt unsere Reise. Vollmond und absolute Windstille. Weit im Norden der Cerro Torre und unser Paso Marconi. Wann stiegen wir da hinauf? Es scheint schon sehr lange her gewesen zu sein.
Noch einmal verschluckt uns der Nebel und läßt uns mit uns allein. Allein mit unseren Schlitten, dem Wind und den Schneekristallen, die im stetig wechselnden Winkel über unsere Ski fegen. Ich versuche diesen Winkel abzuschätzen, um nach ihm die Marschrichtung zu bestimmen, und nicht immer auf den Kompaß schauen zu müssen. Klappt auch, mehr oder weniger. Wir sind auf dem richtigen Kurs. Auf einer Aussichtskanzel hoch über dem Upsala-Gletscher entscheiden wir uns für einen Ruhetag und Rumschautag. Wir haben ihn verdient und genießen diesen Tag in vollen Zügen. Vis à vis vom Cerro Murallón verfolgen wir das Spiel der Schneefahnen, wie sie in Schlangenlinien den Gletscher entlanggefahren kommen. Am vereinbarten Platz richten wir mit unserem nicht mehr benötigten Kerosin und übriger Trockennahrung ein Depot für Nachfolgende ein.
Der Abschied von diesem Platz fällt schwer, wir wissen, daß wir heute das Eis verlassen müssen. Wie zur Versöhnung schiebt der Mond seine helle Scheibe in Richtung Murallón. Wir haben Glück. Mit guter Nase erschnüffeln wir eine Schlittenbahn durch das Spaltengewirr, das weiter unten folgt, und ziehen unsere treuen Begleiter bis in den Moränenschutt am Rande des Upsala-Gletschers. Jetzt heißt's tragen. Warmer Fels, das erste Büschel Schneegras und ein traumhaft schöner Biwakplatz. Immer wieder kalbt der Gletscher mit großem Getöse und schickt hohe Brandungswellen über den Gletschersee. Nur gut, daß wir hoch oberhalb des Ufers lagern.

## Auf prähistorischem Meeresboden

Die letzten zwei Tage sind atemberaubend. Es sind nicht die schweren Lasten, die uns den Atem rauben, nein, es ist eine Urlandschaft, die unserer Eistraverse eine neue Dimension verschafft. Wir laufen über glasklar zugefrorene Seen, der Blick geht ungehindert über 40 Meter tief bis zum Grund. Dann laufen wir über ein Schotterfeld voller Ammoniten und Belemniten, dies ist der Boden eines prähistorischen Meeres. In Millionen Jahren aufgefaltete Geologie an der Nahtstelle zweier Kontinentalschollen, von Eiszeiten poliert und ausgewaschen, seit Tausenden von Jahren von Wind und Wetter bearbeitet. Jeder Schritt erzählt uns ein neues Kapitel der Naturgeschichte. Wir zelten am Ufer eines zugefrorenen Sees. Als die Sonne das Eis verläßt, ertönt ein furchterregendes Grollen. Das Eis zerspringt mit lautem Krach, und die steilen Wände des „Fossil Canyon" werfen das Echo mehrfach hin und her. Wir nennen es den Ruf des Puma.
Estancia Cristina, wir werfen unsere Lasten auf den vereisten Boden. Die vernachlässigten Hunde der früheren Rinderfarm kommen auf uns zu und suchen etwas Wärme und Aufmerksamkeit. Ein einsames Stinktier taucht auf und sucht sogleich das Weite, ich frag' mich nur warum. Die Estancia ist jetzt unbewohnt, mit der alten Frau Masters ist ein Kapitel patagonischer Bergsteigergeschichte in die Stadt gezogen. Alberto, unser treuer Freund, wartet schon auf uns mit dem Boot am Ufer des Lago Argentino.
Auf dem Deck des Bootes, neben den gefrorenen Stücken einer geschlachteten Kuh sitzend, schauen wir noch mal zurück, vorbei an den im Wasser segelnden Eisbergen zu den schneebedeckten Anden, die sich im stillen Lago Argentino spiegeln. Die Träume sind noch nicht ausgeträumt, wir haben sie nur angeträumt. Wir kommen wieder. Hasta la vista!

**Rechts:**
**„Wir laufen über glasklar zugefrorene Seen ..."**



# Aus der Traumschublade

## Klettern und Skifahren in Kalifornien

Manfred Sturm
(Text und Fotos)

Manchmal dauert es bei mir leider etwas länger, bis mir bewußt wird, daß die Entwicklung des Alpinisten und seiner Ausrüstung noch längst nicht abgeschlossen ist.
So benutzten meine Kameraden schon lange selbstgebastelte Brust- und Sitzgurte, bis endlich auch ich begriff, daß es das zusätzliche Gewicht wert war, im Falle eines Sturzes größere Überlebenschancen zu haben.
Auch von Schnallfellen mit Winkelblechen war ich anfangs wenig begeistert. Ich wehrte mich jahrelang dagegen und lief ohne diese Beschläge durch die winterliche Landschaft. Als aber dann die Klebefelle auf den Markt kamen, war ich einer der ersten im Freundeskreis, der die Kinderkrankheiten der modernen Felltechnik miterleben durfte.
Daß es mit den Alukarabinern etwas länger auf sich warten ließ, bis sie zum Standard meiner persönlichen Ausrüstung zählten, lag keineswegs daran, daß mir die Vorteile nicht sofort einleuchteten, sondern am fehlenden Kleingeld. So mühte ich mich noch jahrelang mit den gewichtigen Eisenkarabinern ab.
Es währte auch etwas länger, bis ich erkannte, daß es nicht nur in den Alpen lohnende Kletterziele gibt. Natürlich hatte ich den Bericht über die Erstbegehung der Nose im Yosemite Valley im Juli 1959 gelesen. Aber das erschien mir zu exotisch und aufwendig. Deshalb verschwand dieser Beitrag wieder in einer Schublade.
Vielmehr lockten uns damals die phantastischen Eisgipfel der Cordilleren in Südamerika. Da mußten wir hin. Blutjung, mit einiger Westalpenerfahrung, glücklichen Erfolgen an großen Dolomitenwänden und vor allem einer riesigen Begeisterung.
Und wir hatten es tatsächlich geschafft. Zu siebt erlebten wir in der Cordillera Huayhuash erstmals Höhen und Tiefen, Freud und Leid in einer uns völlig fremden Welt.
Bergsteigen in Südamerika hatte 1961 noch Expeditionscharakter. Es gab noch unbestiegene 5000er und 6000er. Man konnte noch Erster sein an unbestiegenen Graten und Wänden. Wir hatten viel Zeit und waren gut vorbereitet. Nicht nur körperlich.
Mehr als ein Jahr lang hatten wir uns mit der Cordillera Huayhuash, nach Prof. Kinzl dem schönsten tropischen Hochgebirge der Welt, beschäftigt, ehe wir mit dem Schiff die lange Reise antraten.
Die gute Vorbereitung hatte sich gelohnt. Alles lief wie am Schnürchen. Wir erreichten mehr, als wir uns zu Hause je erträumt hatten. Nahezu euphorisch eilten wir von Gipfel zu Gipfel, bis uns an jenem 15. Juni 1961 spätabends mit einem dumpfen Knall gezeigt wurde, wo unsere Grenzen liegen. Mit einer riesigen Wächte stürzten Manfred Jordan, Helmut Albrecht und Günter Wolf kurz unter dem Gipfel des noch unbestiegenen Siulá chico (6265 m) in den Tod. So kam zur Begeisterung erstmals tiefe Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit.
Vermutlich heilt die Zeit auch solche Wunden schneller wenn man jung ist. 1966 haben wir dann zu dritt (mit Peter Scholz und Reinhold Obster) diese Erstbesteigung zu Ende geführt.
In diesen Jahren ging im Yosemite Valley das goldene Kletterzeitalter zu Ende, relativ unbemerkt vom alten Kontinent. So wartete z. B. die Salathé Wall am El Capitan, eine der schönsten Kletterrouten der Welt, immer noch auf ihre erste europäische Begehung (Doug Scott und Peter Habeler 1970).
Der „El Capitan" war schon mit einem dichten Routennetz überzogen, und das Klettern im Yosemite hatte einen Standard erreicht, den die Alpenkletterer einfach nicht wahrnehmen wollten. Da kam endlich ein junger flapsiger Heidelberger, der nicht nur ein ausgezeichneter Kletterer war und später einmal als erster Deutscher auf dem Gipfel des Mount Everest stehen sollte (1978), sondern der auch hervorragend fotografieren und schreiben konnte.
Dieser Reinhard Karl weckte wie kein anderer mit seinen Bildern und Beiträgen in der alpinen Presse das Interesse in deutschsprachigen Kletterkreisen.
Plötzlich war Yosemite in aller Munde, und ein neuer Trek nach Westen begann. Diesmal waren es harmlose Kletterer, Abenteurer gleichwohl, die nicht die endlosen Weiten des goldenen Westens, sondern die senkrechten Mauern Kaliforniens erobern wollten.

### Es war wie Amerika

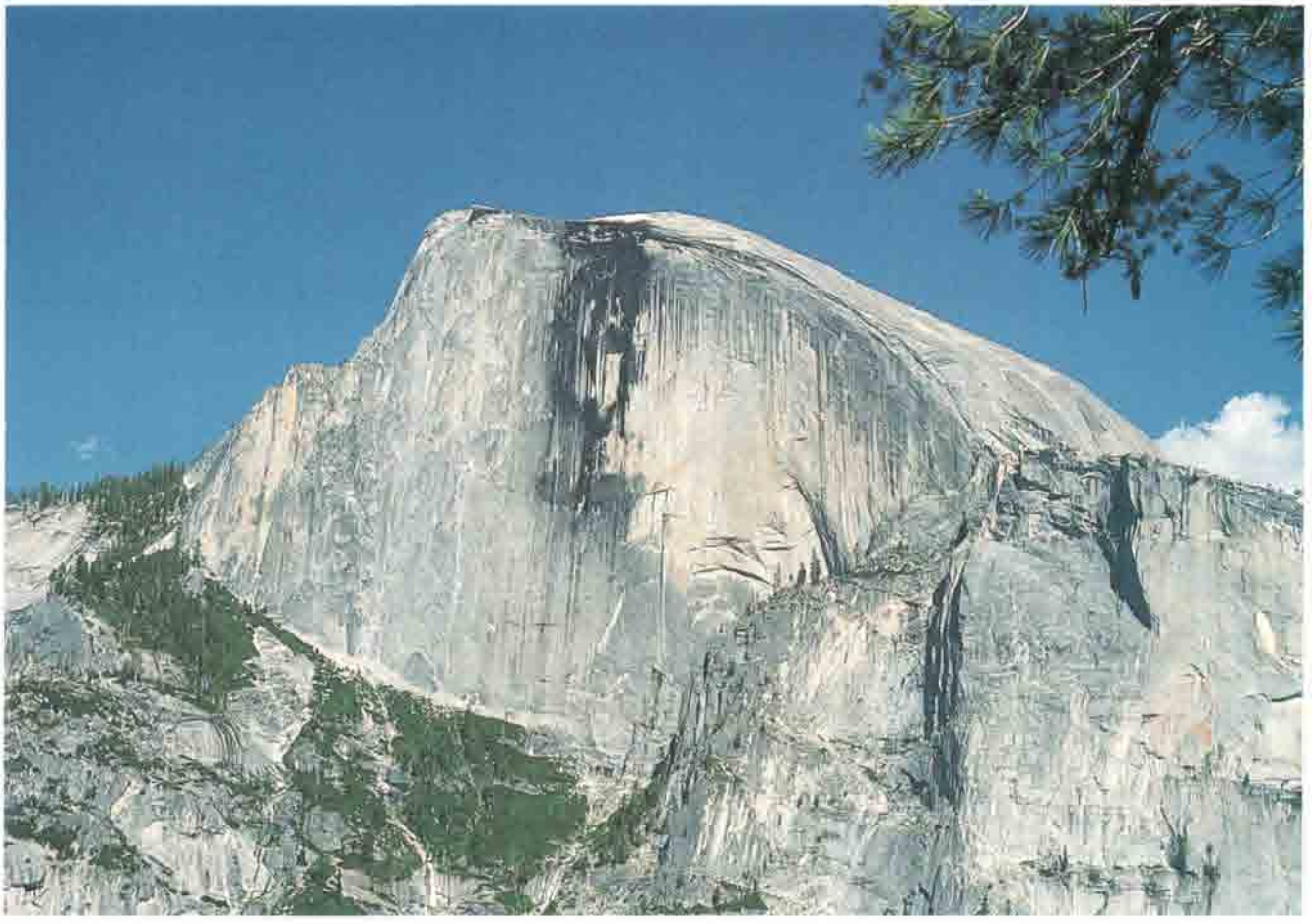
Als ich 1981 zum ersten Mal ins Yosemite Valley kam, dachte ich weiß Gott nicht an Skifahren, wenngleich uns

die meterhohen Schneemauern am Tioga-Paß tief beeindruckten.
Unsere Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit den rotbraunen Granitfluchten des Tales, mit dem 900 Meter hohen Felsklotz des „Cap", mit dem Camp IV am Merced River, dem einstigen Mittelpunkt der amerikanischen Kletterszene mit ihren Kletterhelden Warren Harding, Royal Robbins, Tom Frost, Yvon Chouinard, Chuck Pratt und wie sie alle hießen, mit überhängenden Fingerrissen und Verschneidungen, mit weitausladenden Dächern – und mit unserem Kleinmut, der uns befiel, als wir erstmals unter dem El Capitan standen.
Es war alles noch größer, noch höher, noch steiler, noch überhängender, noch ..., mit einem Wort, es war wie Amerika, wo alles größer und weiter ist. Auch die Einstellung seiner Bewohner und natürlich seiner Kletterer, für die es zwar nicht selbstverständlich, aber durchaus denkbar ist, daß sie 27 Tage ununterbrochen am El Cap in einer Wand hängen, um eine Erstbegehung zu Ende zu bringen (Warren Harding und Dean Caldwell 1970 in the Wall of the Early Morning Light).

Nahezu unbeeinflußt von der Alten Welt begann man in den dreißiger Jahren im Yosemite Valley mit dem Klettern.
An den Royal Arches gelang 1936 eine relativ lange Route, die heute zu den beliebtesten Genußkletterein im Tal gehört.
Bis zu den ganz großen Wänden, den sogenannten Bigwalls, war es jedoch noch ein weiter Weg.
Erst 1957, aber immerhin ein Jahr vor der Erstdurchsteigung der direkten Nordwand an der Großen Zinne durch Hasse und Co., gelang am Half Dome der erste große Wurf. Royal Robbins, eine der ganz großen Kletterpersönlichkeiten dieser Zeit, hatte sich mit Mike Sherrik und Jerry Gallwas vor Warren Harding, der ebenfalls diese Wand belauerte, den Erfolg gesichert. Robbins stammte aus der Kletterschule des Tahquitz Rock in Südkalifornien, wo das Freiklettern schon ein sehr hohes Niveau erreicht hatte. Harding war einer der „residents" (Dauergäste) im Camp IV und führte dort einerseits ein lockeres Leben (manche sagen mit Wein, Weib und schnellen Autos), andererseits war er besessen von neuen Routen, die er durch die steilen Yosemitewände legen wollte. Ein äußerst harter Bursche, der jedoch in der Wahl seiner Mittel nicht allzu große Skrupel an den Tag legte. Ein paar Bohrhaken mehr oder weniger, was soll's.
Ein Jahr später, 1958, schlug dann Hardings große Stunde. Nach wochenlanger Belagerung, mit wechselnder Begleitung, gelang ihm schließlich mit Wayne Merry und George Whitemore in einem 45tägigen Arbeitseinsatz die Eroberung der Nose am El Capitan, sicher die schönste Linie im Valley.
Der Aufwand von 125 Bohrhaken und rund 700 Normalhaken blieb nicht unumstritten, doch der Bann war gebrochen, der „run" auf die Wände links und rechts der Nose konnte beginnen.
Bei unserem ersten Besuch 1981 war die goldene Erschließerzeit längst vorbei. Das Camp IV war nicht mehr Mittelpunkt der amerikanischen Kletterszene, Kletterer aus aller Welt drängten sich auf dem kleinen Platz. Verständlich, daß sich da die „residents" nicht mehr wohl fühlten.
Es wurden inzwischen viele andere Klettergebiete in den USA erschlossen und gleichzeitig hatte das Interesse der Kletterer andere Schwerpunkte gefunden. An kurzen, knallharten Routen wurden die Grenzen der menschlichen Kletterfähigkeit ausgelotet.

## Einfach klettern

Uns kümmerte das nicht allzuviel. Wir wollten einfach klettern in dieser herrlichen Gegend und, wenn alles gut ging, einen Bigwall versuchen.
Natürlich schlugen auch wir unser kleines Zelt im Camp IV auf, das jetzt Sunny Side Camp heißt, weil es der Parkverwaltung in seiner alten Form immer schon ein Dorn im Auge war. Wir verdrängten die Wucht des El Capitan und konzentrierten uns auf einladendere Wandpartien. Die Royal Arches, herrliche Platten, nicht zu steil, mit Bäumen garniert und nicht endlos in den Himmel ragend, das sollte unser Auftakt sein. Immerhin erwarteten uns etwa 15 Seillängen, die alles boten, was die Yosemite-Kletterei auszeichnet: Kamine, Handrisse, Faustrisse, einen Überhang und vor allem glatte Platten – jedoch alles etwas leichter als an den wirklich großen Wänden. Um die Ehrfurcht etwas aufzuteilen, waren wir gleich mit einer größeren Mannschaft angereist: Mit Sepp Gschwendtner, Andreas Kubin, Wulf Scheffler und Peter Klinger war ich ziemlich sicher, daß uns dieser Durchstieg gelingen müßte. Von einem gewissen Hochgefühl nach geglückter Tat holte uns der Anblick der Half Dome Nordwestwand, der wir beim Abstieg direkt gegenüber standen, wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Wie gewaltig waren doch diese Wände.
In den nächsten Tagen versuchten wir uns an kürzeren Klettereien im Tal und beschlossen eines Abends, nach einigen Dosen Bier, dem Ostpfeiler am Middle Cathedral Rock einen Besuch abzustatten. Dieser Pfeiler, eine Erstbegehung von Warren Harding aus dem Jahre 1955, wurde bald zum Klassiker und ist eine der schönsten Routen dieser Schwierigkeit (5.9 = 6) im Tal. Die Kletterei entsprach eher unseren Vorstellungen, und wir fühlten uns beinahe wie zu Hause. Sicher waren manche Seillängen mit Klemmkeilen selbst abzusichern, aber an den entscheidenden Stellen steckten sogar einige Haken. Dieser Erfolg stärkte unser Selbstbewußtsein. Trotzdem entschieden wir uns, vor dem endgültigen Angriff auf einen Bigwall ins High Yosemite mit seinen wunderschönen Domes, an



**Die Nordwestwand des Half Dome, in der von Royal Robbins der erste Bigwall eröffnet wurde**

denen es auch kürzere Routen gibt, umzusiedeln. Sepp und Andreas hatten inzwischen auch ihr eigentliches Amerikaproblem gelöst. Sie kletterten Separate Reality, ein mehr als 6 Meter waagerecht ausladendes Dach und eine der ersten Routen der Schwierigkeit 5.12 (8+).
Im Gegensatz zum stickigen, staubigen und eher bedrückenden Valley sind die Tuolumne Meadows im High Yosemite eine wunderbare Parklandschaft auf etwa 2500 Meter Meereshöhe. Blühende Wiesen, durch die sich ein kleiner Bach schlängelt, dunkle Wälder bis hin zu den Domes, riesige Überbleibsel eiszeitlicher Gletscherschliffe, die der liebe Gott offensichtlich nur für die Kletterer geschaffen hat.
Um das Maß voll zu machen, haben die Gletscher mehrere Seen zwischen diesen Domes hinterlassen, die im Hochsommer sogar Badetemperaturen erreichen.
Wir sind viel geklettert in diesen Tagen, und alle Routen waren schön. Die Zeit war so unbeschwert, daß wir eigentlich kaum mehr an die Bigwalls im Valley dachten, bis eines Abends ein junger, lustiger Franke an unserem Feuer auftauchte. Am nächsten Morgen fragte er mich, ob ich einen Hammer dabei hätte. Nachdem ich etwas belustigt mit dem Kopf nickte – in diesen Jahren galt ein wuchtiger Kletterhammer noch als Markenzeichen für einen zünftigen Kletterer – fragte er weiter, ob ich Lust hätte, mit ihm die Nordwestwand des Half Dome zu machen. So einfach war das.

## Fehlstart zum Erfolg

Wir brauchten etwa zwei Stunden, um das Material zu sortieren und zu ergänzen. Unten im Tal brütete eine dumpfe Hitze. Trotzdem schlüpften wir unter die Rucksackriemen und marschierten auf einem besonders schönen Teil des John Muir Trails hinauf zum Einstieg des Half Dome.
Wir wollten an diesem Tag noch zwei Seillängen vorbereiten, um dann am Einstieg zu biwakieren. Das Schicksal wollte es anders. Durch einen unglücklichen Zufall hatten wir uns an einer Abzweigung verfehlt. Ich ging links und Peter einige Minuten später rechts. Wir sollten uns den ganzen Tag nicht mehr sehen.
Beide verbrachten wir eine weniger angenehme Nacht. Peter hatte den Proviant und das Wasser, ich das Eisenzeug und den Kocher. Noch in der Morgendämmerung hasteten wir uns entgegen und waren heilfroh, uns endlich gefunden zu haben.
Gott sei Dank verlief dann die Kletterei weniger problematisch. Ich wußte, daß Peter Sattelberger nicht nur jünger, sondern von uns beiden der deutlich bessere Kletterer war. Vor ein paar Tagen war nämlich auch ihm Separate Reality gelungen.
Wir hatten uns für den „Alpinstil" entschieden, d. h. der erste (und das war meist der Peter) stieg ohne Rucksack voraus, der zweite kletterte nicht an Fixseilen, wie es damals üblich war, sondern selbständig, entfernte die



gelegten Klemmkeile und Friends und schleppte zusätzlich den Rucksack mit Wasser, Proviant und Biwakzeug.
Dies war uns lieber, als mühselig den üblichen Haulbag (Nachholsack) von Seillänge zu Seillänge nachzuziehen, wobei der Nachsteiger an fixierten Seilen mit Steigklemmen hochpumpt und so nicht in den Genuß der Kletterei kommt.
Die Route verläuft im linken Wandbereich und verfolgt eine fast vom Wandfuß bis zum Gipfel durchziehende Riß- und Kaminreihe. Einige Passagen wurden bald berühmt oder gefürchtet, so z. B. „Robbins Traverse", „Big Sandy Ledge", „the Zig-Zags" und schließlich „Thank God Ledge", ein Band, das die drohend überhängende Gipfelwand umgeht.
Wir hatten damit gerechnet, den Gipfel an einem Tag zu erreichen. Doch gerade das letzte Wanddrittel (the Zig-Zags) war klettertechnisch schwierig und nicht leicht abzusichern.
Traurig sah ich, wie sich im Westen der Himmel allmählich orange verfärbte und die Wahrscheinlichkeit eines Biwaks immer größer wurde. Beliebte Fehler macht man immer wieder. So kletterten wir, bis auch das letzte Licht am Himmel erlosch und wir im Finstern unser Nachtquartier einrichten mußten.
Am nächsten Morgen standen wir nach zwei schönen, etwas leichteren Seillängen am Gipfel und im strahlenden Licht des noch jungen Tages. Ein glasklarer, wolkenloser Morgen bescherte uns eine phantastische Sicht, auch zum nahegelegenen High Yosemite mit seiner hügeligen Landschaft, der die Domes wie riesige Kuhfladen aufgesetzt sind.
Schon damals konnte ich mir vorstellen, daß dieses Gebirge ein Paradies für Skitourengeher sein müßte, und ich zeichnete mit etwas Phantasie Skirouten ins Gelände.
Aber wie viele Wunschträume hat ein Bergsteiger in sei-



**Middle Cathedral Rock – East Buttress – ein großartiger Klassiker des Yosemite Valley, Schwierigkeit 5.9, ca. 350 m**

**Seite 100: Im High Yosemite. Blick vom Stately Pleasure Dome über den Tenaya Lake zum Half Dome (Bildmitte)**

nem Leben, die leider immer wieder in einer Schublade verschwinden und dort vor sich hinschlummern.
Glücklicherweise gibt es gelegentlich jemand, der an der Schublade rüttelt und die Träume durcheinanderwirbelt. Diesmal war es das Programm des DAV Summit Club, der erstmals Skitouren in der Sierra Nevada durchführen wollte. Anfang März 1995 war die erste Reise geplant, und ich sollte die sieben Teilnehmer als Bergführer begleiten, d. h. ich mußte mich etwas mit dem Thema „Winter in Kalifornien" beschäftigen.

## Winter in Kalifornien

Spricht man von Kalifornien, denkt man unwillkürlich an Sonne, an endlose Orangenplantagen, an weiße Strände mit knackigbraunen Mädchen und sportlichen Boys, die sich mit ihren Surfboards in die Brandung stürzen.
Kein Mensch denkt an Winter und Schnee. Und doch gibt es beides in der High Sierra – manchmal sogar im Überfluß. Nicht selten werden am Tioga-Paß bis zu sieben Meter Schnee gemessen.
Die Verwendung von Schneeschuhen geht in Kalifornien bis weit in das 19. Jahrhundert zurück. Mitte dieses Jahrhunderts soll der Briefträger Snowshoe Thompson die Post mit Ski über die Berge befördert haben. Skifahren als Selbstzweck wurde in der High Sierra aber erst nach dem Ersten Weltkrieg populär. Eines der ersten Skigebiete war Rock Creek Lodge, das um 1920 als „kleine Schweiz" mit der Intention aufgebaut wurde, den Skigebieten in den Alpen Konkurrenz zu machen.
In den zwanziger Jahren benutzten die sogenannten „Schneeforscher" erstmals Ski bei ihrer Tätigkeit. Diese Untersuchungen erlaubten Orland Bartholomew, der ein ausgezeichneter Skifahrer war, im Winter 1928 den John Muir Trail zu befahren. Orland brauchte drei Monate für diesen Solotrip und kam nur gelegentlich mit der Zivilisation in Berührung.
Ungefähr zur gleichen Zeit gelangen Männern wie Otto Steiner, die in den Alpen trainiert hatten und wahre Skiexperten waren, beeindruckende Abfahrten und Durchquerungen. Ende der dreißiger Jahre wurden Mitglieder der Sierra-Ski-Bergsteiger-Clubs aktiv. David Brower und seinen Kameraden glückten eindrucksvolle Begehungen des Mt. Lyell (höchster Gipfel des Yosemite National Parks, 3987 m) und anderer umliegender Gipfel. Als kühner Skifahrer hervorgetan hat sich Norman Clyde, der viele Winter auf mehreren Lodges zubrachte.
Auf diese Gruppe geht ein bahnbrechendes Handbuch zurück, das Brower schrieb und der Sierra Club veröffentlichte. Ebenso erschienen mehrere Artikel im Bulletin des Sierra Clubs und in den Touring Topics, die das Skitourengehen in der High Sierra einer breiteren Öffentlichkeit bekannt machten.
Die High Sierra wurde auf Ski auch von Mitgliedern des Kalifornischen Schneeinstituts und von Wasserkraftexperten erforscht, unter ihnen Dave McCoy, der Besitzer der Mammoth Mountain Ski Region. Dave und seine Freunde gründeten den Sierra-Ski-Club. Ihre winterlichen Unternehmungen wurden immer schwieriger und erfolgreicher.
Andere Skiclubs im Osten errichteten Skigebiete, die heute einen hervorragenden Ruf genießen, wie z. B. Whitewing, Carson Peak oder Lee Vining Canyon.
Schon damals gab es vom Gipfel des Carson Peak ein Abfahrtsrennen bis ins Tal, wobei die Siegerzeiten an die zehn Minuten heranreichten. Viele dieser Skipioniere, wie z. B. Hans Georg, Ed Heath und Walley McPherson dienten im Zweiten Weltkrieg in einem Skibataillon. Nach dem Krieg gab es einen regelrechten Boom im Skisport. Dave McCoys Kinder gehörten der Generation der nächsten Skigebiet-Erschließer an. Carl „Peanut" McCoy gelang mit Doug Robinson die zweite „Befahrung" des John Muir Trails mit Ski.
1971 erschien erstmals ein Führer für Skitouren in der Sierra. Dieses Buch, Sierra Skitouren im Frühling, wurde von H. H. Burhenne zusammen mit Norm Wilson geschrieben und diente als Inspiration für die nächste Generation.
Susan und David Beck machten die Verwendung von Langlaufski populär. 1975 gelang ihnen damit die Sierra Hochroute und 1976 der John Muir Trail.
David schrieb später seinen eigenen Skiführer mit dem Titel: Skitouren in Kalifornien, zuletzt aufgelegt 1980.
In den siebziger und achtziger Jahren kamen viele der aktivsten Skifahrer aus der Yosemite-Klettergilde. Diese Kletterer hatten die Schnauze voll vom Erstbegehungsdruck im Fels und wollten nun statt dessen lieber neue Abenteuer auf Ski erleben.
Tom Carter, Allen Bard und Chris Cox suchten immer kühnere Routen. Die Krönung ihrer Bemühungen war die „Redline"-Tour, die sich entlang der Landesgrenze (rote Linie auf der Landkarte) bewegte und ohne Zweifel einen Höhepunkt der Entwicklung des Skitourenlaufes in der High Sierra darstellte.
Das waren Glanzleistungen, die jedoch keine Breitenentwicklung nach sich zogen. So hat sich das Skitourengehen in Amerika etwas anders entwickelt als in Europa. Die Amerikaner suchen heute das Abenteuer in mehrtägigen Durchquerungen. Mit riesigen Rucksäcken ziehen sie los und schlafen in mitgeschleppten Zelten, da es Schutzhütten in unserem Sinne kaum gibt.
Der Ski ist in der Sierra vorwiegend Mittel zum Zweck, um das winterliche Hochgebirge durchstreifen zu können. Mit folgendem kleinen Unterschied: Zur Fortbewegung benutzten die amerikanischen Tourengeher meistens Telemarkski, nicht die bei uns übliche Ausrüstung, die bis heute in der High Sierra noch ein etwas exotisches Dasein führt.

## Frühjahr 1995

Menschen mit großen, grünen Säcken und unhandlichen Ski als „Handgepäck" fallen selbst in dem bunten Gewimmel des Frankfurter Flughafens rasch auf, so daß sich die DAV-Gruppe am Schalter der American Airways bald gefunden hatte.
Zwei Frauen und fünf Männer im gesunden, gestandenen Alter. Schon der erste Eindruck war beruhigend. Es scheint keiner dabei zu sein, der die Felle verkehrt aufziehen wird. Dann folgte die erste gemeinsame Geduldsprobe. Der Sprung über den Atlantik und Nordamerika ist nämlich alles andere als ein kurzes Vergnügen.
In Reno (Nevada) empfing uns Sigi Vogl mit seinem Vater am Flughafen. Sigi, ein hervorragender Alpinist und Skitourengeher, der nicht nur deutscher Abstammung ist, sondern selbst einige Jahre in Deutschland gelebt hat, betreibt in Reno eine Trekking-Agentur und organisiert für den DAV Summit Club auch ein umfangreiches Sommerprogramm in den Wind River Mountains in Wyoming.
Schon um 6 Uhr früh am nächsten Tag, wir wußten selbst noch nicht recht, ob es jetzt morgens oder abends war, weckte uns dieser „sunny boy" und ab ging's – allerdings nach einem opulenten Frühstück – zu unserem ersten Gipfel.
Der Vater spielte Chauffeur und steuerte den Kleinbus sicher die Paßstraße hinauf in Richtung Mt. Rose (3023 m).
Waren wir vorher noch durch den braungrünen Talboden von Reno gefahren, so lag hier eine Menge Schnee. Mit Fellen ging's zunächst recht gemütlich und abwechslungsreich über einen kleinen Vorgipfel und eine kurze Abfahrt zum aperen Westrücken des Hauptgipfels.
Urplötzlich pfiff uns hier der Wind um die Ohren, und wir brachten uns hastig auf der anderen Seite des Gipfels in Sicherheit.
Dunkle Wolken schoben sich schnell über die umliegenden Gipfel. Gerade konnten wir noch einen Blick erhaschen vom Lake Tahoe mit seinen berühmten Skigebieten wie Squaw Valley und Heavenly.
Direkt vor uns aber lag die erste phantastische Abfahrt. Weite freie Hänge, dann die ersten locker verteilten Bäume, der Firn immer besser werdend, dazwischen kurze Querungen und wieder ein herrlicher Hang, ganz tief hinunter zur Straße, die wir irgendwo erreichten. Nicht weit entfernt wartete Victor, der Vater von Sigi, um uns wieder in den Bus zu packen.
Am wild aufgewühlten Lake Tahoe entlang, den die Grenze zwischen Nevada und Kalifornien in der Mitte durchschneidet, erreichten wir am Abend das Sorensen's Resort am Carson River, eine Ansiedlung von kleinen Blockhäusern, etwa auf einer Höhe von 2100 m, die uns die nächsten Tage beherbergen sollten.

## Wenn es schneit in Kalifornien

Immer dann, wenn ich von den sagenhaften Schneemengen in Nordamerika und Kanada hörte und gleichzeitig



**Abfahrt im Bereich des Tioga-Passes**



von wolkenlosem Himmel berichtet wurde, stellte ich mir leise die Frage, wann fällt denn dann dieser Schnee?
Das sollten wir in den nächsten Tagen gründlich erleben. Noch in der Nacht fing es an. Schöne, dicke, runde Flocken, ununterbrochen. Von Montag bis Donnerstag, insgesamt drei Meter herrlicher Neuschnee. Ideale Verhältnisse, die Skigebiete am Lake Tahoe, die meist breite Waldschneisen nutzen, kennenzulernen.
Für 44 $ täglich erlebten wir in Heavenly zwei unvergeßliche Skitage und im schütteren Wald mit riesigen Baumstämmen den lockersten Pulverschnee unseres langen Skifahrerlebens.
Zwischen diesen beiden Tagen hatten wir allerdings auch einen Ausbruch unternommen. Wir waren ja schließlich hierher gekommen, um Skitouren zu machen.
Sigi kannte einen Berg in der Nähe, der rund 3000 m hoch und bis zum Gipfel mit Bäumen bewachsen war, den Waterhouse Peak. Auch was nun folgt, ist ein amerikanisches Märchen. Auf der Paßhöhe, der Wind pfiff über die Straße, so daß es eine gewaltige Überwindung kostete, das warme Auto zu verlassen, stand ein einsamer Pick up (Kleinlaster) – und von diesem Pick up zog eine schmale Spur in den Wald auf den Waterhouse Peak zu. Gibt es schon kaum Skitouristen in der Gegend, dann treffen wir sie ausgerechnet hier – und bei diesem Wetter.
Uns kam das gerade recht. Denn der Schnee war neben der Spur so tief, daß man eigentlich von unbegehbaren Verhältnissen reden konnte.
Offensichtlich hatten unsere Vorkämpfer keine große Meinung von Serpentinen, denn die Spur wurde so steil, daß wir manche Passagen nur mit größter Mühe und gegenseitiger Unterstützung bewältigen konnten. Was mußten das für Kerle sein! Nach etwa zwei Stunden kamen sie uns entgegen, auf Telemarkski, nur gelegentlich eine Schwungphase einlegend. Es waren selbstverständlich Freunde von Sigi und sie lüfteten gleich einen Teil des Geheimnisses: Sie hatten einen Tag vorher schon vorgespurt.
Als dann ihre Spur zu Ende war, mitten im dichten Wald, war unser Ehrgeiz immerhin noch so groß, rund 100 Meter weiterzusteigen. Kleinlaut blieben wir schließlich aber unter einer riesigen Kiefer stehen und gestanden uns ein, daß wir eigentlich am Ende unserer Kraft waren.
Die Abfahrt war dann eher lustig als schön, denn außerhalb der Spur blieb man spätestens nach 10 Metern wie ein Maulwurf im grundlosen Schnee stecken.
Geraume Zeit später saßen wir wieder in „Sorensen's" bei heißem Tee und Kaffee, draußen schneite es unbeeindruckt weiter, und wir hatten alle das Gefühl, etwas Außergewöhnliches erlebt zu haben; na sagen wir es ruhig, wieder etwas typisch Amerikanisches.

## Tioga-Paß – ein Paradies für Skitourengeher

Nach vier Tagen hatte der Spuk ein Ende. Der Himmel klarte auf, wir bepackten unseren Bus und starteten nach Lee Vining am Mono Lake.



**Gipfelrast am Tioga Peak. Blick zum Mount Dana (3979 m), dem höchsten Gipfel der Region, und auf die großartige Abfahrt zum Ellery Lake**

Hier beginnt die Straße zum Tioga-Paß. Selbst im Tal lag nach den großen Schneefällen eine dünne Schneedecke. Die Paßstraße wird im Winter nicht geräumt und meist erst im Juni für den Verkehr geöffnet.
Etwas unterhalb der Paßhöhe liegt auf etwa 2900 m das Tioga-Paß-Resort. Wie das Sorensen's besteht auch das Tioga-Paß-Resort aus vielen kleinen Hütten und einem Zentralgebäude. Tief verschneit scheint es einen Winterschlaf zu halten, doch es wird auch den Winter über von Bob und seiner Frau Claudette bewirtschaftet.
Gerade als wir nach einem etwa dreistündigen Marsch ankamen, war Bob mit seiner kleinen Mannschaft dabei, die einzelnen Hütten aus dem Schnee auszugraben.
Normalerweise verirren sich hierher um diese Jahreszeit wenig Gäste, obwohl die High Sierra, vor allem das Gebiet um den Tioga-Paß, am Rande des High Yosemite gelegen, ein Paradies für Skitourengeher ist.
Der Mt. Dana ist mit 3979 m der höchste und einer der anspruchsvollsten Gipfel der Region. Für seine Besteigung sollte man, je nach Verhältnissen, mit 4 bis 6 Stunden rechnen. Alle anderen Gipfel sind etwas einfacher und in kürzerer Zeit zu erreichen.
Wir haben in vier Tagen fünf Gipfel bestiegen, wie schon geschildert nach großen Neuschneefällen, wobei sich der Schnee erstaunlich schnell gesetzt hatte. Wir hatten keinen Firn, dafür über Tage hinweg in Mulden besten Pulverschnee. In der Regel haben wir die Gipfel überschritten, d. h. die Abfahrten lagen vor uns wie ungelesene Buchseiten, da wir während dieser Woche die einzigen Skitourengeher am Tioga-Paß waren.
So konnten wir am letzten Tag rundum Skispuren bewundern – und alle waren sie von uns.
Unvergeßlich bleiben wird uns die Betreuung, die wir im Tioga-Paß-Resort genießen konnten. Gleich ob Frühstück oder Abendessen, immer wieder konnten wir kaum fassen, welche Genüsse sich vor uns ausbreiteten. Nicht ganz typisch für Amerika, aber wenn man weiß, daß Bob's Frau Claudette heißt, dann kann man schon ahnen, woher diese Finesse kommt.
Unvergeßlich bleibt auch die letzte Abfahrt vom Tioga Peak, den wir über seine Südwestschulter bestiegen und wo wir nach längerem Suchen eine enorm steile, etwa 500 m hohe Rinne fanden, die wir in ihrem oberen Teil einzeln befuhren, um dann den unten sich verbreiternden Hang gemeinsam hinauszuschwelgen.
Sigi, unser immer lustiger und genialer Gebietskenner, meinte, das sei bestimmt eine Erstbefahrung gewesen.
Weit unterhalb des Tioga-Paß-Resort stießen wir auf die Paßstraße, die inzwischen für „Anlieger" teilweise geräumt war. Freundlich lächelnd wartete hier bereits Victor mit dem Kleinbus.

Auf dem Programm stand noch eine Nacht in den Spielhöllen von Reno, die wir aber lieber bei Sigi und seiner Familie und riesigen amerikanischen Steaks verbrachten.
Und die Heimreise? Die sollte man besser vergessen!
Spätestens dann, wenn man die Bilder vom Entwickeln geholt hat, ist der Rückflug bereits Vergangenheit. Schon kristallisieren sich neue Pläne, und ich weiß, ich werde wiederkommen.

# Abruzzen

## Das steinerne Herz Italiens

Christof Stiebler
(Text und Fotos)

Wir saßen an einem milden Septemberabend auf der Terrasse des Hotels Fiordigigli, 1100 Meter hoch gelegen, bei einer Karaffe Rotwein. Wir zogen die Bilanz der letzten Tage: Den Gran Sasso bzw. seinen Hauptgipfel Corno Grande hatten wir bestiegen, dazu einige Berge in seiner Runde. Auf dem Parkplatz Campo Imperatore hatten sie uns das Auto aufgemacht, aber glücklicherweise nur Lebensmittel, Konserven und Gaskartuschen entnommen, sonst nichts beschädigt. Oben im Ostello Campo Imperatore, neben dem Parkplatz, wo wir auf Meereshöhe 2130 Meter noch bleiben und weitere Touren unternehmen wollten, hatte man keinen Platz mehr für uns. Also hatten wir uns jetzt unten, an der Seilbahn-Talstation im Hotel Fiordigigli, einquartiert. Hier wohnt man ohnehin besser als oben, wo Hunderte von PKWs stehen und Dutzende von Bussen und der Tagesrummel sehr groß ist. Die wenigsten der italienischen Gäste machen oben, am Campo Imperatore, Bergtouren in unserem Sinne, sondern wandern ein wenig, steigen herum und machen Picknick. Den Hauptgipfel, den höchsten Punkt der italienischen Halbinsel, den Corno Grande, gehen pro Tag nur etwa 30–50 Personen an, an Wochenenden und im August natürlich mehr.

Wir saßen also auf der Hotelterrasse und genossen den lauen und ruhigen Abend. Der Mann von der Empfangstheke kam zu uns heraus. Wir seien doch Deutsche? Ja, dann müsse er uns erzählen, wie eine Handvoll deutscher Fallschirmjäger unter Leitung von Skorzeny im September 1943 dort oben den gefangenen Mussolini herausgeholt haben in einem Fieseler Storch, einfach ausgeflogen; kaum hatte er mit seiner Leibesfülle in das kleine Flugzeug hineingepaßt. Weg waren sie, trotz starker Bewachung ... Und was ist hier heute los, fragten wir ihn. „Nur Touristen und im Winter Skiliftbetrieb. Aber ab und zu werden Westernfilme oben auf den weiten Hochflächen gedreht."

Viermal war ich zum Bergsteigen in den Abruzzen, in jenem Gebirge, das 75 km östlich von Rom liegt, 800 km südlich der Alpen, das der gesamten Provinz seinen Namen gegeben hat: l'Abruzzo, das ist jetzt eine der zwanzig Regionen Italiens, 11 000 km² groß, fast so groß wie Tirol. Höchster Punkt ist mit 2912 m der Corno Grande. Schon 1932 erfolgte seine erste Skibesteigung. Bereits 1923 wurde hier der erste Kletterclub Italiens gegründet, die „Aquilotti", kleine Adler. Heute leben in den Abruzzen 15–20 Wölfe, 70–100 Bären, 500 Gemsen. Das Wandergebiet ist unerschöpflich, der Tourismus wird von Jahr zu Jahr stärker. Aber das war nicht immer so: Die Abruzzen galten jahrhundertelang als armes Gebiet der Schafhirten, in dem Räuber ihr Unwesen trieben. Der deutsche Gelehrte Ferdinand Gregorovius, der zwischen 1852 und 1871 immer wieder Italien bereiste, schreibt: „Nächst Calabrien sind die Abruzzen das verrufenste Theater des Brigantenwesens. Bis zum Jahre 1860 waren sie von Räubern viel geplagt. Unser Fuhrmann ward nicht müde, uns haarsträubende Geschichten aus diesen Bergen zu erzählen." Gregorovius hat nahezu ganz Italien erforscht und beschrieben, aber die Abruzzen umging er wohlweislich.

### Im Winter

liegt der Schnee hier meterhoch, und Italienreisende, die zu Ostern oder Pfingsten an der Ostküste über Rimini und Ancona südwärts fahren, sehen auf der Höhe von Pescara im Westen die hohen, schneebedeckten Abruzzenberge. Skipistenbetrieb gibt es unterhalb des Campo Imperatore, an der Nordseite des Corno Grande bei Prati, südlich von Cappadocia, auf Campostaffi, am Campo Catino, in Pescasseroli, um Scanno, am Süd- und Nordrand der Maiella, bei Pacentro (Sulmona). Insgesamt stehen für den Skibetrieb in den zentralen Abruzzen 9 Gondelbahnen, 10 Schlepp- und 50 Sessellifte zur Verfügung; 300 km Pistenabfahrten werden zwischen Weihnachten und Ostern von (meist römischen) Skifahrern genutzt. Skilanglauf wird um Pescasseroli betrieben (20 km gespurte Loipen). Skitourengeher finden am Gran Sasso, in der Maiella, am Monte Velino und am Monte Sirente sehr gute Möglichkeiten. Stefano Ardito, Verfasser eines zweibändigen Abruzzenführers, schreibt: „Es gibt Touren für jeden Geschmack: von den stillen Abfahrten auf dem Südhang

des Monte Sirente über die Traversierung des Gran Sasso durch das Val Maone bis zu steileren und schwierigeren Strecken wie der Überschreitung des Gran Sasso, der Maiori-Rinne des Monte Sirente und der Direttissima der Maiella. Für den, der das Extreme liebt, fehlen auch Steilrinnen mit 40 Grad Neigung und mehr nicht."

## Die Ausgangsorte und ihre Sehenswürdigkeiten

Wer die Abruzzen besucht, der darf nicht nur als Bergsteiger kommen. Da gehören Stippvisiten in die umliegenden Orte dazu, ein wenig Wissen um Kultur, Landschaft und Geschichte. Da gehört dazu, daß man hier und dort einen oder zwei Tage verbringt: sich die malerischen Städtchen anschaut, die eine oder andere aus der Vielzahl der romanischen Kirchen oder Klosteranlagen besucht, die berühmten Kupferhandwerker in Guardiagrele ebenso wie die Confettiläden in Sulmona oder das Schlangenfest in Cocullo. Einige kurze Angaben mögen dafür Anregungen bieten.

**L'Aquila** ist Hauptort der Region Abruzzen, 721 m hoch gelegen (angenehmes Klima auch im Sommer) und war einst die zweitwichtigste Stadt nach Neapel im gleichnamigen Königreich. Das Kastell, 1532 gegen die Spanier erbaut, wurde noch nie zerstört und ist heute interessanter Besichtigungspunkt mit seinem tiefen Graben, den 30 m hohen Mauern und den vier Eckbastionen. Sehenswürdigkeit Nummer zwei ist die Basilika Santa Maria di Collemaggio, die schönste und berühmteste Kirche in den Abruzzen, etwas am Stadtrand gelegen, mit ihrer wunderschönen weiß-rosa Marmorfassade. L'Aquila wurde vom Stauferkaiser Friedrich II. geplant und begonnen, aber 1703 durch ein Erdbeben völlig zerstört. L'Aquila ist die Stadt der Zahl 99: 99 umliegende Kastelle sollen ihren Bau durchgeführt haben, 99 Stadtviertel gab es, 99 Kirchen und 99 Brunnen. Noch heute schlägt allabendlich die Kirchenglocke 99mal und die berühmte Fontana delle 99 Canelle (Brunnen der 99 Wasserspeier) ist ein begehrtes Fotomotiv.

**Avezzano** ist Hauptort im Südwesten der Abruzzen; man fährt hindurch, wenn man, von Rom kommend, zur Maiella oder zum Nationalpark anreist. Die Stadt liegt 695 m hoch am Westrand des Fuciner Beckens. Leider wurde dieser wichtige Handelsort im Jahre 1915 durch ein Erdbeben und dann nochmals bei Kriegsende durch Bomben der Alliierten zerstört, so daß die wiederaufgebaute Stadt hier nur als Ausgangspunkt für die Besteigung des Monte Velino erwähnt werden soll.

**Barrea** liegt 1066 m hoch am Westufer des Stausees im Abruzzen-Nationalpark. Das ist ein überaus malerischer Ort mit engen Gassen und schönen Häusern (teilweise unbewohnt) und Ausgangsort für verschiedene Nationalparktouren.

Der **Campo Imperatore** ist zentraler Platz für die Besteigung der Hauptgipfel des Gran Sasso. Hier herauf führt eine mautfreie Autostraße, aber auch eine Gondelbahn ab Assergi an der Autostrada am Beginn des großen Tunnels. Dieser Campo ist eine 200 km² große Hochebene, er leitet seinen Namen vom Stauferkaiser Friedrich II. ab. Früher war hier ein See; heute weiden Schafhirten ihre Tiere, wohl noch ein paar tausend, aber vor 100 Jahren erreichten die Herden Millionen-Größe. Es ist beeindruckend, von Assergi 17 km bis zum Beginn dieser Hochfläche heraufzufahren, dann weitere 20 km völlig eben bis an ihren Ostrand, oder aber auch 10 km nach Westen bis auf Höhe 2130 m, wo die Bergstation der Gondelbahn steht sowie das große, rote, aber geschlossene „Albergo Campo Imperatore" bzw. das neue „Ostello Campo Imperatore", für Bergsteiger eingerichtet, mit großem Self-Service-Restaurant und 40 Betten bzw. Lagern. Die Übernachtung kostet etwa 30 DM, Vollpension 60 DM, allerdings ist in der Hauptsaison kaum Platz zu finden. Die genannte Gondelbahn wurde 1934 erbaut und 1988 erneuert. Die beiden Großgondeln überwinden die 1000 Höhenmeter in 7 Minuten und befördern pro Stunde 760 Personen. Eigentümerin der Bahn ist die Stadt l'Aquila.

**Cocullo** ist ein kleines Dorf an der Autostrada, von Rom kommend, zwischen Fuciner Senke und Sulmona gelegen. Es ist berühmt geworden durch das Schlangenfest, das am ersten Donnerstag im Mai stattfindet und von vielen Besuchern (auch aus Rom und Neapel) frequentiert wird. An diesem Tag wird, verbunden mit einem großen Volksfest, die Statue des Heiligen Domenico feierlich durch die Straßen getragen, die mit Dutzenden von lebendigen Schlangen behängt ist –, ein Brauch, der als Schlangenkult auf vorchristliche Zeiten zurückgeht.

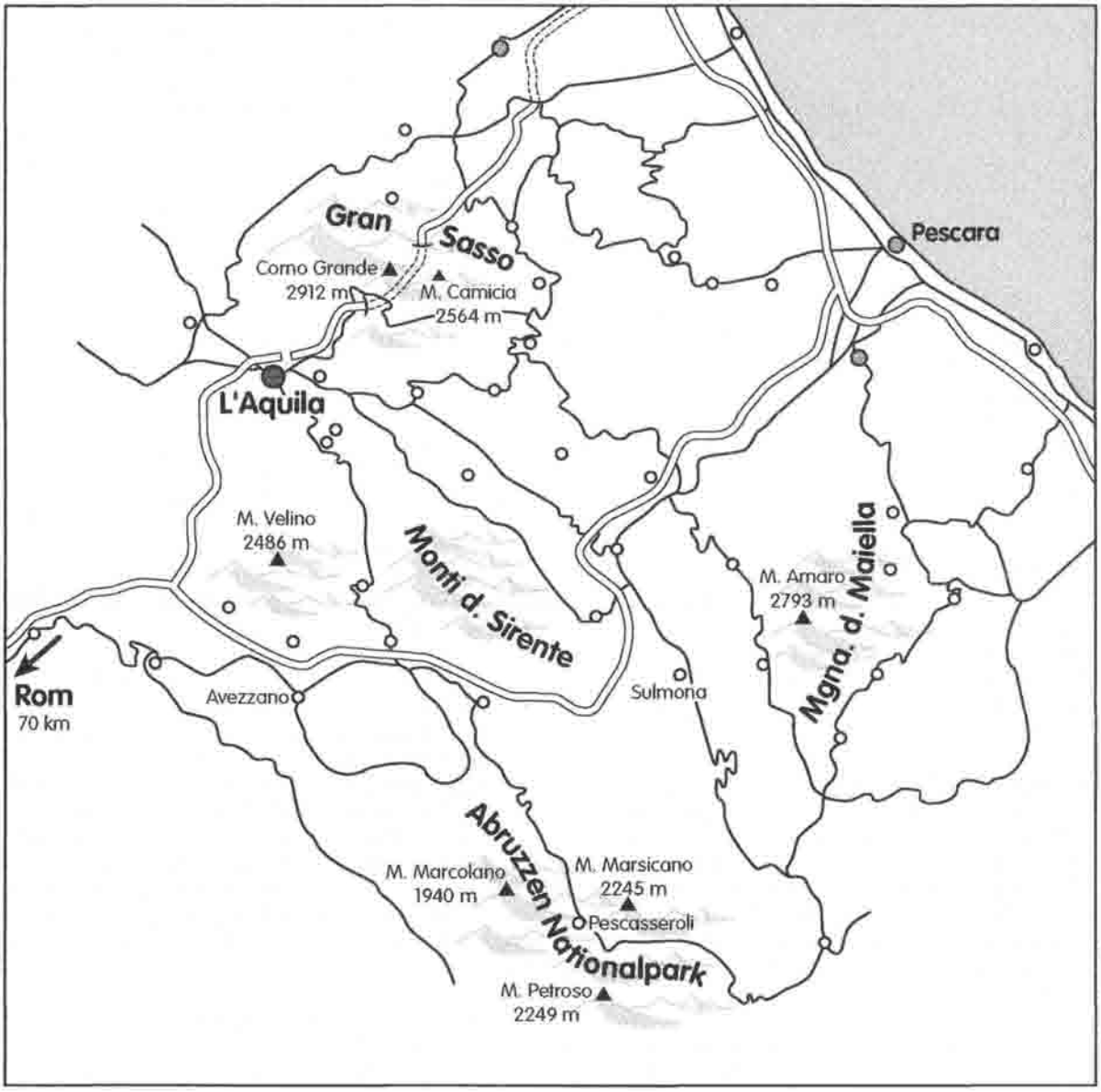
Die **Fuciner Senke** war früher ein 20 m tiefer und 150 km² großer See (er hatte etwa ein Viertel der Fläche des Bodensees), dessen Trockenlegung schon mehrere römische Kaiser begonnen hatten, um Ackerland zu gewinnen und die Malariaplage in diesem Gebiet zu beenden. Aber erst 1876 ist es gelungen, diesen See abzulassen und zu fruchtbarem Acker- und Gartenland zu machen. Wer, von Rom kommend, die Autostrada oder die Eisenbahn benutzt, der wird beeindruckt sein von diesem weiten, flachen Gebiet, das von Straßen schachbrettartig durchzogen ist und an dessen Ostrand heute eine große Antennen- und Funkanlage steht.

**Guardiagrele** ist ein sehr hübscher Ort am Nordrand der Maiella mit schöner Altstadt. Hier sieht man kaum Touristen, dafür aber überall die Läden der Kupfer- und Metall-

schmiede, die mit ihren Erzeugnissen diesen Ort berühmt gemacht haben. Der rührige Skiclub veranstaltet jeweils Anfang Mai einen alpinen Wettbewerb, Trofeo Aldo Grossi genannt, einen Mannschaftslauf über 800 Höhenmeter und 17 km Distanz auf dem Maiella-Hauptkamm.

**Pescasseroli** liegt 1167 m hoch und ist Hauptort des Abruzzen-Nationalparks mit Museum und Parkverwaltung. 500 Hotel- und 2500 Appartementbetten stehen zur Verfügung, drei Reitanlagen, Hallenbad, Tennis, Souvenirshops. Hier ist ganzjähriger Touristenbetrieb (wenngleich in der Nebensaison viele Häuser geschlossen sind). Westlich vom Ort führen zwei Sessellifte auf 1940 m Höhe, dazu gibt es fünf Schlepplifte, die 20 km Skipisten erschließen. Pescasseroli ist kein besonders schöner Ort, weil er erst in den dreißiger Jahren nach einem Erdbeben neu aufgebaut wurde. Hier gibt es aber sämtliche Nationalpark-Infos, Karten und Führermaterial. 20 Fußminuten oberhalb des Ortes stehen die Ruinen des Castello Manfredi – sie sind einen Ausflug wert.

**Sulmona** liegt 405 m hoch und hat seinen mittelalterlichen Charakter ganz bewahrt. Hier wurde im Jahre 43 v. Chr. der vielleicht bedeutendste römische Dichter Ovid




Kartenskizze: Georg Sojer



geboren (am Hauptplatz steht sein Denkmal). Die Stadt wurde aber auch berühmt durch ihre Confetti: nicht Papierschnitzel, wie man sie bei uns im Fasching wirft, sondern Konfekt ist gemeint – mandelförmige Zuckerbonbons aller Größen und Farben, kunstvoll zu Sträußen und Arrangements gebunden und überall angeboten. Sehenswert außerhalb der Stadt ist die Einsiedelei des Heiligen Zölestin.

Und schließlich noch ein paar Zahlen und Angaben zum Abruzzen-Nationalpark. Er umfaßt 40 000 Hektar, dazu kommen noch weitere 60 000 Hektar Schutzzone. Er wurde 1923 geschaffen. Neben den Bären und Wölfen sind die Abruzzengemsen zu erwähnen: eine besonders schlanke Art mit längeren Hörnern. Hier leben 300 Vogelarten, 30 Reptilien- und Amphibienarten, und es wachsen 1200 höhere Pflanzenarten. Fast eine Million Besucher kommen jedes Jahr, davon ein Viertel allein nach Pescasseroli. Die Wanderkarte gibt 150 bezeichnete (aber teilweise dürftig markierte) Wegetappen an.

## Die schönsten Bergtouren

Der Berg der Berge, das Dach Italiens, ist der Corno Grande (Großes Horn), Hauptgipfel des Gran-Sasso-Massivs, 2912 m hoch, aus Kalkstein. Er könnte ebensogut im Allgäu stehen, in den Dolomiten oder im Karwendel, so ähnelt er im Aufbau, im Aussehen und in den Besteigungsschwierigkeiten unseren Alpenbergen. Der Normalweg vom Campo Imperatore ($2^1/_2$ Std.) ist einfach und in Turnschuhen möglich. Es gibt aber auch Dutzende von Kletterrouten. Die ausgezeichnete Karte des CAI zeigt alle Routen auf, so daß hier eine genauere Beschreibung nicht nötig ist. Auch der anspruchsvollere Bergsteiger, der die Via Direttissima durch die Südflanke machen will (mit Schwierigkeitsgrad III angegeben, nach unseren Begriffen eher I–II) findet deren genauen Verlauf auf der Karte mit Nr. 4 bezeichnet und dann im Gelände mit grünen Farbtupfern markiert. Alle anderen Wege sind hier rot-orange markiert, und zwar alle 10–20 Meter mit der entsprechenden Wegnummer – für unseren Geschmack übermarkiert! Die Aussicht während des Aufstieges und dann vom Gipfel des Corno Grande ist überwältigend: im Norden tief unten der kleine Calderonegletscher, darüber unzählige andere Gipfel. Im Osten ist die Adria zu sehen, im Westen

**Oben:**
**Das kleine Rifugio Duca degli Abruzzi (2300 m)**
**Rechts:**
**Ausblick von der Via Direttissima auf den Corno Grande nach Südwesten**
**Seite 109:**
**Die Südflanke des Corno Grande, durch die mehrere Aufstiegsrouten in leichter bis mittelschwerer Kletterei führen**





das Hügelland und die Umgebung Roms, falls es klar ist. Leider gibt es viel Dunst, daher sind die Morgenstunden oder der Spätherbst am besten für Bergfahrten in den Abruzzen. Eine halbe Stunde oberhalb des Großparkplatzes Campo Imperatore steht das kleine Rifugio Duca degli Abruzzi, einfach bewirtschaftet, 25 Schlafplätze. Das Bafile-Biwak (eine rote Schachtel, vom Corno Grande aus gut zu sehen) kommt als Stützpunkt nur für Kletterer in Frage.

Während die Corno-Grande-Besteigung die Tour Nummer eins im gesamten Apennin ist mit guter Erschließung und viel Betrieb, sind die Berge ringsum kaum besucht, aber genauso schön, denn die Blicke auf die gewaltigen Felswände, in die tiefen Schluchten und Gräben, auf das flache Becken des Campo Imperatore und die ungezählten Nachbargipfel sind von hier aus ebenso reizvoll. Als besonders lohnende Tour empfehle ich den Monte Camicia (deutsch: Hemd), 2564 m hoch, 10 km Luftlinie westlich vom Corno Grande. Man fährt auf der Teerstraße über den Campo Imperatore weit nach Osten, ab Seilbahntalstation 30 km bis zum Rifugio della Vetica. Hier kann man essen und übernachten; hier befinden sich auch zwei große, schattenlose Parkplätze. Für den Aufstieg verfolgt man die rot-gelb markierte Route 8 B, zunächst durch schattigen Wald aufwärts, dann über Wiesenhänge zur Sella di Fonte Fredda und über den Rücken des Monte Tremoggia (2331 m) auf den Monte Camicia (2564 m). Weitere empfehlenswerte Touren sind der Monte Prena (2561 m) und der Monte Brancastello (2389 m), beide mit warmen Südaufstiegen vom Campo Imperatore. Westlich des Großparkplatzes an der Seilbahn-Bergstation steht der Pizzo Cefalone (2533 m, 2 Aufstiegsstunden) ebenfalls ein schöner Aussichtsbalkon.

Wanderparadies Nr. 2 in den Abruzzen ist der Nationalpark, 75 km Luftlinie südlich des Gran Sasso gelegen, mit Gipfeln bis zu 2200 m Höhe. Ausgangsort ist Pescasseroli; hier erhält man alle Auskünfte im Ufficio di Zona direkt neben dem Rathaus. Sehr beliebt ist hier der zweistündige Weg auf den Monte Tranquillo (1841 m), vorbei am Santuario della Madonna (1956 renoviert). Bis hierher überwiegt Wald, jetzt folgt freies Gelände, einige Almhütten, dann der Gipfel mit großem Steinmann und Blick auf Pescasseroli und das Tal. Westlich des Ortes kann man die Skigipfel (durch Lifte erschlossen) Monte delle Vitelle und Monte Ceraso besteigen, beide um 1800 m hoch. Nördlich von Pescasseroli führt eine zweistündige Wanderung zum Rifugio Prato Rosso (verschlossen) und eventuell weiter nach Süden auf den Monte Marsicano (2245 m); insgesamt 4 Stunden sind es bis auf diesen großartigen Aussichtsgipfel. Der Abstieg könnte nach Südwesten zum kleinen, überaus malerischen Ort Opi genommen werden, wodurch sich eine tagesfüllende Rundtour ergibt. In Opi beginnt auch das Valle Fondillo, in welches mehrere Wanderwege führen. Kürzeste Tour ist der zweistündige Weg auf den Monte Amaro (1862 m), zunächst zwar großteils durch Wald, aber im Gipfelbereich mit schöner Aussicht auf den Stausee und die verschiedenen runden, fast vegetationslosen Gipfel darüber. Stark begangen ist wiederum die Tour auf den Monte Petroso (2249 m, höchster Punkt des Nationalparks).

**Seite 111: Die Ruinen des „Blockhauses", einer Wachstation, die österreichische Soldaten 1866 gegen das Brigantentum gebaut haben Unten: Auf der Route Nr. 5 in der Maiella zwischen Monte Cavallo und Monte Amaro**

Ausgangspunkt dafür ist Civitella Alfedena (1107 m); die Wegschilder lauten zunächst auf Val di Rose. Nach eineinhalb Stunden erreicht man das weite, freie Felskar und kann hier Dutzende der Abruzzengemsen aus nächster Nähe sehen. Der Weg führt weiter über den Passo Cavuto zum Rifugio Forca Resuni (verschlossen) und schließlich nach $3^1/_2$ Stunden auf den Gipfel des Monte Petroso mit großem Steinmann. Am Nordrand des Nationalparks, 8 km vor Pescasseroli, steht direkt an der Autostraße das Rifugio del Diavolo (1400 m, geöffnet von 1. Juli bis 30. September und sonst an Wochenenden). Es gibt 40 Schlafplätze und einfache Bewirtung, Halbpension kostet etwa 50 DM. Von hier aus besteigt man den Monte Marcolano in $2^1/_2$ Stunden über Weg T 1, dann T 4.
Weit im Westen steht der Monte Velino (2487 m), ein freistehendes, von der Autostrada oder auch der Eisenbahn, von Rom kommend, weithin sichtbares Massiv mit zwei Gipfeln.
Ausgangsort ist Avezzano, von hier aus 8 km in den Ort Magliano (Unterkunft im Albergo Holiday, pro Bett 20 DM). Jetzt nochmals 2 km auf schmaler Straße nach Rosciolo, einem sehr hübsch gelegenen Bergort (899 m). Kurz vor dem Ort führt eine Schotterstraße zum romanischen Santuario Madonna in Valle Porclaneta (leider verschlossen). Hier beginnt der Aufstieg: zunächst über Wiesen den Steig gleichmäßig die Westflanke empor, später in die Schlucht und auf den Rücken hinauf. Nach 4 Stunden ist der Gipfel erreicht.

## Maiella – das Massiv mit den längsten Touren

„Die Maiellagruppe ist die Königin der Abruzzen. Die müßt Ihr unbedingt besuchen. Ich führe Euch, ich nehme mir einige Tage Urlaub." So legte uns Gianni Dal Buono sein Hausgebiet ans Herz. Gianni ist Geometer, hat hier viele Straßen gebaut, er ist Vorstand der CAI-Sektion Chieti und Herausgeber der CAI-Karte „Gruppo della Maiella". Hier kann man die Touren mit dem größten Höhenunterschied in Italien machen: Die Ausgangsorte liegen 500 oder 800 m hoch, der Hauptgipfel, Monte Amaro, mißt 2798 m! Bewirtschaftete Hütten gibt es nicht, das Gebiet ist wasserlos, und die Überschreitung in verschiedenen Varianten dauert allemal 8–12 Stunden – genug, um großen Publikumsandrang abzuhalten. Also fuhren wir im August 1994 erwartungsvoll hin.
Gianni erwartete uns an der Autostradaabfahrt Pescara/Francavilla und fuhr dann mit seinem Auto voraus über den Passo Lanciano bis nach La Maielletta, 1930 m hoher Endpunkt der Fahrstraße. Hier oben sieht es nicht schön aus: ein Lift, planierte Schotter-Skipisten, riesige Sendemasten des italienischen Fernsehens und das Rifugio Bruno Pomiglio mit 40 Betten, freundlicher Wirtsfamilie, großem, weißem Hirtenhund. „Die Sendestation gehört unserem Politiker und Medienzar Berlusconi, der für diesen Standort meiner Sektion im Jahr 30 000 DM zahlt", erklärt uns Gianni entschuldigend. Abends und nachts sieht man von hier aus die Lichterkette der Adriaküste.
Unsere erste Wanderung war die Tour vom Rif. Pomiglio über „Blockhaus" auf den Aussichtsrücken Gobbe di Selvaromana und dann auf den Monte Cavallo (2171 m) und zurück entlang der 6 km langen Wasserleitung, die von den großen Schneeflecken das Wasser zum Rif. Pomiglio leitet. Man erreicht das „Blockhaus" nach einer halben Stunde auf ausgetretenem Weg; es sind Ruinen einer Wachstation, die 1866 österreichische Soldaten im Auftrag der Bourbonen hier oben gebaut haben, um das Brigantenunwesen zu beenden. Kurz vorher sieht man noch die Schützengräben der „Gustavlinie", der Verteidigungsfront, die in den letzten Kriegsmonaten von deutschen Truppen gegen die anrückenden Alliierten (Australier und Polen, wie uns Gianni sagte) gebaut wurden. Von den beiden vorher genannten Gipfeln hat man gute Einblicke in den Aufbau dieses Gebirges: tiefe Schluchten, die in wei-





ten Karen (Amphitheatern) enden, darüber die Fernblicke zum Gran Sasso im Nordwesten und zum Monte Sirente im Westen.

Tour Nr. 2 führte uns auf den Monte Acquaviva, wie unser Gebietskenner Gianni sagte, die schönste Tour in der Maiella. Die erste Stunde des Weges kannten wir bereits: über „Blockhaus" auf den Monte Cavallo, dann jedoch jenseits hinab zu Grotta Celano (wo die erwähnte Wasserleitung ein Leck hat und man mit dem herausströmenden Wasser seine Trinkflasche auffüllen kann). Jetzt nimmt man Weg Nr. 5: leicht ansteigend und ausgesetzt (Drahtseilsicherung) die Flanke hinauf, um eine Rippe herum und hinein in das große Amphitheater: eine eindrucksvolle Szenerie, wie man sie in den Dolomiten etwa im Bereich der Tofana finden kann. Dieses Riesenkar in der Nordflanke des Monte Acquaviva wird in großem Halbkreis durchschritten, dann steigt man über die Westflanke der Cima delle Murelle auf deren Gipfel (mit Kreuz, 2490 m, $2^1/_2$ Stunden). Die Wege sind immer gut markiert. Jenseits des Gipfels geht es wieder hinab in das Amphitheater, man verläßt dieses nach Norden (Markierung 5 D) und erreicht nach einer Stunde das Bivacco Fusco (9 Schlafplätze, kein Wasser). In seiner Nähe steht eine Gedenktafel für einen Alpinisten, der bei Gewitter die Schachtel aus Angst verließ, sich im Freien niederkauerte und vom Blitz getroffen wurde – in der Schachtel wäre er absolut sicher gewesen! Vom Biwak steigt man dann Weg 5 A ab, bis man Weg 1 erreicht und zum Rif. Pomiglio zurückkehrt. Unterwegs trafen wir einen der Hirten, Domenico, dem wir für umgerechnet 10 DM einen seiner wunderschönen Frischkäse abkauften. 6 Stunden hatte diese Rundtour gedauert.

Den Höhepunkt bildete die Besteigung des Monte Amaro (bitterer Berg), mit 2793 m Höhe höchste Erhebung der Maiella und zweithöchste im Apennin. Um 6 Uhr brachen wir am Rif. Pomiglio auf, gingen wieder zum Monte Cavallo und zur Wasserstelle, blieben dann aber immer auf Weg Nr. 1, der aussichtsreich über den Kamm verläuft und den Monte Focalone erreicht. Von hier aus sieht man dann den Monte Amaro mit der roten Biwakschachtel und dem Rif. Manzoni knapp unterhalb. Die Bergflanken standen voller Edelweiß, das Wetter war schön, aber diesig, wir kamen gut voran. Auf dem Nordkamm des Monte Amaro, den man zuletzt begeht, pfiff der Wind; hier befinden sich wiederum Schützengräben der deutschen Wehrmacht, denn der Monte Amaro war wichtiger Beobachtungspunkt und immer von Soldaten besetzt. Nach $4^1/_2$ Stunden standen wir dann auf dem Gipfel: ein Kreuz, eine große Eisenstange, Überreste des ehemaligen Rif. Vittorio Emanuele, daneben die große, rote Biwakschachtel mit 14 Schlafplätzen, gestiftet von einem Süßwarenfabrikanten der CAI-Sektion Sulmona. Als Abstieg wählten wir den Weg am Rif. Manzoni vorbei (nur ein leerer Raum ist offen, kein Wasser) durch das Valle di Macchia, mit F 1 grün markiert, nach Fara S. Martino, das wir nach 6 Stunden ab Gipfel erreichten. Ein eindrucksvoller Weg, oben durch Schuttkare, dann durch Buchenwälder und die enge Schlucht hinaus in den 440 m hoch gelegenen Ort. Unsere Knie waren uns böse über diesen 2400-Höhenmeter-Abstieg. Das sind Touren und Höhendifferenzen, wie man sie in den Alpen kaum antrifft! Königin Maiella hatte uns nicht enttäuscht.

**Literatur:**


Ferdinand Gregorovius: Wanderjahre in Italien, 5 Bände, erschienen 1856–77, letzte Auflage Dresden 1928.

Georg Jung: Wanderungen in den Abruzzen, München 1991, 156 Seiten.

Stefano Ardito: A Piedi in Abruzzo, 2 Bände, erschienen bei Guide Iter 1990.

Christof Stiebler: Wanderungen in Italien, München 1993, 144 Seiten.

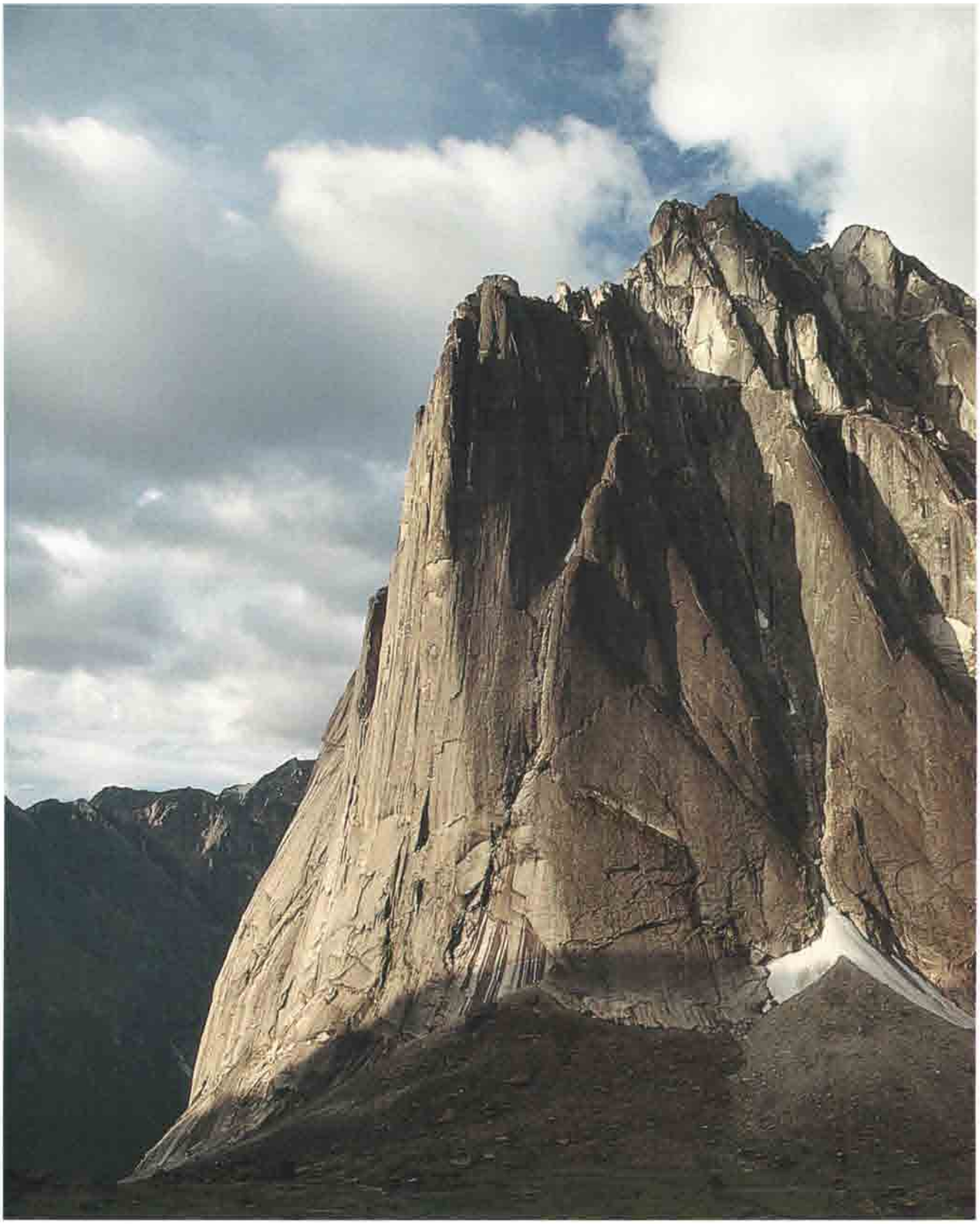


Foto: Gerd Heidorn

Der Mount Harrison Smith im „Cirque of the Unclimbables" (Logan Mountains/Kanada). Erstbegehung der Route „Fitzcarraldo" (650 m, bis 8) in der Nordwand durch Kurt Albert, Stefan Glowacz, Gerhard Heidorn und Leo Reitzner (s. S. 55 und 114)

# Alpinismus international

## Bedeutende Unternehmungen 1995

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1995.
Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir allen Bergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten. Besonderer Dank gilt Józef Nyka, dem Herausgeber des Bulletin der Kommission für Expeditionen der UIAA.

Abkürzungen:

| | |
|---|---|
| Cl | Climbing |
| DAV Mt. | DAV Mitteilungen |
| Expe Doc | Bulletin der Kommission für Expeditionen der UIAA |
| High | High MOUNTAIN SPORTS |
| kl | klettern |
| MB | Monatsbulletin des SAC |
| R & I | Rock & Ice |

### AMERIKA (NORD)

### Alaska

**Mount McKinley, 6194 m**

Anfang Juli kletterten Steve House und Eli Helmuth eines der letzten großen Probleme, die „Fathers and Sons Wall" am Nordwestpfeiler des Kinley. Sie benötigten 33 Stunden für den Anstieg; die eigentliche Wand (ohne Zustieg) ist 2000 m hoch. Schlüsselstellen waren Felspassagen, die mit sehr dünnem Eis bedeckt waren. Sie nannten die neue Route „First Born".
Cl 157, 1995/96, S. 33

Eine französische Gruppe unter Jean Noel Urban und Nicolas Bonhomme bestieg in 13 Tagen die „Wickersham Wall" über die kanadische Route. MB 2, 1996, S. 14–15

**Mount Hunter, 4441 m**

Doug Byerly, Calvin Hebert und Mike Colocino kletterten eine neue Linie links von „Rattle and Hum". Sie biwakierten dreimal in der Wand und stiegen über den Westgrat und die Nordwest-Basin-Variante ab. Insgesamt waren die drei Bergsteiger sechs Tage am Berg. „The Mystic Jewel" ist nach Byerly die schnellste und sicherste Route zum Gipfel des Mount Hunter.
Cl 157, 1995/96, S. 36–37

**Burkett Needle**

Auf dem Stikine Icecap im südlichen Alaska kletterten Greg Collum, Dan Cauthorn und Greg Foweraker den imposanten Südpfeiler dieses grandiosen Granitturms. Dies war erst die zweite Besteigung überhaupt. Ihre Route führte anfangs über einen steilen Felspfeiler (A3+), den sie versicherten, dann folgten Grate und Türme, ehe der exponierte Gipfelturm in freier Kletterei (bis 5.10+) folgte. Die drei erreichten den Gipfel am 13. Mai mit leichtem Gepäck um 17.30 Uhr. Die erste Besteigung gelang Layton Kor und Dan Davis über den Nordgrat 1965. Cl 155, 1995, S. 43

**Sain Elias Range**

Bill Pilling und Carl Diedrich kletterten erstmals über den 2000 m hohen Westpfeiler des Mount Alverstone. Die beiden benötigten fünf Tage für die neue Route; in zwei Tagen stiegen sie über die Beckey-Lowe-Route von 1965 auf der Nordseite ab. Nach Diedrich gibt es in der Region noch zahlreiche Möglichkeiten für Erstbegehungen. R & I 69, 1995, S. 28

### Kalifornien

*Yosemite*

Alexander Huber gelang es Ende Mai als erstem, alle Seillängen der „Salathé" am El Cap rotpunkt zu klettern. In wechselnder Führung ist dies bereits 1988 Todd Skinner und Paul Piana gelungen. Zweifellos ist die Rotpunktdurchsteigung aller Seillängen der „Salathé"-Route durch Alexander Huber eine der herausragendsten Kletterleistungen überhaupt.

### Kanada

*Baffin Island*

**Eastern Fjords**

Am 17. Mai erreichten ein spanisches und ein britisch/amerikanisches Team nach einer Fahrt über 50 Meilen mit einem Schneefahrzeug den Sam-Ford-Fjord. Die Spanier Daniel Ascaso, Javier Ballester und Pepe Chaverri kletterten im Alpinstil sieben Tage an der 1000 m hohen „Nase" des Kiguti. Sie nannten ihre Route Nirvana (VI, 5.10, A3).
Auf der anderen Seite des Fjords kletterten Warren Hollinger,

Jerry Gore und Mark Synnott am 900 m hohen Great Cross Pillar. Am 3. Juni, nach 13 Klettertagen, stiegen Hollinger und Synnott aus der Wand aus, der anschließende Grat von einer Meile Länge brachte sie auf den Gipfel. Die Route nannten sie „Crossfire" (VI, 5.10, A4).
Dem gleichen Team glückte noch die Durchsteigung der knapp 700 m hohen Westwand des Turret „Nuvualik", VI, 5.10+, A3).
CI 155, 1995, S. 42
CI 158, 1996, S. 94–103 und S. 174–175
High, Nr. 159, 1996, S. 5–8

Am 11. Juni erreichten Paul Gagner und Rick Lovelace die Region. In der 1300 m hohen Südostwand des Walker Citadel eröffneten die beiden in 23 Tagen eine neue Route, wobei täglich Regengüsse niedergingen. Zur großen Überraschung der beiden hielten sich die Schwierigkeiten in Grenzen (5.10, A3) – sie hatten sich nämlich auf größere Probleme eingestellt. Aber die Hauptschwierigkeiten sollten erst nach dem Abseilen über die Route kommen. Das Meereis, über das sie gekommen waren, war einen Monat früher als gewöhnlich aufgetaut, so daß ihr geplanter Rückweg unmöglich geworden war. Nach einer dreitägigen Suche nach einer Alternative kehrten sie in ihr Basislager zurück, wo sie nach zweiwöchigem Aufenthalt – das Essen war trotz strenger Rationierung nach der ersten Woche ausgegangen – von Eskimos gefunden wurden. CI 156, 1995, S. 39

**Mount Thor**
In einer Schönwetterperiode im August eröffneten Brad Jarrett und John Rzeczycki eine neue Route in der Westwand. Die beiden verbrachten 15 Nächte in der Wand. Sie berichten von ausgezeichneter Felsqualität und sehr schwieriger künstlicher Kletterei (A5). Die Wand ist gut 1100 m hoch. CI 158, 1996, S. 37

*Logan Mountains*
Kurt Albert, Stefan Glowacz, Gerhard Heidorn und Leo Reitzner haben sich im Sommer auf ein recht ungewöhnliches Abenteuer eingelassen. Mit 300 kg Gepäck (Klettermaterial, Zelte, Nahrungsmittel, 2 Boote usw.) machten sie sich auf den Weg zum „Cirque of the Unclimbables", einer Gruppe von imposanten Granitbergen. Ungewöhnlich daran ist, daß das Team über Land zum Kletterziel gekommen ist, was vor ihm noch niemand probiert hat – bisher wurden Wasserfahrzeuge bzw. Hubschrauber verwendet. U. a. mußten Tragestrecken und Wildwasser bis zum 4. Schwierigkeitsgrad entlang des Flußes South Nahanni bewältigt werden.
Am Mt. Harrison Smith wurde in der Nordwand die Route „Fitzcarraldo" (650 m, 16 SL, bis 8) in drei Tagen eröffnet und der Lotus Flower Tower über einen schönen Anstieg bestiegen.
Nach weiteren zehn Tagen Abstieg vom Cirque und 400 km stromab erreichte die Mannschaft Nahanni Butte, den Endpunkt der Expedition (s. Bericht auf Seite 55) Gerhard Heidorn

## AMERIKA (SÜD)

### Bolivien
*Cordillera Apolobamba*
**Chaupi Ocro Sur, 6088 m**
Einer Expedition der Jugend des DAV gelang im Sommer die Erstbesteigung über den Ostgrat. 5 der 18 Teilnehmer standen am 14. August auf dem höchsten Punkt, 5 weitere erreichten einige Tage später den Gipfel ebenfalls über den Ostgrat, 6 Teilnehmer, darunter 2 Bolivianer, stiegen über den Normalweg auf den Gipfel.
Die Mannschaft unter dem Expeditionsleiter Alexander Ritzer konnte weitere Erstbegehungen bzw. -besteigungen durchführen: Hanako-Westwand (5500 m), Erstbesteigung von Sabe (5600 m) und Tunto Potosi (5500 m). Ausführlicher Bericht auf Seite 79.
DAV

### Peru
*Cordillera Blanca*
**Huandoy**
Brad Johnson und Bruce Normand bestiegen in einer Vier-Tage-Rundtour die drei höchsten Gipfel der Huandoy-Gruppe. Die beiden durchstiegen zunächst die Nordostwand des Huandoy Sur, dann folgte der Oeste und schließlich der Norte.
Am Huandoy Sur gelang Pavle Kozjek solo eine neue direkte Linie in der Nordostwand. R & I 71, 1996, S. 22

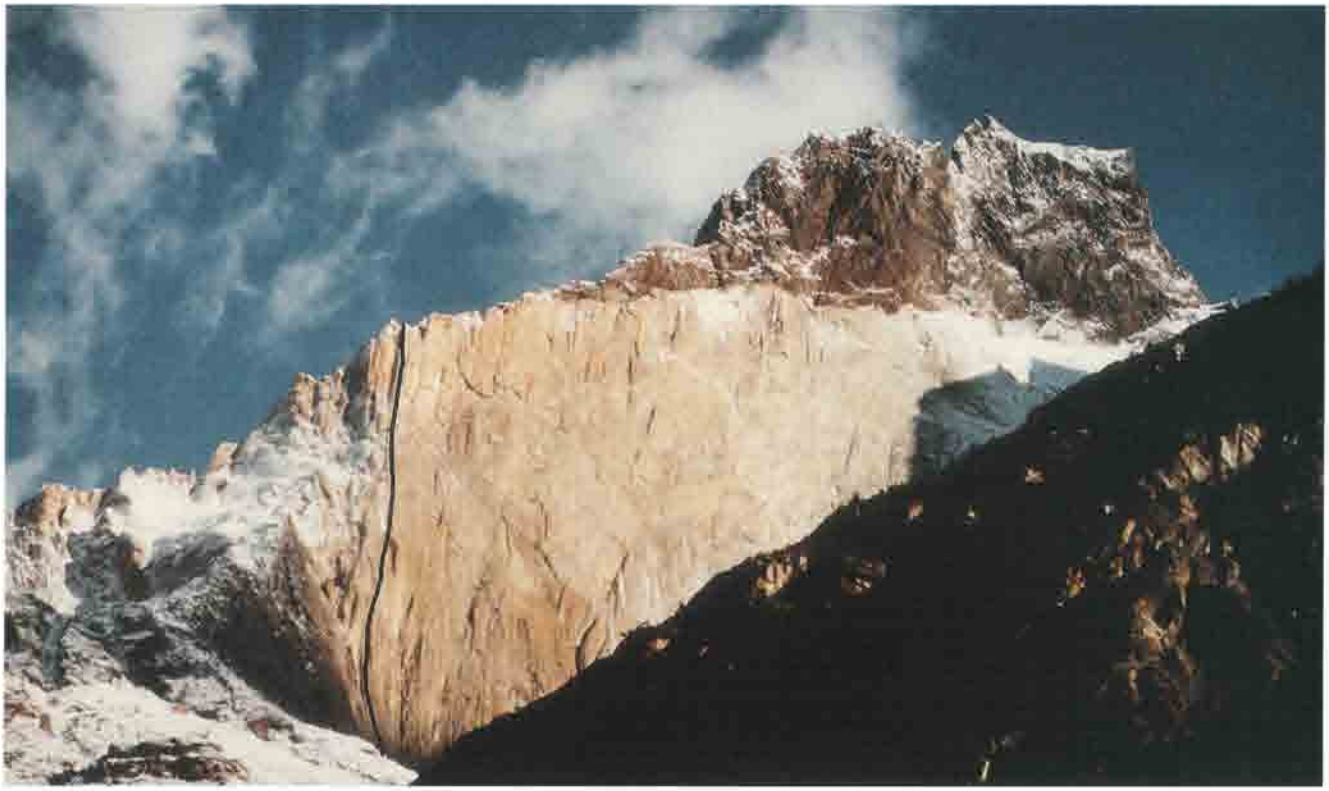
### Argentinien
*Patagonien*
Im November brachten zwei stabile Hochperioden immerhin sieben Tage schönes Wetter. Im Januar und Februar dagegen zeigte sich das Wetter in Patagonien eher von seiner unfreundlichen Seite, wodurch spektakuläre Erfolge größtenteils ausblieben.

**Cerro Torre**
Hermano Salvaterra nutzte die schönen Tage im November für die Erstbegehung von „Infinito Sud", einem Projekt, das er schon vergangene Saison begonnen hatte. Jeder Leser kann sich so seine Gedanken über diese Begehung machen, wenn er erfährt, daß der Italiener umfangreiche Ausrüstung mit dem Hubschrauber an den Wandfuß bringen ließ, daß er eine Blechkiste, die er als portable Biwakschachtel durch die Wand zerrte, verwendete, daß er das Material vom höchsten erreichten Punkt – den Gipfel erreichte er nicht – an einem Fallschirm befestigt und abgeworfen, jedoch nicht wieder eingesammelt hat.
Über die Maestri-Route waren mehrere Bergsteiger erfolgreich, darunter die Amerikaner Charlie Fowler und Greg Crouch sowie die Schweizer Stefan Sigrist und Thomas Ulrich. kl 3/96, S. 6

**Fitz Roy**
Die italienischen Kletterer Lorenzo Nadali, Andrea Sachi und Mauro Giradi kletterten vom 22. bis zum 26. Januar 95 im Alpinstil eine neue Route am Nordwestpfeiler rechts der Super Canaleta. Die neue Route, „Ensueno" genannt, mündet nach 44 Seillängen Fels- und 15 Seillängen kombinierter Kletterei in die Supercanaleta. Die Route wurde mit Ausnahme einer kurzen Passage in freier Kletterei (bis 6c/7a) bewältigt und weist durchwegs guten Fels auf. High, Nr. 154, 1995, S. 7

Ein zweiköpfiges italienisches Team erreichte den Gipfel des Casarotto-Pfeilers. Über die klassische Via Franco-Argentina erreichten fünf Franzosen den Gipfel. kl 3/96, S. 6

**Aguja Poincenot**
Michel Schwitter (Schweiz), Andy Maag (Irland), Makoto Ishibe (Japan) und Alexandre Portela (Brasilien) kletterten eine neue Route in der Südwand links der Italiener-Route von 1986, in die sie nach 22 Seillängen mündet. Sie begannen am 20. Januar mit der Kletterei und erreichten den Gipfel am 22. Februar 95 (850 m, VII+/VIII–, A3+). High, Nr. 154, 1995, S. 7



Fotos: Florian Pfeiffer



Drei Seilschaften waren über die Cochrane-Whillans-Route erfolgreich. kl 3/96, S. 6

**Cerro Standhardt**
Drei Franzosen wiederholten die Bridwell-Route „Exocet" mit dem Direkteinstieg „Tomahawk". kl 3/96, S. 6

**El Mocho**
In der Ostwand eröffneten die Franzosen Jean Marc Clec, Rémy Duhoux und Vasken Koutodjian die Route „Little Big Wall" (A3/A4). kl 3/96, S. 6

**Cerro Piergiorgio**
Ende Januar 96 konnte ein italienisches Team unter der Leitung von Maurizio Giordani eine neue Route am Felsturm knapp fünf Kilometer westlich des Fitz Roy eröffnen. kl 3/96, S. 6

**Torres del Paine**
**Cuernos Prinzipale**
Vier Jungmannschaftsmitgliedern der Sektion Neu-Ulm gelang im März 95 die Erstdurchsteigung der Ostwand. Die Route führt im linken Wandteil durch ein ausgeprägtes Rißsystem über ein markantes Dach in Wandmitte bis auf den Südgrat, wo sie mit der Italienerroute (Weg der Erstbegeher) zusammentrifft. Die neue Route weist überwiegend guten Fels auf und ist objektiv sicher. „Im Schatten des Pizzaberges" ist 650 m hoch; die Erstbegeher schlagen als Bewertung 7+, A3 vor. Leider konnte der Gipfel wegen des extrem starken Sturmes nicht erreicht werden. Laut

**Oben und links:**
**Die 650 Meter hohe Ostwand des Cuernos Prinzipale an den Paine-Türmen (Patagonien) mit der neuen Route „Im Schatten des Pizzaberges", 7+, A 3**

der Mannschaft existieren in diesem Gebiet noch zahlreiche Erstbegehungsmöglichkeiten. Florian Pfeiffer

**Nordturm**
Vom 21. Januar bis zum 8. Februar 95 kletterten Marko Prezelj und Andrej Stremfelj eine neue Route in der 800 m hohen Ostwand. Die Linie wurde bereits im Sommer 87/88 von slowenischen Kletterern versucht. Prezelj und Stremfelj nannten ihre Route „Born Under a Wondering Star" und bewerteten sie mit VI+, A2 und je eine Länge A3+ und A4–.
Expe Doc, Juni 1995, S. 7

Die Italiener Alessandro Angelini, Sesto Luigi Borghesi und Gian Carlo Polacci kletterten in der zweiten Januarhälfte 95 eine neue Linie in der 500 m hohen Nordwestwand. Die Route verfolgt ein Rißsystem zwischen der „Ultima Esperanza" (Piola/Sprungli, 1992) und der „Capachin Tortola" (Calvo/Luro/Plaza, 1992).
High, Nr. 156, 1995, S. 8

**Mittlerer Turm**
Am 28. Dezember 95 gelingt Andrew McAnley und Carsten v. Birckhahn die siebte Begehung der Bonington-Whillans-Route.
Im Februar 96 wiederholen die Amerikaner Michael Pennings, Cameron Tague und Scott Lazar die Route „Via De Las Mamas" unter der Verwendung von Fixseilen.

**Patagonisches Inlandeis**
Merten Puschmann, Tilman Steinhardt und Carsten v. Birckhahn führen im März 96 mit dem Kajak eine West-Ost-Querung des südlichen patagonischen Inlandeises durch (von Fjord Calvo zum Perito Moreno). Carsten v. Birckhahn

## Arktis
*Grönland*
Die Saison 1995 war in Ostgrönland eine der aktivsten der letzten Jahre. Ca. 15 Expeditionen besuchten die Region, und fast alle konnten Erfolge verbuchen. Mehrere Teams überquerten das grönländische Inlandeis. Mitte Juli legte Christian Nansen, der Urenkel des berühmten Fridtjof Nansen, der 1888 als erster Grönland durchquerte, zusammen mit drei Norwegern die 800 km von Kulusuk/Isortoq im Osten nach Christianhab hoch oben an der Westküste zurück.
Die schnellste je durchgeführte Ost-West-Durchquerung führte eine achtköpfige norwegische Truppe durch. Sie starteten am 24. August von Nagtivit, in der Nähe von Isortoq, mit je 45 kg und erreichten nach elf Tagen und 13 Stunden Søndre Strømfjord.
High, Nr. 156, 1995, S. 8–9

Die Dresdner Grönland-Expedition Schweizerland 1995 konnte die geplante Erkundung und Erstbesteigung einiger Gipfel im nordöstlichen Teil des Schweizerlandes in Grönland erfolgreich durchführen. U. a. gelangen der Expedition folgende Erstbegehungen: Mt. Forel direkte Südwand; die Besteigung des Laupers Berges und des Rytterknoegten. Bericht DAV

Auf der Ostseite des Tasermiut Fjords (Cape Farewell Region) im Süden Grönlands kletterten die Briten David Anderson, Craig und Ian Dring und Paul Tatersall eine neue Big-Wall-Route am Nalumasortoq. In zwei Zweierteams kletterten sie vom 6. bis zum 14. Juli durch die 800 m hohe Wand; sie bewerteten die Route mit E4 und A2.

Am Ulamertorssuaq eröffnete Michel Piola rechts von „Moby Dick" (Stefan Glowacz, Kurt Albert und Partner) eine neue Route.

Ebenfalls im Cape-Farewell-Gebiet im Süden Grönlands kletterte eine sechsköpfige Mannschaft aus Österreich eine neue Route in der Nordwestwand des Apostle's Thumb. Sepp Delmarco, Siggi Girstmair, Joachim Lugger, Kurt Radner, Harald Riedl und Christian Zenz durchstiegen die 1400 m hohe Wand im August (40 Seillängen, VII, A2). High, Nr. 156, 1995, S. 10–11
High, Nr. 160, 1996, S. 36–38

## ASIEN
Ca. 50 Expeditionen besuchten im Frühjahr Nepal und die benachbarten tibetischen Gipfel. Wie in den letzten Jahren konzentrierten sich davon etwa 80 % an den neun Achttausendern. Aufgrund der guten Wetterbedingungen konnten über 60 Bergsteiger den Gipfel des Mt. Everest erreichen, die meisten von der tibetischen Seite. Sherpa Ang Rita bestieg den höchsten Berg der Erde zum neunten Mal. Einer japanischen Mannschaft gelang endlich die erste Begehung des Nordostgrates des Everest, der seit 1982 immer wieder versucht wurde.
Nur etwa zehn Expeditionen waren an Gipfeln unter 8000 m tätig, wobei besonders die Erstbesteigung des Drangnag Ri (Rolwaling Himal) durch ein norwegisches Team mit Chris Bonington und die neue Route am Tawoche durch Littlejohn und Fowler zu erwähnen sind.

Die Gebühren, die die nepalesischen Behörden für die Besteigung des Everest über die Normalroute erheben, wurden ab März 1996 von 50000 auf 70000 US-Dollar erhöht. Dieser Betrag gilt für eine bis sieben Alpinisten umfassende Gruppe. Für jeden zusätzlichen Teilnehmer (max. 12) müssen je weitere 10000 Dollar entrichtet werden.
Für die Besteigung der übrigen Achttausender in Nepal wird eine Gebühr von 10000 Dollar pro Gruppe bis zu sieben Bergsteigern erhoben. Hohe Siebentausender (7501 bis 7999 m) kosten 4000 Dollar, Siebentausender unter 7500 m 3000 Dollar.
Expe Doc, Juni 1995, S. 4–5
MB 3, 1996, S. 16

## Sikkim Himalaya
*Kangchenjunga Himal*
**Kangchenjunga, 8586 m**
Am dritthöchsten Berg der Erde trug sich im Oktober eine Tragödie zu, die den bekannten Franzosen Benoît Chamoux, Pierre Royer und einem Sherpa das Leben kostete. Im Basislager auf der Südseite des Kangchenjunga trafen Anfang Herbst 1995 sechs Expeditionen ein – darunter die vierköpfige Gruppe um Erhard Loretan. Ebenfalls zugegen war das französische Team von Chamoux. Beide, Loretan und Chamoux, wollten ihren 14. Achttausender besteigen, wobei festgehalten werden soll, daß Chamoux am Shisha Pangma nur den Mittelgipfel, nicht aber den wenig höheren und über einen meist heiklen Grat schwierig erreichbaren Hauptgipfel betreten hatte.
Am 3. Oktober brachen Loretan und seine Equipe vom Basislager (5300 m) über die Südflanke (Route der Erstbesteiger) zum Gipfel auf. Am gleichen Tag erreichen sie ihr einziges zuvor fest eingerichtetes Lager auf 7300 m. Hier wurden sie wegen des vielen Neuschnees zu einer Übernachtung gezwungen. Am 4. Oktober

gelangten die Schweizer zu ihrem Biwak auf 7800 m; hier trafen auch Chamoux und Royer in Begleitung von vier Sherpas sowie der Italiener Sergio Martini ein. Sie baten die Schweizer, sich mit ihnen zusammenzutun, um sich beim Spuren abzulösen.
Um zwei Uhr nachts des 5. Oktober brechen neun Alpinisten von 7800 m auf: Erhard Loretan, Jean Troillet, die sechsköpfige französich-nepalesische Gruppe und der Italiener. Die Franzosen fallen bald zurück; die Schweizer spuren, unterstützt durch Martini, allein hoch und steigen direkt in den Westsattel zwischen Yalung Kang (Westgipfel, 8433 m) und Kangchenjunga-Hauptgipfel auf; Martini kehrt um. Die beiden Schweizer verzichten auf ihr kühnes Vorhaben, alle vier Gipfel zu überschreiten und wenden sich direkt dem noch nie begangenen, zum Hauptgipfel führenden Westgrat zu. Über Funk erfahren sie vom Tod eines Sherpas der Franzosen. Um 14.35 erreichen die beiden den höchsten Punkt. Sie machen sich gleich an den Abstieg und kreuzen außer Hörweite die beiden Franzosen, die nur sehr langsam vorankommen. Am gleichen Nachmittag erreichen die Schweizer das Lager auf 7300 m und erfahren über Funk, daß Royer umgekehrt ist.
Am folgenden Tag dann die erschütternden Neuigkeiten: Royer verschwand beim Abstieg und blieb verschollen. Chamoux gab 40 m unter dem Gipfel auf und biwakierte auf ca. 8450 m. Am nächsten Morgen hatte er nochmal Funkkontakt mit dem Basislager und klagte über Schwierigkeiten, den Abstieg zu finden. Kurze Zeit später riß der Funkkontakt ab; Chamoux blieb ebenfalls verschollen.
Erhard Loretan ist nach Reinhold Messner und dem inzwischen tödlich verunglückten Jerzy Kukuczka nun der dritte Mensch, der auf allen Achttausendern stand. MB 12, 1995, S. 532–536

**Kirat Chuli (Tent Peak), 7365 m**
Im Rahmen der sächsischen Himalaya-Jugendexpedition konnte von sechs Teilnehmern der 7158 m hohe Südgipfel des Nepal Peak bestiegen werden. Dieser Gipfel ist mit einem exponierten Grat mit dem Kirat Chuli, der nicht erreicht werden konnte, verbunden.
Von einer österreichischen Expedition erreichte ein Mitglied ebenfalls den Nepal Peak. Bericht DAV

## Nepal Himalaya

*Barun Himal*

**Makalu, 8481m**
Eine japanische Mannschaft konnte den Makalu erstmals von der unbekannten tibetischen Seite aus besteigen. Am 30. März war das Basislager am Malung Fluß nördlich des Sakyetang-Lho-Gletschers auf nur 3920 m errichtet. Von Mitte April bis Mitte Mai und mit der Hilfe eines starken 13köpfigen Sherpateams errichteten die Japaner sieben Lager und fixierten 5600 m Seil. Auf ca. 7600 m trifft die neue Route auf die Normalroute. Am 21. Mai erreichten Toshihiko Arai, Masayuki Matsubara, Osamu Tanabe und Atsushi Yamamoto in neun Stunden vom höchsten Lager (7650 m) den Gipfel. Einen Tag später folgten weitere vier Japaner.
Während dieser Zeit waren auf der nepalesischen Seite vier Mannschaften auf der Normalroute über den Makalu La und die Nordflanke tätig. Die Franzosen Benoit Chamoux und Pierre Royer waren die ersten, die den Gipfel im Frühjahr erreichten, nämlich am 7. Mai. Für Chamoux war es der 12. Achttausender.
Außerdem erreichten vier Basken, ein Koreaner und zwei Australier den Gipfel. Rob Hall, Veikka Gustafsson und Ed Viesturs konnten eine sehr schnelle Begehung durchführen; fünf Tage nach Erreichen des Basislagers standen sie bereits auf dem Gipfel (18. Mai). Man muß jedoch hinzufügen, daß die drei zuvor an Everest und Lhotse in großer Höhe und bestens akklimatisiert waren. High, Nr. 155, 1995, S. 11

Einen großen Erfolg konnten Daniel Mazur, Jon Pratt, Andrew Collins und Alex Nikifarov am Makalu verbuchen. Ihnen gelang die vierte Begehung der Südostseite. Sie begingen den Südostgrat, ohne Fixseile, ohne Hochträger und ohne eingerichtete Hochlager. Der Grat war seit 1984 nicht mehr versucht worden. Nach sehr schlechten Wetterbedingungen im September folgten sehr schöne Tage Anfang Oktober. Am 5. Oktober begann das Team den Aufstieg und am 9. Oktober um 17.30 standen alle auf dem höchsten Punkt. Ab 8300 m – dies war der Umkehrpunkt von Doug Scott 1984 – mußten einige Felstürme, Kamine, Blöcke und Pfeiler umgangen werden. CI 158, 1996, S. 40
High, Nr. 160, 1996, S. 42–45

*Khumbu Himal*

**Mount Everest, 8848 m**
Der Nordostgrat, der seit 1982 versucht wurde, konnte endlich von einer japanischen Mannschaft erstmals zur Gänze begangen werden. Sie wurde von 20 Sherpas unterstützt und verwendete 4500 m Fixseil. Der Gipfel wurde am 11. Mai von Kiyoshi Furuno, Shigeiki Imoto und vier Sherpas erreicht.
Expe Doc, Juni 1995, S. 5

**Lhotse, 8511 m**
Die Briten Keith Kerr und Brent Bishop erreichten zusammen mit den Sherpas Kipa und Danu am 10. Mai den Gipfel über die Westflanke (Normalroute). Vier Tage zuvor waren Michel Groom (Australien) und Veika Gustafsson (Finnland) erfolgreich.
High, Nr. 155, 1995, S. 15

**Nuptse East I, 7804 m**
Die Leistungsexpedition des DAV hat sich im Herbst den Südpfeiler des zweithöchsten, noch unbestiegenen Gipfels der Erde zum Ziel gesetzt. Das Team von neun jungen Bergsteigern unter der Leitung von Wolfgang Pohl konnte den Pfeiler bis auf eine Höhe von 7050 m durchsteigen, wobei die Hauptschwierigkeiten zu Ende waren. Der berühmt-berüchtigte Diamond Tower war bereits überwunden, ehe die Mannschaft von orkanartigen Winden und Temperaturen von –30° C zur Umkehr gezwungen wurde.
Der insgesamt 2600 m hohe Pfeiler wurde vorher bereits siebenmal versucht und nicht bezwungen. Das DAV-Team kletterte 70 Seillängen (bis zu 7+, A3 im Fels und 90° im Eis). Obwohl der Mannschaft der Gipfel versagt geblieben ist, kann die Expedition als Erfolg angesehen werden (Siehe Bericht Seite 45). DAV

**Cho Oyu, 8201 m**
Acht Mannschaften waren am leichtesten und wahrscheinlich sichersten Achttausender unterwegs, wobei 45 Bergsteiger den Gipfel erreichten. Norman Croucher (54 Jahre) aus England ist der erste Mensch, der beidseitig beinamputiert einen Achttausender bestiegen hat. Expe Doc, Juni 1995, S. 4

**Tawoche, 6501 m**
Die Briten Mick Fowler und Pat Littlejohn kletterten eine neue Linie am Nordostpfeiler; ihre Route folgte der auffälligen Linie



Foto: Jürgen Winkler

**Seite 118: Blick vom Gokyo Peak (5483 m) auf Cholatse (links) und Tawoche (daneben). Die Neutouren an beiden Bergen zählen zu den Höhepunkten im Himalayabergsteigen des Jahres 1995**

rechts der Route von John Roskelley und Jeff Lowe, die sie im Februar 1989 kletterten. Nachdem Fowler und Littlejohn am 12. April das Basislager errichtet hatten, verbrachten sie 10 Tage zur Akklimatisation und fixierten die untersten 150 m. Am 22. April stiegen die beiden ein und erreichten nach fünfeinhalb Tagen und 43 Seillängen in steiler kombinierter Kletterei den Gipfel. Zweieinhalb Tage benötigten sie für den Abstieg über die Südostflanke, die eine französische Mannschaft 1974 ohne Genehmigung erstbegangen hatte. Diese Neutour durch die eindrucksvolle und unheimlich steile Wand zählt ganz sicher zu den Höhepunkten im Himalayabergsteigen des Jahres 1995.

CI 155, 1995, S. 44
High, Nr. 155, 1995, S. 15–16 und 52–58

**Cholatse, 6440 m**
Ein junges französisches Team durchstieg im Herbst erstmals die 1400 m hohe Nordwand über dem Gokyo Tal. Boris Badaroux, Philippe Batoux, Marc Chalamel, Chritophe Morat und Paul Robach fixierten 600 m im unteren Bereich der Wand. Am 23. Oktober stiegen sie in die Wand ein und nach 24stündiger Kletterei (bis 90° im Eis) biwakierten sie auf 5900 m, am nächsten Tag kamen sie nur 300 m höher und sie biwakierten auf 6200 m. Am 26. Oktober erreichten sie nach immer noch sehr schwieriger Kletterei den sonnigen Grat, der sie zum nahen Gipfel führte. Der Abstieg erfolgte in zwei weiteren Tagen. Die Erstbegehung zählt sicher zu den Höhepunkten der Herbstsaison in Nepal. J. Nyka

*Rolwaling Himal*
**Drangnag Ri, 6801 m**
Zehn Jahre nach der erfolgreichen Besteigung des Mount Everest durch eine norwegische Expedition und Chris Bonington gelang fast der gleichen Mannschaft die Erstbesteigung dieses schönen Gipfels. Am 11. April wurde das Basislager auf 5450 m auf der Ostseite des Tram Bau Glacier errichtet, am 17. April folgte das vorgeschobene Basislager auf 5830 m und das Lager I am 23. April auf dem Col unter dem Beginn des Ostgrates. Lager II (6400 m) wurde am 27. April in einer kleinen Scharte im Ostgrat aufgestellt. Danach folgten sehr heikle und steile Eispassagen, die von Felsstufen unterbrochen waren. Am 30. April erreichten Bjorn Myrer Lund, Ralph Hoibakk, Chris Bonington, Pema Dorjee und Lhakpa Gyalu den bisher unbestiegenen Gipfel.

Expe Doc, Juni 1995, S. 5–6
High, Nr. 154, 1995, S. 44–49

*Gurkha Himal*
**Manaslu, 8156 m**
Eine Expedition aus Kasachstan unter der Leitung von Kazbek Valiev war im Dezember über die Normalroute erfolgreich. Nach der Errichtung von vier Lagern konnten am 8. Dezember acht Bergsteiger den Gipfel erreichen. J. Nyka

*Annapurna Himal*
**Annapurna, 8125 m**
Tone Skarja leitete eine Neun-Mann-Expedition an der Franzosen-Route auf der Nordseite. Mit von der Partie waren so bekannte Himalayabergsteiger wie Viki Groselj und Carlos Carsolio. Carsolio und die beiden Slowenen Andrej und Davorin Karnicar erreichten am 28. April Lager IV auf 7400 m. Sie brachen um Mitternacht auf und standen um 8.25 Uhr am Morgen auf dem höchsten Punkt. Die beiden Brüder fuhren erstmals vom Gipfel mit Ski hinab bis zum letzten Schnee auf 4500 m. Für Carsolio war dies der 10. Achttausender. High, Nr. 155, 1995, S. 19

*Dhaulagiri Himal*
**Dhaulagiri, 8167 m**
Den Dhaulagiri konnten im Frühjahr zwei Bergsteigerinnen und 13 Bergsteiger besteigen. Darunter war auch der bekannte Mexikaner Carlos Carsolio (Gipfel am 15. Mai), der zwei Wochen vorher an der Annapurna erfolgreich war; er konnte damit seinen 11. Achttausender verbuchen. High, Nr. 155, 1995, S. 19

35 Jahre nach der Erstbesteigung durch Max Eiselin unternahm eine Schweizer Gruppe eine Jubiläumsexpedition unter der Leitung von Norbert Joos. Der Gipfelerfolg wurde jedoch überschattet durch einen tragischen Todesfall. Ein 46jähriger Teilnehmer verstarb auf dem Gipfel an den Folgen eines Hirnödems.

MB 7, 1995, S. 306

*Jumla Himal*
**Tso Karpo Kang, 6556 m, Bahini Kang, 6037m**
Im Herbst besuchte Geoff Tabin mit einer zehnköpfigen Mannschaft erstmals nach der Wiedereröffnung das Dolpogebiet in Westnepal. Zusammen mit zwei Sherpas bestieg Tabin den Gipfel über den Nordwestpfeiler; Steve Ruoss und Bruce Normand erreichten den Gipfel über die Nordwand. Der Berg wurde 1972 von Japanern erstmals bestiegen.
Anschließend führten Normand, Ruoss und Billy Squier die Erstbesteigung des Bahini Kang über den Nordgrat durch.

R & I 71, 1996, S. 22

## Indien

*Garhwal Himalaya/Nanda-Devi-Gruppe*
**Chaukhamba I, 7138 m; Chaukhamba II, 7068 m**
Beide Gipfel wurden im Sommer von einer indischen Mannschaft bestiegen, der höhere der beiden Gipfel auf einer neuen Route, der andere zum ersten Mal überhaupt. Der Chaukhamba II wurde am 9. Juli über den Nordostgrat von vier Bergsteigern erreicht, am gleichen Tag standen vier andere Mitglieder der Expedition, die die Südwestflanke erstmals durchstiegen, auf dem Gipfel des Chaukhamba I.

**Nanda Kot, 6861 m**
Ein britisches Team unter der Leitung von Martin Moran durchstieg die Südwand; fünf Alpinisten erreichten den Gipfel. J. Nyka

*Kamet-Gruppe*
**Kamet, 7756 m**
Zwei Mannschaften der indischen Armee waren am Normalweg erfolgreich; der Gipfel wurde am 16. Juni und am 20. September erreicht. MB 3, 1996, S. 14

**Mana Northwest, 7092 m**
Einem indisch-japanischen Team gelang am 18. August die Erstbesteigung dieses Berges über den Südwestgrat. MB 3, 1996, S. 14

**Ladakh**
Harish Kapadia, der Herausgeber des Himalayan Journal, ist einer der eifrigsten Erforscher von unbestiegenen Bergen im indischen Teil des Himalaya. Im Sommer leitete er eine Gruppe von fünf

Mann aus Bombay in die Rupshu-Region im Südosten von Ladakh. Drei Sechstausender in dem Gebiet des Tsomoriri-Sees wurden Mitte Juli bestiegen, zwei davon erstmals; dies waren Lapgo (6405 m), Chhamser Kangri (6622 m) auf zwei verschiedenen Routen und Lungser Kangri (6666 m).

Eine fünfköpfige japanische Gruppe führte am 16. August die Erstbesteigung des Share Shuwa (6236 m) über die Ostwand und den Nordostgrat durch. Expe Doc, September 1995, S. 6
MB 3, 1996, S. 14

*Arunachal Pradesh*
**Nyegi Kangshang, 7050 m**
In der Nordostecke Indiens wurde dieser bis dahin unbestiegene Siebentausender am 23. Oktober von einer indischen Expedition bestiegen. Am Berg wurden drei Lager errichtet. Diese Expedition wurde von der Indian Mountaineering Foundation organisiert.
MB 3, 1996, S. 15

*Spiti*
**Gya, 6794 m**
Eine von Haripal Singh Dillon geleitete Mannschaft der indischen Armee bestieg erstmals diesen Berg an der Grenze zwischen Ladakh und Tibet. Am 28. August erreichten acht Männer den Gipfel; der Zugang zum Berg erfolgte von Süden, der Aufstieg über den Südwestgrat (zwei Hochlager). MB 3, 1996, S. 14

## Karakorum
58 Mannschaften aus 16 Ländern versuchten im Sommer, verschiedene Gipfel in Pakistan zu erreichen. Genau 50 % der Expeditionen konzentrierten sich auf fünf Gipfel, nämlich die fünf Achttausender. Je sechs Teams gingen an die folgenden Berge: K2, Gasherbrum I, Broad Peak, Nanga Parbat, fünf hatten den Gasherbrum II als Ziel. Die Größe der Gruppen lag im allgemeinen unter sechs Teilnehmern. 18 Mannschaften brachten zumindest einen Bergsteiger auf den Gipfel, 12 erreichten ihren Gipfel nicht. Von den verbleibenden Teams, die Gipfel zwischen 6000 und 8000 m angingen, waren 18 erfolglos, 11 schafften ihr Ziel.
Die meisten Expeditionen kamen aus den USA (12), gefolgt von Japan (10), Spanien (6), Korea und Deutschland (je 5).
Von den 384 ausländischen Bergsteigern, die die Berge Pakistans zum Ziel hatten, verunglückten 14 tödlich, allein acht davon am K2. Zwei pakistanische Träger verloren ihr Leben.
MB 1, 1996, S. 20–22
High 159, 1996, S. 14

*Baltoro Mustagh*
**K 2, 8611 m**
Am 13. August ereignete sich am schwierigsten Achttausender erneut eine Tragödie. Sieben Bergsteiger fanden dabei den Tod; dies waren die britische Alpinistin Alison Hargreaves, die wenige Monate zuvor auf dem Everest stand, der Amerikaner Rob Slater, der Kanadier Jeff Lakes, der Neuseeländer Bruce Grant und die Spanier Javier Escartin, Javier Olivar und Lorenzo Ortiz.
Eine baskische Mannschaft wählte die Cesen-Route und zwei internationale Mannschaften die traditionelle Abruzzi-Ridge-Route. Am 12. August erreichten mehrere Bergsteiger die Schulter, wo beide Routen zusammenkommen.
Jeff Lakes und Peter Hillary spurten am 13. August vom höchsten Lager Richtung Flaschenhals, und als Wolken aufkamen und leichter Schneefall einsetzte, entschloß sich Hillary umzukehren, Lakes ging zunächst weiter, drehte aber wegen des aufkommenden Windes kurz vor dem Gipfel um. Hargreaves, Slater, Grant und die drei Spanier hatten inzwischen aufgeschlossen und erreichten zwischen 18.00 und 19.00 Uhr den Gipfel. Ihr Funkspruch wurde von Scott Fischer, der am Broad Peak unterwegs war, empfangen. Kurz nachdem die Bergsteiger den Gipfel verlassen hatten, gerieten sie in einen fürchterlichen Wettersturz; alle sechs verloren im in kürzester Zeit aufgekommenen orkanartigen Sturm ihr Leben. Der genaue Hergang wird immer unklar bleiben, zwei Spanier, die ebenfalls am Berg waren und mit schweren Erfrierungen überlebten, meinten, daß die Verunglückten von den extremen Höhenwinden, den Jet Streams, weggeblasen worden seien.
Lakes, der kurz vor dem Gipfel umkehrte, wurde in der Nacht im Lager IV von einer Lawine verschüttet, konnte sich selbst befreien, überstand den Rest der Nacht und stieg ohne Ausrüstung ab ins Lager III, das er durch Eisschlag zerstört vorfand. Allein stieg er ohne Steigeisen und Eisgerät im Sturm weiter ab ins Lager II, wo amerikanische Freunde warteten. Dramatischerweise starb Lakes hier an Erschöpfung und Austrocknung.
Leider wurde der K 2 seinem Ruf, der schwierigste und gefährlichste Achttausender zu sein, einmal mehr gerecht; 46 Alpinisten haben an ihm seit seiner Erstbesteigung im Jahr 1954 ihr Leben verloren.
Alan Hinkes, der zusammen mit Alison Hargreaves angereist war, konnte den Gipfel – ebenso wie Ronald Naar und Hans van der Meulen mit zwei pakistanischen Hochträgern – bereits Mitte Juli während einer Schönwetterperiode erreichen.
MB 10, 1995, S. 446–447
Expe Doc, September 1995, S. 5
Cl 156, 1995, S. 34–35, S. 78–84 und 178–183

**Broad Peak, 8047 m**
Von den sechs Expeditionen (zwei aus Deutschland, je eine aus den USA, Spanien, Japan und Korea) brachten alle einige ihrer Teilnehmer auf den Gipfel. Drei Japaner wiederholten die Überschreitung, die vor Jahren von Kukuczka und Kurtyka erstmals durchgeführt wurde.

**Gasherbrum I, 8068 m, Gasherbrum II, 8035 m**
Die slowenische Skiexpedition war am Gasherbrum I erfolgreich; nachdem drei Lager errichtet worden waren, gelang es am 5. Juli Marko Car mit dem Snowboard und Itztok Tomazin mit Ski vom Gipfel abzufahren. Beide erreichten das Basislager wieder am 6. Juli. Ebenfalls den Gasherbrum I konnten Mitglieder von spanischen, chinesischen und slowakischen Expeditionen besteigen. Einer weiteren Mannschaft aus China gelang es, beide Gipfel zu erreichen. Eine Schweizer Gruppe war am Gasherbrum II erfolgreich.
Eine Expedition unter der Leitung von Krzysztof Wielicki konnte beide Gipfel im Alpinstil erreichen. J. Nyka
MB 1, 1996, S. 20–22
Expe Doc, September 1995, S. 4

**Nameless Tower, 6237 m**
Willie Benegas, Jared Ogden, Kevin Star und Eric Brand konnten die Nordwand erstmals durchsteigen. Sie verbrachten 20 Tage in der Route, die wegen ihrer Steilheit den Routen „Zenyatta Mendatta" und „Zodiac" im Yosemite ähneln soll. Die Route führt gut 300 m über kombiniertes Gelände und folgt dann knapp 1300 m

einer großen Verschneidung in der Mitte der Nordwand. Am 4. August erreichten die vier Alpinisten den Gipfel, um dann 70 Stunden in einem feuchten Sturm abzuseilen. Die neue Route heißt „Book of Shadows".

Um die Ecke kletterten Todd Skinner, Jeff Bechtel, Mike Lilygren und Bobby Model in der Ostwand. Sie kletterten zunächst auf der Jugoslawen-Route zum vorgeschobenen Basislager. Von hier kletterten sie 19 Seillängen zum höchsten Punkt der Wand, wobei sie die Schweizerisch-polnische Route mit einer neuen Linie kombinierten. Die Route, „Cowboy Direkt" genannt, wurde mit 13a bewertet und Mitte September fertiggestellt. Die vier Kletterer verbrachten 60 Tage über 6000 m und kehrten während der Zeit nie zurück ins Basislager.

Paul Pritchard und Adam Wainwright kletterten die Jugoslawen-Route in der Ostwand. R & I 70, 1995, S. 21
Cl 157, 1995/96, S. 33

*Panmah Mustagh*
**Spaldang, ca. 5500 m**
Ruta Florschütz, Dietmar und Volker Benz, Karl Spitzhof und Jörg Strassner waren im Karakorum auf Neulandsuche. Ziel war ein zwischen den Sechstausendern Uzun-Brakk und Adrak-Brakk stehender ca. 5500 m hoher Granitturm, den sie Spaldang nannten. Nachdem die ersten Seillängen geklettert waren, verstärkte Alexander Huber, der mit seiner Mannschaft den Versuch am Latok II aufgeben mußte, das durch Krankheit dezimierte Team. Ihm gelang es, die Gipfelwand frei zu klettern (8+) und er erreichte zusammen mit Volker Benz und Karl Spitzhof am 21. 8. den höchsten Punkt. Drei Tage später stand Volker Benz, diesmal mit Ruta Florschütz, nochmals auf dem Gipfel.
Die im großen und ganzen dem Ostgrat folgende neue Route hat 30 Seillängen. Die Felsschwierigkeiten liegen meist zwischen vier und sechs, die senkrechten Risse der Gipfelwand wurden mit 8+ bewertet, sind aber auch technisch machbar (A1). kl 1/96, S. 12

*Haramosh-Kette*
**Haramosh II, 6666 m**
Die britischen Bergsteiger Paul Nunn und Geoff Tier kamen am 6. August beim Abstieg vom Haramosh II durch Stein- und Eisschlag ums Leben. Zuvor hatten die beiden zusammen mit drei weiteren britischen Bergsteigern die Erstbesteigung des Haramosh II durchgeführt. Der 52jährige Paul Nunn war Präsident des British Mountaineering Council (BMC) und verfügte über langjährige Karakorum-Erfahrung; Nunn hat an über 20 Expeditionen teilgenommen, darunter an der Erstbesteigung des Mt. Asgard auf Baffin Island und an einem Versuch, den Mt. Everest im Winter zu besteigen. British Mountaineering Council

*Rakaposhi Gruppe*
**Spantik, 7027 m**
Eine französische Mannschaft war am Südgrat erfolgreich. Drei Lager wurden errichtet. Am 17. August erreichten K. Beladem, B. Douillet, B. Kirschleger und zwei Hochträger den Gipfel. J. Nyka

## Tibet
**Mount Everest, 8848 m**
Der Engländerin Alison Hargreaves, Mutter eines sechsjährigen Sohnes und einer vierjährigen Tochter, ist es als erster Frau gelungen, den Mount Everest allein und ohne Verwendung von Flaschensauerstoff zu besteigen. Im April startete sie einen Versuch von Norden, also von der tibetischen Seite aus. Ohne jegliche fremde Hilfe beginnt sie ihren Aufstieg vom „Advanced Basecamp" auf 6400 m; am 12. Mai baut sie ihr drittes Lager auf 8300 m auf und erreicht am folgenden Tag mittags den Gipfel. Alison Hargreaves kommt im Sommer unter dramatischen Umständen am K 2 ums Leben (s. unter K 2). Außerdem erreichten von der tibetischen Seite weitere 66 Bergsteiger den höchsten Punkt der Erde.
Einer italienisch-polnischen Expedition gelang der Aufstieg auf der von Mallory 1924 gewählten Route. Das Team errichtete drei Lager (7000 m am Nordcol, 7600 m Nordgrat, 8200 m Nordwand). Am 12. Mai erreichten Piotr Pustelnik und Ryszard Pawlowski, am 13. Mai Marco Bianchi zusammen mit Christian Kuntner den Gipfel. DAV Mitt. 4/1995, S. 271
High, Nr. 155, 1995, S. 12–14

**Lixin, 7113 m, Changste, 7580 m**
Eine kleine italienische Gruppe konnte beide Gipfel in unmittelbarer Nähe des Everest besteigen. Am 13. Mai erreichte Claudio Bastrentaz den Gipfel des Lixin. Am 18. Mai bestieg Bastrentaz den Changste über den Südostgrat. High, Nr. 159, 1996, S. 17

**Shisa Pangma, 8027 m**
Während des Frühjahrs waren fünf Expeditionen am Berg. Mehrere Bergsteiger erreichten den Zentralgipfel (8008 m), der Hauptgipfel wurde dagegen nur von drei Alpinisten bestiegen. Darunter auch Erhard Loretan, der am Morgen des 28. April von einem Lager auf 5800 m startete und um 12.00 Uhr am nächsten Tag den höchsten Punkt erreichte. Loretan hatte den Zentralgipfel bereits im Oktober 1990 erreicht, als er zusammen mit Kurtyka und Troillet das Zentralcouloir in der Südwand erstbegangen hatte. High, Nr. 155, 1995, S. 18

**Lobuche Kang II, 7072 m**
Zehn Bergsteiger aus Neuchâtel unter der Leitung von Heinz Hügli konnten die Erstbesteigung durchführen. Das Basislager wurde auf 5300 m errichtet. Das erste Lager wurde oberhalb des schwierigen, 400 m hohen Eisbruchs auf 5750 m, das zweite auf 6300 m auf dem Col zwischen Lobuche Kang I und Lobuche Kang II aufgestellt. Der steile und schwierige Ostgrat wurde mit 1000 m Fixseil versehen. Alle Expeditionsmitglieder konnten den Gipfel erreichen. Das entlegene Massiv liegt zwischen Shisa Pangma und Cho Oyu. MB 9, 1995, S. 380

## Kirgistan
*Pamir-Alai-Kette*
Eine starke amerikanische Gruppe besuchte die Ak-Su-Region in der Pamir-Alai-Kette in Kirgistan. Conrad Anker, Greg Child, Lynn Hill, Jay Smith, Kitty Calhoun-Grissom, Dan Osman, Chris Noble und Alex Lowe kletterten dreieinhalb Wochen an spektakulären Türmen mit bestem Granit zahlreiche neue Linien. Russische Kletterer haben die Region erstmals 1987 besucht. Eine kleine Auswahl der erfolgreichen amerikanischen Mannschaft: Hill und Child eröffnen „Clod Hopper Direct" an der Central Pyramid in zweieinhalb Tagen (VI, 5.10+); Smith und Calhoun-Grissom klettern eine neue Linie am Russian Tower in fünf Tagen (VI, 5.12); Hill und Lowe glückte die erste freie Begehung der gut 1300 m hohen Westwand der Bastion in drei Tagen (5.12b).
Cl 156, 1995, S. 43

# Abenteuer, Erleben

*– kicks for fun –*

# Bergsport im Wandel

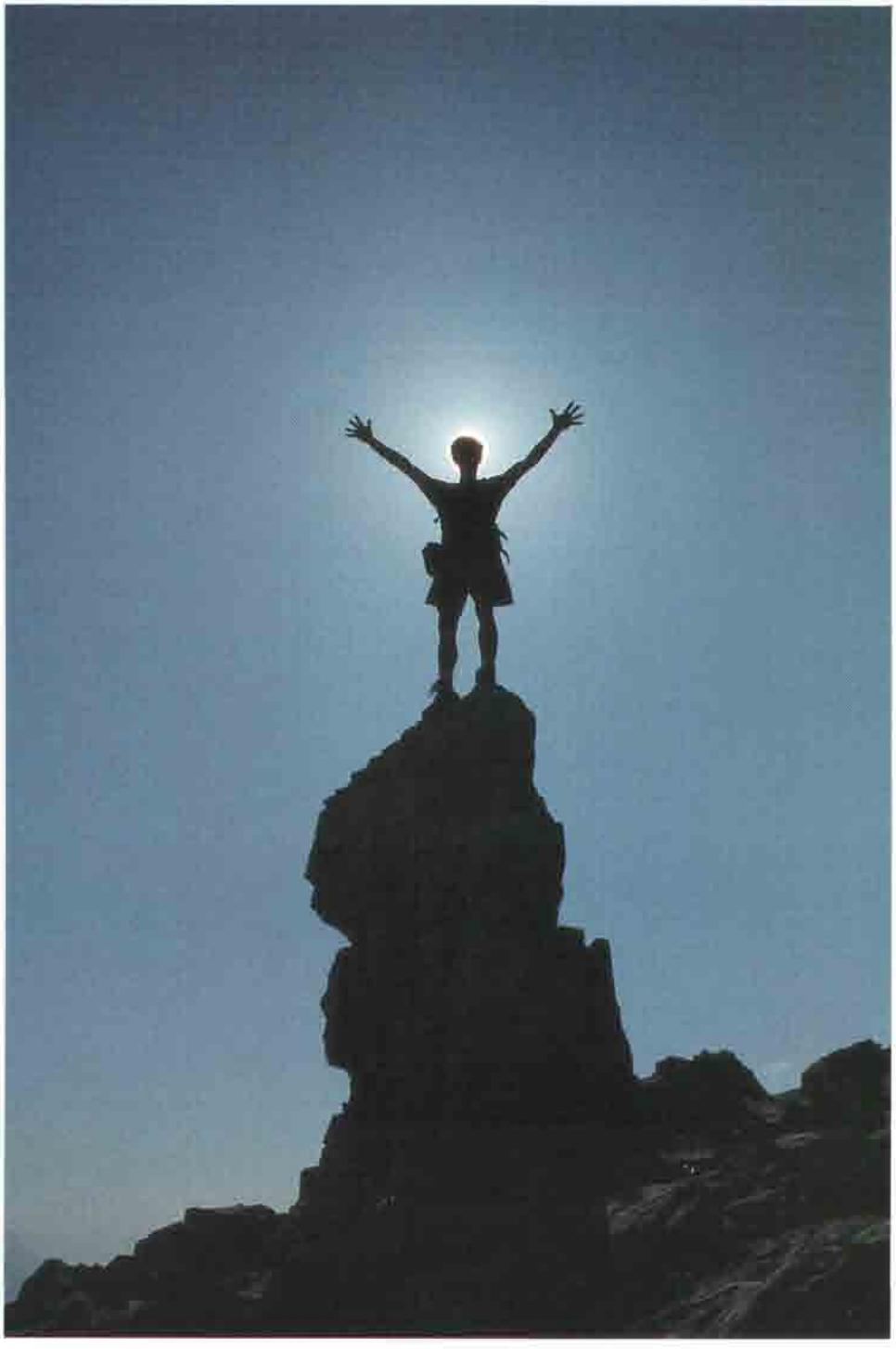


Foto: Thomas Holzmann

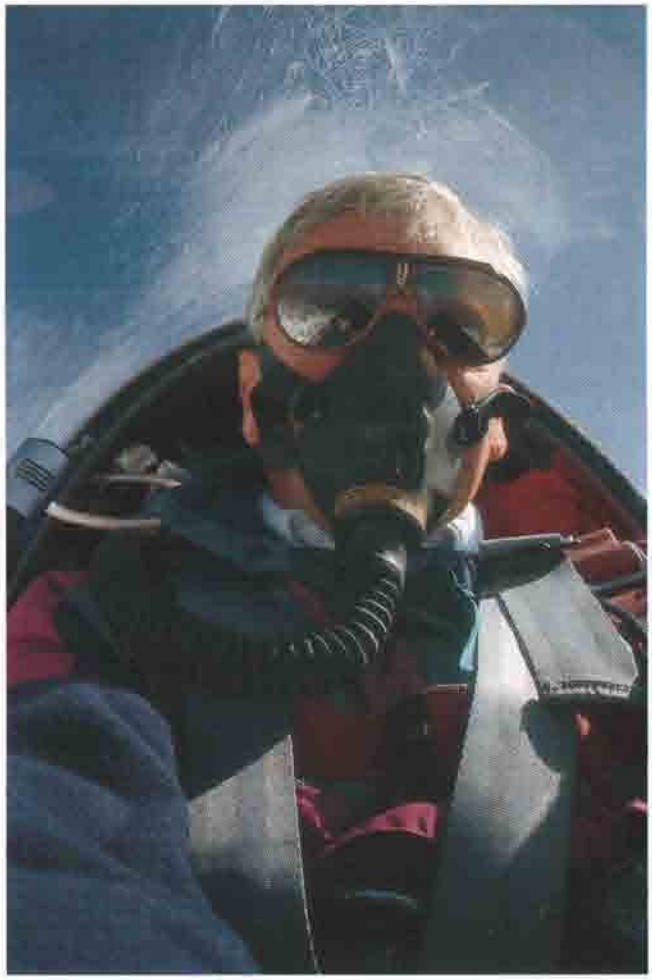
Beiträge von
Alfred Siegert
Peter Baumgartner
Andreas Dick
Georg Kronthaler
Hans Gruber
Christian Semmel
Peter Donatsch

# Wellenflug in Caiolo

## Abenteuer Berg – im Cockpit

Alfred Siegert
(Text und Fotos)

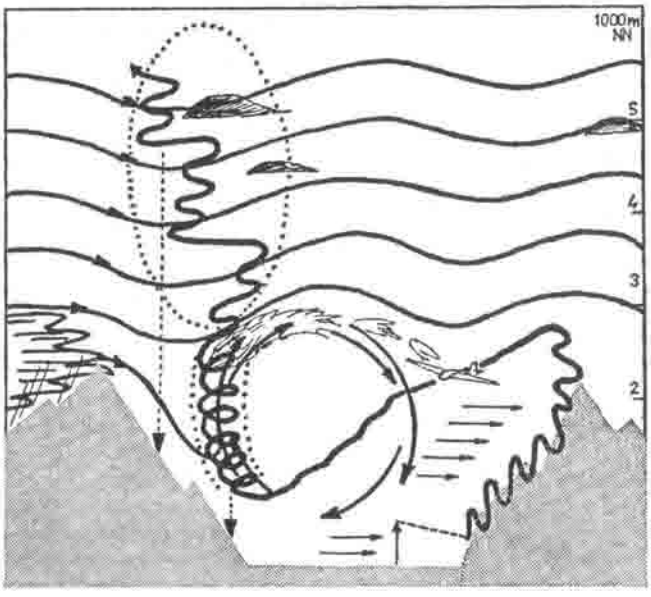
Mühsames Humpeln zum Startschreiber: Hast du die Landung registriert? Der Startschreiber hat. Alles hat seine Richtigkeit. Ein Flugtag ist nun auch formell abgeschlossen. Ein Flugtag, und was für einer! Routinemäßiges Aufräumen des Flugzeuges steht einer Reflexion des Tages noch entgegen. Barograph ausschalten, ELT aus, Sauerstoff zu, Flugzeug anhängen. Langsam geht es auch den Füßen besser. Erfrierungen sind es wohl nicht, aber weit war es nicht mehr hin. Morgen muß ich unbedingt dicke Pelzstiefel anziehen, denke ich beim Aufräumen.
Auf dem Weg ins Quartier schaue ich bei Lydia in der Bar vorbei. Bei einem Glas Roten mache ich den ersten Versuch des Erzählens und Beschreibens. 7035 Meter hoch geflogen. Zweieinhalb Stunden lang in der Luft gewesen (nur so kurz? Es schien doch wie ein Flug in Ewigkeit?). Eine Temperatur von minus 44 Grad Celsius, Sauerstoffkontrolle, Abstieg wegen des zur Neige gehenden Sauerstoffvorrats, Turbulenzen unterhalb des Wellenbereiches, Landung gegen die Sonne, alles war wie automatisiert abgelaufen. Ich finde nicht die richtigen Worte in meinem kümmerlichen Englisch. Lydia ist nämlich aus Ex-Jugoslawien, versteht kaum Deutsch, aber perfekt italienisch. Mein Wortschatz aber kommt in der Landessprache über den obligaten Vino Rosso, Café und Pizza kaum hinaus. So reden wir mit allen Hilfsmitteln der Sprachlosen. Sie hört mir zu, das ist aber auch egal, ich erzähle es zwar meinem Gegenüber, gleichermaßen aber mir selbst.
Irgendwie scheint sie zu begreifen, daß da oben irgend etwas Phantastisches war. Die Sprache reicht nicht, das alles auszudrücken, Fakten, die ich mitteilen kann, bringen kein Erlebnis „rüber". Ein Espresso beendet den mühsamen Dialog. Später dann, so kurz vor dem Einschlafen, kreisen die Gedanken im Kopf wie Segelflugzeuge in der Thermik. Ungeordnet springen sie anfangs vom Schlepp hinter der wild tanzenden Schleppmaschine zum gespenstisch ruhigen Schweben in der Welle, vom Suchen der Rotoren, die mich nach oben schleudern sollten, bis zum Hin- und Hergeworfenwerden durch den im engen Tal kanalisierten Föhnsturm, der von der Bernina herab über die Motta durch das Val Malenco talauswärts pfeift. Unruhig schlafe ich ein ...



**Oben:**
**Der Autor im Cockpit seines Segelflugzeugs**

## Bockiger Aufbruch

Ein neuer Tag, eine neue Welle. Morgens beim Briefing der rund 25 Piloten gespannte Aufmerksamkeit: Was wird der Tag bringen? Der Wetterbericht meldet Nordstau, das Voralpenland Bayerns versinkt in Schnee, jetzt, Anfang April, wenn sich jedermann dort nach warmer Sonne sehnt. Für uns unmittelbar an der Südseite der Alpen bedeutet das aber Nordföhn und, wenn die Windgeschwindigkeiten in der Höhe zunehmen, auch Welle. Wie hoch wird es heute tragen?




**Schematische Darstellung der Möglichkeit, bei günstigem Wetter die Föhnwelle über Hang und Talrotor anzufliegen**

**Seite 125: „Einzig das Vario piepst konstant und zeigt Steigen an"**

Startvorbereitungen. Flugzeug an den Flächen noch einmal kurz einwachsen. Wenn ein Höhenflug möglich ist, soll das Wasser nicht in die Haarrisse des Flugzeuglackes eindringen und beim Gefrieren Schäden anrichten. Sauerstoff überprüfen, warme Klamotten ins Cockpit, Getränk, etwas zu essen, Flugzeug zum Startplatz schieben.

Der Start ist gespannte Routine. „Tendere il Cavo", das Seil ist straff. Rollen, Flächen gerade halten, Wölbklappen auf negativ lassen, kurz vor dem Abheben auf neutral stellen, langsam abheben und das Schleppflugzeug nicht übersteigen. Plötzlich eine Bö, ich bin zu hoch hinter der Schleppmaschine. Verdammt, langsam runterdrücken, nicht zu heftig, damit ich nicht wieder am Boden aufknalle. Mühsam kommt das Flugzeug unter Kontrolle. Aber wenige Meter über dem Boden, als bereits beide Maschinen in der Luft sind, geht der Höllentanz erst richtig los. Die Föhnrotoren setzen bis zum Boden durch. Im Verlauf der Abflugstrecke durchfliegen wir zwangsläufig diese aggressiven Vertikalströmungen. Das Schleppflugzeug vor mir tanzt plötzlich nach oben weg. „Leicht ziehen. Nicht voll mitsteigen", hämmere ich mir in den Kopf. Gleich darauf geht's wieder abwärts. Gut, daß ich nicht ganz mitgestiegen bin, so kann ich mit dem besseren Gleitwinkel des Segelflugzeuges halbwegs der Schleppmaschine folgen. Ein schlagendes Geräusch am Rumpf des Flugzeuges nervt mich. Nach Minuten merke ich, daß dies das manchmal locker durchhängende Schleppseil ist, das bei jedem ruckhaften Anziehen in dieser „bockigen Luft" an den Rumpf vor der Schwerpunktkupplung schlägt. Bei dem „Auf und Ab" kann ich nur aus dem Augenwinkel den Höhenmesser beobachten und mich auf das Ausklinken vorbereiten.

Die Schleppmaschine vor mir reißt es in die Höhe. Der Blick auf das Vario bestätigt, was das Gefühl an der Sitzfläche signalisiert: Wir durchfliegen in ausreichender Höhe einen Rotor. Ausklinken, hochziehen, wegdrehen, „Delta Oskar libero, und Danke", einkreisen. Hier geht es gleich zur Sache. Enge Kreise, Korrekturen teils mit Vollruderausschlag. Das Vario piepst wie verrückt, es zeigt einen integrierten Wert von 8 m/s, in wenigen Minuten bin ich 2000 Meter höher. Die Gipfel am Talausgang sind bereits unter mir. Als Bergsteiger kann ich einschätzen, welche Höhe ich gerade überwunden habe. Diese schönen Wanderberge direkt über dem Addatal bei Sondrio wären allemal eine stramme Tagestour.

Der Höhenmesser zeigt knapp 4000 Meter, und ich bin immer noch im Bereich der Rotoren. Die erwartete Föhnwelle steht aber weiter südöstlich in Richtung Berina-Paß. Ob ich den Anschluß an die Vorderkante der „Lenti" mit dieser Höhe schaffe? Sicher pfeift der Gegenwind in der „Düse" des Val Malenco ordentlich. Aber nach zwei weiteren Kreisen entschließe ich mich zum Vorfliegen (gegen die Windrichtung). Dort vorne, knapp südlich des Piz Scarlino, zeigt die Wolkenform an, daß ein Höhenflug möglich ist.



Ich drücke an auf 180 km/h, um bei dem starken Wind möglichst schnell durch die Zone des Sinkens zu kommen. Eine kurze Berechnung sagt mir, daß ich einen Höhenverlust von 1300 Meter hinnehmen kann, um wieder sicher den Ausgangsrotor und damit auch die Platzrunde erreichen zu können. Die Berggipfel kommen wieder rasch näher, und bald fliege ich an der Scarlinoflanke in wildem „Auf und Ab". Rotoren mit Steigwerten von mindestens 5–8 m/s wechseln mit ebenso heftigen Abwärtsströmungen. Immerhin komme ich seitlich des Grates ohne wesentlichen Höhenverlust vorwärts. Bei dem „Geschüttel" wundere ich mich nur, wie das Flugzeug das alles so klaglos mitmacht.

Bald bin ich unter der Wolke, die oberhalb der langen 2000-Meter-Flanke steht, die vom Poschiavo-Tal heraufzieht. Die Höhe reicht gerade, um in sicherem Abstand über dem Grat gegen den Wind weiterzufliegen. Vor der Wolke kreise ich in einen turbulenten Rotor ein. Bereits nach wenigen 100 Metern, in etwa 3900 Meter Höhe, wird das unruhige Kreisen übergangslos abgelöst durch ruhiges Gleiten in der „Welle". Was für eine Wohltat, kein Schütteln mehr, ich kann die Gurte ein klein wenig lockern, da keine Gefahr mehr besteht, mit dem Kopf unsanft gegen die Haube zu schlagen. Nur das Vario piepst laut und deutlich und signalisiert, ich steige mit durchschnittlich 3 m/s in laminarer Strömung. Eine kurze Orientierung signalisiert mir Vorsicht. Ich fliege nur knapp vor der Wolke, die Windgeschwindigkeit dürfte an die 80 km/h betragen. Also „Nase gegen den Wind", konstante Geschwindigkeit und nur etwas nach links und nach einer Minute wieder etwas nach rechts halten. Die Wolke bleibt beruhigend hinter mir, wenn auch nur weniger als 100 Meter.

Ich komme mir vor wie ein Segler, der ständig am Wind kreuzt, aber nicht wesentlich vorwärtskommt. Einzig das Vario piepst konstant und zeigt Steigen an. Die Ruhe zerrt an den Nerven. Besorgte Blicke gehen immer wieder nach hinten zur Lenticularis-Wolke, ich bleibe aber in sicherem Abstand. Schon nähere ich mich der Oberkante der Wolke, der Höhenmesser zeigt schon 4500 Meter. Ein Griff zur bereitgelegten Sauerstoffmaske und die ersten Atemzüge aus der Flasche. Schon eigenartig, daß wir Segelflieger ab 4000 Meter Sauerstoff nehmen müssen. Beim Bergsteigen käme niemandem in den Sinn, etwa auf dem Montblanc Sauerstoffflaschen auf dem Rücken mitzutragen. Selbst bei meinen bescheidenen Höhen auf etwa 6300 Meter als Bergsteiger im Gebiet des Mount Everest war zwar das Atmen schwer, aber Sauerstoff??

## Zwischen Tat und Höhenflug

Also Vorschrift ist Vorschrift, Maske ordentlich umgeschnallt, Blick auf den „Sauerstoffwächter", der anzeigt, ob auch Luft aus der Flasche fließt. Der Druck in der Flasche ist beruhigend hoch, wie ein Blick auf das Manometer zeigt. Dazwischen wieder der Blick hinaus. Die Wolke habe ich locker überstiegen, einige 100 Meter bin ich wohl darüber. Direkt vor mir liegt völlig frei die Bernina, die gar nicht so imposante Südseite des Piz Palü. Genau

kann ich den Gratverlauf ausmachen. Wie oft bin ich schon die Überschreitung von der Marco e Rosa über den Palü gegangen? Diese beeindruckende Gratschneide, die an manchen Stellen alle Aufmerksamkeit erfordert. Als Führer noch dazu, wenn nicht nur der eigene Schritt sorgsam und sicher gesetzt sein, sondern auch noch aufmerksam jede Aktion des Gastes beobachtet werden muß. Manches Mal ist mir dabei der Gedanke an die berühmten Geschichten ins Gedächtnis gekommen: Der Gast stürzt in die eine Flanke unterm Grat, der Führer springt in die andere und dann hängen sie. Aber was soll das, ich sitze heute im Flugzeug, fliege inzwischen 5500 Meter hoch, eineinhalb Kilometer über dem höchsten Punkt der Bernina in atemberaubender Ruhe. Kein Motor, kein bockiges Schütteln der Rotoren, nur Ruhe.

Der Blick nach halblinks zum Piz Bernina ist auch aus dieser Höhe beeindruckend. Der Biancograt ist schon von oben her zu sehen, obwohl ich noch immer auf der Südseite des Gebirgsstockes fliege. Stets in flachen Schleifen bleibe ich fast ortsfest und steige noch immer.

Das Auge sucht die Marco e Rosa-Hütte. Mit Mühe erkenne ich den kleinen Punkt, fast am Rand des Südabbruches. Kein Wunder, daß so mancher schon im Nebel die Hütte beim Abstieg vom Spallagrat des Piz Bernina verfehlt hat. Unterhalb die lange, muldenförmige Flanke in Richtung Marinelli-Hütte. Über diese Flanke waren im letzten Jahr fünf Bergsteiger aus Dessau bei schlechtem Wetter abgestiegen, drei davon ließen in einer Lawine ihr Leben. Dabei sieht diese Flanke heute von oben so harmlos aus. Mit der Entfernung verliert sich auch die Bedrohung, die von der unmittelbaren Nähe ausgehen kann, alles wirkt harmloser. Was haben die drei wohl in den letzten Sekunden oder Minuten ihres Lebens gedacht, als sie von der Lawine mitgerissen wurden? Ob sie in diesem Moment vom Nahen des letzen Weges gewußt haben?

Im flachen Licht der Sonne zeichnet sich auch der Spallagrat deutlich ab. Wie vorsichtig bin ich als Bergsteiger dort schon balanciert. Ganz geheuer war mir der meist weiche Schnee an dieser Gratschneide nie. Aber wie kurz ist die nervenkitzelnde Strecke tatsächlich. Was ist die Realität? Der Blick aus dem Cockpit 1500 Meter über dem Gipfel oder das Begehen der wenigen Meter auf der Gratschneide in äußerster Konzentration, dort, wo wenige Meter eine Ewigkeit zu sein scheinen?

Zwischendurch ein Blick auf die Instrumente. Das Manometer der Sauerstoffflasche zeigt noch beruhigende 80 bar an, ich kann also noch weiter steigen. Immer noch signalisiert das Piepsen des Vario, daß ich mich im aufsteigenden Ast der Welle befinde. Die Windgeschwindigkeit ist in der Höhe von 6300 Meter, in der ich mich befinde, größer geworden. Ich richte die Nase meines Ventus fast nur noch gegen die Windströmung und komme kaum mehr vorwärts. Gegenwind und Fluggeschwindigkeit sind fast gleich.

Überraschend, daß kaum Wolken über der Bernina zu sehen sind. Bei klassischer Föhnlage müßten die hohen Gipfel alle in der „Föhnwalze" versteckt sein. So aber ist der Blick frei auf Piz Palü, Bellavista, Bernina mit Biancograt, Piz Morteratsch, Piz Scerscen und Piz Roseg. Aus der Höhe von mehr als 6000 Metern sieht nun alles ziemlich klein, fast wie ein Modellgebirge aus. Die Nordwand des Roseg mit den immer noch vorhandenen Hängegletschern beeindruckt nicht aus dieser Höhe. Ganz anders, als ich mit einer Gruppe am Wandfuß gestanden war. Im

**Rechts: „Heute fliege ich über den Dingen"**

**Seite 127: „Der Blick halblinks zum Piz Bernina ist auch aus dieser Höhe beeindruckend"; links Bianco-, rechts Spallagrat; rechts des flachen Sattels darunter die Crast'Agüzza**





Rahmen des Bergführerlehrganges wollten wir als Prüfungstour die NO-Wand durchsteigen. Ganz früh waren wir von der Tschiervahütte aufgebrochen, im Halbdunkel über den Gletscher gestolpert. Am Fuße des Piz Umur, als es dämmerte, wurde auch der Blick auf den Himmel frei. Das Wetter verhieß nichts Gutes, trotzdem wollte Günter, der Lehrgangsleiter, unbedingt zum Einstieg. So trotteten wir halt weiter, eher lustlos. Die warme Nacht würde die Stein- und Eisschlaggefahr erhöhen. Die rechte Lust für die Wand wollte nicht aufkommen. Grauschwarz verlor sich die Wand in halber Höhe im Nebel. Das war alles andere als einladend.

Im großen Kessel unter der Wand, wenige Meter vor dem Einstieg dann die Erlösung. Zunächst waren es wenige dicke Tropfen, die vom Himmel fielen, kurze Zeit später war es ein Wolkenbruch. Die Anspannung löste sich auf dem Rückweg. Die Nässe tat der plötzlich guten Stimmung keinen Abbruch. Der letzte Lehrgangstag war gelaufen, wir liefen mit unseren überdimensionalen Rucksäcken hinaus nach Morteratsch.

## Über allen Wolken

Heute fliege ich über den Dingen. Der Höhenmesser geht auf die 7000er-Marke zu. Immer noch scheine ich völlig allein in dieser Höhe zu fliegen. Würde ich nicht über Funk gelegentlich von anderen Piloten hören, könnte ich glauben, allein auf der Welt zu sein. Jede Wolke habe ich inzwischen weit unter mir gelassen. Das flache Licht der Spätnachmittagssonne Anfang April modelliert das Gebirge unter mir plastisch. Aus der Höhe von 7000 Meter umfaßt der Blick neben der Berninagruppe auch das angrenzende Bergell. Mit Mühe nur kann ich die berühmten Kletterrouten dort ausmachen. Badile, Cengalo sind gerade noch zu sehen, die Bügeleisenkante finde ich nicht.

Ich fliege einige Kreise, um den Rundblick zu genießen. Vom Montblanc bis zum Ortler liegt das Gebirge unter mir. Nach Süden, hinter den schneebedeckten Bergamasker Alpen, ist der Blick frei auf die Dunstglocke der Oberitalienischen Tiefebene. Der Dunstschleier zieht wie ein Wurm über die Täler nach Norden. Der im Gegenlicht der Sonne glänzende Comersee bildet an seinem Nordende die Grenze dieser staubigen, toten Luft.

Fast nur ahnen kann ich die Lage des Flugplatzes, von dem aus ich vor etwa zwei Stunden gestartet bin. Die Lenticularis-Wolken befinden sich 2000 Meter unter mir, doch ist die Sicht zum Platz frei. Keine Gefahr, daß sich unter mir die Wolkendecke schließt und der sichere Rückweg abgeschnitten ist.

Im Zuge der Routinekontrolle der Instrumente fällt mein Blick auch auf die Druckanzeige der Sauerstoffflasche. Mit 60 bar ist der Grenzwert für den Abstieg erreicht. Soll ich nicht doch noch versuchen, die 8000er-Marke zu erreichen? Die Verlockung ist groß.

Die Disziplin siegt. Ich richte mich auf den Abstieg ein. Mit gezogenen Klappen verliere ich an Höhe. Bei 4000 Meter erreiche ich wieder die turbulente Zone der Rotoren. Hier heißt es noch einmal ganz konzentriert zu fliegen, die Geschwindigkeit genau einzuhalten. Nach etwa

**Unten: „Der Dunstschleier zieht wie ein Wurm über die Täler nach Norden. Der im Gegenlicht der Sonne glänzende Comersee bildet an seinem Nordende die Grenze dieser staubigen, toten Luft."**



40 Minuten Abstieg melde ich mich in der Platzrunde. Die Landung ist Routine, ich bin am Boden und rolle nach links zum Hängerplatz. Ein wenig will ich noch sitzen bleiben in der wohligen Wärme.
Ein Klopfen schreckt mich auf. Ich muß eingeschlafen sein. „Signore, Frühstück" dringt an mein Ohr. Frühstück? Bin ich nicht im Cockpit meines Ventus am Flugplatz von Caiolo?

Ich bin im Bett und habe geträumt. Bruno, der Wirt, weckt mich auf für einen neuen Tag. Einen neuen Wellentag?

*In der Zeit von Mitte März bis Mitte April 1995 war die Wetterlage im Alpenraum von Nordströmung geprägt. Dadurch ergaben sich überwiegend Nordföhnlagen, die an vielen Tagen Höhenflüge mit Segelflugzeugen zwischen 5500 m und 8000 m ermöglichten.*

---

**Fachausdrücke:**

*Wellenbereich, Welle:*
Strömt die Luft quer gegen ein Gebirgshindernis, kommt es bei ausreichenden Windgeschwindigkeiten (mindestens 40–50 km/s) zu Wellenbildungen (siehe auch Skizze Seite 124). Wellenlagen entstehen vorwiegend bei Nord- oder Südföhnlagen. Wellen können durch günstig gelegene Hindernisse verstärkt werden. So bildet z. B. der Alpenhauptkamm bei Südföhn das erste Hindernis, die Karwendelkette das zweite, die Wellenbildung verstärkende.

*Rotoren, Föhnrotoren:*
Rotoren sind kräftige, meist stark verwirbelte Aufwinde mit Steigwerten von meist 5–10 m/s. (Siehe auch Skizze Seite 124.)

*Lenti, Lenticularis-Wolke:*
Feuchtere Föhnluft bildet in Höhenbereichen von 4000 m bis 8000 m bei genügend starker Wellenamplitude gleichmäßig geformte, ortsfeste Wellenwolken (Lenticularis, manchmal auch „Föhnfische" genannt), deren Luvkante den besten Aufwindbereich einer der Wellen des Strömungssystems markiert. Im Parallelflug vor und über diesen Wolken wird der Aufstieg in größere Höhen möglich.

*Laminare Strömung:*
In der „Welle" liegt die Strömung an den Flächen des Flugzeuges gleichmäßig an. Der Flug ist ruhig, das Flugzeug leicht steuerbar.

# „Auf dem Brette steht ein Greis …“

## Snowboarden und Paragleiten aus dem Blickwinkel eines fünfzigjährigen Anfängers

Hannes Strohmeyer zum 65. Geburtstag gewidmet*

Peter Baumgartner

Der Firn ist schon etwas tief und sehr naß an diesem sonnigen Sonntag mittag Anfang Mai auf der Rax. Die Skisaison war diesmal extrem lang, und jetzt freut es niemanden mehr so recht, das Seilbahn-Personal nicht, die Skifahrer nicht: Nur etwas mehr als eine Handvoll Menschen entläßt die Gondel auf das Raxplateau, darunter zwei Skitourengeher, ein ungarisches Ehepaar mit Kind im Ausflügler-Look und mich mit dem Snowboard.
Mich stört das ganz und gar nicht, wenn ich mit meinen Snowboard-Künsten allein bin auf diesem langen, breiten und flachen Firnfeld auf dem Raxplateau. Erst in diesem Winter habe ich, angeregt von den begeisterten Erzählungen der „Kids“ (zwischen 25 und 35 Jahre jung) in unserem Institut mit den ersten Versuchen als Schnee-Surfer begonnen.

### „Daß Sie sich das noch antun“

Die Reaktionen der Passanten auf jenen älteren Herrn, der am Semmering neben dem Babylift mit einem ausgeborgten Snowboard an den Beinen herumkugelt, sind recht eindeutig und reichen vom betretenen, peinlich berührten Wegschauen bis zu Bemerkungen wie: „Daß Sie sich das in Ihrem Alter noch antun“.
Die „Kids“ auf ihren Bretteln sind da viel freundlicher (in meiner Jugend, da bin ich ziemlich sicher, wäre ich weniger nett gewesen, hätte auch manch hübsches Sätzlein gewußt, etwa: Auf dem Brette steht ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß – oder so halt). Wir kommen ins Gespräch, und die Rollen sind dabei vertauscht. Nicht ich bin, wie sonst üblich, der Weise, der den mehr oder min-

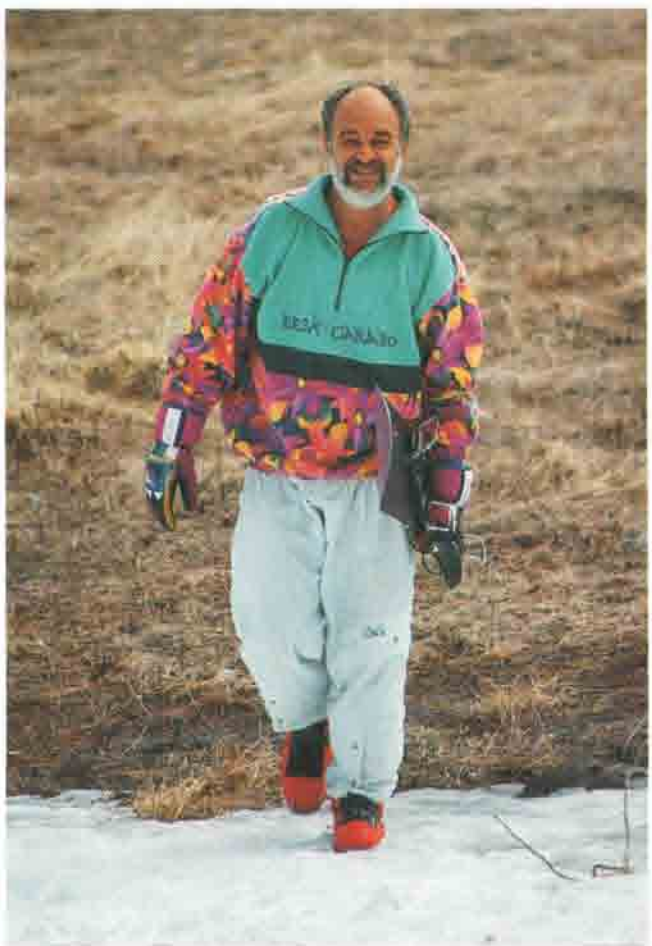
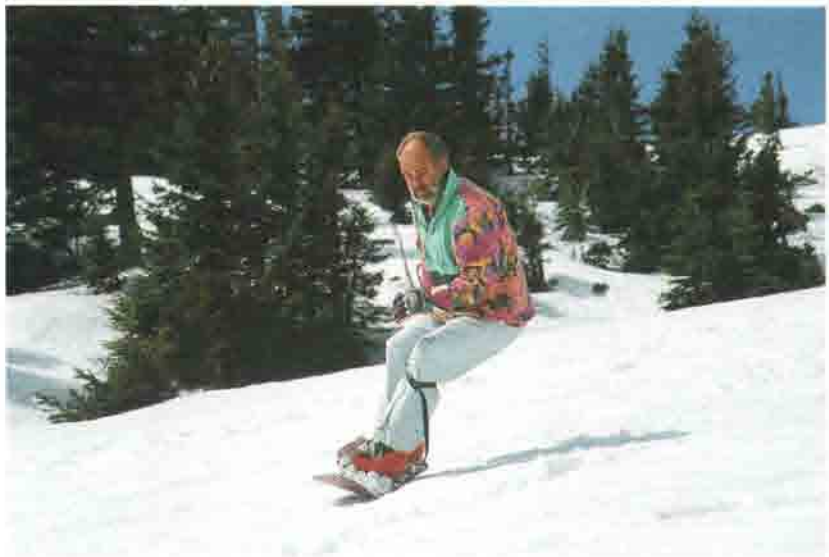


Foto: Lilo Baumgartner

**Das Snowboard sicher im Griff – der Autor beim Aufbruch zu neuen sportlichen Horizonten**

* Ich widme diesen Beitrag nicht nur dem Universitätsprofessor Dr. Johannes Strohmeyer. Ich widme diesen Beitrag auch jenem Hannes Strohmeyer, der mich am Beginn meiner Schreibertätigkeit mit so unterschiedlichen Denkern wie Karl Popper und Karl Greitbauer bekannt gemacht und laufend mit Fachliteratur versorgt und in vielen Gesprächen versucht hat, mich wenigstens vor allzu groben Irrtümern zu bewahren, soweit dies bei meiner sprunghaften und inkonsequenten Arbeitsweise überhaupt möglich ist. Ich widme diesen Beitrag aber vor allem jenem Hannes Strohmeyer, den ich im Frühjahr 1960 bei zwei traumhaften Skiwochen im Ortlergebiet kennengelernt habe und der seither mein Freund ist. – P. B.

**„Und bei diesen Fahrten bekomme ich auch eine erste Ahnung vom ‚Snowboard-Feeling'. Wenn die ersten fünf, zehn Schwünge hintereinander – ohne Zwischenstopps – gelingen, wenn ..."**



der ehrfürchtig (oder gelangweilt) lauschenden Jünglingen sagt, wo's langgeht. Nein, ich lerne von Zehn- und Fünfzehnjährigen: „Wenn Sie um die Kurven wollen, müssen Sie 's G'wicht auf den vorderen Haxen tun, anders als beim Skifahr'n. Aber versuchen S' doch zuerst einmal grad auf der Kanten zu fahren, weil auf dem Brettl kann ma' net steh'n wie auf die Ski; da muß ma' dauernd balanzieren." – Das war ein Umsteiger aus der Skifahrerei.



Ein anderer, viel jüngerer, meint hingegen, ich solle doch zuerst ein paar Mal über den Sprunghügel fahren: „Dös Feeling für's Board kriegen S' nur in der Luft, und ohne dös Feeling geht gar nix." Das war einer aus der Skateboard-Szene, aber an seinen Rat halte ich mich nicht; selbst meine Sensationslust hat ihre Grenzen.
Sicher mache ich da am Anfang einen Kardinal-Fehler, wie sich später herausstellen wird: Ich denke, ich kann mir das Snowboarden selber beibringen. Mit ein bißl drüber lesen und ein bißl rumfragen bei den Leuten, die es können, so denke ich, wird es wohl gehen. Es sagen ja alle, daß es viel leichter sein soll, Snowboarden zu lernen als Skifahren, und Skifahren habe ich mir – abgesehen von ein paar Schulskikursen in den fünfziger Jahren, wo die meisten unserer zu Ski-Instruktoren deklarierten Turnlehrer noch die Rotationstechnik gefahren sind – auch selber beigebracht.

Aber eben: Ich bin nicht mit dem Gleichgewichtsgefühl eines Achtjährigen behaftet, und zudem bin ich durch das Skifahren „verlernt"; die Gegenrotation und der Fersenschub, den ich vom Skifahren her kann, bringen mich auf dem Board bestenfalls zum Stehen (meist zum Sitzen), aber nicht und nicht ums Eck. Bis ich dann eine Stunde lang mit dem Andi, dem Chef der Mönichkirchner Skischule, auf dem Idiotenhügel der Schwaig fahre; und zwei Wochen später leiste ich mir noch einen halben Tag in einem Anfänger-Kurs vom Christian in Ruhpolding – wo ich, etwas übertrieben, aber in der Größenordnung stimmend, allein ungefähr so alt bin wie der Rest des Kurses miteinander. Danach kann ich den getrifteten Basisschwung auf dem Board soweit, daß ich mich von den Babylifts wegtraue. Danach bin ich auch soweit, eine Abfahrt über einen längeren Hang ohne unfreiwilligen Stopp auf dem Brett zu stehen; ich falle gerade mit dem Snowboard gar nicht gern hin, denn das Aufstehen ist ohne Skistöcke und mit den beiden auf einem Brett festgeschraubten Beinen doch recht mühevoll.



Und bei diesen Fahrten bekomme ich auch eine erste Ahnung vom „Snowboard-Feeling". Wenn die ersten fünf, zehn Schwünge hintereinander – ohne „Zwischenstopps" – gelingen, wenn sich ganz ungewollt und ungeplant und sozusagen von selbst der Rhythmus des

Wechsels von der Zehen- auf die Fersenkante des Brettes einstellt, dieses Spiel mit dem Gleichgewicht, das allein von den Füßen aus und von beiden Füßen zugleich gesteuert wird, wo es kein Ausstemmen gibt und auch kein Rumstochern mit irgendwelchen Stöcken im Schnee, wo der Körper und das Brett eine Einheit sind und sich zusammen bewegen, wenn da etwas aufsteigt in diesem Körper, etwas, das ich sonst nur vom Tanzen oder Tauchen kenne, wenn die Schwere dieses Körpers auf dieser Erde immer geringer wird, wenn man sich selbst förmlich zuschauen kann bei einem Gleiten und Schweben, das nicht mehr von dieser Welt zu sein scheint – dann steige ich auf die falsche Kante, und es haut mich hin.

## Abseits der Piste

Von Anfang an gehe ich mit dem Brett viel ins Gelände, einmal, weil ich mich vor dem Liftfahren fürchte und zum anderen auch der vielen Leute wegen, die offenbar alle glauben, ich könne mit meinem Snowboard wirklich dorthin fahren, wo ich es will. Im leichten Gelände der Babylifts und der Familienabfahrten sind mir die anderen Pistenbenützer besonders unangenehm. Mit den Skiern bin ich mindestens dreißig Jahre lang genauso defensiv gefahren, wie ich das auch als Autofahrer tue.

Bei den Skifahrern auf der Mönichkirchner Schwaig, am Semmering oder auf den Familien-Strecken am Stuhleck war mir immer klar: Wenn ich unbeschädigt wieder nach Hause kommen möchte, muß ich auch für die anderen mitdenken. Auf dem Snowboard würde ich das auch ganz gerne tun, nur geht das eben noch nicht recht; zu sehr noch bin ich mit den Tücken der reinen Technik ausgelastet, als daß ich meine Aufmerksamkeit ungeteilt auf den Betrieb vor und hinter mir lenken könnte. Es ist aber nicht die reine Furchtsamkeit allein, die mich mit dem Board ins Gelände treibt.



Snowboarden ist ursprünglich eigentlich nicht für die Pisten erfunden worden. Mitte der siebziger Jahre war Jake Burton, ein amerikanischer Wellenreiter und Skifahrer, mit seinem Brett und den darauf montierten Wasserski-Fußschlaufen brav zu Fuß unterwegs in den Bergen. Ich habe ein Video von ihm gesehen, auf einem einsamen Gipfel der Rockys, den er mit dem Brett auf dem Rücken und zwei zusammenlegbaren Skistöcken in den Händen zu Fuß erreichte; dann verstaute er die Stöcke im Rucksack und kurvte die unverspurten Hänge hinunter, in jenen weiten, schnellen und traumhaft eleganten Schwüngen, die auch ein Könner mit dem Snowboard besser fahren kann, wenn der Schnee tief ist und flaumig und jede Spur gut hält und der weite und menschenleere Hang am Horizont mit dem weißblauen Himmel zusammenfließt.
Ich bin mit dem Brett gerne im Gelände. Zum Unterschied von meinen „Kids", die alle mit ihren kniehohen Hartplastik-Schraubstöcken an den Füßen und mit den am Ski angenagelten Fersen aufgewachsen sind und sich gar nicht mehr vorstellen können, daß man auf einen schneebedeckten Berg auch ohne Lift hinaufkommen kann, im Unterschied zu diesen also habe ich das Zu-Fuß-Gehen ja gelernt; es macht mir auch – noch? – nichts aus, daß ich mit dem Board auf dem Rucksack und bei jedem Schritt im Schnee versinkend eher dem alten Herrn Wundt bei seinen ersten Wintertouren in den Alpen gleiche als einem Wintersportler der Jetztzeit.
Weil Heli-Skiing in den Alpen mit gutem Grund verboten ist, muß man also für den Ritt über unverspurte Hänge mit dem verdammten Brett irgendwie hinauf auf den Berg. Ich habe dieses Problem – vorläufig? – für mich so



Fotos: Lilo Baumgartner

**„... dann steige ich auf die falsche Kante, und es haut mich hin ..."**

gelöst, daß ich dabei kein Ziel mehr habe. Ich will nicht auf einen bestimmten Berg und über eine bestimmte Abfahrt hinunter. Ich gehe, solange es mir noch Freude macht und zumindest, bis ich einen schönen weiten Hang gefunden habe, auf dem ich allein bin und auf dem der Schnee so tief ist, daß ich sicher in jedem Loch, das ich schlage, auch liegenbleibe.
Von der Verletzungsgefahr her betrachtet, ist Snowboarden ebenfalls ein Tiefschnee-Sport. Franz Berghold, der bekannte Kapruner Höhenmediziner und Skiunfallkundler, hat bereits im Jahre 1990 mehr als 200 Snowboard-Unfälle untersucht und war zu dem Ergebnis gekommen, daß rund 85 Prozent davon auf steilen, vereisten Pisten oder auf hartem Altschnee passiert sind. Wohl kann man mit dem Board auch auf einer harten Piste sicher fahren; das kontrollierte Abrutschen auf dem quergestellten Board beherrscht man bald; nur Spaß macht sowas keinen, und das Snowboard verleitet überhaupt zum Gas geben.
Zum Snowboarden gehört nämlich nicht nur das objektiv ganz andere Gefühl des Spiels mit dem Gleichgewicht, das ich weiter oben zu schildern mich bemüht habe. Zum Snowboarden von heute gehört eben auch eine eigene Lebenseinstellung: das Rasche, Junge, Flippige, Ausgezuckte in „Outfit" und Lebensstil bis hin zum deutsch-amerikanischen Kauderwelsch der Sprache. Ich habe den Eindruck, daß dieser Unterschied des zumeist jungen Snowboard-Publikums sich nicht nur aus der anderen Technik ergibt, sondern wohl auch ganz bewußt gesucht und „gestylt" wird. So, wie junge Leute immer auch eine andere Musik haben wollen, um sich von der vorhergehenden Generation zu unterscheiden, so gibt es nun mit Skate- und Snowboarding auch Sports, die von den wenigsten der Elterngeneration beherrscht werden. Das bringt interessante gesellschaftspolitische Beziehungen an den Tag, die man in anderen Sportarten nicht so unverdeckt beobachten kann, denn in den meisten anderen Sports machen auch die Alten mit, ein bißl langsamer eben, ein bißl weniger elegant, aber man sieht ihnen an, daß sie's können oder doch einmal gekonnt haben. Vom Snowboarden haben die „Alten" keine Ahnung, sie halten es für gefährlich und fürchten sich.
Ich gehe also mit dem Brett gern ins Gelände, obwohl ich auch Pisten in der Wiener Umgebung, die mir längst fad geworden waren, mit dem Snowboard wieder als spannende Abenteuer-Strecken erlebe, sehr zum Leidwesen meiner Frau, die es auf Skiern gern ein bißl steiler hätte und manche Abfahrten dreimal bewältigt, während ich einmal darauf hinunterpurzle. Vor allem aber genieße ich es, all die Firnhänge und manche der Gräben auf den Wiener Hausbergen, auf Rax, Schneeberg und Hochwechsel, mit dem Board neu zu erleben. Vor 35 Jahren bin ich dort mit verleimten Eschenskiern zum ersten Mal gefahren. Jetzt ist das fast so, als dürfte ich einen Teil meines Lebens noch einmal und wieder neu leben ...

## ... und in der Luft

Paragleiten hat mit dem Snowboarden gemeinsam, daß man es ebenfalls bergab betreibt. Das ist aber auch schon alles.
Schon beim Publikum beginnt der Unterschied. Zum Paragleiten würde ich aufgrund meines Alters viel besser passen als zum Snowboarden. Paragleiten ist der Sport der gestandenen Mittvierziger. Da hat man genug Geld, um sich diesen Sport – in dem bestes Material noch viel wichtiger und auch viel teurer ist als beim Snowboarding – auch wirklich leisten zu können. Man hat auch, wenn man mit der Fliegerei früh genug angefangen hat, genügend viel Erfahrung mit einem Element, in dem das beim Bergsteigen oder Skitourengehen entwickelte Gefahrenbewußtsein nicht mehr wirklich hilfreich ist: Luft ist etwas ganz Neues, etwas für mich fast so Unheimliches wie Wasser. Ich kann mit Luft nicht wirklich umgehen. Beim Klettern habe ich Erfahrungen mit Luft und ohne Felsberührung immer sorgsam zu vermeiden getrachtet; und die zwei Mal, in denen mir das nicht gelungen ist, sind mir in alles anderer als angenehmer Erinnerung geblieben.
Paragleiten würde ich noch lange Zeit hindurch nicht alleine machen können. Ich wäre angewiesen auf eine Sportschule, auf einen erfahrenen Freund, der mir sagt, wann ich wo starten kann, was ich bei der Landung konkret zu bedenken hätte, wohin und wie ich an diesem Tag auf keinen Fall fliegen dürfte.
Trotzdem haben mir die paar kurzen Hupfer über grüne Wiesen und unter sorgsamer Anleitung eines Fluglehrers immerhin ein Gefühl dafür vermittelt, daß das ein sehr schöner Sport sein könnte. Das „Feeling" war dabei so ähnlich wie beim Tauchen: Wenn man einmal vom Boden weg ist, dann ist man sofort schwerelos, dann beginnt jenes Schweben, das ich mit dem Board erst nach einiger Zeit erreiche. Das liegt an mir, natürlich. Ich kann mir gut vorstellen, daß ein wirklicher Könner auf dem Snowboard sich einfach aufs Brett schnallt und in einen Tiefschneehang hineinfährt und durch das weiße Pulver hinunterschwebt, als gäbe es für ihn keine Schwerkraft mehr. Das „Feeling" des Fliegens hat auch der Anfänger beim Paragleiten sofort und schon auf den ersten paar Metern über Grund, wenn freilich später noch vieles dazukommen dürfte.
Was da dann, später, wenn man nicht bloß fünf Meter über der Wiese dahindümpelt, wenn man den „Höhenflug" beherrscht, was da dann noch dazukommt, das kann ich derzeit nur aus der Literatur und aus Gesprächen mit aktiven Matratzenfliegern wiedergeben.
„Du stehst in einem steilen Schuttkar, die Vorderleinen in der Hand, wartest auf ein bißchen Gegenwind. Stößt dich kraftvoll ab, ziehst den Schirm auf, vergewisserst dich durch einen kurzen Blick nach oben, o.k., beschleunigst, hebst ab. Du gleitest geräuschlos an Felswänden entlang,



Foto: Marianne Landes

„Manchmal
bildest du dir ein,
ein Adler – mindestens –
zu sein, dann wird dir
wieder – manchmal
schmerzhaft – bewußt,
daß du höchstens
eine Bleiente bist ..."
(Sepp Gschwendtner)

so langsam, daß du fast die Haken stecken siehst, gleitest über Wälder und blühende Wiesen. Der Wind hebt, senkt dich, wirft dich auch mal aus der Bahn, du merkst, daß Luft nicht nur ‚Luft' ist, sondern ein mindestens so bewegtes Element wie Wasser. Vögel kreisen in warmen Aufwinden, du fliegst zu ihnen, und sie kreisen mit dir. Du erlebst Augenblicke, von denen du schon als Kind in der Nacht geträumt hast, laufen und dann einfach fliegen zu können ... Du erlebst allerdings auch Augenblicke brutaler Angst, bohrend, intensiv, wenn dich der Wind umherwirft, harte Böen den Schirm einklappen lassen. Manchmal bildest du dir ein, ein Adler – mindestens – zu sein, dann wird dir wieder – manchmal schmerzhaft – bewußt, daß du höchstens eine Bleiente bist ..." (Sepp Gschwendtner in „Berg 89").

Das ist so gut geschildert, daß es nacherlebbar wird auch für einen, der noch nie mit 150 Metern Luft unter den Sohlen dahingesegelt ist. Sonja Wiesenthal, die an der Sportuni Wien eine ausgezeichnete Diplomarbeit über das Paragleiten geschrieben hat, ist mit ihren Erlebnis-Schilderungen meinem Könnens- und Wissensstand noch etwas näher. Das „Gefühl des Fliegens" erlebte sie zum ersten Mal auf einer steilen Wiese, auf der sie mit einem vom Freund geborgten Schirm einige Sekunden lang in der Luft war: „Obwohl ich des öfteren mit der Nase im Kuhdreck landete, wiederholte ich das Unternehmen mehrmals bis zum Eintritt der Dunkelheit. Diese kurzen Fluggefühle waren für mich ein faszinierendes Erlebnis und ich war mir damals sicher, irgendwann eine Ausbildung zu machen." Später wurde ihr allerdings klar, wie aufwendig dieser Sport wirklich ist: „Wenn man Gleitschirmfliegen sicher und gefahrlos betreiben will, genügt es nicht, nur eine Grundausbildung zu machen und dann auf den nächsten Berg zu steigen. Gleitschirmfliegen ist kein Sport, den man so nebenbei betreiben kann. Man muß sich eingehendst mit Schirm und Wetter befassen und viele Wochenenden ‚opfern', um einige Flüge absolvieren zu können. Da man bei schlechtem Wetter nicht





Fotos: Lilo Baumgartner

Oben:
Der Autor
beim Erfühlen
des rechten
Flieger-
Feelings

fliegen, aber sehr wohl wandern, klettern und mountainbiken kann, habe ich persönlich das Kapitel ‚Fliegen' endgültig abgeschlossen."
Hier ist von einer Frau, die es wirklich beurteilen kann, mein Problem beschrieben. Ich dachte anfänglich, es läge an mir, daß mir diese – an sich und vom „Feeling" her so faszinierende – Fliegerei um soviel weniger Spaß macht als das Snowboarden. Wenn man mit den Freaks redet, und auch wenn es sich dabei um Amateure handelt, ist der jeweilige Sport immer ganz einfach, und es gibt sowieso auf dem ganzen Planeten nichts, was schöner wäre als gerade dieser Sport. Sonja Wiesenthal hat dieses Problem aber auch für sich selbst mit der kühlen Distanziertheit einer jungen Wissenschaftlerin angepackt. Und wenn man einmal nicht mit dem Bauch, sondern mit dem Kopf über die Frage nachdenkt, ob man in meinem Alter noch Schirmfliegen lernen soll, dann findet man eine ganze Reihe von Entscheidungshilfen. Eine, zum Beispiel, ist die Tatsache, daß für die Fliegerei – anders als für das Snowboarden, das Radlfahren, das Inline-Skating, das Sportklettern ... – ein Flugschein erforderlich, eine Ausbildung vorgeschrieben ist, und das mag ich in meiner Freizeit sowieso nicht.
Nur: Während ein Kletterer, ein Ski-, ja selbst ein rasender Radlfahrer in erster Linie sich selbst gefährdet, wenn er seinen Sport nicht beherrscht, begibt sich der Schirmflieger in einen Verkehrsverbund, in dem sonst nur lauter Profis am Steuer sitzen. Mit dem Rad einen Fußgänger zusammenzufahren, ist wirtschaftspolitisch auch nicht erwünscht; aber einen Hubschrauber oder ein Sportflugzeug zu Bruch zu bringen, regt die Buchhalter der Nation natürlich ungleich mehr auf.
Das Grundproblem beim Paragleiten scheint mir daher die Güte einer offiziell genehmigten und auch wirklich überprüften Ausbildung zu sein. Ich bin gezwungen, das einzusehen: Man braucht als Paragleiter einen Führerschein, und das soll nicht bloß ein Fetzen Papier sein, sondern ein Dokument, das dem Eigner auch tatsächlich einen gewissen Mindeststand an Können und Wissen bescheinigt.

## Ausblick

Ich bin nicht so verwegen, nach diesen meinen ersten Schnuppertagen in zwei jungen Bergsport-Arten irgendwelche oberg'scheiten Vorhersagen abzusondern. Zur Frage, wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, gibt es aber einiges, was mir aufgefallen ist, und es ist vielleicht nützlich, das aufzuschreiben, gerade weil ich in diesen Sports kein Insider bin und keine missionarischen Aufgaben diesbezüglich in mir entdecke. Ich gehöre freilich ebensowenig zu den natürlichen Feinden der Snowboarder und Paragleiter als da sind: Naturschützer, Jäger, Zivilluftfahrt-Beamte und Präparierer von durch Snowboards ruinierten Liftspuren und überhaupt alle jene, die es mit Karl Springenschmid halten und meinen, sie hätten in ihrer Jugend die C-Trompete geblasen und Gimpel gefangen, und mehr an Sport brauche ein Mensch eigentlich nicht. Ich will damit nicht sagen, ich sei in diesen Fragen objektiv; ich bin bloß an so vielen verschiedenen Sportarten interessiert, daß es mir nicht sehr weh täte, wenn die eine oder andere davon ausgerottet würde.
Was mir nur schon in der Literatur der letzten zehn Jahre aufgefallen ist: Kaum mußte man zwei Hände zu Hilfe nehmen, um die Anzahl der Snowboarder und Paragleiter feststellen zu können, da waren diese Sports auch schon im Visier der Natur- und Umwelt-Bewahrer. Ich stehe in solchen Fragen auf seiten der Sportler und würde die Naturschützer gerne öfter daran erinnern, daß auch die Neandertaler und die Dinosaurier ausgestorben sind und daß man das Aussterben von Leben auf diesem Planeten überhaupt und auch ohne Snowboards und Gleitschirme schwer verhindern kann; Aussterben ist in der Evolution die Regel. Freilich gleiche ich mit einer solchen Argumentations-Linie selber einem Dinosaurier, denn Natur- und Umweltschutz ist nicht mehr Wissenschaft, sondern Religionsersatz.
Andererseits bestreite ich auch nicht, daß ein Religionsersatz seinen Nutzen haben kann. Die meisten Freerider unter den Snowboardern gehen mit ihrem Brettl in ein Gelände, dessen Tücken sie nicht einmal vom Hörensagen kennen. Wer so wie ich Wert darauf legt, daß seine neuen Freunde möglichst lange leben, muß sich mit den Umwelt- und Naturaposteln zusammentun, die wiederum ihre Informationen über das freie Gelände am Berg in die Snowboardszene bringen wollen, weil sie den Jungbäumen und den Wildtieren im Winter ein möglichst langes Leben wünschen. Jedenfalls sollten Glaubenskriege der Art, wie wir sie beim Sportklettern an den Mittelgebirgsfelsen erlebten und noch erleben, hier von Anfang an verhindert werden; vielleicht helfen uns dabei die Erfahrungen aus den Auseinandersetzungen um die Klettersperren. Das Paragleiten wiederum erregt den Unwillen der Jägerei, weil es die Wildtiere beängstige. Nun ist es zwar nicht meine Meinung allein, daß eine gewisse Seltenheit des Wildes einfach zu einer anständigen Jagd gehört und daß es auch sonst den Wildtieren selbst gar nicht schlecht täte, wenn es weniger von ihnen gäbe; auch glaube ich, daß diese Viecher in Wahrheit viel intelligenter sind und sich nicht nur an Autobahnen, sondern auch an ein paar Schirmflieger gewöhnen könnten.
Meine Kronzeugin in der Paragleiterei, Sonja Wiesenthal, zitiert den Schweizer Bergsteiger, Gleitschirmflieger und Fachbuchautor Peter Donatsch und beschreibt einen Lösungsansatz, der von den Alpenvereinen seit längerem und nicht ohne Erfolg beim Skitourengehen, Klettern im Mittelgebirge und Mountainbiken angewendet wird: „Für Piloten, die vom Berg Vilan im Kanton Graubünden fliegen wollen, wurde ein Flugblatt mit Karte und vorgeschla-

genen Aufstiegs- und Flugrouten abseits oder zumindest am Rande des Wildeinstandgebietes gedruckt. Während der 15minütigen Seilbahnfahrt kann der Pilot dieses Merkblatt studieren und sich zusätzlich über die Wald- und Wild-Problematik informieren."
Wirklich bedeutend freilich können die durch Snowboarder und Paragleiter verursachten Umweltschäden in Summe nicht sein. Der Wiener Sportwissenschaftler Roland Bässler hat im Auftrag der „Österreich Werbung" eine umfangreiche Studie zu den Trends im alpenländischen Sporttreiben erstellt, zu der ein Vorbericht im „ÖW Bulletin" vom Februar 1996 erschienen ist. In der Hitliste der Wintersportarten liegt Snowboarden mit einem Anteil von drei Prozent immerhin gerade noch drin (selbst den weithin unbekannten Sport des Eisstockschießens betreiben 14, das alpine Pistenskifahren 43 Prozent). Vollends die Zahl der Paragleiter bewegt sich in Größenordnungen, die sich bei einer solchen Studie förmlich der Prozentrechnung entziehen (von den Inline-Rollschuhen rechnet man, zum Vergleich, daß in Österreich in diesem Jahr mehr als eine Million Paar verkauft sein werden). Aber für manche Leute ist halt schon ein Schirmflieger zuviel.
Mehr freilich als solche Umwelt-Diskussionen, bei denen ich ohnehin zumeist beide Seiten gleichmäßig verärgere, interessiert mich bei der Weiterentwicklung bestehender oder der Erfindung neuer Sports die Bewegungsform und ihre voraussichtlichen Auswirkungen auf den menschlichen Körper. Es scheint hier eine Gesetzmäßigkeit zu geben, die ich gerne einmal von jemand Kompetentem untersucht gesehen hätte: Mit jedem neuen Sport entfernt sich offenbar die Art der Sportbewegung ein Stück weiter weg davon, wie der Mensch sich normalerweise fortbewegt.
Bei der Weiterentwicklung des Ski-Langlaufens wurde der Diagonalschritt durch das Skaten ersetzt; ich denke, man braucht kein Sportmediziner zu sein, um zu sehen, daß diese neue Technik nicht im Interesse der Hüftgelenke erfunden worden ist. Beim Snowboarden steht man nicht

**Unten: Die Kunst des Landens**





Fotos: Lilo Baumgartner

**Oben: Abgehoben ...**

so wie der Skifahrer mit dem Gesicht in Fahrtrichtung auf dem Brett, sondern schräg bis quer dazu und muß das Kreuz und das Genick ständig verdrehen, wenn man nach vorn schauen will, und beim Schwung, egal ob so oder so ums Eck, rotiert man nicht einmal um dieses und beim anderen Mal um jenes Knie, sondern immer nur um ein und dasselbe, nämlich das vordere. Und daß der Gleitschirm mit Abstand das labilste Luftfahrzeug ist, das von Menschen erfunden wurde, erwähne ich jetzt wirklich nur mehr am Rande. Aber ich muß zuletzt noch darauf hinweisen, daß man mit beiden Geräten nicht mehr bergauf kann, sondern nur noch bergab.
Es stimmt zwar, daß man mit der modernen Pistenausrüstung auch das alpine Skifahren nur noch bergab betrieben hat, doch kann man mit einem für die Rennbahn spezialisierten Rad auch nicht mehr bergauf fahren. Es gibt andererseits sowohl Räder als auch Skier, mit denen die Bewegung den Berg hinauf durchaus möglich und sogar genußreich zu bewerkstelligen ist; mit dem Snowboard geht das nicht.
Auch das Paragleiten halte ich für eine typische Bergab-Sportart, ähnlich dem Canyoning oder – vielleicht – dem Wildwasser-Paddeln. Sie machen neuen Spaß, diese neuen Sports. Sie vermitteln ein ganz eigenes „Feeling", ein Wort, das ich nicht mit „Gefühl" übersetzen möchte; Gefühl ist deutsch, ist romantisch, ist – für mich – oft auch mit Ruhe verbunden, mit dasitzen und in die Sterne schauen oder über die blauen Berge in die Ferne hin träumen. „Feeling" hingegen ist eben amerikanisch, ist jung, ist immer mit Tempo verbunden, mit der Fliehkraft am Körper und dem Wind in den Haaren.

Und seit ich ein bißchen mitgenascht habe an diesem Feeling, seither weiß ich: Die einzige dem Menschen wirklich angemessene Art der Fortbewegung ist das Zu-Fuß-Gehen. Schon Laufen gehört in den Zirkus. Wer fliegt, hat vollends einen Vogel.
Und überhaupt ist Sport eigentlich ein Unfug.





# Können Haken Sünde sein?

## Über die Verantwortung von Erstbegehern und die Sicherheit in alpinen Kletterrouten – aus der Sicht eines Wiederholers

Andreas Dick
(Text und Fotos)

**Seite 136: „Exalibur" (VII, Wendenstöcke/Schweiz)
Eingeklinkt der Einstiegsbohrhaken zum „Sonnenkönig"
am Pfaffenhut (Schweiz)**

So bitte nicht: Cima alle Coste, Gardaseeberge, „Via sesto Grado". Erstbegangen 1994, Schwierigkeit VII–, Charakterisierung: „Kühne Freikletterei, zusätzliche Absicherung kaum möglich." Wie schade! Ein Stück schöner Fels ist durch eine Route verhunzt, die keiner wiederholen wird, weil sie zu kühn ist. Welche Gemeinheit! Heute, wo es nicht mehr viele freie Zonen mit gutem Fels gibt, mißbrauchen solche Erstbegeher die kostbare Ressource zu denkmalträchtigen Risikospielchen. Schande über sie! Schämen sollen sie sich!

So – oder ähnlich – wollte ich schreiben. Um ein paar Gegenargumente zum Zerschmettern zu bekommen, redete ich vorher mit einigen „Hardlinern" aus der Erschließerszene. Und mit einigen, die sich engagiert für gute Absicherung von Gebirgsrouten einsetzen und die meine Position stärken sollten. Aber dann sprach ausgerechnet der „Sicherheitspapst" Pit Schubert: „Sanieren ja, aber nur wenn die Erstbegeher einverstanden sind." Während Andi Orgler, Stubaier Experte für Horrorrouten, sagte: „Ich will keine Bohrhaken setzen – aber die Wiederholer können sich's ja herrichten wie sie wollen." Wir redeten über Eigenverantwortung, Zeitgeist und Massengeschmack, über Motivationen, Empfindungen beim Gebirgsklettern, über Zukunft und Vergangenheit des Alpinismus. Jeder meiner Gesprächspartner sah die Sache anders, sie zeigten mir ein wuselndes Biotop der unterschiedlichsten Einstellungen, deren jede Artenschutz und Toleranz verdient.
In der ersten Fassung dieses Artikels hatte ich deshalb mein ursprüngliches Anliegen – „Erstbegeher sollen gefälligst auf Wiederholer Rücksicht nehmen" – schon ganz klein geschrieben. Nach dem Motto: „Es wird schon in Ordnung sein, wenn einer keine Bohrhaken mag." Ist es auch. Aber er soll nicht verlangen, daß alle anderen auch darauf verzichten. Was Erstbegeher tun und denken, ist die eine Sache. Eine andere ist, wie es Wiederholern ergeht. Darum wird diese Fassung des Artikels wieder schärfer.
Erstbegeher sind meist Profis, Vielkletterer. Sie haben größte Erfahrung im Legen von Klemmkeilen, sie können ihre Fähigkeiten sehr genau einschätzen und sie bewegen sich auch bei mäßiger Sicherung sehr koordiniert. Zudem neigen sie oft zu einer Ethik des „alpinen Abenteuers". Sie machen die Routen, sie bestimmen den Stil. Entsprechend unangenehm für Wiederholer ist ein Ausflug ins Gebirge oft – zu oft. „Alpin" bedeutet im Klettergarten „brüchig, ekelhaft zu klettern, schlecht gesichert".
Der Wahn ist kurz, die Reue lang. Die Erstbegeher haben ihre Abenteuer-Gaudi, und die Wiederholer leiden unter den hinterlassenen Kühnheits-Denkmälern. Sie ziehen notgedrungen mit Riesenbündeln von Keilen, Friends und Sanduhrschlingen zu Berg und moven an uralten Rostgurken weit unter ihren klettertechnischen Fähigkeiten herum. Viele ziehen sich total aus den Alpen zurück und weichen in die gutgesicherten Klettergärten aus, die dann wegen Überfüllung von übereifrigen Naturschützern gesperrt werden. Dabei könnten die Alpen zu einem Paradies für alle Kletterer, nicht nur für Alpinisten, werden. Es wird Zeit, die Diskussion vom Kopf auf die Füße zu stellen, von der Spitze auf die Basis; wir Wiederholer sind das Volk!

„Das alpine Sportklettern macht zur Zeit eine ähnliche Entwicklung durch wie ein Mensch mit Familie: weniger Risiko, mehr Verantwortung und Sicherheit", sagt Bernd Kullmann, seit über 25 Jahren im schwersten Fels unterwegs, mit weit über 1000 Touren bis zum neunten Grad. Der Bergtod ist nicht mehr gesellschaftsfähig. Das hat unter anderem soziologische Gründe: Was den abenteuerlustigen Bergvagabunden der zwanziger und fünfziger

**„Schöne Routen sollte man
so absichern, daß Wiederholer nicht
Kopf und Kragen riskieren müssen"**

**Caspar Ochsner**

Jahre recht war, ist der Fitforfun-Outdoor-Konsum-Generation nicht mehr billig. Tod und Gefahr sind beim alpinen Klettern aber auch kein unvermeidbares Restrisiko mehr. Früher kannte man nichts besseres als Hanfseil, Nagelschuh und selbergebastelte Blechnägel. Oskar Bühler erkannte dann 1959 beim Technoklettern: „Wenn der Haken herausgeht und ich stürze ab, bin ich keinen sehr heldenhaften Bergsteigertod gestorben, sondern ich war ein Idiot" – und erfand den ersten verläßlichen Haken. Heute gibt es DIN-, UIAA-, EN- und sonstwie genormte und getestete High-Tech-Ausrüstung und wissenschaftliche Untersuchungen zur Sicherheit am Berg. Dutzende Jahre Arbeit von Pit Schubert im Sicherheitskreis des DAV und von vielen anderen haben sich gelohnt. Wir wissen, daß Normalhaken, wenn sie überhaupt gut genug im Riß klemmen, im Laufe der Zeit rosten oder den Fels sprengen, und daß auch alte Bohrhaken unkalkulierbare Rost-Zeitbomben bilden. Unsere Lebensversicherung im Fels ist die Krönung der alpinen Ingenieurskunst: der Klebe-Bohrhaken – elefantenstark, rostfrei, unzerstörbar.

## Lust, Verantwortung oder Abenteuer?

Freilich, nicht jeder mag Bohrhaken. Denn Kletterer werden von unterschiedlichen Motivationen an den Fels getrieben und suchen unterschiedliche Erlebnisse. Wenn wir über die Absicherung alpiner Routen diskutieren wollen, dürfte es helfen, die Kletterer in drei Typen einzuteilen: Abenteuer-(A-), Verantwortungs-(V-) und Lust-(L-)-Kletterer.

Zur Beschreibung der Abenteuer-Kletterer sollten wir zunächst den Begriff Abenteuer, das Lieblings-Schlagwort der Anti-Bohrhaken-Fundis, genauer betrachten. Fürs Bergsteigen könnten wir es definieren als „freiwilliges und bewußtes Aufsuchen und Bestehen eines kalkulierbaren Risikos". Unkalkulierbare Risiken einzugehen – Aufstieg unter reifen Seracs, Gratklettern bei Gewitter, Begehen von Alteisen-Technotouren ohne Klemmkeile und Haken am Gurt, Gang an der Sturzgrenze in klassisch abgesicherten Alpinrouten – ist kein Abenteuer, sondern Dummheit und soll nicht Thema dieses Artikels sein.

Vernünftige Abenteuer, solche mit kalkulierbarem Risiko, kann man im Gebirge auf vielerlei Art erleben. Etwa, indem man Routen und Alpengebiete mit höherem Grundrisiko aufsucht: In der Eiger-, Civetta- oder Matterhorn-Nordwand gehört das Abenteuer zur Tourenplanung; Bohrhaken kämen einem dort seltsam vor (obwohl sie sogar an Eiger und Civetta einen Sinn machen würden, denn sie erlauben schnellere Durchstiegszeiten und erleichtern den Rückzug, erhöhen also die Sicherheit). Auch sind ganze alpine Disziplinen dem Abenteuer eng verbunden, etwa Kombitouren und das Wasserfallklettern.

## Natürliche Sicherheit kommt von innen

Manche – nämlich unsere **A-Kletterer** –, suchen das **Abenteuer** beim reinen Felsklettern, auch in niedrigeren Wänden. Sie finden es zum Beispiel, indem sie beim Klettern auf Bohrhaken verzichten und versuchen, die Route nur mit Normalhaken und Klemmkeilen abzusichern, nach dem Motto: „Der Bohrhaken ist der Tod des Abenteuers". Ein Experte für diese Art Vergnügen ist Andi Orgler aus dem Stubaital, der 1996 für seine bohrhakenlosen Erstbegehungen in Alaska den französischen Alpinismuspreis „piolet d'or" (Goldener Pickel) erhielt. Für ihn ist „das Abenteuer, eine Route selber abzusichern, die wichtigste Qualität der Route". Er vergleicht: „Klettern ohne Bohrhaken ist wie Sex ohne Kondom im Zeitalter von Aids: Volles Feeling bei vollem Risiko" und pocht auf das Abenteuer als Qualitätsmerkmal, das heute zu wenig gewürdigt werde. Auch für Thomas Huber, Erstbegeher einer der derzeit schwersten Alpinrouten („End of Silence", 12 Seillängen, X+/XI–), gehört das Abenteuer beim alpinen Klettern dazu. Er findet es aber auch mit Bohrhaken. Thomas Huber hat zusammen mit seinem Bruder Alexander etliche Neutouren in den Berchtesgadener Alpen erschlossen, die sich durch furchterregende Hakenabstände bei hoher Kletterschwierigkeit auszeichnen. „Wenn ich weiß, eine Route ist moralisch anspruchsvoll, dann gehe ich am Abend davor ganz anders ins Bett, mit einem flauen Gefühl im Magen, aber auch mit Vorfreude. Ich steige nur in die Tour ein, wenn ich mich fit dafür fühle – und daraus erwächst dann das Abenteuer und die Befriedigung."

Daß Thomas sein Abenteuer trotz der Verwendung von Bohrhaken finden kann, versteht man, wenn man weiß, was bei ihm „moralisch anspruchsvoll" heißt: „Warum soll man nicht einmal 20 Meter stürzen dürfen? Wenn der Fels steil genug ist, muß das kein Risiko sein. Es will bloß keiner weite Stürze riskieren, es traut sich keiner mehr." Nun, vielleicht findet jemand, der nicht wie Thomas Huber Tausende von Sturzmetern Erfahrung hat, sein Abenteuer auch bei kürzeren Hakenabständen. Und jemand, der sich nicht im senkrechten und überhängenden Gelände bewegt, also in dem, was man früher „Genußtouren" nannte, der wird sich hüten, im gestuften Fels auch nur einen Vier-Meter-Sturz zu riskieren. Erst ab dem achten Grad sind weite Stürze meist ungefährlich.

Abenteuerliche Empfindungen können demnach aus der Qualität wie aus dem Abstand der Sicherungen erwachsen. Bei guten Klebe-Bohrhaken und weiten Abständen ist der GAU allerdings leichter zu berechnen, das Risiko kalkulierbarer als bei vorgefundenen Normalhaken, und wenn sie noch so nahe beieinanderstecken. Auch wer Normalhaken-Routen mit Klemmkeilen zusätzlich absichern will, kann an Linien geraten, wo „einfach nichts

geht": keine vernünftige Zwischensicherung, kein solider Stand, und damit keine Rückzugsmöglichkeit. Dann ist die Grenze zum unkalkulierbaren Risiko schnell überschritten.
Ob weite Flüge drohen oder das Versagen der Sicherungskette – der „Abenteuerkletterer" ist gut beraten, seine Ziele mit Sicherheitsreserve zu wählen, nach der Paul Preuß'schen Devise: „Nur klettern, was man seilfrei rauf- und runtersteigen kann."

## Aus purem Spaß an der Freud'

Es gibt noch andere Typen von Kletterern. Solche, die Geschmack am Klettern an der Leistungsgrenze gefunden haben, am Durchbeißen und am energischen Zerren an kleinstmöglichen Griffen. Oder solche, die die Eleganz der Bewegungen suchen; die Freude am Hochtänzeln in steiler Wand; das Gefühl, in der Natur aufzugehen; Erholung vom Alltag; einen guten Tag mit einem Freund bei dem, was beiden Spaß macht ... – kurz, Menschen, die klettern um des Kletterns willen. Sie nenne ich die **Lust-(L-)Kletterer**. Klettern ist so ein vielfältiger, schöner Sport, viel zu schade, um auf das Bestehen von Gefahren reduziert zu werden oder auf den Transport von kiloweise Klemmgeräten.
Klettern aus purer Lust – warum soll das nicht auch im Gebirge möglich sein, wo das Naturerlebnis viel intensiver ist als im Klettergarten? Lust-Klettern, das heißt: lange Tour, schöner Fels, homogene, angemessene Schwierigkeit, gute Sicherung. Wer klettern will aus Spaß an der Freud', der will sich nicht mit einem Sack voll Keilen und Friends herumplagen. Lust-Kletterer brauchen Routen mit vielen Bohrhaken, in allen Schwierigkeitsgraden. Etwa solche, wie sie der Schweizer Bergführer Jürg von Känel in seinen „Schweiz plaisir"-Führern vorstellt. Er plädiert fürs Plaisir: „Wenn in den schweren Routen Bohrhaken Usus sind, warum sollen dann nicht auch die leichten Touren gut gesichert sein? Durch die Sanierung von Klassikern und die neuen Plaisirrouten ist das Klettern in der Schweiz zu einem richtigen Volkssport geworden. Der Tourismus und die Bergführer profitieren davon, und in den weitläufigen Berggebieten nimmt die Umwelt keinen nennenswerten Schaden." Die pragmatischen, ideologisch unverbohrten Schweizer haben ihr Land mit eidgenössischer Gründlichkeit zu einem Kletterparadies gemacht. Während man heute an einem Sommertag in den Klettereien im Wilden Kaiser wieder fast Bergeinsamkeit erleben kann, werden am Sanetsch- oder Klausenpaß die Parkplätze knapp. Sicher spielt dabei die Felsqualität eine Rolle. Die ist in den modernen helvetischen Klettergebieten eben um vieles besser als in den meisten Ostalpenrouten. Aber der Run der deutschsprachigen Kletterer in die Schweiz zeigt auch den Trend zum Lust-Klettern. Die Masse der Kletterer will gutgesicherte Routen. Das steht fest.

## Massengeschmack oder Elitedenken?

Ob freilich die Masse immer Recht hat und einen guten Geschmack, darf man bezweifeln. Man betrachte nur das Angebot erfolgreicher Privat-Fernsehsender (Schlagwort der Programmacher ist „Kiss – keep it simple and stupid"). Aber einer Gesellschaft, die Demokratie als zivilisierteste Staatsform betrachtet, stünde auch Pluralismus im Gebirge gut zu Gesicht. Es fordert ja keiner, die ganzen Alpen flächendeckend einzubohren. Das wäre sowieso kaum möglich. Ganz zu schweigen davon, daß es gar nicht jede Tour verdiente. Etwa fünf bis sieben Prozent der klassischen Routen wären es wert, saniert zu werden, befand der Österreichische Alpenverein. Würde man die genußgerecht herrichten, bliebe immer noch mehr als genug Terrain für die Abenteuertripper übrig.
Leider kommt diese Lösung gleich auf drei Pferdefüßen dahergestolpert. Zum einen gibt es prozentual sehr viel mehr Lust- als Abenteuerkletterer, wie der Run auf die Schweiz beweist. Also müßte man sehr viel mehr als nur fünf Prozent der Routen komfortgerecht absichern. Andererseits wäre es ungerecht, den Liebhabern intensiver Angstgefühle nur die „Schlechten im Kröpfchen" übrigzulassen.

## Nicht nur klinken, nicht nur zittern

Und zudem gilt es noch eine dritte Spezies im Artenspektrum der Kletterer zu erhalten. Zwei Gruppen haben wir schon kennengelernt: die Abenteuer-(A)-Kletterer, stets auf der Jagd nach dem ultimativen Adrenalin-Kick, und die Lust-(L)-Kletterer, die ihre Freude aus der Bewegung beziehen und das Sichern auf das regelmäßige Klinken von Bohrhaken beschränkt sehen möchten. Die **Verantwortungs-(V)-Kletterer** liegen irgendwo zwischen diesen beiden Typen. Sie wählen Routen mit einer gewissen Entfernung zur Leistungsgrenze, bei denen sie erwarten dürfen, der Sache gewachsen zu sein. Sie freuen sich durchaus an gebohrten Stand- und Zwischenhaken, aber sie nehmen ins Gebirge zumindest einen Satz Klemmkeile mit und können damit Zwischensicherungen und Stände bauen. Eine schöne Definition der Verantwortungs-Motivation liefert Dieter Elsner, Bergführerausbilder: „Die eigenverantwortliche Absicherung bringt zwar nicht unbedingt eine Steigerung des Erlebnisses (in schweren Routen ist man genügend ausgelastet), aber eine Erweiterung des Erlebnisses. Sie ist ein eigener Aspekt, den ich nicht missen möchte, auch wenn sie nicht bei jeder Route sein muß." Die Grenzen zwischen L-, V- und A-Kletterern verschwimmen; oft schlagen gar drei Herzen in einer Brust. Je nach Stimmungslage, Trainingszustand und Renommee der fraglichen Tour zieht es den Kletterer mal in eine Schweizer Plaisirroute (L), mal in die Fleischbank-Südostwand (V) und mal in die Laliderer (A).

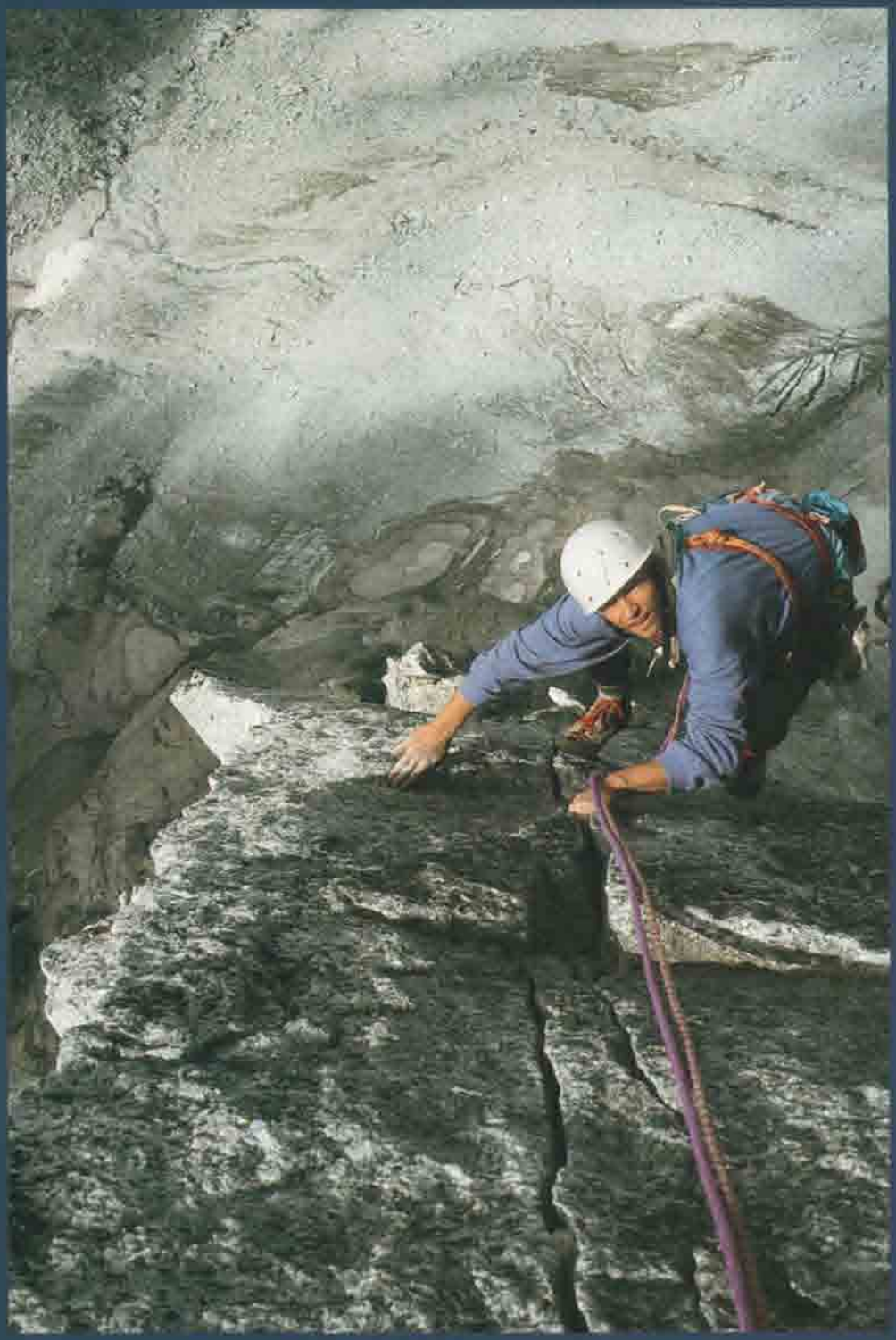
Wer's

# abenteuerlich

mag ...



Oben: Am Südgrat der Aiguille Noire (Montblanc-gebiet)



Links: An der Fuorikante (Bergell)



# Alpine Alt-Klassiker

Bewährungsproben
für die
Eigenverantwortung

Wie die Vorlieben verteilt sind, kann nur vermutet werden. Eine Umfrage dazu wäre ausgesprochen interessant. Stellen Sie sich selbst einmal die Gretchenfrage. Sie haben drei absolut identische Routen zur Auswahl, die sich nur durch die Absicherung unterscheiden: Klebebohrhaken alle drei bis fünf Meter (L); wenige Klebehaken, in Rissen sind Keile nötig (V); Normalhaken oder gar keine Haken (A). Welche Tour wählen Sie? Ich gehe davon aus, daß der L-Anteil über 50 % liegt, der A-Anteil unter 10 %.

## Mit Bohrhaken zum neurotischen Punkt

Doch selbst in der Schweiz sind derzeit noch die V- und A-Routen weit in der Überzahl, die Mitnahme von Klemmkeilen zum alpinen Klettern ist unumgänglich. Bei Sanierungen von Klassikern wird meist ein V-Niveau erreicht. Pit Schubert, Leiter des Sicherheitskreises im DAV, bohrt praktisch grundsätzlich die Stände, die Lebensversicherungen der Seilschaft, ersetzt aber nur etwa jeden zweiten Normalhaken durch einen Bolt. Viele der ohnehin schlechten Normalhaken, die oft nur aus Angst wegen der miserablen anderen Haken dazugeschlagen wurden, kann man leicht entbehren – solange dadurch die Tour nicht schwerer wird. Für den Wilden Kaiser gilt die Definition des „neuralgischen Punktes": Wenn ein Haken an dieser Stelle versagt, drohen ernste Verletzungen. Ist so ein neuralgischer Punkt nicht mit Klemmkeilen oder ähnlichem absicherbar, kann dort gebohrt werden. Daß als Bohrhaken nur geklebte oder betonierte Modelle sinnvoll sind, sollte sich übrigens herumgesprochen haben. Routen auf „Verantwortungs"-Niveau zu sanieren, dürfte die häufigste Lösung bleiben. Von Pit Schubert stammt der Vorschlag, spezielle „Abenteuer"-Routen zu definieren. Um Mißverständnisse zu vermeiden, könne man darin sämtliche Normalhaken entfernen, so daß alles mit eigenem Gerät abgesichert werden muß. Auch ausgesprochene „Lust"-Routen gibt es schon: Jürg von Känel hat in der Schweiz etwa 20 „Kletterlehrpfade" eingerichtet: Routen von 12 bis 14 Seillängen in niedrigen Schwierigkeiten, mit Fluchtmöglichkeiten, die Gebirgsneulingen und Kindern den Übergang vom Klettergarten erleichtern sollen. Ähnliche Routen hat jemand gemacht, von dem man das nie erwartet hätte: Albert Precht. Der Bischofshofener ist zu umstrittener Berühmtheit gelangt, weil er in seinen 650 Erstbegehungen nie Bohrhaken setzte. Dabei entstanden oft entsetzlich kühne Meisterwerke, die er zudem hart bewertete. Nun hat er am Hiefler im Tennengebirge zwei Routen extra für Klettergartenkletterer eingerichtet, „die ins Gebirge reinschmecken wollen", damit deren erste Erlebnisse sicherer werden. Dazu hat er sich sogar eine Bohrmaschine gekauft. Precht gesteht in schelmischem Ton eine Motivation für gute Absicherung: „Ich bin jetzt bald 50 und möchte auch in zehn Jahren noch Touren finden, die ich hinaufkomme. Dafür sorge ich jetzt vor."

## Hopplahopp ins große Unglück?

Puristen wie Andi Orgler schimpfen freilich, durch zu enge Hakenabstände „züchtet man Leute, die nichts mehr denken". Und es würden Leute in Routen gelockt, in denen sie nichts verloren hätten. Beobachtet man Sicherungstechnik und Kletterstil in unseren Klettergärten und stellt sich dies übertragen aufs Gebirge vor, kann einem tatsächlich angst und bange werden. Aber wenn die Menschen nun mal in die Alpen wollen, ist es dann nicht vernünftig, ihnen einen Übergang in zwei Etappen zu ermöglichen, indem man bestens gesicherte Routen für Gebirgsanfänger schafft? So kann der Neuling im ersten Schritt mit Routenlänge, Wegfindung, Tourenplanung und alpinen Gefahren vertraut werden, ohne übermäßig durch die Sicherungstechnik abgelenkt zu werden. Das Legen von Keilen und das Ausbauen von Ständen kann er später immer noch dazulernen. Dieser methodische Ansatz würde gewiß mehr Unfälle vermeiden als provozieren.
Nicht nur die leichteren und die Einsteiger-Routen aber verdienen eine L-Absicherung; im ganzen Schwierigkeitsspektrum, in dem sich der Großteil der Klettergartenbesucher bewegt, in den Graden Fünf bis Neun, sollten bequem gesicherte Touren zur Auswahl stehen. Nur: Wer legt fest, welche Routen in welchem Stil saniert werden sollen und wo welche Haken hinkommen?

## Abgesägt oder abgesegnet?

Im Wilden Kaiser bestimmt das seit drei Jahren ein „Arbeitskreis", dem Vertreter der örtlichen AV-Sektionen, der Bergwacht und des DAV und ÖAV angehören. Zweimal jährlich treffen sie sich, diskutieren über sanierungswürdige Routen, begehen sie gemeinsam und beschließen danach die genaue Plazierung jedes einzelnen Bohrhakens. Eine richtige Behörde fürs Gebirge! Genauso zäh wie unsere Bürokratie: Im ersten Jahr wurden ganze vier Routen saniert, seither lief nicht mehr viel. Die häßliche Institution wurde notwendig, weil die kaiserlichen Kletterer teilweise ein leicht gestörtes Verhältnis zum Bohrhaken haben. Der Grund für die Ablehnung ist allerdings nicht dumpfer Traditionalismus, vielmehr eine sehr eigene Ansicht zur Sportlichkeit beim Klettern und Bergsteigen.

„Ich halte es für die sportlich richtige Einstellung, nur dort hochzuklettern, wo ich mich ohne Bohrhaken, idealerweise sogar nur mit Klemmkeilen gesichert, hinauftraue. Wer sich das nicht traut, soll verzichten und mehr trainieren, bis er es kann. Man muß nicht alles machen, Verzicht auf Konsum ist ein Fortschritt." So redet der Bergführer und Spitzenalpinist Georg Kronthaler, einer der eifrigsten Bohrhakenbekämpfer im Kaiser. Er vor allem war es, der 1991 den „Kaiser-Hakenkrieg" mit anzettelte. Zur Lösung dieses Konfliktes wurde der Arbeitskreis

Kaiser gegründet, der nun den „common sense" beim Sanieren herstellen soll.
Glücklicherweise sind nicht überall die Fronten so hart. „Bei uns im Allgäu gibt es zum Glück keinen Bohrhakenstreit", sagt etwa Dieter Elsner, der für seinen Auswahlführer mit 56 alpinen Sportkletterein viele Routen gezielt saniert hat. Und in der Schweiz „sind wir allgemein liberaler – wir haben eben auch viel mehr Felsen", ergänzt Kaspar Ochsner, Bergführer, Erschließer der Wendenstöcke und von über 100 anderen, teils phantastischen Routen. „Das Risiko im alpinen Gelände scheißt mich an. Deshalb verwende ich Bohrhaken. Wenn eine Route schön ist, sollte man sie so absichern, daß Wiederholer nicht Kopf und Kragen riskieren müssen", sagt Ochsner, der viele seiner Touren, einst für riskante Runouts berüchtigt, inzwischen nachgerüstet hat. Moralisch anspruchsvoll sind sie trotzdem noch geblieben, man muß dem Schwierigkeitsgrad souverän gewachsen sein – V-Routen eben. Auch für Pit Schubert „darf ruhig einmal ein längerer Runout dabei sein, das Absichern mit Klemmkeilen gehört für mich dazu". Und Michael Hoffmann, Sportkletterer der ersten Stunde und Bergführerausbilder, hielt es in seiner neuesten Kreation an der Fleischbank, „Zeichensprache" (VIII, A0 oder IX+) genauso: „Wo gut Keile zu legen sind, haben wir keine Bohrhaken gesetzt – das stelle ich mir als durchaus passend für eine alpine Sportkletterroute vor."

## Des einen Lust, des anderen Frust

Der Konsens scheint also bereits zu existieren: Bohrhaken an den Ständen und als Zwischensicherungen an entscheidenden Stellen, wo mobile Sicherungen schwer unterzubringen sind. Sogar Georg Kronthaler unterstützt diese Minimallösung zähneknirschend durch seine Beteiligung im Kaiser-Arbeitskreis. Und Albert Precht, der noch 1989 im AV-Führer Hochkönig geschrieben hatte: „Bohrhaken werden im Hochköniggebiet ... nicht akzeptiert", sagt heute: „Stellen, die für Wiederholer gefährlich sind, kann man ruhig mit zusätzlichen Haken absichern, meinetwegen auch mit Bohrhaken."
Nur hat dieser Konsens der Erschließer eine Schwachstelle: Was einem Profi, der jährlich 30, 50 oder 100 Gebirgsrouten klettert, als „gute" Sicherung erscheint, das kann dem Amateur, der ein paar Wochenenden oder zwei Wochen Urlaub im Gebirge verbringt, immer noch zu kühn sein. Das stets parate Patentrezept, man solle einfach leichtere Routen klettern und auf das „Abknipsen" einer möglichst hohen Schwierigkeit verzichten, funktioniert leider nicht. Denn man geht die moderneren Routen nicht einzig wegen des Erfolgserlebnisses der Ziffer VI oder VII – sie bieten meistens die bessere und schönere Kletterei. So versprechen die Wände der Meisulestürme am Sellapaß laut Führer durchweg „Wand- und Plattenkletterei in bestem, eisenfestem Fels", wahrscheinlich eine um vieles bessere Alternative zu den schon abgespeckten, überlaufenen Routen am Ciavazes. Aber keiner klettert sie. Denn „sie verlangen alle den kühnen alpinen Sportkletterer mit Gespür für den Routenverlauf und einiger Erfahrung im Umgang mit Keilen und Sanduhrschlingen". Würden die Meisules-Routen komfortabler abgesichert, würde ihnen vielleicht ähnlicher Ruhm zuteil wie den Ochsnerschen Kreationen an den Wendenstöcken. Aber vermutlich wollen die Erstbegeher das ja gar nicht. Sie schwärmen, „daß die Routen nicht überlaufen sind". Kunststück, wenn diese Clique mit halsbrecherischer Absicherung das gesamte Routenpotential für ihren persönlichen Abenteuertrip okkupiert.
Das Bedürfnis der Wiederholer, die Überlebenschancen zu verbessern, geht so weit, daß eher eine etwas weniger schöne, gut gesicherte Route gewählt wird als ein adrenalinträchtiger Klassiker. Für viele ist die Qualität der Sicherung zum Haupt-Auswahlkriterium geworden. Der Führer von Dieter Elsner empfiehlt aus dem ganzen Kaiser nur zwei Routen: „Bellissima" (VIII–) und „Sportherz" (VIII). Und ausgerechnet Roland Mittersteiner, einer der schärfsten Abenteuer-Protagonisten der Dolomiten, rät in seinem Italien-Alpinkletterführer von einer Variante ab, die „nicht sehr lohnend (sei), da nur wenig Material steckt."

## Mit Vernunft am Leben bleiben

Bohrhakengegner sind oft „Fundamentalisten" (Kaspar Ochsner), geprägt von einer konservativen Ethik des Bergsteigens als Auseinandersetzung mit dem Berg. Doch heute ist das Bergsteigen Massenbewegung, Sport. Die einstigen Ideale sind überholt. Wir sollten ehrlich sein, das Bergsteigen als Sport sehen und vernünftige, sozial gerechte Regeln schaffen. Wenn wir die Sicherheit in Alpinklettereien optimieren wollen, und wenn wir wollen, daß schöne Routen von vielen sicher wiederholt werden können, sollten wir den Anteil der Lust-Routen ungefähr so hoch ansetzen wie den (geschätzten) der L-Kletterer: mindestens auf 20 bis 30, vielleicht sogar auf 50 bis 60 Prozent. Es wäre der Weg der Vernunft. Zum Beispiel für Frauen, die es eher für unsinnig erkennen, die chauvinistischen Mutproben der männlichen Möchtegern-Helden nachzuvollziehen. Oder für Eltern, die nur selten ohne den Nachwuchs ins Gebirge können, aber um so lieber wieder lebendig zurückkommen möchten. Ihre Antwort auf die (ironische) Frage von (Familienvater) Andi Orgler „Wie weit muß die Unsterblichkeit für Kletterer garantiert sein?" wäre klar.
Zwar warnt der Abenteuer-Liebhaber Thomas Huber: „Wenn die Haken zu nahe beieinanderstecken, ist die Route beliebig wie im Klettergarten." Doch für mich persönlich ist eine der schönsten Kletter-Erinnerungen die an „Gelee Royale" am Großen Ochsenhorn in den Loferer Steinbergen: 400 Meter homogene, elegante Kletterei an

durchgehend festem Fels, mit fantastischen Strukturen und mit ausgezeichneten Haken. Was stört es mich da als Wiederholer, daß die Route von oben (pfui!) eingerichtet wurde? Dagegen erinnere ich mich ähnlich intensiv, aber nur mit Abscheu an die üblen Gurkenhaken in der „Rebitsch-Spiegel" an der Fleischbank oder das ätzende Klemmkeil-Gepfriemel in den Schlüssellängen der „Südostverschneidung". Vermutlich wird die Zeit das Problem ganz von alleine lösen: Die gut gesicherten Routen werden akzeptiert werden, die kühnen geraten in Vergessenheit, weil sie kein Auswahlführer mehr erwähnt, und irgendwann einmal legt jemand dort eine neue Linie.
Thomas Huber, Andi Orgler und Albert Precht nennen Routen mit vielen Bohrhaken eine „Fehlentwicklung" und eine „Sackgasse für den Alpinismus"; und Georg Kronthaler prophezeit: „Vielleicht wird in 20 Jahren die heutige Bohrhaken-Generation belächelt wie die des Direttissima-Zeitalters." Ich glaube nicht an diese Thesen. Denn die damaligen Bohrhaken dienten einer Sackgasse, der technischen Kletterei; die heutigen dienen dem Überleben – und wer wollte das nicht?

## Wer gut klettern will, soll zahlen

Woher übrigens das Geld für die Haken kommen soll, dieses Problem läßt sich lösen. Die Brüder Rémy, zwei der fleißigsten Erschließer, werden von einem Schweizer Bergsportausrüster gesponsert. Ähnliche Geldquellen könnten sich auch bei Firmen finden, die sich um ein Outdoor- und Activity-Image bemühen, von Zigaretten- bis Müslifabrikanten. Der Verkauf von Führern lohnt sich nur für wenige, wie Jürg von Känel oder Michel Piola. Die eleganteste Lösung, weil sie die Solidarität der Wiederholer einfordert, wären gebietsbezogene Kassen oder Konten, in die man eine freiwillige Spende einzahlen könnte. Würde jeder gutverdienende Wiederholer pro Route den Gegenwert eines Kinobesuchs investieren, ließen sich in vielbesuchten Gebieten sogar Tagessätze für sanierende Bergführer bezahlen. Ein Rechenbeispiel: An zehn Wochenenden klettern je fünf Seilschaften eine Route; jeder Begeher zahlt 10 Mark in den Topf. Das sind 1000 Mark – bei einem Preis von 10 Mark pro Haken sind das für sieben Seillängen je 10 Haken, und für den Einrichter bleiben 300 Mark.

## Wem gehört der Berg?

Egal aber, in welchem Stil man Routen sanieren möchte, es gibt noch ein Problem. Oft meinen die Erstbegeher, durch ihre Leistung das Bestimmungsrecht erworben zu haben, wie „ihre" Route in alle Zukunft aussehen solle. Der Usus, der Route einen Namen zu geben, legt einen solchen moralischen Anspruch nahe. Die meisten Sanierer fügen sich, fragen vor einer Sanierung (Ersetzen bestehender Haken) oder Nachrüstung (Schlagen zusätzlicher Haken) den Erstbegeher brav um Erlaubnis und respektieren ein Veto. Dieter Elsner: „Wir haben vorher immer die Erstbegeher gefragt. Einmal haben wir ihn nicht erreicht, dann haben wir nur bestehende Bohrhaken an Standplätzen erneuert, Zwischen-Bohrhaken nicht." Jürg von Känel: „Natürlich spreche ich vor der Sanierung mit dem Erstbegeher, aber in der Schweiz hat glücklicherweise kaum einer etwas dagegen." Pit Schubert: „Allgemein halte ich es für ratsam, den Erstbegeher zu fragen. Wenn er gegen eine Sanierung ist, sollte das respektiert werden. Es wird ohnehin nur eine Frage der Zeit sein, bis die Route vielleicht doch saniert wird." Umgekehrt erwarten die Erschließer auch für ihre eigenen Erstbegehungen, daß sie vor einer Sanierung gefragt werden. Doch immerhin erklärte fast jeder, im Prinzip nichts dagegen zu haben.
Problematisch wird es bei der Vorstellung, daß jemand ohne zu fragen zusätzliche Haken setzt, den Charakter der Route in Richtung „Komfort" verschiebt. Die Einstellung dazu scheint altersabhängig zu sein. Der Twen Thomas Huber droht: „Ich würde mir das Bürscherl schnappen und ihn fragen, was er sich dabei gedacht hat." Vielleicht macht zunehmendes Alter toleranter, vielleicht liegt es an der Schweizer Liberalität, jedenfalls sagt Kaspar Ochsner: „Ich wäre sogar dankbar, wenn andere meine Routen sanieren würden. Meinetwegen können sie in alle meine Routen das Doppelte an Zwischenhaken setzen, das muß man bei Klassikern akzeptieren – nur bei einer Handvoll Routen wäre mir das nicht recht: bei ungewöhnlich tollen Linien oder Zeitdokumenten wie der ‚Blauen Lagune' etwa." Mit Erreichen des alpinen Rentenalters dagegen werden Ideologien oft wieder verbissener vertreten, wird die persönliche Denkmalpflege wichtiger. Wie sonst wäre es zu erklären, daß der Erstbegeher der Fleischbank-Südostverschneidung, der dort immerhin zwei der ersten Bohrhaken des Wilden Kaisers setzte, nun eine (sparsame!) Sanierung verhindert?! Würde er fordern, man solle mit Hanfseil und Filzschuhen klettern, lachte man ihn bestenfalls aus. Bei den ebenso veralteten Normalhaken kuscht man. Was soll das?

## Ehre nur, wem Ehre gebührt

Respekt vor Kameraden der Berge ist eine schöne Sache. Mit den Ellenbogen arbeiten wir im „normalen" Leben schon genug. Aber Respekt hat zwei Seiten. Wer Unsinn fordert – etwa verhindern will, daß ein Normalhaken (einst das Optimum an Sicherheit) durch einen Bohrhaken (heute das Optimum) ersetzt wird – wer solchen Unsinn fordert, der hat seinen Anspruch auf Respekt verwirkt. Und Respekt, menschliche Rücksichtnahme ist der einzige Grund, vor einer Sanierung mit dem Erstbegeher zu reden. Andi Orgler drückt es prägnant aus: „Da steht

eine Wand, ohne Eigentümer. Dann sieht sie ein Bergsteiger und macht eine Erstbegehung. Danach steht die Wand immer noch da, ohne Eigentümer. Wenn du eine Route von mir nachrüstest oder eine neue Route daneben oder darauf anlegst, habe ich zwar meine Gefühle, aber kein Recht auf die Route." Der Münchner Rechtsanwalt und Bergführer Dr. Stefan Beulke bestätigt das aus juristischer Sicht: „Eigentumsansprüche eines Erstbegehers auf seine Route sind eine philosophisch-zwischenmenschliche Illusion. Es gibt keinerlei Rechtsanspruch auf den Erhalt einer Linie oder ihres Charakters."

## Hakensäger vor dem Kadi!

Dennoch verhalten sich manche Erstbegeher wie spanische Conquistadores und betrachten ihre Routen als Eigentum. Setzt jemand zusätzliche Haken – was übrigens im Normalhaken-Zeitalter gang und gäbe war – schlagen sie sie heraus oder sägen sie ab. Mit diesem „zu militanten Ansatz" (Thomas Huber) machen sie sich strafbar. Der Eigentümer des Berges, das ist der Staat oder das Land, hat ein Recht darauf, daß sein Besitz im jeweiligen Status quo erhalten bleibt. Genaugenommen ist also schon das Setzen von Haken strafbar. Wird eine Felswand durch Schlagen oder Entfernen von Haken verändert, kann der Eigentümer Strafantrag wegen Sachbeschädigung stellen. Wenn ein „öffentliches Interesse" vorliegt, beispielsweise beim heimtückischen Ansägen von Haken, kann auch der Staatsanwalt Anklage erheben. Das wird natürlich eher beim Entfernen als beim Setzen von Haken geschehen. Am 8. Februar 1994 verurteilte das Amtsgericht Laufen einen österreichischen Bergführer, der DAV-Sicherheitshaken in der „Alten Südwand" und dem „Barthkamin" am Untersberg abgesägt hatte, zu vier Monaten Freiheitsstrafe auf Bewährung und einer Geldstrafe von über 4000 Mark. Grund: „gemeinschädliche Sachbeschädigung, da er Gegenstände, welche zum öffentlichen Nutzen dienen, beschädigt bzw. zerstört hat".

## Wer ist schuld bei schlechten Haken?

Ein übles Exempel für Bohrhakengegner – aber das Urteil enthält eine Formulierung, die stutzig macht. Da steht nämlich, mit den Sicherheitshaken seien die Routen „ordnungsgemäß" abgesichert worden. Eigentlich unterstützt diese Formulierung ja den Wunsch nach guter Absicherung – aber wollen wir das wirklich in dieser Form? Wollen wir eine EU-Norm Nr. CEN 4711 „Sanierung und Erstbegehung"? Wollen wir im Gebirge geregelte Verhältnisse statt der Freiheit der Berge? Klettersteig-Erbauer müssen bereits der „Verkehrssicherungspflicht" genügen und sind haftbar für Unfälle, wenn etwa ein Drahtseil reißt. Soll ähnliches für Kletterrouten denkbar sein? Vielleicht halten wir die Juristen doch lieber aus den Bergen heraus. Mit gesundem Menschenverstand und Rücksichtnahme kommt man im Gebirge immer noch am weitesten. Aber Erstbegeher sollten wissen: Sie haben kein Recht auf den Erhalt ihrer Routen. Ihre besten Argumente sind Akzeptanz in der Szene, eine integre Persönlichkeit und Routen, die in sich schlüssige Gesamtkunstwerke darstellen. Bei Routen, die klaren Rißlinien folgen, wie den „Pumprissen" oder „Frustlos" an der Fleischbank, müssen nicht unbedingt Bohrhaken gesetzt werden. Erstbegeher aber, die kreuz und quer durch die schönsten Platten lavieren, um in irgendwelchen schlonzigen Rissen Normalhaken unterzubringen, oder solche, die in technischer Kletterei Passagen überwinden, die wenig nebendran frei kletterbar gewesen wären, haben keinen Anspruch auf Bestand ihrer Machwerke.

Mit diesen Voraussetzungen kann die Frage untersucht werden, wie es um die Verantwortung der Erstbegeher bestellt ist. Gegenüber den Wiederholern beschränkt sie sich darauf, möglichst genaue, standardisierte Informationen abzugeben. Dabei kann das System der Routencharakterisierung als Lust-, Verantwortungs- oder Abenteuerkletterei hilfreich sein, oder der E-Grad, ergänzt durch eine Einschätzung des GAU bei optimaler Ausnutzung aller Sicherungsmöglichkeiten. Mit diesen Angaben kann – und muß – ein Kletterer eigenverantwortlich entscheiden, ob er will oder nicht. Er braucht dazu nur den „wichtigsten Muskel beim Klettern: das Hirn" (Wolfgang Güllich).
Was im Lauf der Zeit aus der Route wird, darauf hat der Erstbegeher keinen Einfluß und kein Bestimmungsrecht, also trifft ihn auch keine Verantwortung. Eine häßliche Route wird vergessen oder überbaut werden, eine schöne Route kann saniert oder nachgerüstet werden oder auch nicht. Die Wiederholer haben hier, wie gesagt, freie Hand und sind selbst verantwortlich. Eine Steuerung durch Gebiets-Arbeitskreise wäre dann allerdings sinnvoll, so unschön ein Alpen-TÜV auch ist. Nicht nur, um genügend Lust-Routen zu garantieren, sondern auch, um das L-V-A-Spektrum zu erhalten und Übertreibungen zu bremsen. Eine solche Gruppe für Chamonix hätte vielleicht verhindert, daß die ersten sieben Seillängen der „Directe Américaine" (VII) am Dru im Drei-Meter-Raster eingebohrt wurden, aber sie hätte statt dessen mit den gleichen Haken für solide Abseilstände gesorgt.

Der Erstbegeher hat also keine Pflicht, seine Route in bestimmter Weise einzurichten. Aber einen gewissen Standard, eine Art moralische Verpflichtung zum Zeitgemäßen gibt es doch. Möglichkeiten zur Absicherung gäbe es ja viele. Georg Kronthaler lästert: „Der eine setzt alle zehn Meter einen Bohrhaken, der andere alle fünf, der nächste alle drei oder zwei und wieder ein anderer fordert ein Drahtseil. Bohrhaken sind künstliche Griffe für die





steil - schwierig - sicher

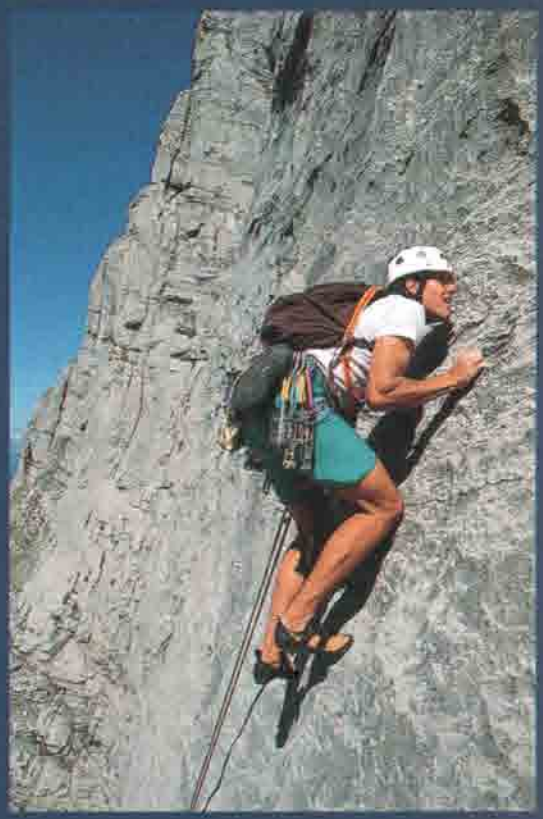
# plaisir d'alpin

Oben:
„Royal Flash" am Lafeldkopf (VII; Loferer Alm, Österreich)

Untere Bildleiste (von links):
In „Exalibur" (VII; Wendenstöcke)

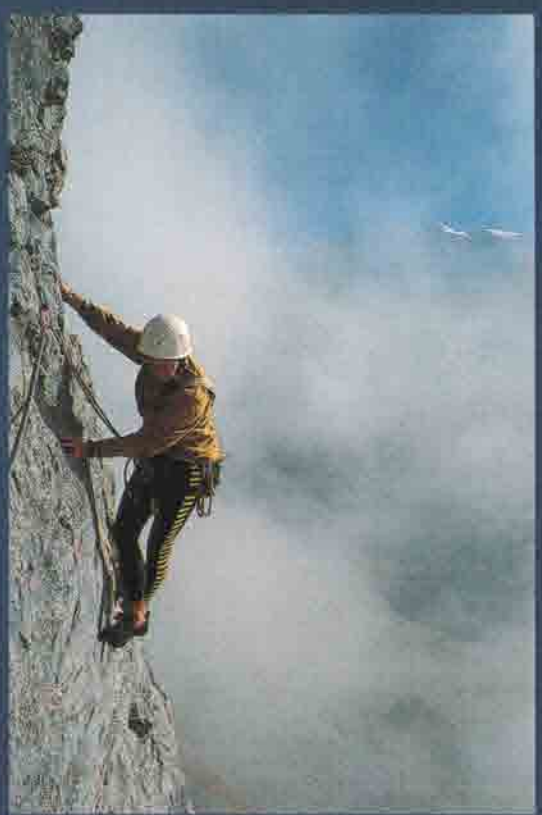
Am Chli Glatten-Südpfeiler (VII-; Klausenpaß, Schweiz)

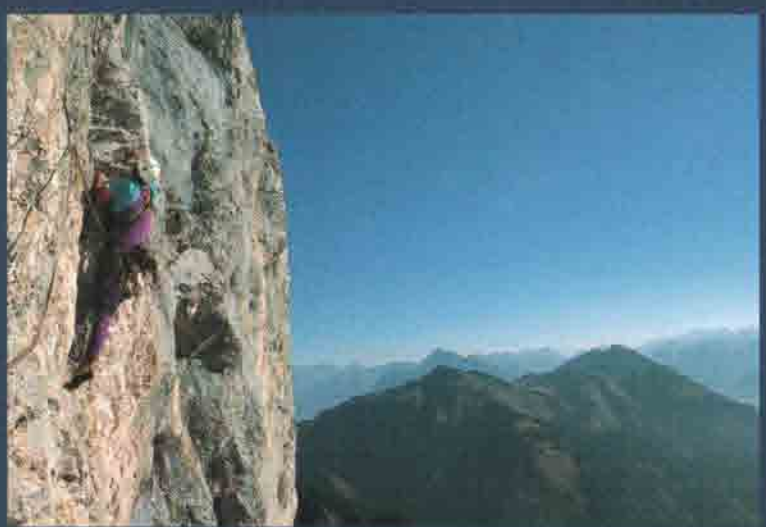
Hochwiesler-Südwand, Schusterführe (VI+; nachträglich mit Bohrhaken saniert; Tannheimer Berge, Östereich)





Links:
In der Route
„Sonnenkönig“
am Pfaffenhut
(VII+; Wendengebiet,
Schweiz)





„Klettern
ist ein so vielfältiger,
schöner Sport,
viel zu schade,
um auf das
Bestehen
von Gefahren
reduziert
zu werden ...“

Psyche; wenn ich mich eine Wand nur mit Bohrhaken rauftraue, ist das nicht viel anders als wenn ich in ‚Action Directe' die Griffe größer mache, weil ich auch gerne mal so etwas Steiles klettern will." Freilich läßt sich der Spieß auch umdrehen: Der Kroni akzeptiert Normalhaken? Pfui! Maximal Keile darf man verwenden, eigentlich nur Knotenschlingen, am besten aber gar keine technischen Zaubermittel wie Seil und Schuhe ...
Einen gewissen Stil akzeptiert die Gesellschaft einfach, und da man heute über Sicherungstheorie und -praxis Bescheid weiß und im Bergtod keinen höheren Sinn mehr findet, haben wir folgenden „Stand der Technik": An Ständen Bohrhaken, als Zwischensicherungen Bohrhaken mit maximalen Abständen von sieben bis zehn Metern, sofern nicht leicht und sicher Klemmkeile zu legen sind. Wer weniger Sicherheit schafft, muß damit leben, daß seine Route nicht wiederholt – oder irgendwann „überholt" – wird, wer komfortabler einrichtet, macht sich beliebt. Nicht umsonst sprechen die Franzosen und Italiener oft vom „Einrichter" oder „Ausrüster" einer Route statt vom Erstbegeher, gelegentlich auch schon bei Gebirgsrouten. Erstbegeher sind keine alpinen Heroen mehr, einen Achter von unten erstzubegehen ist keine umwerfende sportliche Leistung, sondern eine Dienstleistung. Für Jürg von Känel ist „der Bezug zur Route eher der zu einem guten, gelungenen Produkt". Und für den Wiederholer sind die Namen der Erstbegeher Qualitätsmerkmal für Schönheit und Sicherheit. Kenner wissen: Im Verdon sind „Suhubiette"-Routen meist gut gesichert, während man von „Edlinger" besser die Finger läßt. Ochsner, Piola, Rémy sind in den Alpen meist mit Genuß zu verantworten, Precht und Scheel dagegen mit Vorsicht zu genießen.

## Sicherheit allein genügt nicht

Die Sicherheit wird für viele das wichtigste Auswahlkriterium bleiben. Doch auch die Schönheit ist ein Wert, für den der Erstbegeher Verantwortung zeigen sollte. Wir sind verwöhnt: Was Walter Pause 1970 als die 100 schönsten Extremkletereien zusammenstellte, ist mit heutigen Maßstäben gemessen großenteils Schrott. Moderne Toprouten haben eine klare Linie mit homogenen, anhaltenden Schwierigkeiten und bombenfestem Fels von unten bis oben, möglichst mit Wand- und Überhangkletterei an Leisten und Grifflöchern. Ein gutes Beispiel ist die „Via Barbara" (VIII) an der Roten Flüh in den Tannheimern: Konsequent wurden dort die schönsten Platten in der oft schrofigen Wand aneinandergereiht und perfekt gesichert – das Ergebnis ist eine der besten Routen der Ostalpen. Ohne Bohrhaken wäre diese Plattenroute übrigens nicht möglich gewesen, denn Normalhaken passen nur in Risse. Wer als Erschließer auf Stil achtet, optimiert seine Route nach der Erstbegehung: Er legt die Linie über schönere Felszonen, setzt zusätzliche Zwischenhaken, räumt losen Fels aus oder klebt ihn an. Vom Ankleben eines losen Blockes zum Modellieren eines zu scharfen Fingerlochs oder Risses ist es freilich kein weiter Schritt mehr ...

Über den Stil bei Erstbegehungen sollen die Erschließer unter sich diskutieren. Ob von oben oder unten, technisch oder frei, mit oder ohne Bohrhaken erschlossen wird und ob Potential für die vielbeschworenen „kommenden Generationen" bleiben soll. Die Erstbegehung ist die kurze Freude eines einzelnen; danach kann man die Route nur noch wiederholen. Für den Wiederholer zählt, was rauskommt und was er heute klettern kann. Zumindest, solange er nicht direkt Zweikomponentenkleber oder Kunstgriffe in der Hand hat. Es ist ihm völlig wurst, ob die Erstbegehung technisch geschah, solange genügend super Freikletterstellen geboten sind. Häßlich wäre nur, die Techno-Haken so ungünstig zu setzen, „daß man sie bei einem freien Versuch nicht vernünftig einhängen kann" (Kaspar Ochsner).

Noch weniger als modellierte Griffe oder Technopassagen stört es Wiederholer, wenn eine Route von oben erstbegangen wurde. Die Totenkirchl-Westwand ist eine der berühmtesten Routen der Klettergeschichte geworden, obwohl Hans Dülfer vorher zum Spähen über die Wand abgeseilt hatte und zur Erstbegehung einen Bohrer mitnahm. Wen kümmert das heute noch? „Von oben" kann man eine kompromißlos gute Route hinterlassen. Etwa so etwas wie der Innsbrucker Bergführer Fritz Huber mit „Tschitschi" (VIII) und „Tiramisu" (VIII+) an der Martinswand: „Wir haben beim Abseilen von oben alles probegeklettert. Mit der Benzin-Bohrmaschine haben wir überall da Klebehaken gesetzt, wo ein Sturz gefährlich geworden wäre – auch einmal einen mehr, wenn man auf ein Band hätte fallen können. Die Haken haben wir so gesetzt, daß man sie von einem guten Griff aus sicher klinken kann." Wer dagegen beim Einrichten von oben Normalhaken in Grasrisse schlägt, chaotische Zickzackrouten kreiert oder bestehende gute Linien kreuzt, ohne etwas wirklich Eigenständiges zu schaffen, oder wer gar weite Hakenabstände einbohrt und die Runouts von oben auswendig lernt, der hat etwas falsch verstanden.

## Nach-Klapp

Kommerz, Masse und die Zeit werden das Klettern noch weiter verändern. Derweil kann man noch viele Nächte lang wunderbar über Ethik diskutieren. Vor allem, wenn es um so etwas ungreifbares wie „die Zukunft des Alpinismus" geht. Problematisch wird's dann, wenn einige Puritaner dem Rest der Welt mit strengen Regeln den Spaß verderben wollen. Und bei der Sicherheit hört der Spaß auf.

Zum Fürchten gehe ich ins Eis. Im Fels kann man vernünftig sichern, also soll man's bitteschön auch. Wenn es die Erstbegeher nicht tun, dann tun es eben die Wiederholer. Der Erschließer findet seinen Spaß vor allem im Unbekannten, der Wiederholer beim Klettern. Mir macht das Klettern so viel Freude, daß es ein Teil meines Lebens geworden ist. Es soll nicht der Grund für sein Ende sein.

*Meine Frau und Seilpartnerin Irmgard Braun war mir bei diesem Artikel wesentliche Hilfe und Anregung. Danke.*

## 14 Punkte für die Zukunft: Ein Vorschlag

**Voraussetzungen**

*1. Grundlage*
Jeder soll Erstbegehungen machen, wie er es will, aber er kann nicht erwarten, daß die Route danach so bleibt.

*2. Freie Erstbegehung*
Selbstverständlich sollen der Freiheit von Erstbegehern keine Grenzen gesetzt werden. Die Punkte 6 bis 10 beschreiben lediglich den derzeitigen Konsens.

*3. Anschließende Sanierung*
Bei frisch erstbegangenen und älteren Routen steht die Absicherung zur Diskussion. Gute Linien mit schöner Kletterei und festem Fels sollten für eine Sanierung in Betracht gezogen werden. Auch das Setzen zusätzlicher Haken darf dabei kein Tabu sein.

*4. Beschränkung*
Dieser Vorschlag bezieht sich auf reine Felsrouten im Schwierigkeitsbereich bis zum neunten Grad. Über Routen im Topniveau verständigen sich die Spitzenkletterer selbst. Zum Leistungsvergleich sollten diese Routen mindestens bis zur fünften Wiederholung unverändert bleiben.

*5. Eigenverantwortung*
Wiederholer sind und bleiben für ihre Sicherheit selbst verantwortlich. Dieser Vorschlag soll keine Normung von Alpinrouten schaffen; Erstbegeher und Sanierer müssen frei von Haftpflichtansprüchen bleiben.

**Verhalten des Erstbegehers**

*6. Erschließungsstil*
Als sportlich faire Lösung ist die Erstbegehung von unten mit Bohrhaken üblich. Andere Methoden werden anerkannt. Technische Stellen sollten dort eingerichtet werden, wo sie am ehesten frei geklettert werden können.

*7. Linie, Schönheit*
Die Route sollte einen eigenständigen Charakter haben und möglichst nicht zu Verwirrung mit bestehenden Linien führen. Platten und Überhänge sind das zur Zeit gefragteste Gelände. Bruch sollte ausgeräumt werden.

*8. Absicherung*
Weitestgehend anerkannt sind Bohrhaken an den Ständen und Zwischenbohrhaken, wo keine Klemmkeile unterzubringen sind. Normalhaken entsprechen nicht dem Stand der Technik für alpine Sportkletterrouten. Viele Wiederholer wünschen eine Absicherung, die Klemmkeile unnötig macht.

*9. Information*
Der Erstbegeher sollte so exakt wie möglich über seine Route informieren: Stil der Erschließung, Zahl und Qualität der belassenen Sicherungsmittel, Möglichkeit und Notwendigkeit für zusätzliche Absicherung, Schwierigkeit, moralischer Anspruch (E-Grad).

*10. Denkmalschutz*
Bei besonders gelungenen oder wichtigen Routen (Markstein, Zeitdokument, überzeugendes Gesamtkunstwerk) kann der Erstbegeher dafür plädieren, die Route unverändert zu erhalten.

**Nach der Erstbegehung**

*11. Lust- und Abenteuer-Routen*
Entsprechend den Erwartungen der Wiederholer sollte die Anzahl der bestgesicherten Routen größer sein als die von Abenteuerrouten. Folgende Verteilung wäre angemessen: 20–30 % (maximal 50 %) Lust-Routen (durchgehend gebohrt, Abstände 2–5 Meter an den schwersten Stellen, in deutlich leichteren Passagen auch 5–10 Meter); 50–70 % Verantwortungs-Routen (Bohrhaken an Ständen und an neuralgischen Punkten, zusätzliche Absicherung mit Klemmkeilen gut möglich); 10–20 % (mindestens 5 %) Abenteuer-Routen (vorwiegend Normalhaken oder gänzlich eisenfrei).

*12. Entscheidungsgremien*
Idealerweise regeln die gebietsansässigen Kletterer die Absicherung und Sanierung selbst. Gelingt das nicht konfliktfrei, dürften Arbeitskreise wie im Wilden Kaiser die beste Lösung sein. Sie könnten durchaus den Charakter von „moralisch anspruchsvolleren" Gebieten erhalten, sollten aber ein Mindestmaß von Lust-Touren schaffen.

*13. Material*
Bei Sanierungen sollten nur geklebte oder betonierte Bohrhaken verwendet werden, die für Jahrzehnte verläßliche Sicherheit bieten.

*14. Finanzierung*
In Hütten oder bei örtlichen Alpenvereinssektionen können Kassen aufgestellt und Konten eingerichtet werden. Wiederholer sollten freiwillige Spenden einzahlen und können Vorschläge machen, welche Routen wie saniert werden sollten. Die Wünsche werden jährlich ausgewertet, Haken und Einrichter aus dem Topf bezahlt.



# Herrliches Prickeln – schlaflose Nächte

## Vorschlag zur Einführung einer E-Bewertung von Kletterrouten

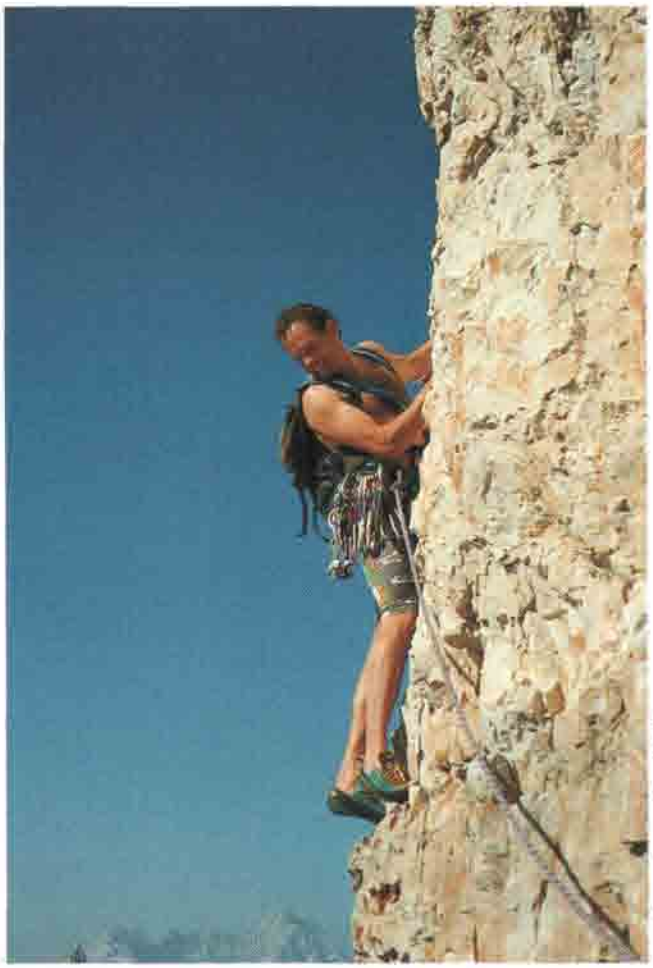
Georg Kronthaler

**Seite 150: Quergang in der Route „Zurück in die Zukunft" an der Maukspitze (Wilder Kaiser, Österreich); der beziehungsreiche Name ist darauf zurückzuführen, daß Georg Kronthaler, der Erstbegeher, im unteren Wandteil noch Bohrhaken verwendet, auf solche aber Jahre später bei der Vollendung der Route verzichtet hat. Im Zeitraum dazwischen hatte sich „Kronis" Wandel zum überzeugten Verfechter des Verzichts auf Bohrhaken vollzogen ...**

*Die Beiträge von Andreas Dick (s. S. 137) und Georg Kronthaler zeigen's deutlich: Hinsichtlich einer angemessenen, wünschenswerten oder auch indiskutablen Kühnheit beziehungsweise Harmlosigkeit von Kletterrouten gibt es ziemlich divergierende Idealvorstellungen unter den Bergsteigern. Doch Georg Kronthaler erhofft sich von dem Vorschlag zur Einführung einer „E-"(„Ernsthaftigkeits-")Wertung für Kletterrouten auch friedenstiftende Wirkung zwischen „ideologisch verbohrten Alpinisten" und „ausschließlich schwierigkeitsorientierten Sportkletterern". Sein Wort ins Ohr aller Beteiligten und Betroffenen!*
*Anzumerken ist außerdem, daß dem Bewertungsvorschlag als Kriterien nur die mehr oder weniger perfekten beziehungsweise mangelhaften Möglichkeiten, eine Route abzusichern, zugrunde liegen, nicht aber sogenannte „objektive" Gefahren wie Steinschlag, Eisschlag, Vereisung. (d. Red.)*

***

Zwanzig Minuten steht Franz schon an derselben Stelle. „Nur nicht stürzen", hämmert es in seinem Hirn. Keinen Zentimeter kommt er mehr vorwärts. Zurück geht's schon zweimal nicht. Die Kraft läßt mehr und mehr nach. Kalter Schweiß steht auf der Stirn und rinnt langsam, Tropfen für Tropfen, zur Nasenspitze, wo er so lange hängen bleibt, bis er groß genug ist, um in die Tiefe zu stürzen. Franz kann sich bildhaft vorstellen, wie der Schweißtropfen nach mehreren 100 Metern am Vorbau dieser Wand im schrofigen Gelände aufschlägt und in unzählige Teilchen zerplatzt. Schon lange hat er seine Füße nicht mehr unter Kontrolle. Das Zittern am ganzen Körper signalisiert ihm: „Lange schaffst du es nicht mehr!" Der Schweiß beginnt, sich nun auch in den Augenwinkeln festzusetzen. Nur mehr verschwommen kann er die Umgebung wahrnehmen. Ein letztes Mal bäumt er sich auf, kann sich noch einen kleinen Moment halten, bis die Finger wie von Zauberhand sich öffnen und er ins Leere stürzt.
Mit einem Aufschrei schreckt Franz hoch: Schweißgebadet begreift er nur ganz langsam, daß das alles ein Traum war.



Fotos: Bertrand Semelet/Mario Kaindl

**Oben: Der Autor an der „Gelben Kante" der Kleinen Zinne (Sextener Dolomiten)**





Er schaut auf die Uhr, halb drei. In zwei Stunden wird ihn Markus zum Klettern abholen. Die Graukogel-Nordwand soll es sein. Schon lange steht diese Tour auf seinem Wunschzettel. Ein satter Fünfer soll es sein. Im Führer steht, daß es sich um eine kühne Kletterei handelt. Franz kann sich unter kühn überhaupt nichts vorstellen. Heißt das, keine Haken aber fester Fels, oder ein paar Haken und brüchiger Fels, oder es stecken keine Haken und noch dazu brüchiger Fels? Er kennt den Erstbegeher nicht. Daher ist es auch nicht möglich, das Wort „kühn" zu interpretieren. Ist jener ein Draufgänger oder eher ein ängstlicher Typ?

**Rechts und oben: Szenen aus der Route „Zurück in die Zukunft" (VIII+ im unteren, VII+ im oberen Wandteil nach Angabe von Georg Kronthaler)**



Franz denkt wieder an seinen Traum. Ist das ein böses Omen? Am liebsten wäre es ihm, wenn es regnen würde. Er steht auf und schaut aus dem Fenster. Sternklar. Hoffentlich funktioniert das Auto von Markus nicht.
An Schlaf ist jetzt überhaupt nicht mehr zu denken. Dabei hat er sich so auf diese Tour gefreut. Je näher aber das Wochenende herankam, desto mehr fürchtete er sich vor dieser Route. Wenn es doch nur etwas gäbe, das es ermöglicht, solche Routen besser einschätzen zu können. Etwas, das ihm helfen würde zu sagen, dieser Tour bin ich gewachsen oder nicht.

Wem kommt diese Situation nicht irgendwie bekannt vor? Wer hatte nicht auch schon so ähnliche Gefühle vor der einen oder anderen Bergtour. Vor allem das Ungewisse ist es, das uns auf der einen Seite zwar unheimlich reizt und uns mit einem herrlichen Prickeln erfüllt. Aber auf der anderen Seite uns gleichzeitig eine schlaflose Nacht beschert.
Nur eine kleine Zusatzinformation im Bewertungssystem könnte reichen, uns vor Überraschungen zu schützen. Eine Zusatzinformation, die die Gefährlichkeit einer Route quantitativ erfaßt, also in Zahlen ausdrückt. Wenn von einer gefährlichen Tour gesprochen wird, hat das immer einen negativen Beigeschmack. Aber wann ist etwas gefährlich? Wie kann Gefahr beschrieben werden? Was für Hans Meier gefährlich ist, kann für Georg Huber noch immer eine gemütliche Tour sein. Wer Routen von Albert Precht kennt, wundert sich, daß dieser noch lebt. Doch der kann halt bergsteigen. Der weiß genau, was er sich zutrauen kann und wo er besser verzichten bzw. umkehren muß. Es sollte sich also um eine Zusatzinformation handeln, die beschreibt, was passieren würde, wenn aus irgendeinem Grund in einem kritischen Bereich unerwartet oder auch erwartet gestürzt wird. Freilich kann damit nicht jeder Klettermeter beschrieben werden. Eine Bewertung der Ernsthaftigkeit kann auch nicht analytisch erfolgen. Es wäre zu kompliziert, man müßte sich auf das





Fotos: Mario Kaindl

Gefühl verlassen. Aber wenn z. B. 20 Personen eine Route nach ihrer Gefährlichkeit bewerten und ungefähr auf das gleiche Ergebnis kommen, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß die Bewertung stimmt. Das würde wiederum bedeuten, daß der Bergsteiger, der diese Route klettern möchte, nun sehr genau weiß, was auf ihn zukommt und ob er dieser Tour gewachsen ist.

In Frankreich, in England oder in Amerika gibt es schon lange Zusatzbewertungen, die mehr über den Charakter einer Tour verraten. Doch handelt es sich bei diesen teilweise um Angaben, die die Länge der Route beschreiben, um Kombinationen aus Schwierigkeit plus Gefährlichkeit oder um Zusatzinformationen, die nur einseitig anwendbar sind.
Den Ansatz, auch bei uns einen E-Grad, also eine Bewertung der Ernsthaftigkeit einzuführen, gab es ja schon mehrmals. Zuletzt vor zehn Jahren, als dieser Vorschlag aber mangels Interesse seitens der damaligen Spitzenalpinisten nicht angenommen wurde.
Dieser Gedanke wurde am 4. 2. 1995 in Saalfelden im Salzburger Land bei einem Treffen, an dem führende Alpinisten aus Österreich und Deutschland teilgenommen hatten, erneut aufgegriffen. Nach langen Diskussionen wurde beschlossen: Eine E-Bewertung muß her.

## Was kann eine E-Bewertung bieten?

1. Zusatzinformation
2. Aufwertung klassischer Routen
3. Belebung des modernen Alpinismus

**Zusatzinformation**
Dieses Bewertungssystem ermöglicht zum einen eine genaue Bezeichnung der Gefährlichkeit der Route und zum anderen kann anhand von einem Zahlensystem mit anderen Routen verglichen werden. Somit kann schon recht genau im vorhinein festgestellt werden, ist man dieser Tour gewachsen oder sollte man doch noch die eine oder andere Trainingstour vorher durchführen und sich noch fehlende Kenntnisse aneignen, um dann die geplante Route sicher durchsteigen zu können.
*Freilich könnte z. B. gerade die kritische Seillänge mit einer „geschickten" Tourenplanung auch dem Kletterpartner überlassen werden ...*

**Aufwertung klassischer alpiner Routen**
Gerade die E-Bewertung verhilft manch klassischer Route wieder zu altem (neuem) Glanz. Die Kühnheit, mit der die eine oder andere Tour erschlossen wurde, wird mit einem hohen E-Grad belohnt, sofern sie inzwischen nicht gnadenlos verbohrt wurde. Solche Touren sind auch heute noch trotz Top-Ausrüstung (Klemmkeile, Multisturzseil, Friends usw.) eine große Herausforderung. Im Zeitalter des elften Grades wird der eine oder andere Sechser im Gebirge schnell unterschätzt. Eine hohe E-Bewertung zeigt ganz klar „wo der Bartl den Most holt". So ist dann vielleicht der Frust bei manchen „Elferranten" nicht so groß, wenn sie bei einer kühnen Sechserlänge passen müssen.

**Belebung des modernen Alpinismus**
Das alpine Felsklettern hat in den letzten Jahren eine enorme Rezession erlebt. Es wurden zwar sehr schwierige Routen im Gebirge eröffnet, doch sind viele davon, aus alpinistischer Sicht betrachtet, wertlos. Der sogenannte Plaisier-Gedanke hat dahin geführt, daß großteils nur noch Routen erschlossen wurden, bei welchen die einzige Frage lautet, nimmt man nun zehn Expreßschlingen mit oder zwanzig. Das in der heutigen Akku-Bohrmaschinenzeit vielgeschmähte „Direttissima-Zeitalter" erlebt derzeit einen neuen Aufschwung.
Der einzige Unterschied: Null Risiko, und wenn man keine Lust mehr hat zum Weitermachen, wird am Fixseil abgeseilt und am nächsten Tag wieder aufgejümart.

## Welche Kriterien soll die E-Bewertung erfüllen?

- einfach
- informativ
- fair
- einsetzbar im gesamten Alpinismus (außer reinen Eistouren)
- darf eine sportliche Entwicklung nicht aufhalten
- außerdem soll dadurch endlich Frieden unter den „ideologisch verbohrten Alpinisten" und den „ausschließlich schwierigkeitsorientierten Sportkletterern" geschaffen werden.

Im Herbst 1995 wurde seitens des Österreichischen Alpenvereins das nachfolgende Modell einer E-Bewertung der UIAA vorgestellt:
Die E-Bewertung setzt sich aus fünf Grundstufen E0, E1, E2, E3, E4, die durch weitere Unterstufen (+, –; plus, minus) ergänzt werden, zusammen.
Die Grundstufe wird benötigt, um die Route grob zu bewerten.
Mit der Unterstufe wird sie im Vergleich zu anderen Routen gefühlsmäßig genauer eingestuft.
Diese Skala ist keine „Totskala", sondern sie ist nach oben unbegrenzt erweiterbar. Sie wird sich, gleich wie bei der Schwierigkeitsgrad-Bewertung, ohne weitere Definition, nur anhand von Routenvergleichen, nach oben hin erweitern. Die E-Bewertung richtet sich nicht nach der technisch schwierigsten Seillänge, sondern nach der gefährlichsten. Zum Beispiel wäre die Schlüsselseillänge von „Bellissima" am Predigtstuhl im Wilden Kaiser mit 8–, E2– zu bewerten. Da jedoch die erste Seillänge mit 7+, E3 eine höhere E-Bewertung aufweist als die technisch schwierigste Seillänge, würde die Gesamtbewertung für diese Route 8–, E3 lauten. Das heißt: Man weiß genau, in dieser Route gibt es eine E3-Seillänge. Im Topo ist es dann ganz genau zu ersehen, wo sich diese Seillänge befindet.

## Definition der Skala

E0 Vollständig eingebohrte Routen, die keine mobilen Sicherungsmittel zur zusätzlichen Absicherung erfordern. Routen die kurze Hakenabstände aufweisen und ein nahezu risikoloses Klettern bieten.

E1 (+, –) Alle Routen, die eingebohrt sind und teilweise mobile Sicherungsmittel erfordern. Ein möglicher Sturz ist ein kalkulierbares Risiko. Außerdem Routen, die mit einfachen Mitteln (Sanduhrschlinge, Felszackenschlinge usw.) relativ leicht abgesichert werden können.

E2 (+, –) Routen, deren Absicherung ein sicheres Handhaben von mobilen Sicherungsmitteln erfordert. Neben dem Legen der Zwischensicherung kann das Beherrschen der Errichtung eines Standplatzes erforderlich sein (Kräftedreieck, Reihenverankerung usw.). Stellenweise können „neuralgische Punkte" mit Bohrhaken abgesichert sein. Normalhaken müssen vom Kletterer selbstverantwortlich eingeschätzt und geprüft werden.

E3 (+, –) Mobile Sicherungsmittel und Normalhaken sind sehr schwierig und kraftraubend anzubringen. Sehr gute alpine Erfahrung und ein genaues Selbsteinschätzungsvermögen sind von großer Wichtigkeit. Stürze können schwerwiegende Folgen nach sich ziehen.

E4 (+, –) Weite Strecken müssen ohne oder nur mit schlechter Sicherung überwunden werden. Das Kletterniveau sollte unbedingt höher sein als die eigentlichen Schwierigkeiten. Das sichere Beherrschen aller Sicherungstechniken (Haken schlagen, mobile Sicherungsmittel anbringen, Standplatzbau, Kameradenrettung usw.) ist für eine noch sichere Begehung einer Route mit dieser Bewertung absolut notwendig.

---

Nachstehend der Versuch, einige klassische Routen mit einer E-Bewertung auszustatten. Es handelt sich dabei nur um Vorschläge, um diese Art der Bewertung etwas zu verdeutlichen. Bei einer nachträglichen „Sanierung" einer Route würde diese Bewertung natürlich nicht mehr zutreffen.

| | | |
|---|---|---|
| *Alpine Routen* | | |
| Karlspitz O-Wand | Sportherz | 8 (E1) |
| Maukspitze | Pantherschreck | 8 (E1+) |
| Goinger Halt | Nordgrat | 3 (E2–) |
| Predigtstuhl | Nordkante | 4 (E2) |
| Fleischbank | Herrweg | 3 (E2) |
| Totenkirchl | Westwand (Dülfer) | 5/A0 (E3–) |
| Westliche Zinne | Cassin | 6/A1 (E3–) |
| Maukspitze | Westwand (Buhl) | 6/A0 (E3) |
| Predigtstuhl | Bellissima | 8– (E3) |
| Fleischbankpfeiler | Rebitschrisse | 6 (E3+) |
| Fleischbankpfeiler | Pumprisse | 7 (E3+) |
| *Kombinierte Touren* | | |
| Eiger | Nordwand | 5+ (E3) |
| Matterhorn | Nordwand | 4+ (E4–) |

# Mit dem Fels tanzen ...

## Gedanken zum persönlichkeitsbildenden Wert des Kletterns

Hans Gruber

Schaut man auf die rasante Entwicklung des Klettersports der letzten 20 Jahre, so kann zum einen eine beachtliche Steigerung des Kletterniveaus, zum anderen ein zunehmendes Interesse am persönlichkeitsbildenden Potential dieser Sportart beobachtet werden.
Neben dem Alpenverein gibt es mittlerweile eine Reihe von Institutionen (z. B. Schulen, sozialpädagogische Einrichtungen), die den erzieherischen Wert des Kletterns für ihre Zielsetzungen erkannnt haben.
Vor allem seit der Renaissance der Erlebnispädagogik in den achtziger Jahren werden Alpinistik und Pädagogik immer häufiger in Zusammenhang gebracht.
Die Idee einer Pädagogik, die Erleben und Lernen in das Zentrum ihres Interesses rückt, war seit dem 18. Jahrhundert von verschiedenen Pädagogen (u. a. Jean-Jacques Rousseau, David Henry Thoreau und seit Beginn des 20. Jahrhunderts Kurt Hahn) aufgegriffen worden. Das gemeinsame Anliegen all dieser Pädagogen bestand darin, traditionelle, einseitig-verkopfte Lernmodelle zu ersetzen bzw. zu erweitern; unmittelbares, erfahrungsgesättigtes Lernen im direkten Umgang mit der Natur versprach, diesen Mangel zu beseitigen.
Heute wird unter dem Begriff *Erlebnispädagogik* häufig eine Methode verstanden, die über Natur-, Gruppen- und Ich-Erlebnisse vielfältige Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten bietet sowie dabei erzieherische Prozesse in Gang setzt und vertieft.
Geschulte Fachkräfte setzen Natursportarten, Bewegungsspiele, Selbsterfahrungsübungen etc. gezielt ein, um beispielsweise mit Ängsten besser umgehen zu lernen, um Sensibilität für persönliches Können zu entwickeln, Gemeinschaftsgefühl und -leistung zu erfahren, die Sinne anzuregen, die Notwendigkeit eines sinnvollen Naturschutzes bewußt zu machen oder die Handlungskompetenz zu fördern.
Auf einen Nenner gebracht, dienen alle diese Aktivitäten als Medium für eine möglichst ganzheitliche Persönlichkeitsentwicklung.
Gerade dem Klettersport wird enorme *pädagogische Energie* zugeschrieben, die einerseits gezielt eingesetzt wird, andererseits aber auch jedem Durchschnittskletterer eine Reihe unmittelbarer Lernmöglichkeiten bietet; einige Gedanken und Überlegungen, welchen Beitrag das Klettern aus meiner Sicht zur Persönlichkeitsbildung leisten kann, möchte ich hier vorstellen.

### Abenteuer als Kompensation?

Bei Betrachtung des derzeitigen Freizeitverhaltens fällt auf, daß die sogenannten Abenteuersportarten wie Klettern, Canyoning, Rafting etc. einen regelrechten Boom erleben.
Auf der Suche nach den Ursachen für dieses Phänomen kann zunächst festgestellt werden, daß das Anforderungsprofil vieler Berufe längst nicht mehr dem entspricht, was den Menschen immerhin 99 % seiner Zeit auf der Erde beschäftigt hat, nämlich Fähigkeiten und Fertigkeiten beim Jagen und Sammeln in freier Natur zu entwickeln. Unmittelbare Handlungen mit sichtbaren Erfolgen, das konkrete Sich-Bewähren in lebensbedrohenden Situationen, der lebensnotwendige Bezug zur Natur – diese grundlegenden Erfahrungen sind dem *modernen* Menschen beinahe vollständig verlorengegangen.
Das einseitige und damit defizitäre Identifikationsangebot im Berufsleben bedingt die Entwicklung unterschiedlichster Freizeitaktivitäten, die nicht zuletzt deshalb so wichtig für uns sind, weil sie uns vieles von dem geben, was uns im Alltag versagt bleibt: Spannung, Bewährung in der konkreten Situation, Angstbewältigung, selbstbestimmtes Handeln, Selbstwertgefühl und Selbstbewußtsein.
Während die einen zumindest einen Teil dieser Bedürfnisse sekundär über Fernsehen und Video auszugleichen suchen, beschreiten andere die Pfade sogenannter extremer Sportarten.
Ganz bewußt suchen also Menschen das Risiko, um Unbekanntes, Gefährliches in Bekanntes, Berechenbares und Vertrautes zu verwandeln. Für Felix v. Cube (1990, S.12) trägt das unmittelbare Sich-Bewähren in konkreten Situationen einen wesentlichen Teil zum Erlangen von Sicherheit bei.
Besonders beim Klettern, wo ein Sturzrisiko bewußt in

Kauf genommen wird, spielt dieses Aufgeben und Wiedererlangen von Sicherheit eine große Rolle.
Ein gewisser Anteil Angst, das Bewußtsein einer wirklichen äußeren Gefahr, der Umstand, daß man sich willentlich dieser äußeren Gefahr und der dadurch ausgelösten Furcht aussetzt, und schließlich die Hoffnung, daß die Furcht ausgestanden und beherrscht wird, sind Kennzeichen eines Phänomens, das für die Überwindung von Ängsten von entscheidender Bedeutung ist (vgl. Rose, 1993, S. 75).
Vermutlich ist für viele die Kontrolle von Angstgefühlen ein wesentlicher, wenn auch unbewußter Bestandteil der Faszination am Klettern.
Mögliche Auswirkungen der Bewältigung einer latent vorhandenen Sturzangst beim Klettern können demnach sein: ein „gesünderes" Verhältnis zu Angstgefühlen, bessere Einschätzung der psychophysischen Leistungsfähigkeit, aber auch ein gesteigertes Selbstwertgefühl und Selbstbewußtsein.
Wichtig ist dabei meines Erachtens vor allem, daß Angstgefühle nur in dosiertem Maß auftreten, weil zu massive Angst nicht zur Kontrolle der Angst über individuelle Fähigkeiten führt, sondern vielmehr zum Gegenteil; zu starke Angst lähmt unser Bewußtsein, unsere Wahrnehmungsfähigkeit und unsere Bewegungen, so daß das daraus resultierende verkrampfte Klettern häufig nicht zum gewünschten Sicherheitsgefühl führt.
Die radikalste Form der Angstbewältigung beim Klettern stellt die Free-Solo-Begehung (Klettern ohne Sicherung) dar; über hundertprozentiges Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, das Sich-hinein-Begeben in vollkommene Konzentration, über genaues vorheriges Durchdenken des Vorhabens, die Perfektionierung aller Bewegungsabläufe und nicht zuletzt durch exaktes Abschätzen der psychischen und physischen Leistungsfähigkeit wird dieser Begehungsstil erreicht – Angst und Unsicherheit müssen hier einem ausgeprägten Selbstvertrauen gewichen sein.
Für mich gehört das Gefühl der absoluten körperlichen Kontrolle und das völlige Aufgehen in der Bewegung (Csikszentmihaly nennt dieses Phänomen *flow*) während einer Free-Solo-Begehung zu einem außergewöhnlichen Empfinden, das mich das sensible Zusammenspiel zwischen Körper, Geist und Seele besonders intensiv erleben läßt.

## Unterschiedliche Anforderungsprofile bei verschiedenen Formen des Kletterns

Gerade in jüngster Vergangenheit haben sich im Klettersport verstärkt Formen entwickelt, die völlig neue Möglichkeiten bezüglich notwendiger Risikobereitschaft, objektiver Vergleichbarkeit von Schwierigkeiten und Erreichbarkeit bieten (Hallenklettern, Klettern an künstlichen Wänden). Die traditionellen Klettermöglichkeiten konnten hiermit erweitert und ergänzt werden. Jede dieser Formen des Kletterns besitzt ihr spezifisches Anforderungsprofil.
Aus dem Blickwinkel der Pädagogik ist die Vielfalt der Anforderungen beim Klettern besonders wertvoll, weil sowohl der Anfänger als auch der Fortgeschrittene, der Ängstliche wie der Mutige, der Naturfreund wie der Hallenfreak, der Leistungsfetischist wie der „Genußspecht" aus dem persönlichkeitsbildenden Potential dieser Sportart schöpfen kann:
Der Anfänger kann sich bei niedriger Wandhöhe, von einem Erfahrenen *toprope* gesichert, frei von psychischem Streß, an Höhe und Material gewöhnen und über spielerisches Erproben seiner Tast- und Gleichgewichtssinne Vertrauen in die neuen Bewegungsabläufe gewinnen.
Der Fortgeschrittene wagt seinen ersten Vorstieg, d. h. er lernt reale Sturzangst über hundertprozentiges Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu kontrollieren; jeder Schritt, jedes Greifen, jede Bewegung muß durchdacht und bewußt durchgeführt werden, so daß die Sturzangst beherrscht werden kann, und zwar in dem Bewußtsein, nicht zu stürzen.
Ein weiterer Schritt für den ambitionierten Sportkletterer besteht darin, sich durch häufiges Klettern an der Sturzgrenze bewußt der Sturzerfahrung auszusetzen. Der dabei eintretende *Gewöhnungseffekt* und das Lernen richtigen Sturzverhaltens führen dazu, daß hemmmende Ängste abgebaut werden. Weitgehend angstfreies bzw. kontrolliertes Klettern in gutgesicherten Routen, auch an der Sturzgrenze, trägt entscheidend zu einem kreativen Kletterstil bei, der sich durch ungehemmtes Probieren neuer Bewegungsabläufe, hohe Körperbeherrschung und Freude an der Bewegung auszeichnet.
Völlig anders als beim Sportklettern in gutgesicherten Routen kann es dagegen beim Klettern in alpinem Gelände aussehen. Während beim Sportklettern Stürze zur Tagesordnung gehören, sollte in alpinen Routen in den allermeisten Fällen ein Sturz vermieden werden, da sich sowohl die Absicherung als auch die Rückzugsmöglichkeiten, z. B. im Falle einer Verletzung, häufig problematisch gestalten. Hier gilt es, sein Können besonders sorgfältig einzuschätzen. *Ganzheitliche* Selbsteinschätzung, was technisches Können, Kondition, psychische Belastbarkeit, theoretisches Wissen und Praxiserfahrung anbelangt, ist meiner Meinung nach eine der wichtigsten Eigenschaften, die alpines Klettern zu schulen vermag.

## Die alpine Seilschaft – eine besondere Form sozialer Verbundenheit

Eine Eigenart des Kletterns besteht darin, daß der Kletternde, während er sich in Aktion befindet, als Einzelkämpfer agiert, was seine Bewegungen und sein Höherkommen betrifft, er aber trotzdem in erheblichem Maß



Foto: Hans Gruber

vom Partner abhängig ist. Daß die Entwicklung des Vertrauens zu seinem Partner enorm wichtig ist, leuchtet schon deshalb ein, weil er es ist, der einen eventuellen Sturz halten wird.
Über die unmittelbare Seilverbindung, aber auch durch die gemeinsame Zielsetzung und das gemeinsame Bewältigen und Erleben einer Klettertour ist eine Realanforderung gegeben, die viele Möglichkeiten für soziales Lernen bietet.
Wie ich den zwischenmenschlichen Bereich beim gemeinsamen Klettern erlebt habe, möchte ich an folgendem Beispiel aufzeigen:
Mein Kletterpartner Tobias und ich hatten seit einiger Zeit den gemeinsamen Wunsch, eine lange Route am Montblanc (Freney-Zentralpfeiler) zu klettern. Nach einigen Vorbereitungstouren, die alle in größere Höhen geführt hatten, waren wir uns einig, daß wir genügend trainiert und akklimatisiert waren, um einen Versuch zu wagen.
Allein das Packen des ca. 15–20 kg schweren Rucksackes erfordert genaue Überlegungen, denn einschließlich Zu- und Abstieg müssen drei Tage für die Tour veranschlagt werden. Gedankenversunken sitzt jeder vor einer schier unüberschaubaren Menge an Kletterausrüstung, Kleidung und Proviant und prüft jedes kleinste Teil auf Gewicht und Notwendigkeit; schließlich will jedes Gramm Material getragen sein.
Im Nieselregen steigen wir zunächst noch in der Krummholzregion, später zwischen Blaubeersträuchern und Alpenrosen und zuletzt in steilen Felsflanken hinauf zu unserem ersten Stützpunkt, einer gut geführten Hütte des Bergführervereins von Courmayeur. In den Stunden des Aufstiegs bin ich ganz für mich und doch nicht allein. Das Aufwärtssteigen miteinander, wo jeder seinen Schritt, sein Tempo geht und seinen Gedanken nachhängt, stellt für mich oft eine ideale Kombination von „meditativem" Ich-Sein und trotzdem Miteinander-Sein dar.
Anderntags sind wir bereits mehr gefordert – gemeinsam am Seil bewegen wir uns bei strahlend blauem Himmel durch den steilen, zerklüfteten Brouillardgletscher aufwärts. Gletscherspalten werden übersprungen, steile, abweisende Eisflanken gequert und dabei der günstigste Weg durch Spaltenzonen und Gletscherbrüche gemeinsam ausgetüftelt. Wie fast immer, sind wir uns bei der Routenwahl einig. Im Laufe der Zeit sind wir zu einer gut eingespielten alpinen Seilschaft geworden; beide haben wir sowohl ein Gefühl für gegenseitige Stärken und Schwächen als auch ein Auge für alpine Gefahren, wie eisschlaggefährdete Zonen, verschneite Gletscherspalten, drohende Wetterverschlechterung etc. entwickelt, so daß wir uns, fast blind vertrauend, im Spurlegen durch den Gletscher abwechseln können. Schließlich gelangen wir über einen „sumpfigen", steilen Firnhang zum nächsten Stützpunkt, einer einfachen Biwakschachtel in 3850 Meter Höhe.
Während ich mit leichten Kopfschmerzen zu kämpfen habe und mich ins Innere der vor Sonneneinstrahlung schützenden Biwakschachtel zurückziehe, versucht Tobias noch die weitere Route zum Einstieg des Pfeilers ausfindig zu machen. Da wir anderntags bereits um 4.00 Uhr morgens aufbrechen wollen, ist es gut, die Zustiegsroute

zu erkunden, damit uns die Wegsuche in der Dunkelheit nicht unnötig Zeit kostet.
Ich bin an diesem Nachmittag froh, diese wichtige Aufgabe meinem Partner überlassen zu können und genieße die Ruhe und das Alleinsein in der Biwakschachtel. Im Halbschlaf sind meine Gedanken bereits ganz beim nächsten Tag: Werden viele Stellen vereist sein? Schaffen wir es an einem Tag, ohne am Pfeiler übernachten zu müssen? Wie schwer werden mir die überhängenden Passagen in dieser großen Höhe und mit schwerem Rucksack fallen? Fragen über Fragen, und doch spüre ich trotz der Bedenken eine unglaubliche Vorfreude und Spannung, weil ich weiß, daß wir dem Vorhaben gewachsen sind.
Nach einer sehr kurzen, sternklaren Nacht brechen wir in totaler Finsternis auf, um endlich unsere langersehnte Route klettern zu können. In brüchigem, steilem Felsgelände bewegen wir uns seilfrei im Schein der beiden Stirnlampen aufwärts. Noch sind die Glieder kalt, der Atemrhythmus unregelmäßig und die Bewegungen steif, aber wir haben Vertrauen ineinander – das hier noch ungesicherte Klettern ist für uns selbstverständlich; keiner braucht sich um den anderen zu sorgen, nachzufragen, ob er irgendwo Schwierigkeiten hat. Schließlich müssen wir eine Eisrinne abseilen und noch eine breite, steile Eisflanke queren, bis wir am Einstieg stehen.
Das Umziehen, Essen, Standplatz einrichten, Anseilen und Losklettern gleicht einem Ritual, bei dem beide genau wissen, was zu tun ist; trotzdem bleibt jedem viel Zeit, von dieser 4000 Meter hohen „Aussichtskanzel" die ersten wärmenden Sonnenstrahlen zu genießen und sich an der Wildheit und Ursprünglichkeit der Berge zu freuen.
Die Kletterei, die sich zwischen 4000 und 4600 Meter bewegt, ist ob der großen Höhe und des schweren Rucksacks sehr anstrengend und fordernd, aber wir genießen es, im Sonnenschein bei mittlerweile angenehmer Temperatur in einem zwar relativ langsamen, jedoch stetigen Rhythmus zu klettern. Am „oberen Pfeiler", nach ca. 7 Stunden Klettern und 11 Stunden nach dem nächtlichen Aufbruch, bekommt die Kletterei ernsteren Charakter.
Die Sonne erreicht uns aufgrund der ostseitigen Ausrichtung der Route nicht mehr, die jetzt ungemein düster wirkenden Felsfluchten über uns hängen stark über, ein eisiger Wind und damit ein langsam auskühlender Körper verhindern geschmeidige Bewegungen, und die zusätzliche Ausgesetztheit der Route (der Blick reicht direkt in die klaffenden Gletscherbrüche des 600 Meter tiefer liegenden Gletschers) werden zu einer psychischen und physischen Herausforderung.
Wir beschließen, in den schwierigen Seillängen die Rucksäcke am Seil nachzuziehen, um so ohne die schwere Last auf dem Rücken klettern zu können.
Langsam, aber sicher taste ich mich an den Überhängen empor und überlege, ob die vielen rostigen, alten, hier der Witterung stark ausgesetzten Haken einen eventuell möglichen Sturz halten würden, während Tobias, schlotternd vor Kälte, am Standplatz steht und mein Tun aufmerksam und gespannt verfolgt. Das Vertrauen in meine Fähigkeiten, einige solide Klemmkeile, der unbedingte Wille, diese Route zu klettern und die Gewißheit, daß mich Tobias sorgfältig sichert, lassen mich jedoch keine Sekunde wirklich zweifeln. Trotz hoher innerer Anspannung genieße ich den „kraftvollen Kampf" an den Überhängen, das intensive Atmen, die extreme Ausgesetztheit und das Gefühl, weit entfernt von der Zivilisation zu sein.
Und tatsächlich steigen wir beide bereits am Spätnachmittag auf dem Pfeilergipfel aus, so daß wir die letzten Stunden des Tageslichts noch nützen können, um zum Gipfel des Montblanc zu gehen.
Wir legen die Steigeisen an, das Seil ab und klettern die letzten 150 Meter in eisdurchsetztem Felsgelände bis an den Gipfelgrat, über den wir bei untergehender Sonne die letzte Stunde mit schweren Gliedern zum Gipfel stapfen. Während wir bei eisigem Höhensturm den sanften Gipfelaufschwung erreichen, spüre ich, daß ein Traum zu Ende geht – anstrengender, länger, schwieriger habe ich mir alles vorgestellt – es war ein Tag, an dem einfach alles in sich stimmig war: Wetter, Verhältnisse, psychische und physische Verfassung, hohe Motivation, aber auch die nötige Portion Glück.
Im letzten Abendlicht als einzige (was bei dem Bekanntheitsgrad des Gipfels sicher eine große Ausnahme ist) am Montblanc zu stehen und auf einen so ereignisreichen, voller Sinneserfahrungen und Anspannung steckenden Tag gemeinsam zurückblicken zu können, ist ein wirklich außergewöhnlich verbindendes Erlebnis, dessen man sich oft erst Tage danach richtig bewußt wird.

Offensichtlich stellt sich beim Klettern „gleichsam ganz von selbst eine Form der mitmenschlichen Beziehung ein, nach der wir ein tiefes Bedürfnis in uns tragen, die aber mit den Funktionsgesetzen unserer Gesellschaft nicht vereinbar ist. Unsere Verbundenheit mit dem Bergkameraden ist ein direktes, selbstverständliches und vital notwendiges Aufeinanderbezogensein" (Aufmuth, 1988, S. 34 f.), das im Zeitalter einer technisch hochentwickelten Kommunikation weitgehend verlorengegangen ist.
Ulrich Aufmuth hat einige wichtige Aspekte zur Ausnahmestellung „der tiefbeglückend empfundenen Gesellungsform" einer Seilschaft festgehalten:
„1. Das Denken und Wollen der Partner ist auf ein gemeinsames Ziel gerichtet, das einen rund um die Uhr verbindet.
2. Aus dem identischen Streben und Zusammensein, das für die Zeitdauer der Tour eine weitgehende Einheit des Denkens und Fühlens erzeugt, ergibt sich wie von selbst ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl.
3. Durch die Seilverbindung ist man beim Klettern auf unmittelbare Weise miteinander verbunden; im sicheren gegenseitigen Wissen und Vertrauen um das Können und



Foto: Hans Gruber

**Bergfreundschaft: „Gemeinsam bewältigte Schwierigkeiten und gemeinsam Erlebtes ..."**

die Erfahrung gilt der einzelne vor allem anderen durch seinen Charakter und seinen Beitrag zur gemeinsamen Sache. Statusfaktoren und trennende soziale Rollen werden damit am Berg unbedeutsam" (vgl. Aufmuth, 1988, S. 32 f.).

Unternehmungen, wie ich sie eben beschrieben habe, setzen ein harmonisches, aufeinander abgestimmtes Miteinander voraus, das sich im Laufe der Jahre durch viele gemeinsame Unternehmungen, Erfolge, aber auch Niederlagen (z. B. Rückzugsaktionen bei schlechtem Wetter, ein Partner fühlt sich den Schwierigkeiten nicht gewachsen) bildet. Was zu diesem Miteinander alles gehören kann bzw. welche *sozialen Lerneffekte* dabei auftreten können, soll im folgenden aufgezeigt werden:

1. Nur ein selbstverständliches gegenseitiges Eingestehen und Ausgleichen der Schwächen ermöglicht Unternehmungen, wie sie oben aufgezeigt wurden. Vielleicht lernt man auch im täglichen Miteinander mit Schwächen anders umzugehen, wenn man beim Klettern die unmittelbar zutage tretenden Schwächen vor sich und dem Partner eingestehen muß. Hilfsbereitschaft und Rücksichtnahme sind wichtige Eigenschaften, die hier erlernt werden.
2. Absolutes Vertrauen in das alpine Können (Umgang mit dem Seil, verschiedene Sicherungsmechanismen, persönliches Kletterkönnen etc.) und der sorgsame Umgang der Partner vermitteln ein sicheres, befriedigendes Bergerlebnis. Dazu ist es jedoch nötig, sich bedingungslos auf den anderen einzulassen, was im Zeitalter unterschiedlichster neurotischer Beziehungsgeflechte alles andere als selbstverständlich ist. Im direkten Aufeinanderbezogensein beim Klettern kann diese Fähigkeit vielleicht leichter erlernt werden als im Alltagsleben.
3. Ein weiterer Aspekt, der sich aus der Realanforderung des Sicherns ergibt, ist die Sensibilisierung des Verantwortungsbewußtseins für den Partner. So trägt z. B. die Aufmerksamkeit des Sichernden einen erheblichen Teil zu risikoreduzierten Vorstiegen (und Nachstiegen!) bei.

4. Die vielen gemeinsamen Kletterunternehmungen, manchmal auch in Grenzbereiche gehend, wirken stark verbindend. Ideal ergänzende Zusammenarbeit im Team führt zu einer enormen Leistungsfähigkeit, die weit über die Grenzen des einzelnen gehen kann. Jeder gibt sein Bestes, um das Ziel zu erreichen. Gemeinsam bewältigte Schwierigkeiten und gemeinsam Erlebtes fördern starke zwischenmenschliche Bindungen, die weit über das Klettern hinausgehen können; daß sich hier Gemeinschaftsgefühl und Sinn für Teamarbeit besonders entwickeln, ist leicht einzusehen.

## Dimensionen des Körpererlebens beim Klettern

Körpererleben und Körpererfahrung sind wesentliche Elemente des Kletterns. Körperliche Anstrengung, Leistung und der „Kampf" mit dem Fels sind wichtige Voraussetzungen, um beim Klettern erfolgreich zu sein. Dabei spielen nicht nur Kraft und Mut eine Rolle, sondern im besonderen Kreativität, Geschicklichkeit, Gleichgewichtsgefühl und Beweglichkeit.
Der besonders von der jüngeren Generation bisweilen gepflegte *Körperkult*, der sich durch viel nackte Haut und selbstbewußte Körperdarstellung auszeichnet, läßt die Bedeutung des Körpers bereits erahnen.

**Der *lustvolle* Umgang mit körperlicher Anstrengung**
Als Sporttreibender, und damit natürlich auch als Kletterer, setzt man sich bewußt Anstrengungen aus, wodurch in der Regel Glücksgefühle und Zufriedenheit hervorgerufen werden. Bei weniger sportambitionierten Menschen löst dieses Verhalten nicht selten verständnisloses Kopfschütteln, manchmal auch ein mitleidiges Lächeln aus.
Woher kommt es, daß wir Kletterer es als so wohltuend und befriedigend empfinden, lange Zustiege in Kauf zu nehmen, in steilem Fels zu klettern bis die Arme schmerzen, um uns anschließend wieder ins Tal zu begeben und mit schweren, häufig verschrammten Gliedern nach Hause fahren?
Auf das anthropologische Grundbedürfnis des Sich-Bewegens wurde bereits hingewiesen, d. h. sich körperlich anzustrengen ist eines der grundlegendsten Bedürfnisse des Menschen; der Körper verlangt ebenso wie Geist und Seele nach *Nahrung* – einen Teil dieser Nahrung erhält er über das Sich-Fordern durch Anstrengung.
Beim Klettern wird der Körper intensiver gefordert als bei vielen anderen Sportarten; neben der offensichtlichen Beanspruchung der Arm- und Oberkörpermuskulatur sind Rumpf- und Beinmuskulatur in hohem Maß an den Bewegungen beteiligt. Wenn Kreativität, Kraft, Koordination und Beweglichkeit in harmonischem Zusammenspiel zu kontrollierten, eleganten Bewegungen führen, weist dies



Fotos: Hans Gruber

auf souveränes körperliches Leistungsvermögen hin; ein entscheidendes Lustmoment des Kletterns findet hierin seinen Ausdruck: das persönliche Können. Das Hochgefühl des persönlichen Könnens gehört wohl zu den elementarsten menschlichen Lustgefühlen, welches Klettern auszulösen vermag.

Befriedigendes und ausgeglichenes Körpererleben wird allerdings nicht ausschließlich über Anstrengung, Anspannung und körperliche Höchstleistung erlangt; bewußte Phasen der Entspannung sind unerläßlich für ein ganzheitliches psychophysisches Wohlbefinden. Häufig wird wohltuende Entspannung besonders im Kontrast zu vorhergehender Anstrengung erlebt. Jeder Kletterer oder Bergsteiger kennt die wohlige Schwere des Körpers und den tiefen, zufriedenen Schlaf nach einem ausgiebigen Tourentag.

Vollkommene Entspannung zuzulassen gehört vermutlich zu den schönsten, aber für viele auch zu den am schwersten zugänglichen menschlichen Grundbedürfnissen. Über das kontrastive Erleben von körperlicher Anstrengung und bewußter Erholung kann hier ein erleichterter Zugang stattfinden.

**Bewegungskreativität, Bewegungsantizipation und Beweglichkeit**

Körpererleben setzt sich, wie bereits erwähnt, nicht allein aus Kraft und Anstrengung, sondern auch aus einer Reihe anderer Fertigkeiten und Fähigkeiten zusammen.

Beim Klettern spielt hierbei die Vorstellungskraft über die Bewegungen, die einen möglichst ökonomisch ans Ziel bringen sollen, eine entscheidende Rolle.

Wenn ich eine für mich schwere Stelle klettern will, muß ich die nächsten Bewegungen antizipieren (geistig vorwegnehmen), also einen Bewegungsplan erstellen, der es mir ermöglicht, die Passage zu meistern. Dazu gehören neben der geistigen Leistung und dem Willen, mich anzustrengen, natürlich auch entsprechende körperliche Fähigkeiten. Die vielen unterschiedlichen Klettertechniken geben deutliche Hinweise.

Wer als passionierter Kalkkletterer einmal versucht hat, sich einen glatten Granit-Schulter- oder -Körperriß hochzuklemmen, dabei ständig das Gefühl hatte, gleich herauszufallen und schließlich doch mit allen Mitteln, Tips und Tricks unter Einsatz seiner letzten Energien schweißgebadet und keuchend ankommt ... der weiß, wovon ich spreche.

Daß hier nicht *rohe* Kraft zum Erfolg führt, sondern ein hohes Maß an Körperbeherrschung und Körpergefühl, erkennt man spätestens dann, wenn ein Rißspezialist am Werk ist: Lautloser, eleganter Höhengewinn ohne hektisches Scharren durch gezielten und dosierten Einsatz von Körperspannung, extremen Spreizstellungen und unterschiedlichsten Klemmtechniken geben dem Beobachter das Gefühl eines *Tanzes in der Vertikalen*.

Wie bereits angesprochen, entwickeln Kletterer im Laufe der Jahre eine ausgeprägte Sensibilität für ihr Leistungsvermögen, d. h. sie lernen mit ihren Kräften zu haushalten und ahnen Erholungspositionen voraus; ihre Bewegungskreativität und ihre koordinativen Fähigkeiten nehmen aufgrund der vielfältigen Bewegungserfahrungen zu und sie lernen persönliche Schwachpunkte und Stärken kennen.

**Seite 160: Abseilen von der Waidringer Steinplatte (Chiemgauer Alpen)**
**Unten: Am Stiebritzpfeiler, Ellmauer Halt (Wilder Kaiser)**
**Rechts: In der Carlesso/Sandri-Führe am Torre Trieste (Civetta)**

Besonders in Phasen hoher Kletteraktivität empfinde ich mit einer deutlich gesteigerten Körperwahrnehmung ein harmonisches Eins-Sein mit meinem Körper.

**Facetten der gesundheitlichen Bedeutung**
Sieht man einmal davon ab, daß Klettern, wie jede andere Sportart auch, gesundheitsgefährdende Risiken birgt, so kann diesem Sport hohe Bedeutung in bezug auf seinen gesundheitlichen Wert beigemessen werden: Besonders wegen des gesamten Körpereinsatzes kann sich die Skelettmuskulatur in harmonischer Weise entwickeln. Haltungsfehler und Haltungsschwächen können beseitigt werden bzw. treten erst gar nicht auf.
Beweglichkeit und Gewandtheit sind weitere Fähigkeiten, die vor allem beim Sportklettern in besonderer Weise geschult werden.
Beim Klettern im Gebirge kommt der Faktor Ausdauer hinzu: Die aerobe Ausdauerleistung wird bei der Bewältigung alpiner Routen erheblich verbessert (Zustieg, Abstieg, Kletterlänge); Vorbeugung wird hier vor allem gegen





die weitverbreiteten Herz-Kreislauferkrankungen geleistet. Auf den erleichterten Zugang zur Entspannungsfähigkeit wurde bereits hingewiesen.
Insgesamt läßt sich feststellen, daß sich beim Klettern ein ausgeprägtes Körperbewußtsein und Körpergefühl bildet, das für die Erhaltung der Gesundheit von nicht zu unterschätzendem Wert ist.

## Natur als unmittelbares Lernfeld

Die Bergwelt bietet eine Fülle von Möglichkeiten, Natur zu erleben und zu erfahren; angefangen bei den vielfältigen Sinneseindrücken, die rund um das eigentliche Klettern auf die Agierenden einwirken, über aktives und passives Naturwahrnehmen während des Kletterns bis hin zu unmittelbarem Lernen durch die Gesetze der Natur. Umwelterziehung, im besonderen die Sensibilisierung für den Naturschutz und für ökologische Zusammenhänge, ist in Zusammenhang mit dem Klettersport ein viel diskutiertes und brisantes Thema. Die These, daß häufig diejenigen, für die Natur einen hohen Freizeitwert besitzt, also auch die Kletterer, ein ausgeprägtes Natur- und Umweltbewußtsein entwickeln, möchte ich hier kurz aufgreifen und erläutern.

**Anschaulicher *Unterricht* durch Naturwahrnehmung bei Zu- und Abstieg**
Klettern in urwüchsigen Naturlandschaften, das beinhaltet nicht nur, bestimmten Schwierigkeitsgraden nachzujagen oder Wunschrouten „abzuhaken", sondern auch, sich der Natur auszusetzen, in der Natur zu leben und ihre Gesetzmäßigkeiten kennenzulernen. Die unmittelbaren Lernmöglichkeiten sind erstaunlich vielfältig, wenn man aufmerksamer Betrachter mit allen seinen Sinnen ist.
Der beschriebene Zustieg zur geschilderten Kletterroute am Montblanc deutet bereits einige Aspekte der Naturwahrnehmung an:

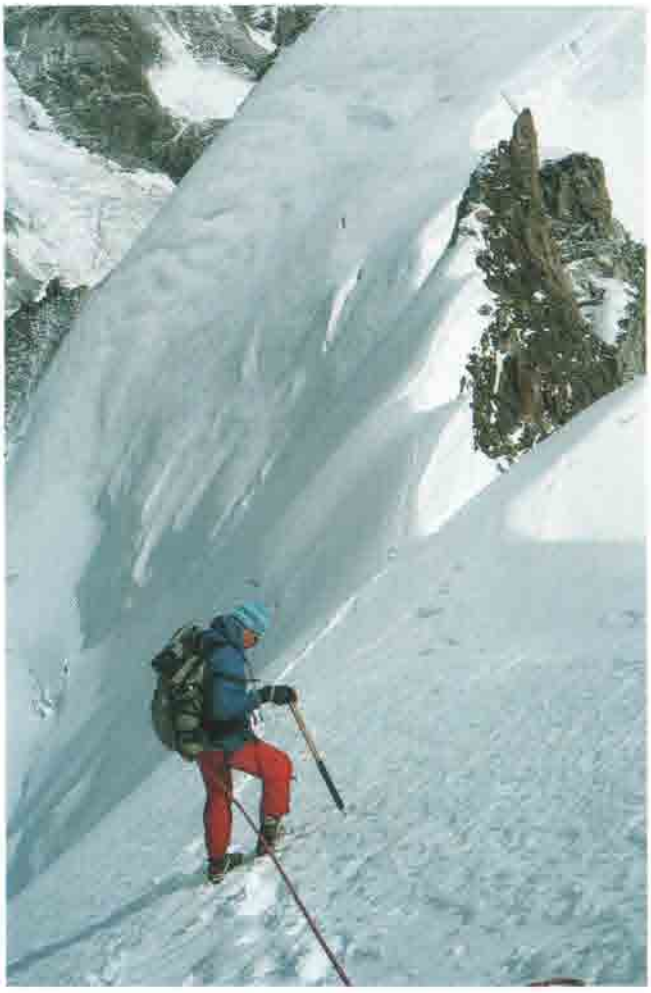


Foto: Hans Gruber

**Gemeinsam am Seil:
Übergang vom Obergabelhorn
zur Wellenkuppe
(Wallis)**

Der Aufstieg vom Tal (1500 m Meereshöhe) bis zum Gipfel (4807 m Meereshöhe) beträgt einen Unterschied von gut 3300 Höhenmetern. Im langsamen Höhersteigen und Klettern durch die verschiedenen Vegetationszonen erhält man anschaulichen Naturkundeunterricht:
Der noch relativ üppig bewachsene, windgeschützte Talgrund ist gekennzeichnet durch großen Artenreichtum in Fauna und Flora. Ab ca. 2000 m wird die Vegetation deutlich spärlicher. Vereinzelte Latschenfelder und Alpenrosensträucher dekorieren die bereits artenärmeren Almen und Matten – trotzdem findet das aufmerksame Auge unterschiedlichste Blumen und Gewächse.
Die Pfiffe der Murmeltiere und das Krachen im entfernten Gletscherbruch sind die einzigen Laute, die noch wahrgenommen werden können.
Gemsen, Steinböcke leider wesentlich seltener, Dohlen und Schneehühner, manchmal auch ein Auer- oder Birkhahn und der Alpensalamander können in den einsamen Regionen des Hochgebirges immer wieder beobachtet werden.
In den vergletscherten Regionen ab 3000 m verwandelt sich die Landschaft in eine unwirtliche Eis- und Felswüste, in der nur noch Flechten und Moose überleben.
Wer also Augen und Ohren bewußt offenhält, wird eine Reihe von Zusammenhängen in der Tier- und Pflanzenwelt des Hochgebirges erkennen; erfahrungsgesättigtes, primäres Erleben der Natur über unmittelbare Sinneswahrnehmung ist ein Hauptcharakteristikum derartiger Lernprozesse.

**Rhythmisierung von Naturerleben und intensiver Naturerfahrung beim Klettern in Seilschaft**

Speziell beim Klettern in Seilschaft kann ich einen bestimmten Rhythmus im Erleben der Natur feststellen. Bedingt durch die gebräuchliche Art des Sicherungsmechanismus ergibt sich, daß beim Klettern in Zweierseilschaft immer nur einer der beiden Partner in Aktion sein kann, also klettert, während der andere sichert. Dies hat einen ständigen Wechsel von Anstrengung und Konzentration sowie Erholung und Entspannung zur Folge:
Als Kletternder sind alle Sinne auf den kleinen Ausschnitt Natur, die zu kletternde Strecke im Fels gerichtet. Das Auge bewertet die Steilheit des Felses, identifiziert kleine Unebenheiten, sucht nach den günstigsten Haltepunkten für die Hände und Antrittmöglichkeiten für die Füße, macht mögliche Ruhepositionen ausfindig, von denen aus wieder neue „Bewegungspläne" für die nächsten Klettermeter geschaffen werden können. Die Hände tasten nach den Haltepunkten, die das Auge ausgemacht hat, sie überprüfen deren Tauglichkeit, indem sie die Brüchigkeit, Griffigkeit und Rauhheit des Gesteins erfühlen, und setzen den im Kopf entstandenen „Bewegungsplan" zusammen mit der entsprechenden Beinarbeit um. Zusätzlich wird unzuverlässig erscheinendes Gestein abgeklopft, um über akustische Rückmeldung hohle Schuppen etc. zu erkennen, die nur sehr vorsichtig, in eine bestimmte Richtung oder überhaupt nicht belastet werden können.
Während des Kletterns selbst ist also das ganze Denken und Tun auf den winzigen Abschnitt der Kletterstrecke konzentriert, mit dem man sich aktiv auseinandersetzt.
Am Standplatz angekommen lösen sich Anspannung, Anstrengung und Konzentration – die Wahrnehmung weitet sich. Während ich meinen Partner sichere, nehme ich die Natur um mich herum mehr unbewußt als bewußt wahr: Ich beobachte, wie sich die Dohlen geschickt vom Wind tragen lassen und wie sich die Wolkenbilder ständig verändern, höre das intensive Atmen meines Partners und spüre dabei neue Energien und Motivation für die nächste Seillänge in mir aufsteigen.
Beide Arten der Naturbegegnung bergen Elemente meditativen Erlebens in sich, die ein innerliches Freiwerden von den Gedanken um den Alltag bewirken. Während des Kletterns sorgt das vollkommene Aufgehen im Tun und die dafür nötige Konzentration für ein bewußtes Augenblickserleben. Ähnlich wie beim Meditieren gewinnt man durch einen erhöhten Bewußtseinsgrad neue Zugänge zur eigenen Persönlichkeit.
Die mehr oder weniger unbewußte Wahrnehmung der Natur am Standplatz ist der Umgebungswahrnehmung während des Meditierens nicht unähnlich. Das Sichern des Partners verlangt die volle Aufmerksamkeit, sein Agieren nimmt der erfahrene Sichernde meist schon taktil,

also über die Art und Weise des Zugs am Seil, ausreichend wahr, so daß er zum richtigen Zeitpunkt entsprechend viel oder wenig Seil ausgeben oder einziehen wird. Die Natur um einen wird ähnlich der Umgebung beim Meditieren wahrgenommen, ist also nicht zentraler Bewußtseinsgegenstand, sondern wird lediglich unbewußt aufgenommen. Wie man zum Meditieren einen bestimmtem Raum, ein bestimmte Umgebung und Atmosphäre braucht, so stellt die Natur beim Klettern eine Art Raum dar, in dem man in einem Gefühl von Vertrautheit und Geborgenheit frei werden kann von den Gedanken, die einen rund um die Uhr beschäftigen.

**Sensibilisierung für die Gesetze der Natur**

Dadurch, daß sich bei Gebirgstouren der Kletterer auch den Gefahren der Natur aussetzt, ist ein bestimmtes Grundwissen um die Naturgesetze unbedingte Voraussetzung, um sicher im Gebirge unterwegs sein zu können. Lernprozesse finden hier auf zwei völlig unterschiedlichen und dennoch untrennbar verbundenen Ebenen statt. Meist erfolgt die Auseinandersetzung, z. B. mit Wetterkunde oder Orientierung, in dieser Reihenfolge: Verstehen und Erlernen der Theorie, Anwendung in praktischen Übungen, Übertragung des erworbenen Wissens auf eine Realsituation. Zum einen müssen also theoretische Grundlagen vorhanden sein, zum anderen bildet sich im Laufe der Zeit in der wiederholten Anwendung bei Realanforderungen ein Erfahrungswissen, das für die richtige Beurteilung von Wetterentwicklung und alpinen Gefahren unbedingt notwendig ist.

Wie derartige Lernprozesse aussehen können, soll folgendes Beispiel verdeutlichen:

Eine Seilschaft, die sich auf die Prognose des allgemeinen Wetterberichts verlassen hatte, stieg, ohne die besonderen lokalen Wetterzusammenhänge zu kennen, in eine zwar rein technisch wenig schwere, jedoch lange Route ein. Nachdem sich die Föhnlage überraschend schnell verändert hatte, behinderte einsetzender Schneefall das Weiterkommen erheblich, so daß die Seilschaft zwei volle Tage durchnäßt und frierend in der Wand verbringen mußte, bevor sie nach leichter Wetterbesserung den Rückzug antreten konnte.

Beide Teilnehmer hatten Routenziel und Zeitpunkt scheinbar sorgfältig gewählt: Sie waren in guter körperlicher Verfassung, die technischen Schwierigkeiten waren für beide gut zu bewältigen, der Wetterbericht versprach gutes Wetter, und trotzdem gab es diese böse Überraschung.

Vermutlich wäre diese unangenehme und zudem nicht ungefährliche Erfahrung einem besonnenen, mit den lokalen Bedingungen vertrauten Alpinisten erspart geblieben, weil er aufgrund seines Erfahrungswissens die Unsicherheit des Wetters im Bereich der Föhnscheide hätte einschätzen können und trotz günstiger Wetterprognose eine wesentlich kürzere Route vorgezogen hätte – der Unterschied zwischen Theorie und Praxis wird hier überdeutlich.

Zweifelsohne wird selbst der Routinierteste, dessen alpine Kompetenz sich auf fundiertes Wissen und hohe Erfahrungswerte stützt, nicht sicher sein vor unliebsamen Überraschungen. Nicht zuletzt sind es ja auch diese Über-



Foto: Jürgen Winkler

**Naturwahrnehmung beim Zu- und Abstieg – zum Beispiel Wasser**

raschungen, die sich tief ins menschliche Bewußtsein einprägen, also auch zur Erfahrungsbildung beitragen und das Gefahrenbewußtsein zusätzlich schärfen.
Am idealsten und sichersten jedoch entwickelt sich ein sensibles Gefahrenbewußtsein aus einer besonnenen Haltung heraus, die sich darin auszeichnet, daß theoretisches Wissen und Erfahrungswissen entsprechend den Gesamtanforderungen einer Route richtig eingeschätzt werden kann.

**Muß die Natur vor dem Kletterer geschützt werden?**
Obwohl sich durch die vielen, oft nicht mehr nachvollziehbaren Felssperrungen in den Mittelgebirgen Naturschützer und Kletterer in zwei scheinbar unvereinbare und gegensätzliche Lager spalteten, wage ich zu behaupten, daß gerade die Kletterer ein besonderes Interesse am Schutz und der Erhaltung der Natur haben. Tatsache ist, daß den Kletterern von organisierten Naturschützern Naturzerstörung vorgeworfen wird, obwohl auf eine langjährige, fruchtbare Zusammenarbeit zurückgeblickt werden kann, die aus gemeinsamen Zielsetzungen bezüglich des Naturschutzes hervorgegangen ist.
Meiner Meinung nach kann es nicht sinnvoll sein, jedes Stück schützenswerte Natur für den Menschen unzugänglich zu machen, denn wenn alle Rückzugsmöglichkeiten in eine weitgehend unberührte Natur vereitelt werden, bleibt am Ende vielleicht als einzige Möglichkeit, sich über Videoclips etc. die Natur sekundär ins Haus zu holen, und letztendlich wüßte niemand mehr, was er und vor allem warum er es schützt.
Einsichtiger ist es vielmehr, genau den umgekehrten Weg zu beschreiten, d. h. daß man die Menschen, die sich in entsprechenden Gebieten aufhalten, nicht verbannt, sondern Möglichkeiten aufzeigt, wie sie dieses für sie so wichtige Stück Natur erhalten können. Diejenigen, für die die Natur zu einem wichtigen Bestandteil ihres Lebens geworden ist, deren Erleben geprägt wird vom Reichtum und der Vielfalt natürlicher Räume, werden diese auch schützenswert finden und sich überlegen, wie Naturschutz sinnvoll erfolgen kann.
Ein wichtiger Aspekt dabei ist der Aufbau einer emotionalen Bindung zu der Umgebung, die einem das gibt, was entscheidend zum Wohlgefühl und zur Zufriedenheit des einzelnen beiträgt. Die gefühlsmäßige Bindung an eine schöne Landschaft, einen See oder einen beeindruckenden Berg trägt meiner Meinung nach wesentlich intensiver zur Sensibilisierung für den Naturschutz bei als die ausschließlich rationale Erkenntnis, daß wir uns auf lange Sicht gesehen die Lebensgrundlage entziehen, falls hier kein Umdenken stattfindet. Dem *Durchschnittskletterer* unterstelle ich beides: Rationale Erkenntnis der Notwendigkeit eines sinnvollen Naturschutzes und eine tiefe, emotionale Bindung zur Natur, die durch ihre prägende Erlebnisvielfalt entstanden ist.
Daß der Bergsport erheblich zu einem verantwortungsvollen Umgang mit Natur beitragen kann, zeigen nicht zuletzt die zahlreichen Aktionsgruppen verschiedenster Alpenvereinssektionen, die „Patenschaften" für Mittelgebirgsgebiete übernommen haben, jährliche Müllaufräumaktionen starten, Pflanzaktionen durchführen etc.

## Erlebnisfähigkeit und Glücksfähigkeit wachrufen

Ein lauter Freudenschrei durchschneidet die Minuten der gespannten Stille. Mit völlig ausgepumpten Unterarmen und trockener Kehle erreiche ich nach gefühlvollem Tanz auf kleinen Leisten, roher Kraftarbeit an einem kleingriffigen Überhang und trickreicher Wandkletterei endlich den Standplatz. Der Kampf mit der Schwerkraft ist gewonnen – eine wunderschöne, athletische Seillänge liegt hinter mir.
Freude, Glück, Erleichterung, Entspannung – ein Schwall an Gefühlen bricht sich Bahn. Unbeschreibbar ist das berauschende Gefühl, es geschafft zu haben – dem Rhythmus meiner Bewegungen folgend, auf meine Fähigkeiten vertrauend.
Für mich zählt das intensive Spüren meines Körpers, die kaum zu beschreibende Freude über gelungene ästhetische Bewegungen und das Erleben meiner Begeisterungsfähigkeit mit zu den bereicherndsten Erfahrungen beim Klettern.
Klettern bietet mir eine unter vielen Möglichkeiten, meine Erlebnisfähigkeit immer wieder neu zu mobilisieren. Über intensives Erleben meiner Sinne leben Momente des Glücks und der Dankbarkeit in mir auf.
Sich aus ganzem Herzen zu freuen über ein paar schöne Bewegungskombinationen, über den warmen, griffigen Fels einer Südwand im Frühjahr oder die majestätische Gestalt eines Berges, und sich in diesem Glück dem Partner oder der Partnerin mitteilen zu dürfen, sind Erfahrungen und Eindrücke, die mich immer wieder zurückkehren lassen in die heimischen Kaiser- und Wettersteinwände, die fernen Westalpen, in den Klettergarten und neuerdings in die warme Kletterhalle.

**Literatur:**

Ulrich Aufmuth: Zur Psychologie des Bergsteigens, Frankfurt 1988.
Mihaly Csikszentmihalyi: Das Flow-Erlebnis, Stuttgart 1987.
Felix v. Cube: Gefährliche Sicherheit – Die Verhaltensbiologie des Risikos, München 1990.
Wolfgang Güllich: Ohne Kreativität gibt es keinen Sport, in: AV-Jahrbuch 1989, München 1989, S. 91–106.
Bernd Heckmair, Werner Michl: Erleben und Lernen. Einstieg in die Erlebnispädagogik, in: Schriftenreihe erleben & lernen, Band 2, Neuwied 1993.
Lotte Rose: Zur Bedeutung der Abenteuerlust im männlichen und weiblichen Individuationsprozeß, in: Hans-Günther Homfeldt (Hrsg.), Erlebnispädagogik, Baltmannsweiler 1993, S. 70–81.

# Auf die Dauer hilft nicht nur Power

Oder: „Das Gehirn ist der wichtigste Muskel beim Klettern" (Wolfgang Güllich)

Christian Semmel

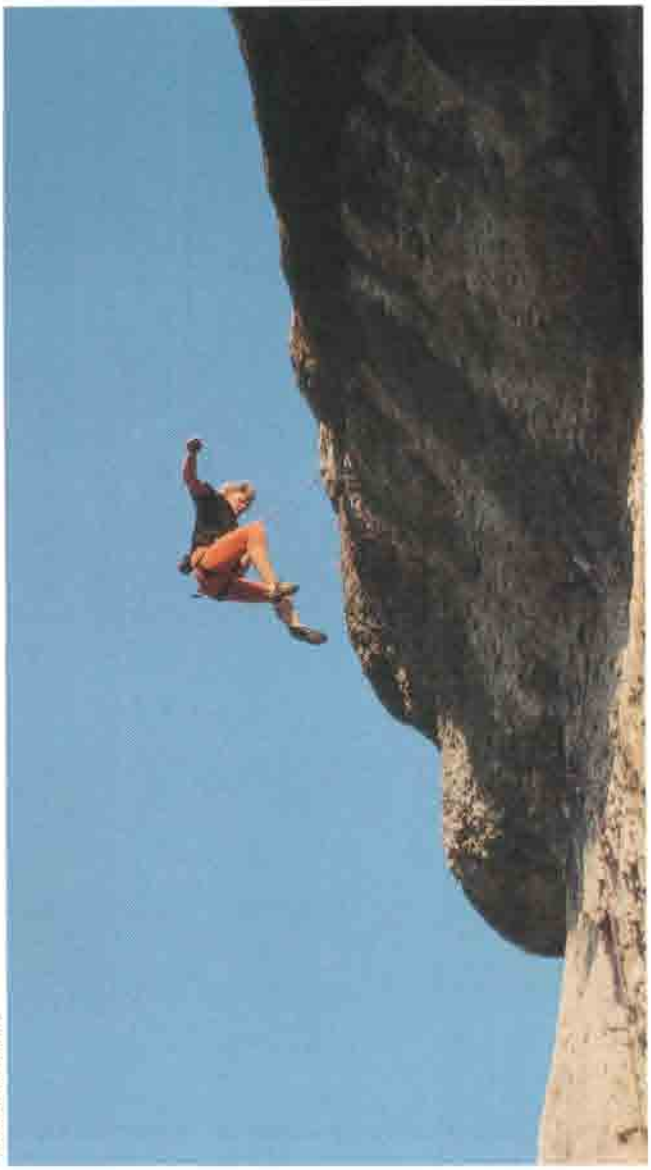
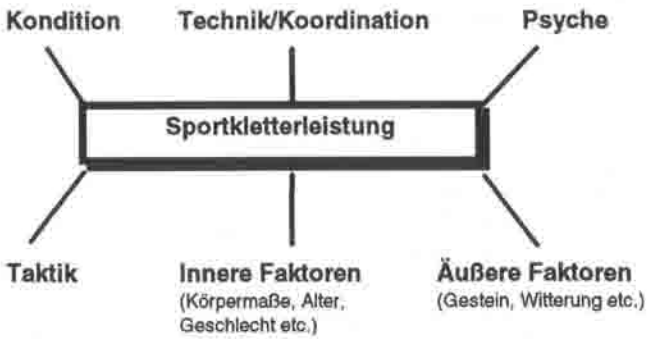


Foto: Christian Semmel

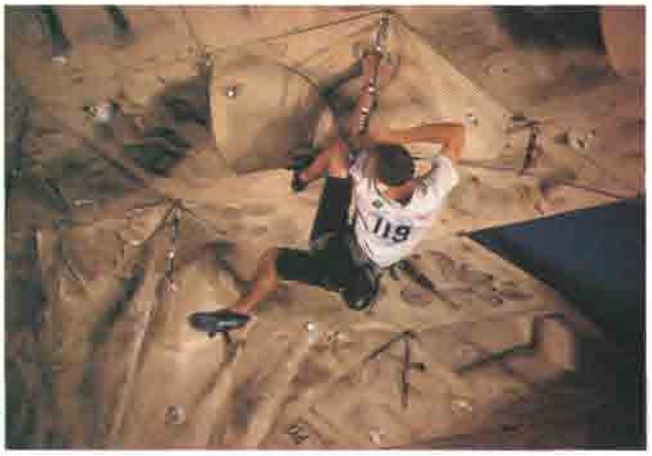
Sportkletterers Streben gilt zumeist nur einem: gegen den Sog gnadenloser Schwerkraft den Umlenkhaken zu erreichen. Fällt er dann doch wieder mit steinharten Unterarmen ins Seil, ist für ihn der Grund meist sonnenklar: Die Kraft hat noch nicht ausgereicht für diese Route. Seine Folgerung: mehr trainieren und weniger essen.
Diese scheinbare Erkenntnis erleuchtet wohl jeden Sportkletterer irgendwann einmal. Obwohl jeder, der einmal seine Nase in ein Sportklettertrainingsbuch gesteckt hat, wissen müßte, daß mehrere Faktoren seine Leistung am Fels bestimmen. Im allgemeinen finden sich in der Literatur sechs Faktoren, die für die sportliche Leistungsfähigkeit ausschlaggebend sind: Kondition – Technik/Koordination – Psyche – Taktik – innere Faktoren – äußere Faktoren.




Eine schematische Darstellung, aus der sich eine Reihe verschiedener Fragen ergibt:

## Welcher Faktor ist am wichtigsten?

Diese Frage zu beantworten, ist eher müßig. Denn jeder Kletterer, egal ob er den 7., 10. oder gar 11. Grad „punkten" will, hat ganz unterschiedliche Stärken und Schwächen. Während der eine seine Vorstiegsangst (Psyche) nicht in den Griff bekommt, kann der andere einfach den entscheidenden Griff nicht festhalten, das Seil nicht



Fotos: Christian Semmel

**Schwierige Einhängeposition**

in den rettenden Haken klinken. „El Brutalo" hingegen hangelt am liebsten und benötigt seine Füße lediglich für den lästigen Zustieg vom Auto zu den, möglichst überhängenden, Kletterfelsen. Was ihm wohl fehlt, um den 10. Grad zu flashen?

Wolfgang Güllich hat einmal gesagt: „Das Gehirn ist der wichtigste Muskel beim Klettern", und das hat ja bekanntermaßen etwas mit Denken und Steuern zu tun. Was während des Kletterns im Gehirn abläuft, von der Wahrnehmung bis zur gezielt geplanten und gesteuerten Bewegung, ist wohl am ehesten dem Faktor „Technik" zuzuordnen.
Um dem Leistungshemmer Kopf also auf die Schliche zu kommen, wollen wir zunächst den Begriff „Technik" näher unter die Lupe nehmen.

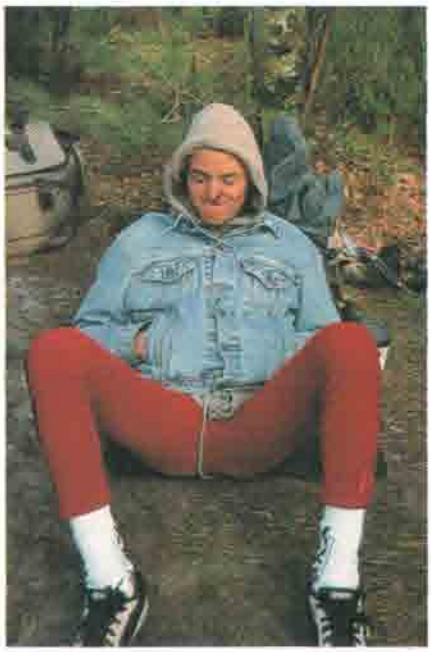
## Was heißt eigentlich „Technik"?

Laut Lehrbuch versteht man unter Technik die koordinativen Fähigkeiten sowie die Bewegungsfertigkeiten.
Koordination ist das geordnete Zusammenspiel zwischen Gehirn, Nerven und den Muskeln innerhalb eines gezielten Bewegungsablaufes. Bewegungsfertigkeiten kann man als Erfahrungsschatz an Bewegungen beschreiben. Sie gleichen verschiedenen Programmen, die auf der Festplatte eines Rechners gespeichert sind und vom Benutzer abgerufen werden können.
Für das Klettern bedeutet dies: Die von der Route gestellten Bewegungsaufgaben müssen durch Abruf dieser gespeicherten Bewegungsprogramme auf möglichst zweckmäßige und kraftsparende Art gelöst werden.
Das klingt deswegen einleuchtend und selbstverständlich, weil diese Prozesse meist unterbewußt und automatisch ablaufen. Ein Beispiel, das jeder kennt, verdeutlicht das ganze. Wer als Kind das Fahrradfahren lernte, dessen Bewegungen waren unsicher, grob und hastig, obwohl er seine gesamte Aufmerksamkeit dem Fahrradfahren zuwandte. Wenn er glaubte, zur linken Seite zu kippen, riß er die Lenkstange nach rechts. Er schlingerte, trudelte und fiel häufig. Einige werden sich noch an den Tunnelblick, den sie damals hatten, erinnern. Es gab nur den Fahrradlenker, das Fahrrad und einen mehr oder weniger großen Teil der anvisierten Wegstrecke. Innerhalb von zwei Wochen machte sich jedoch eine erfreuliche Entwicklung bemerkbar. Die Bewegungen wurden flüssiger, man konnte den Eltern zuwinken und gleichzeitig mehr als nur die nächsten fünf Meter des Weges planen. Eine Aktivität, die vorher die gesamte Aufmerksamkeit beanspruchte, wurde nun praktisch nebenbei ausgeführt. Der so von Udo Neumann in dem Buch „Lizenz zum Klettern" auf eindrucksvolle Weise verdeutlichte Prozeß des Bewegungslernens läuft in dieser Art auch beim Klettern ab. Jede neue Bewegung, jede neue Route wird im Steuerzentrum, dem Gehirn, aus einem Sammelsurium vorhandener Erfahrungen und neu entwickelter Bewegungsprogramme zusammengebastelt. Im folgenden soll dieser Prozeß noch genauer analysiert werden.
Nochmal zurück zu den beiden Komponenten der Technik, den koordinativen Fähigkeiten und den Bewegungsfertigkeiten. Koordinative Fähigkeiten sind Grundfähigkeiten wie Gleichgewichtsfähigkeit, Kombinationsfähigkeit von Bewegungen, Bewegungsphantasie, die Fähigkeit, seine Bewegung veränderten Situationen anzupassen, die Bewegung zu korrigieren und differenziert wahrzunehmen.
Die Ausbildung dieser Fähigkeiten geschieht bereits im Kindesalter durch das Spielen und Sich-Bewegen. Es ist immens wichtig, daß Kinder bereits im Alter von zwei bis sechs Jahren spielerisch Bewegungen wie Hüpfen, Klettern, Balancieren, Schwingen und „allgemeines Turnen und Toben" erleben. Die hierbei erworbenen koordinativen Fähigkeiten lassen sich im späteren Alter ungleich schwieriger und aufwendiger aneignen. Wer in jungen Jahren viele Bewegungen „erlebt" hat, wird ein gutes Bewegungsgefühl haben und Talent für viele Sportarten zeigen. Natürlich ist es trotzdem sinnvoll, die fürs Klettern wichtigen Fähigkeiten wie Gleichgewichtsgefühl, Kombinationsfähigkeit von Bewegungen und Bewegungsphantasie zu üben. Balancierspiele oder das Aneinanderreihen komplizierter Bewegungsabfolgen beim Bouldern, einarmiges oder blindes Klettern sind dafür geeignete Spielformen. Dieses Üben muß nicht zwangsläufig beim Klettern geschehen. Die koordinativen Fähigkeiten können auch durch Turnen, Trampolin- oder Wasserspringen, Skateboardfahren, Jonglieren und andere Spielformen verbessert werden.
Etwas anders sieht es hingegen im zweiten Technikbereich aus. Denn Bewegungsfertigkeiten sind in jedem Fall sportartspezifisch zu erwerben, in unserem Fall also durch

das Klettern. Hier besteht auch die größte Möglichkeit, sich durch Techniktraining zu verbessern.

## Bewegungen lernen, was geschieht im Kopf?

Das Gehirn empfängt ständig sensorische Rückmeldungen aus dem Nervensystem. Im Gegensatz zu den bewußt wahrgenommenen Rückmeldungen durch das Auge oder den Tastsinn, zum Beispiel Griff- oder Trittanordnung, Größe der Griffe und wie sich diese anfühlen, werden auch ständig Meldungen aus den Muskeln an das Gehirn gesandt. Kleine Spannungsmesser, die sogenannten Muskelspindeln in der Muskulatur, melden dem Gehirn, welche Muskeln gerade arbeiten und in welchem Spannungszustand sie sich befinden. Ebenso geben in den Sehnen und Gelenkkapseln angesiedelte Rezeptoren Informationen über Gelenkstellung und Bewegungsgeschwindigkeit weiter. Dadurch weiß die Zentrale, wo sich gerade ein Arm oder Bein befindet. Auch, wenn wir unsere Augen schließen. Ebenso können Bewegungen blind gesteuert werden. Wer beispielsweise versucht, mit geschlossenen Augen die Nasenspitze mit dem Zeigefinger zu treffen, dem gelingt das im allgemeinen – zumindest in nüchternem Zustand. Es ist das Kleinhirn, das diese Spannungsrückmeldungen zusammensetzt und sich daraus ein Bild macht, in welcher Stellung und mit welcher Geschwindigkeit sich die einzelnen Teile unseres Körpers befinden beziehungsweise bewegen. Diese Wahrnehmung nennt man auch Körpersinn oder Kinästhesie. Ohne diese Spannungs- und Winkelrezeptoren in den Muskeln, Sehnen und Gelenken könnten unsere Bewegungen nicht gezielt gesteuert werden.



**„Geistige Erschöpfung"; Markus Bock bei einem Trainingslehrgang des Jugendkaders**

Wird eine Kletterbewegung zum ersten Mal ausgeführt, werden unzählige Nervenimpulse in das Kleinhirn, das auch als Bewegungshirn bezeichnet wird, gesandt. Wiederholt sich diese Bewegung, entsteht ein „Programm". Dieses sogenannte Bewegungsengramm wird durch wiederholtes Üben im Kleinhirn gespeichert oder, wie es heißt, eingeschliffen. Diese Engramme können dann, quasi als zeitlich-räumliche Bedienungsanleitungen für Bewegungen, immer wieder abgerufen werden. Dies geschieht ohne Eingriff des Groß- oder Denkhirns und läuft wesentlich schneller ab als eine bewußt vom Großhirn gesteuerte Bewegung, wie beispielsweise das erstmalige Ausführen eines Kletterzuges.

Je mehr Engramme ein Kletterer abrufen kann, desto mehr „Denkkapazität" des Großhirns hat er zur freien Verfügung. Dieses kann sich dann schon wieder mit taktischen Überlegungen, dem weiteren Routenverlauf, der Absicherung oder dergleichen beschäftigen, während der „Mover" gerade sein Engramm abruft.

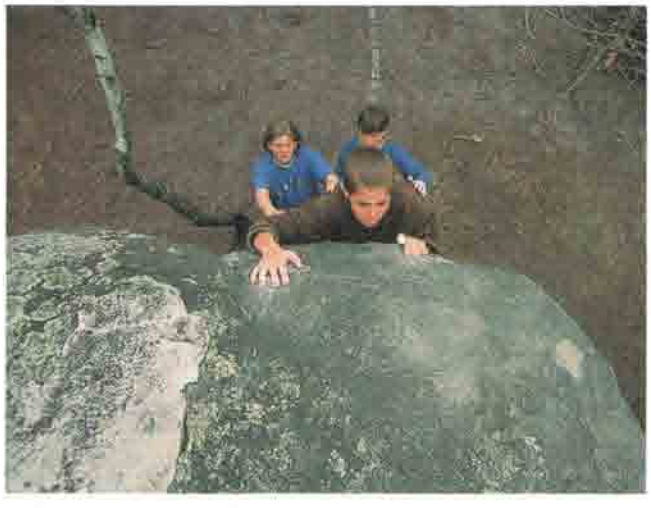
Nicht nur die räumliche Bewegung, sondern auch der zeitliche Ablauf wird hierbei gespeichert. Das ist zum Beispiel bei „Dynamos"* eminent wichtig. Die gespeicherten Engramme können nicht nur stur reproduziert, sondern durch das Großhirn auch variiert werden. Der geübte Kletterer besitzt also ein Grundschema an Bewegungen, das auch bewußt verändert und auf neue Situationen eingestellt werden kann. Dieser Steuermechanismus erklärt auch, warum einem eine eingeübte Route immer leichter vorkommt. Der Körper weiß, was zu tun ist, die Bewegungen laufen ökonomischer, präziser und somit kraftsparender ab. Überhaupt läßt sich sagen, daß eine gute Bewegungstechnik Zug um Zug Kraft spart. Denn damit wird das Kraftpotential, das einem zur Verfügung steht, besser genutzt. Man kann ökonomischer und somit „weiter" oder „besser" klettern. Der technisch beste Kletterer ist also nicht unbedingt der, der den höchsten Schwierigkeitsgrad klettert, sondern der, der mit möglichst wenig Kraftaufwand eine bestimmte Stelle oder Route auf Anhieb klettern kann.

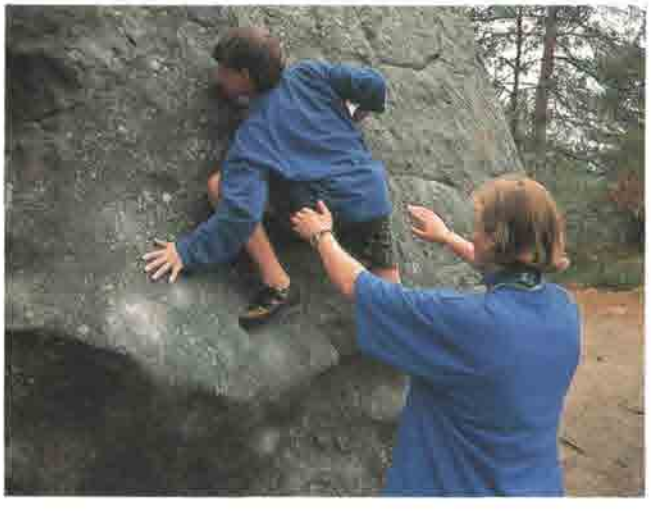
Diese Interaktion zwischen Groß- und Kleinhirn erklärt auch, warum die geistige Erschöpfung nach einem langen Klettertag mit unbekannten Routen oder Seillängen größer ist als beim Laufen oder Radfahren. Das Zusammenspiel zwischen Großhirn, das immer wieder im Kleinhirn nach Engrammen sucht, diese verändert und bewußt einsetzt, ist „Kopfarbeit". Ähnlich wie das Lesen eines komplizierten Fachartikels.

* Als Dynamos werden Kletterbewegungen bezeichnet, bei denen der nächste Griff vom Kletterer nicht statisch erreicht wird; der Körper wird in Bewegungsrichtung beschleunigt, das Weitergreifen erfolgt im Umkehrpunkt (Totpunkt) der Bewegung.

## Wie läßt sich die Technik verbessern?

Zunächst gilt es, eine möglichst große Anzahl an Bewegungsengrammen zu erwerben. Diese werden zum Bewegungsrepertoire. Am günstigsten geschieht das durch das Kennenlernen und Wiederholen möglichst vieler unterschiedlicher Züge und Bewegungen in unterschiedlichem Gelände. Das bedeutet, ein Kletterer sollte sich in verschiedenen Wandneigungen, in Platten, Überhängen und Dächern, in unterschiedlichen Gesteinsarten von Granit, Sandstein bis hin zum „Plastik" bewegen. Querungen, Abklettern, Dynamos, Reibungskletterei und Stemmtechniken gehören genauso zum Programm. Wichtig ist, daß diese Bewegungen im frischen, nicht ermüdeten Zustand wiederholt werden. Ansonsten besteht die Gefahr, daß sich die Engramme in falschen zeitlich-räumlichen Mustern einschleifen.
Am günstigsten lassen sich Engramme durch das Boulder ohne Seil erwerben. Dabei kann man sich ganz auf die Bewegung konzentrieren, abspringen und wiederholen. Störende Einflüsse wie Sicherung, Sturzangst, etc. entfallen. Auch läßt sich diese Form des Trainings am leichtesten organisieren. Man kann für ein und dieselbe Stelle verschiedene Lösungsmöglichkeiten suchen und die effektivste herausarbeiten. Somit lernt das Gehirn, indem es verschiedene Engramme miteinander vergleicht, was kraftsparend ist und welche Bewegungskombinationen mehr anstrengen.
Und noch einen großen Vorteil hat diese Methode. Sie macht gemeinsam mit Freunden unglaublich viel Spaß!
Zudem ist es in der Gruppe auch möglich, sich über seine Erfahrungen und Körperwahrnehmungen auszutauschen. Erst dadurch setzt man sich bewußt mit den erlebten Bewegungen auseinander. Fremdrückmeldung ist äußerst wichtig bei jeder Form des Techniktrainings. Die meisten Kletterer werden keinen Trainer haben, der wertvolle Tips oder Hinweise zur Bewegungsausführung oder Technik geben kann. Um so wichtiger ist es, daß sie mit ihren Kletter- oder Trainingspartnern eine „Bewegungssprache" entwickeln und sich gegenseitig Rückmeldungen geben. Hierdurch erhält man auch neue Anregungen. Gegenseitiges Beobachten, Rückmeldung durch andere und sprachliche Auseinandersetzung mit Kletterbewegungen sind ungemein wichtig, um sich ein breites Bewegungsrepertoire aufzubauen.





## Das Video als Hilfsmittel

Im Trainingsbetrieb unter Anleitung kann Video als unterstützender Rückmelder zu Bewegungen optimal genutzt werden. Wichtig ist, daß der Film unmittelbar nach der Bewegungsausführung betrachtet und besprochen wird, da sonst die Erinnerung des Kletternden an das Bewegungsgefühl verblaßt. Allgemein geht man davon aus, daß die Bewegungswahrnehmung lediglich im Kurzzeitgedächtnis gespeichert wird und somit bereits nach etwa drei Minuten verlorengeht. Soll das Video also sinnvoll eingesetzt werden, um Bewegungen zu korrigieren, so sollte das in Form einer „Sofortinformation" zwei bis maximal drei Minuten nach Bewegungsbeendigung geschehen.

## Das günstigste Lernalter

In der Literatur wird oft von sensiblen oder sensitiven Phasen gesprochen, in denen bestimmte Lern- oder Trainingsinhalte auf besonders „fruchtbaren Boden" fallen. Grundsätzlich geht die Fähigkeit, neue Bewegungsmuster zu erlernen, nie verloren. Das kreative „Spielen" an Boulderproblemen ist somit in jedem Alter sinnvoll. Besonders aufnahmefähig für neue Bewegungen und Techniken sei

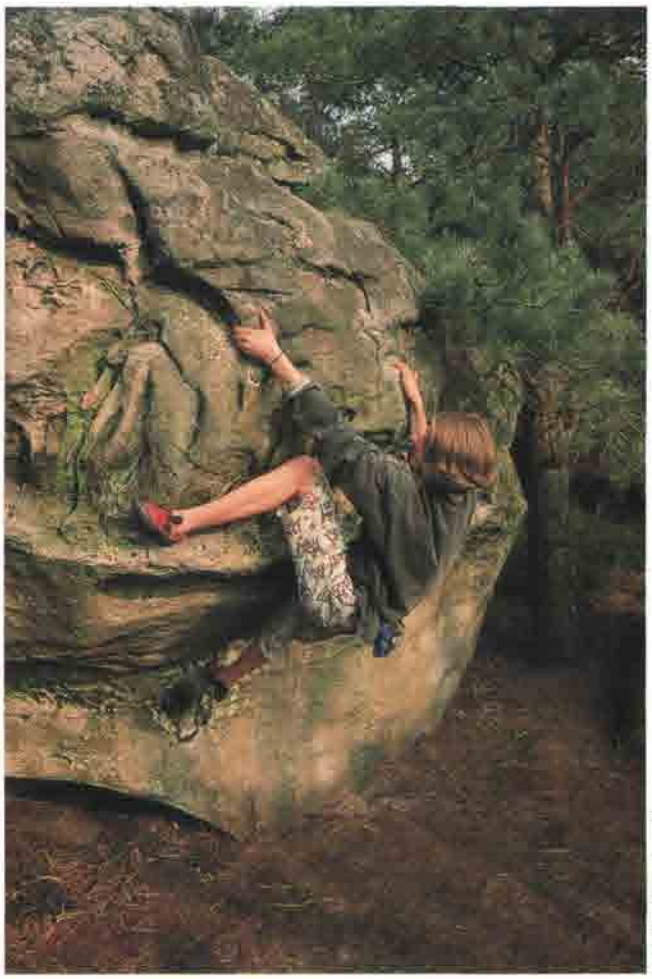
man in den Entwicklungsphasen, in denen die Gehirnreife so gut wie abgeschlossen und die Motorik nicht mit wachstumsbedingten Veränderungen beschäftigt ist. Dies entspräche also den Altersstufen zwischen acht und dreizehn, dann wieder in der zweiten Wachstumsphase, circa ab dem fünfzehnten Lebensjahr. In der letztgenannten Altersstufe kommt die geistig-sprachliche Auseinandersetzung mit der Bewegung hinzu, während in der vorangehenden Phase das Vor- und Nachmachen einer Bewegung im Vordergrund steht.

## Training der Bewegungsfertigkeiten

Bisher wurde in der Hauptsache betont, daß der Erwerb von Engrammen eminent wichtig ist. Doch nicht nur die Güte und Menge der im Bewegungshirn gespeicherten Engramme ist ausschlaggebend für eine gute Technik. Weitere Merkmale sind die Fähigkeit des Großhirns, zu analysieren, die Zusammenarbeit zwischen Groß- und Kleinhirn sowie die Stabilisierung der Bewegungsprogramme und deren Abrufbarkeit auch unter Störeinflüssen und Ermüdung. Zusammengefaßt gibt es also vier Punkte, die den Bereich „Bewegungsfertigkeit" des Techniktrainings beeinflussen:

1. Erwerb von Engrammen
2. Stabilisierung von Engrammen – Streßresistenz
3. Situationsanalyse und Bewegungsvorplanung
4. Situative Auswahl von Engrammen/Zusammenspiel Groß- und Kleinhirn

Stabilisierung von Engrammen bedeutet, daß diese auch unter dem koordinations-zerstörenden Faktor „Streß" abrufbar bleiben sollen.
Im Hochleistungssport wird deshalb auch unter störenden Nebeneinflüssen trainiert, um beispielsweise vor pfeifendem Publikum noch ein Tor erzielen zu können. So weit geht es beim Klettern zum Glück nicht. Als Störgrößen bei diesem Sport kommen in erster Linie Ermüdung, Sturzangst oder die Wettkampfsituation in Frage. Wer kennt nicht das Gefühl, total verkrampft vor dem Haken zu stehen, umständlich das Seil in den Karabiner zu fummeln, um dann, kaum ist das Seil eingehängt, festzustellen, daß einen Griff weiter ja der „no-hand-rest" wartet. Wie kommt das?
Unter Ermüdung, Angst oder Wettbewerbsstreß schränkt sich die Wahrnehmung ein. Die Aufmerksamkeit und freie „Denkkapazität" wird reduziert. Weniger von den eingehenden Informationen werden verarbeitet, ein Großteil des Gehirns ist mit dem Streß beschäftigt und kann sich nicht um die notwendige Bewegungsvorplanung oder -durchführung kümmern. Diesem Phänomen kann nur entgegengewirkt werden, indem bewußt unter den betreffenden Störeinflüssen trainiert wird.



Fotos: Christian Semmel

**Seite 168 und oben: „Am günstigsten lassen sich Engramme durch das Bouldern ohne Seil erwerben ..."**

Seite 171:
Wettkampfkletterer
bei der Wand-
besichtigung

Beispielsweise kann eine neue Technik in einer Route eintrainiert werden. Mit steigender Wiederholungszahl der Route wird auf der einen Seite die Bewegungsausführung immer besser, ausgefeilter und ökonomischer, auf der anderen Seite tritt eine immer größere Ermüdung auf. Gleichzeitig mit der Ermüdung steigt auf diese Weise aber auch die Effizienz, die es uns ermöglicht, auch im ermüdeten Zustand klettern zu können. Trainiert wird also, die Technik unter Ermüdung aufrecht zu erhalten. Sehr wichtig ist es, daß man nur so viel klettert, wie noch mit guter Technik möglich ist.
Für einen Wettkampfkletterer ist es notwendig, unter Wettkampfbedingungen zu trainieren. In einer Trainingsgruppe ist es beispielsweise sinnvoll, kleine Wettkampfspiele durchzuführen. Man definiert mit Kreide einen Boulder, vereinbart eine gemeinsame Besichtigungszeit, dann startet jeder einzeln wie im Wettkampf, alle anderen schauen zu. Ein Seil wird mitgeführt, provisorische Haken müssen geklinkt werden etc. Alles wird so zugeschnitten, als ob ein Wettkampf stattfände. Ein Kletterer, der sich frühzeitig den entsprechenden Situationen aussetzt anstatt sie zu vermeiden, wird auch im „Ernstfall" leistungsstark sein.
Angstverursachende Situationen müssen unterteilt werden in solche, die objektiv sicher sind und lediglich subjektiv als bedrohlich wahrgenommen werden (Ausgesetztheit, Sturzangst), und solche, die wirklich eine Bedrohung darstellen (Solobegehungen, schlechte Absicherung). Subjektive Ängste können durch ein sogenanntes „Desensibilisierungstraining" abgebaut werden. Ein schrittweise aufgebautes Sturztraining kann zum Beispiel sinnvoll sein, um Sturzangst abzubauen. Es gilt prinzipiell, sich langsam und bewußt in die entsprechenden Situationen zu begeben und diese wiederholt durchzuspielen. Dann werden positive Erfahrungseffekte angstauslösende Situationen überlagern.
Es empfiehlt sich natürlich nicht, objektiv begründete Ängste „wegzutrainieren". Hier kann viel über mentales Training erreicht werden. Dieser Bereich muß hier allerdings ausgeklammert werden.
Das Verhältnis des Trainingsaufwandes zwischen der ersten Stufe unseres Techniktrainings, dem Erwerb von Engrammen, und dem zweiten Schritt der Festigung dieser Engramme, ist abhängig vom Kletterniveau. Ein Anfänger wird sinnvollerweise überwiegend Zeit mit dem Erwerb von Engrammen verbringen, ein Fortgeschrittener mehr Zeit mit deren Festigung. Anfänger werden nur sehr wenig Techniken gut genug beherrschen, um sie auch in ermüdetem Zustand praktizieren zu können und sollten daher ein Techniktraining im erschöpften Zustand vermeiden.
Sinnvollerweise können während eines Klettertages beide Trainingsformen miteinander kombiniert werden. Nach dem Aufwärmen empfiehlt es sich, in einer Route zu bouldern, die Züge kennenzulernen und abzuspeichern. Danach können Durchstiegsversuche angeschlossen werden. Dabei wird unter zunehmender Ermüdung die eingeschliffene Technik angewendet. Eine weitere Möglichkeit ist, ein Routentraining in etwas einfacheren Routen unter ganz bewußten Technikschwerpunkten durchzuführen. Das „Auspowern" sollte nie im Vordergrund stehen. Statt dessen sollten Technikschwerpunkte oder Spielformen gesucht und in der Route angewendet werden. So kann man etwa versuchen, nur „eingedreht" zu klettern, jeden Zug dynamisch zu machen, ganz übertrieben langsam die Füße zu setzen, um ein exaktes Antreten zu schulen und eine optimale Körperschwerpunktverlagerung zu erreichen. „Die Zeit des Spielens, Improvisierens und Ausprobierens ist wohl die wertvollste Phase unserer technischen Entwicklung und sollte den Großteil unseres Kletterns ausmachen." (Neumann, 1995, S. 60).

## Die Arbeit des Großhirns

Ein weiterer Punkt des Hauptblocks „Bewegungsfertigkeiten" behandelt die Situationsanalyse und Bewegungsvorplanung. Angefangen beim Routenplan bis hin zur schnellen Entscheidung für eine Lösungsmöglichkeit in der Tour ist darin alles enthalten. Verantwortlich für diese Fertigkeiten ist das Groß- oder Denkhirn. Es muß in Sekundenschnelle Informationen aufnehmen, diese verarbeiten und Entscheidungen fällen. Ansonsten „verhungert" der Könner bereits an den Griffen vor der Schlüsselstelle und fällt wieder einmal mit dicken Unterarmen ins strapazierte Seil. Wie das optimale Anwenden eingeschliffener Engramme ist auch die Informationsaufnahme und der anschließende Entscheidungsprozeß Erfahrungssache. Ganz bewußt (Denkhirn!) erkennt der Erfahrene eine Systematik in der Griff- und Trittanordnung und entdeckt bereits passende Engramme im Kleinhirn. Doch was macht der Unerfahrene?
Meist ist dessen Großhirn doch nicht groß genug und vollauf damit beschäftigt, seine Bewegungen zu steuern. Somit sind kaum Kapazitäten frei, die vorausschauen, analysieren und Bewegungspläne erstellen können. Ein Teufelskreis, der den Anfänger zum Anfang, zum Erwerb von Bewegungsengrammen zurückführt, zur Notwendigkeit, möglichst viele Bewegungserfahrungen zu sammeln. Doch auch die Fähigkeit, Bewegungen vorauszuplanen, kann man trainieren. Denn für jede Schlüsselstelle existiert ein passender Schlüssel, er muß nur gefunden werden.
Hilfreich ist es, sich einmal die Zeit zu nehmen, um einen Bewegungsplan für einen Boulder oder sogar eine ganze Routenskizze für eine Tour zu erstellen. Jeder kennt mittlerweile das Bild der Wettkampfkletterer bei der Wandbesichtigung; wie sie ganze Passagen im Geist durchklettern und ihre Arme „schattenboxähnliche" Bewegungen beschreiben. So etwas will geübt sein. Zum Anfang emp-



Foto: Uwe Schumacher

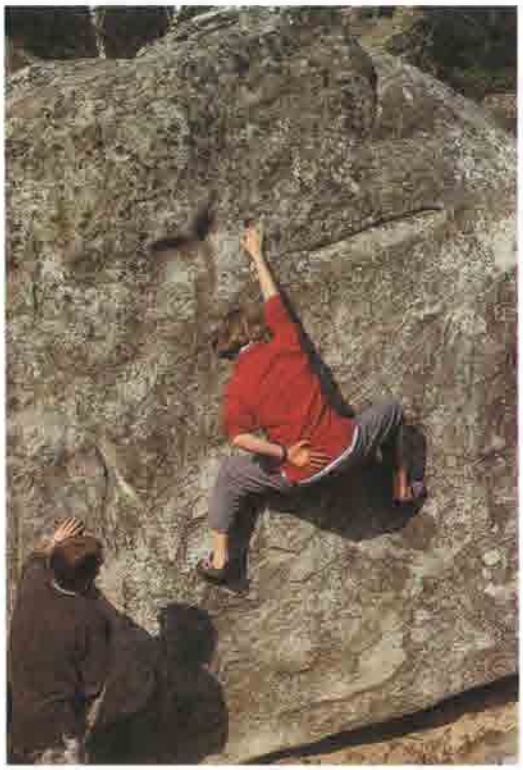
fiehlt sich, es mit Papier und Stift zu probieren. Man suche sich eine bereits bekannte Route aus, zeichne schematisch alle benutzten Griffe auf und markiere sie mit der „Zugzahl" und einem Zeichen für die rechte oder linke Hand. Ebenso werden die wichtigen Trittpositionen eingezeichnet. Dann wird die Route nochmals geklettert und der eigene Plan überprüft. Wächst die Erfahrung, kann man versuchen, auch für nicht bekannte Routen Pläne zu erstellen. Durch dieses Üben und die bewußte Auseinandersetzung wird das „on-sight"-Niveau sprunghaft steigen. Wem es zu peinlich ist, mit Stift und Papier am überfüllten Kletterfelsen zwischen all den „hard-movern" herumzustolpern, kann das Ganze auch in Gedanken durchspielen. In jedem Fall aber sollte man bemüht sein, für jede Tour optische Informationen zu einem Bewegungsplan zusammenzustellen, bevor man losklettert. Wer einfach „drauflos"-klettert, nicht einmal weiß, wie viele Haken stecken und dann entsetzt feststellt, daß er zwei Expreßschlingen zuwenig dabei hat, sollte unbedingt noch ein paar Gedanken auf seine Vorausplanung verschwenden. Diese Vorausplanung ist die Schnittstelle zwischen Technik und Taktik.
Erfahrene Wettkampfkletterer legen sich für komplizierte Passagen oder Schlüsselstellen oft sogar einen Ersatzplan zurecht. Stellt sich Plan A als unrealistisch oder unökonomisch heraus, kann sofort auf Plan B zurückgegriffen werden. Wo da der Spaß am Klettern bleibt? Nun ja, Schachspielen macht auch Spaß, und von Zügen spricht man beim einen wie beim anderen Spiel. Der Unterschied ist, jeder kann sich beim Klettern seine eigenen Spielregeln aufstellen. Der Schachpartner würde dies wahrscheinlich nicht so einfach hinnehmen.

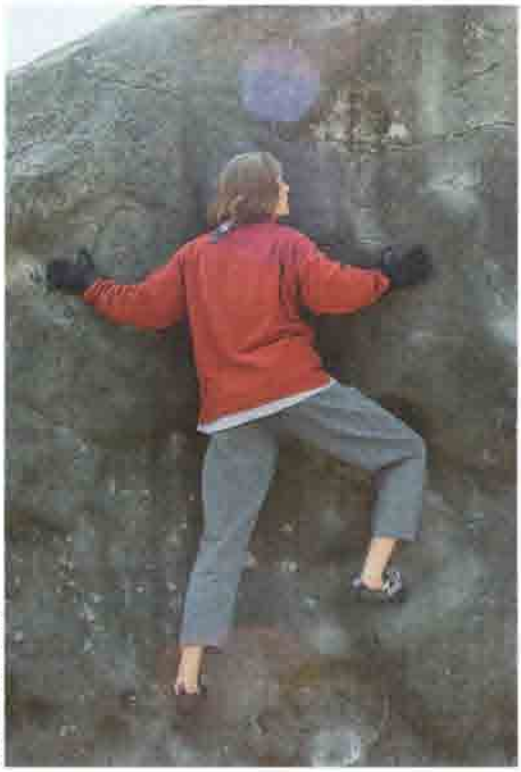
Die situative Auswahl von Bewegungsprogrammen, der vierte wichtige Punkt, wird automatisch mittrainiert. Egal, ob beim Bouldern, Routenklettern oder einfach nur, indem andere Kletterer beobachtet und nachgeahmt werden. Hier gilt die Devise, möglichst viel „on-sight" zu klettern. Egal, ob schwierig oder leicht. Die Menge der Bewegungen macht den Lernerfolg, nicht der Schwierigkeitsgrad.

## Praktische Übungen

Zur Anregung sollen abschließend noch einige Technikübungen aufgeführt und deren Ziele stichpunktartig erläutert werden:

- Einarmiges Klettern, im geneigten Gelände bei statischer Ausführung
  *Ziel:* Schulung der Körperschwerpunktverlagerung und des Gleichgewichtsgefühls sowie Trittschulung
- Einarmiges Klettern, im senkrechten oder leicht überhängenden Gelände (dynamische Ausführung)
  *Ziel:* Schulung des Greifens im toten Punkt und des Bewegungsflusses sowie der Auge-Hand-Koordination
- Klettern mit Handschuhen auf Reibungsplatten
  *Ziel:* Verbesserung des Tretens, der allgemeinen Fußtechnik und der Körperschwerpunktverlagerung





Fotos: Christian Semmel

**Technikübungen: einarmiges Klettern (rechts) und Klettern mit Handschuhen auf Reibungsplatten**

- Klettern ohne Hände
  *Ziel:* Verbesserung des Gleichgewichtsgefühls und der Körperschwerpunktverlagerung, Vertrauen auf kleine Tritte sowie die Reibung der Füße
- Beidarmiges gleichzeitiges Weitergreifen (doppeldynamisches Klettern) im geneigten und senkrechten Gelände
  *Ziel:* Verbesserung der Auge-Hand-Koordination und des Greifens im toten Punkt, Entwicklung des Gefühls für dynamische Züge, Verbesserung der Körperschwerpunktverlagerung
- Einbeiniges Klettern
  *Ziel:* Entwicklung des Gefühls für eine ökonomische Tritt-Griff-Anordnung sowie der eingedrehten Position (Antreten auf dem Außenrist)
- Blind Klettern
  *Ziel:* Schulung der räumlichen Wahrnehmung, der Kinästhesie und des Abspeicherns von Bewegungsfolgen
- Zeitlupenklettern
  *Ziel:* Verdeutlichung von Bewegungstechniken und des Bewegungsgefühls, Schulung des unbelasteten Antretens und Einnehmens von Gleichgewichtspositionen (Körperschwerpunktverlagerungen)
- Stockklettern oder Kletterlotse (Partner zeigt Griffe mit Zeigestock an)
  *Ziel:* Entwicklung der Bewegungsvorplanung für den Anzeigenden und Schulung der schnellen Situationsanalyse sowie Bewegungsauswahl durch den Kletternden
- Schnellklettern
  *Ziel:* Schulung der Bewegungskoordination, einer schnelleren Bewegungsplanung und Ausführung sowie des Gefühls für dynamische Züge
- Eingedrehtes bzw. frontales Klettern (als Kontrastlernen)
  *Ziel:* Schulung des Gefühls für ökonomische Trittpositionen, Erweiterung des Bewegungsrepertoires.

So, vielleicht hat der eine oder andere Leser nun doch Lust bekommen, seine Kraft Kraft sein zu lassen und sich ein bißchen um seine Technik zu kümmern. Natürlich spielt auch die Kraft eine maßgebliche Rolle auf dem Weg zu höheren Schwierigkeitsgraden. Wer jedoch nur an Muskelhypertrophie und intramuskuläre Koordination denkt, gerät leicht in Gefahr, in eine „Sackgasse zu klettern" und den Spaß am Klettern zu verlieren. Dabei verschafft gerade die gute Stimmung am Fels auch den meisten Auftrieb. Komisch!?!

**Literatur:**

Neumann, Udo/Goddard, Dale: Lizenz zum Klettern, Köln 1995
Hochholzer, Dr. Thomas/Eisenhut, Andrea: Sportklettern, München 1993
Schädle-Schardt, Walter: Klettern, Aachen 1993
Meinel, K./Schnabel, G.: Bewegungslehre, Berlin 1976/77
Grosser, Manfred/Neumaier, A.: Techniktraining, München 1982

# „Der Helikopter wird mich schon herausholen“

## Chancen und Risiken neuer Methoden im Flugrettungswesen

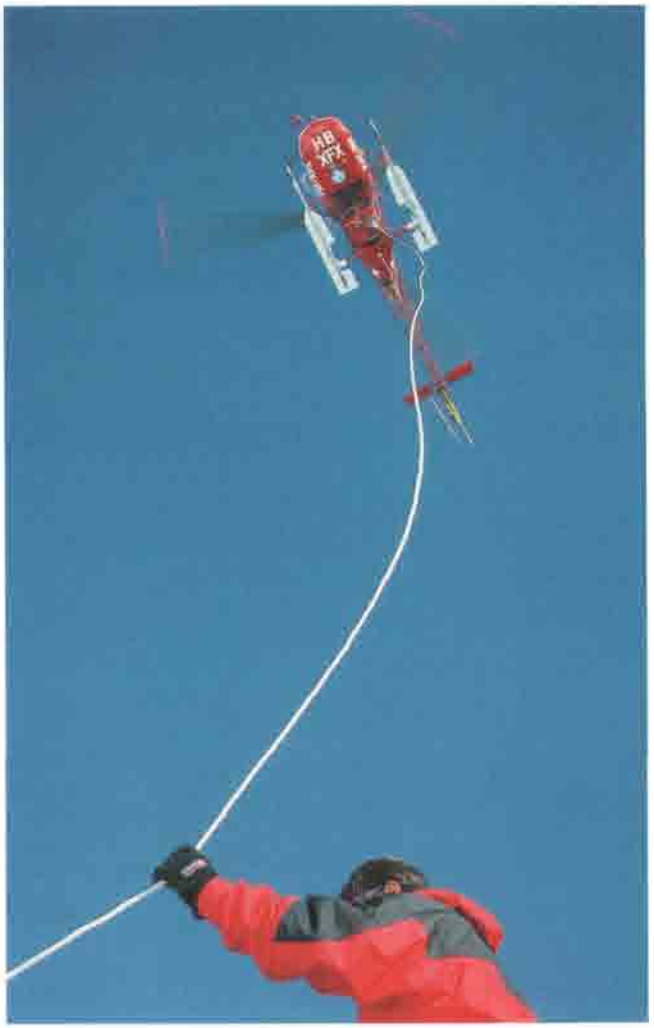
Peter Donatsch
(Text und Fotos)

Es ist ein langer Weg von der Gletscherlandung der beiden Schweizer Militärpiloten Viktor Hug und Pista Hitz, die am 24. November 1946 mit einem Propeller-Flugzeug vom Typ „Fieseler Storch“ Passagiere und Besatzung einer auf dem Gauligletscher gestrandeten amerikanischen „Dakota“-Maschine retteten, bis zu den Direktrettungen moderner Hochleistungs-Hubschrauber mittels 80 bis 200 Meter langen Seilen. Neue Spielformen des Bergsteigens, insbesondere das Sportklettern in extrem steilen, alpinen Wänden, zwingen die Flug- und Bergretter, ihre Technik ständig weiterzuentwickeln.

War der Einsatz des Helikopters im alpinen Flugrettungswesen allein schon ein gewaltiger Fortschritt, so schien mit der ersten Direktrettung mit der Seilwinde aus einer abweisenden und steinschlaggefährdeten Bergflanke schon beinahe das Unmögliche möglich gemacht. Schon Mitte der sechziger Jahre waren Flugretter wie Fritz Bühler, der Gründer der Schweizerischen Rettungsflugwacht, von der Möglichkeit der Helikopter-Direktrettung überzeugt. Inzwischen ist seit der ersten Eiger-Nordwand-Direktrettung im Jahre 1970 schon wieder mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen. Pilot Sigfried Stangier holte damals mit einer „Alouette III“ in einer Übung fünf Bergsteiger aus der Eiger-Nordwand. Mit dem Kauf einer neuen Generation von Helikoptern mit zwei Turbinen (Agusta A 109) hat die Schweizerische Rettungsflugwacht in die technische Sicherheit investiert. Entscheidend ist allerdings Tag für Tag das Zusammenspiel von Mensch und Maschine.

Die Risiken bei Hubschrauber-Direktrettungen aus senkrechten und überhängenden Wänden sind groß. Je mehr sich die Maschine dem Berg nähert, desto gefährlicher wird es: Steinschlag kann den Heli treffen, eine plötzliche Bö ihn an die Wand drücken, diffuses Licht verunmöglicht es dem Piloten, die Entfernung zur Wand richtig einzuschätzen – höchste Gefahr!

Bergell im Jahre 1981: Die Air-Zermatt-Helibesatzung Sigi Stangier und Beat Perren entreißt mit einem verlängerten Windenseil zwei Bergsteiger bei tosendem Wind und Schneesturm der 1000 Meter hohen, sehr steilen Nordostwand des Piz Badile. Pilot Sigi Stangier fürchtete




**Der Helikopter ist gestartet. Ein Helfer überwacht das korrekte Ausrollen des Seils**

Rechts:
Heli und Retter unterwegs
zum Matterhorn



Der Retter zieht sich mit der Teleskopstange an die Wand



Der Retter in der Wand „angelt" sich das Seil vom Heli



Retter und Geretteter verlassen die Wand



bei dieser aufsehenerregenden Aktion um die Balance des Helikopters: „Man müßte für solche extremen Flugrettungsmanöver auf der gegenüberliegenden Seite des Windenarms ein Kontergewicht am Hubschrauber anbringen. Dadurch ließe sich die Maschine besser aussteuern, wenn sie wegen der bergseitigen Last am Windenseil bei Starkwind droht, an die Wand gedrückt zu werden."
Aus der Praxis zahlreicher Rettungsaktionen haben Schweizer Flugretter drei Innovationen entwickelt und in den vergangenen Jahren erfolgreich eingesetzt: am Matterhorn, an den Wendenstöcken, am Piz Badile. Mit der weiterentwickelten Idee Stangiers, der „Long Line", flog Hansueli Bärfuss, Pilot der Schweizerischen Rettungsflugwacht in Samedan, im Sommer 1994 am Piz Badile zwei Einsätze.

## Zahlreiche Innovationen

Ein erster Schritt bestand darin, das Windenseil auf 70, 80, 100 Meter zu verlängern. Ein weiterer Schritt nach vorn war die Verlängerung des Seils auf bis zu 220 Meter. Und die Befestigung gerade unter dem Hubschrauber am zentralen Lastenhaken bringt Stabilität und die Möglichkeit, mehrere Personen gleichzeitig anzuheben.
Bruno Jelk, Rettungschef in Zermatt, schildert das Problem: „Nun hängen wir also 100 bis 200 Meter unter dem

Heli. Aber können wir die Verunfallten, die sich vielleicht nicht einmal mehr bewegen, an der überhängenden Felswand erreichen?" Die Lösung war recht schnell gefunden: eine leichte Stange, auf mehrere Meter „ausfahrbar" und vorne mit einem Haken versehen. Mit dieser Stange kann der Retter die Verunfallten in der Wand erreichen und sich selbst an die Wand ziehen. Und mit derselben Stange läßt sich auch das Seil des anfliegenden Helikopters „angeln", wenn Retter und Geretteter die Wand verlassen wollen.
Ist der Retter einmal bei den Hilfesuchenden in der Wand angelangt, beginnt die nicht weniger heikle Phase der Bergung. Bruno Jelk erinnert sich an eine dramatische Windenbergung am Zmuttgrat des Matterhorns: „Das Wetter war sehr schlecht. Der Pilot flog an, wir lösten die Selbstsicherung, erwischten das Windenseil aber nicht. Der Heli mußte wieder abdrehen, wir mußten uns wieder am Haken anbinden. Kaum gesichert, kam der Heli schon wieder, aber nun waren wir nicht bereit, weil wir die Selbstsicherung nicht schnell genug lösen konnten. So ging das eine ganze Weile, es war zum Verzweifeln."
Wieder begann nach der Rettungsaktion die Denkarbeit. Es muß möglich sein, Leute jederzeit aus der Wand zu lassen, wenn der Helikopter kommt, sagten sich die Fachleute. Jeder Anflug kann der letzte sein. So entstand die neue Anwendung für Halbmastwurf- und Blockierungsknoten. Eine Kombination zweier Knoten, mit denen die Alpinisten am Seil in der Wand gesichert und mit denen sie gleichzeitig langsam abgelassen werden können. Sehr wichtig ist dabei, daß sich die Knoten sofort lösen lassen, wenn der Hubschrauberpilot plötzlich von der Wand wegfliegen muß.



**Der Helikopter schwebt außerhalb des steinschlaggefährdeten Bereichs**

## Mehr Risiko dank mehr Möglichkeiten?

Die neuen Techniken haben die Möglichkeiten der Luftrettung gewaltig erweitert. Aber wagt man jetzt einfach mehr? Hat neben den Möglichkeiten auch die Sicherheit für Helicrew und Flugretter zugenommen oder schaffen die neuen Möglichkeiten neue Risiken? Bruno Jelk verneint: „Das Gegenteil ist der Fall. Wenn ein eingespieltes Team am Werk ist und die technischen Geräte funktionieren – vor allem die Kommunikation zwischen Retter und Pilot ist entscheidend – dann gibt es nur Vorteile." An einen Ausfall der Funkverbindung (das Ersatzgerät steckt im Rucksack) darf man dabei nicht denken: 220 Meter unter dem Heli ist der Retter für den Piloten nur mehr als winziger Punkt erkennbar; Zeichensignale sind, im Gegensatz zur konventionellen Windenaktion (Seillänge 25 bis 50 Meter) nicht mehr erkennbar.
Was aber, wenn sich das lange Seil in der Wand verhängt? Bruno Jelk: „Dieses Mißgeschick ist weit weniger tragisch als bei einer konventionellen Windenaktion mit 25 bis 50 Meter langen Seilen. Der Retter führt immer eine Bohrmaschine mit. Falls sich das Seil verhängt, muß er sich rasch eine Verankerung an der Wand schaffen. Der Heli muß warten, er hat aber durch das lange Seil viel mehr Spielraum. Er kann etwas absinken, sich etwas von der Wand entfernen, bis der Retter gesichert ist. Dann löst er die Klinke und wirft das Seil ab." Wird der Pilot allerdings gezwungen, sehr rasch abzudrehen, so kann das Kappen der Long Line (zur Zeit) noch nicht so einfach bewerkstelligt werden wie beim Windenseil: Zusätzlich zur Klinke ist das Seil noch durch die Kabine des Helikopters geschlauft. Es müßte mit einem Messer durchgetrennt werden – das ist nicht in Sekundenbruchteilen möglich.
Auch Gerold Biner, Hubschrauberpilot der Air Zermatt, sieht viele Vorteile im neuen System. Nie mehr vergißt er einen „Beinahe-Absturz" in der Matterhorn-Nordwand: „Ein Bergführer mit Gast steckte fest. Der Wind hatte beinahe Sturmstärke erreicht. Wir fuhren die Winde aus und funkten dem Bergführer, daß wir keinen Retter absetzen

könnten. Er dürfe nur seinen Gast ans Windenseil hängen; ihn würden wir in einem zweiten Anflug holen. Doch er wußte genau was das hieß: Allein in der Wand bleiben, vielleicht allein weitersteigen müssen, allein bei diesem Sauwetter in der Nordwand. Als ich anflog, hängte er sich und den Gast gleichzeitig ans Windenseil. Das endete beinahe in der Katastrophe: Der Heli war steuermäßig am Anschlag, kippte mit der Nase gegen den Berg und ich konnte nur mit größtem Glück den Absturz verhindern."
Und noch ein weiterer Einsatz am Horu ist Gerold Biner im Gedächtnis haften geblieben. Wieder starker Wind. Die Maschine wurde von Turbulenzen geschüttelt. Es gelang ihm, den Retter Kurt Lauber hinter der Zmuttnase abzusetzen, aber die Maschine befand sich im Lee (Windschatten) des Berges und bockte wild. Ein Abholen des Retters und der Verunfallten war unmöglich, alle weiteren Anflüge scheiterten.
Gerold Biner beschloß, die Long Line einzusetzen, so daß der Helikopter außerhalb der Gratkante im gleichmäßigen Wind ruhig schweben konnte, während sich Retter und Gerettete unten ans Seil banden.
Einsatzort Matterhorn: Eine nicht zu unterschätzende Gefahr bei Long-Line-Einsätzen an diesem meistfotografierten, meistumschwärmten Alpengipfel bilden andere Luftfahrzeuge. Kaum ein Sportflugzeugpilot wird, wenn er einen Hubschrauber unterfliegt, unter diesem noch einen Menschen vermuten, wenn er dann das weiße Seil erkennt, könnte es schon zu spät sein ...

## Bis zu sechs Personen an einem Seil

Für den Bergführer und Heliretter Kurt Lauber wiegt vor allem der Vorteil schwer, daß mit der unten am Lastenhaken des Helikopters fixierten Long Line mehrere Personen gleichzeitig aus der Wand geflogen werden können. „An die konventionelle Winde, die seitlich am Heli montiert ist, können aus Stabilitätsgründen maximal zwei Personen angehängt werden. Früher, wenn das Wetter schlecht war, passierte es, daß der Heli plötzlich nicht mehr anfliegen konnte und du warst mutterseelenallein in der Wand. An die Long Line können bis zu sechs Personen gehängt werden. Außerdem ist die Präsenzzeit des Helikopters in Wandnähe kürzer, was zum Beispiel die Gefährdung durch herabfallende Steine wesentlich verringert. Das sind Riesenvorteile." Kurt Lauber erinnert sich an einen Bergungseinsatz unter der Ostwand des Matterhorns, wo der Helikopter dank dem langen Seil überhaupt nie in die stein- und eisschlaggefährdete Zone geriet.
Auch bei Seilbahn-Rettungen dürfte zukünftig ein wie die Long Line am Lastenhaken befestigtes Seil zum Einsatz kommen. Die Anzahl der Rotationen wird verkürzt, indem mehrere Personen ans Seil gehängt werden können. Die Folge: Zeit- und Geldersparnis.

## Das Bewußtsein der Sporttreibenden schärfen

Der Rega-Flugretter und Rettungschef der Sektion Rätia des Schweizer Alpen-Clubs, René Hassler, plädiert dafür, das Bewußtsein der Sporttreibenden für das Mögliche und das Unmögliche zu schärfen: „Viele Leute gehen heute davon aus, daß sie zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter von einem Helikopter gerettet werden. Ihnen müssen wir sagen, daß auch heute heikle Rettungsmanöver nur bei optimalen Wind- und Wetterverhältnissen durchgeführt werden können." Waghalsige Bergsteiger sind gefährdeter, mit Gönnerausweis oder ohne. René Hassler erwähnt auch die Gefahr, in der Begeisterung über neue Methoden und Möglichkeiten die Gefahren und Risiken auszublenden.
Von einer „Long-Line-Euphorie" will deshalb niemand sprechen: „Diese Techniken erweitern unsere Möglichkeiten", hält Pilot Gerold Biner fest. „Wir haben nun die Wahl und können von Fall zu Fall entscheiden, welche Rettungsart wir einsetzen wollen."

## Und die Entwicklung geht weiter

Long Line, Stange und Blockierungsknoten, aber auch alle anderen für das reibungslose Zusammenspiel notwendigen Techniken und Materialien sind das Ergebnis jahrelanger Gespräche, Tüfteleien und praktischer Versuche von Fachleuten. Jedes Gerät und jede Aktion muß sorgfältig getestet und eingeübt werden. Kein Schritt darf ausgelassen werden. Extreme Luftrettungen am langen Seil sind heikle Unternehmungen. Schnell ist die Grenze des Machbaren erreicht. Das Zusammenspiel von Mensch und Maschine muß klappen, bis in die kleinste Einzelheit. Jeder muß sich auf den anderen verlassen können.
Bruno Jelk erinnert sich an die Anfänge: „1992 begannen wir die Idee mit praktischen Flugversuchen umzusetzen. In Meiringen flogen die Piloten mit Sandsäcken am langen Seil herum und versuchten, diese an speziellen Punkten auf einer Wiese abzusetzen." Bei ersten Ausbildungskursen, die vom Schweizer Alpen-Club, der Air Zermatt und der Schweizerischen Rettungsflugwacht durchgeführt wurden, wagte man sich schrittweise in die Praxis.
Ein Jahr später führte die Air Zermatt die Technik in Chamonix vor. Bruno Jelk: „Als wir in Frankreich zum ersten Mal vom langen Seil erzählten, sagten die Piloten dort ‚unmöglich, das geht nie'. Heute praktizieren sie diese Technik ebenfalls."
Doch das Ziel war noch lange nicht erreicht. „Über die Entwicklung des Kommunikationssystems könnte man ein Buch schreiben", erinnert sich Bruno Jelk. „Einmal versagte das Funkgerät, als ich in einer Felswand abgesetzt werden sollte. Das war ein ekelhaftes Gefühl: Der Pilot wußte nicht, was ich tat und ich wußte nicht, wie der



**Retter und Geretteter an der Longline (dahinter v. l. Monte Rosa, Liskamm und Zwillinge)**

Pilot reagieren würde. Ich löste instinktiv alle Verankerungen am Berg, und als der Helikopter nach einiger Zeit langsam rückwärts von der Wand wegflog, fiel mir ein Stein vom Herzen."
Vor allem die unterschiedlichen Bewegungen der schweren Maschine und des 200 Meter tiefer baumelnden leichten Menschleins verursachten ungewohnte Schwierigkeiten. Dem Trägheitsgesetz gehorchend fliegt der Mann unten am Seil meist weit hinter der Maschine her. Der Retter muß sich also immer am Heli orientieren und dann seine Korrekturen anbringen. Deshalb wird bis auf eine gewisse Entfernung an den Berg herangeflogen, dann stoppt der Pilot den Heli und läßt den Retter auspendeln. Dann wird ganz langsam auf die Wand zugeflogen. Der Retter korrigiert dabei den Flug des Piloten laufend.
Bei einem weiteren Kurs 1994 in Meiringen setzte man erstmals 220 Meter lange Seile ein. Retter wurden in die steilen Kalkwände der Wellhörner im Rosenlauigebiet abgesetzt und wieder aufgenommen. Dort zeigte es sich, daß das lange Seil ohne angehängte Menschen stabilisiert werden muß, da es sonst wild hin und her schlingert und vom Retter in der Wand nicht erreicht werden kann. Die Lösung ist ein 25-Kilogramm-Gewicht, das am Seil befestigt wird.
Auch das Seil selbst ist immer wieder abgeändert und verbessert worden. „Einmal standen wir vor dem Entscheid, entweder bessere Seile zu bekommen oder die gesamte Sache zu vergessen", erzählt Bruno Jelk. Heute werden statische Doppelmantel-Nylonseile, elf Millimeter dick, ohne Knöpfe, in Längen von 40, 50, 60, 80, 100 und 200 Metern eingesetzt." Die Seile werden von der Empa (Eidg. Materialprüfungsanstalt) geprüft und sollten höchstens während fünf Jahren gebraucht werden.
Die Long-Line-Ausbildung der Retter wird vom Schweizer Alpen-Club organisiert, die Piloten werden von den Heli-Gesellschaften, welche Rettungen durchführen, ausgebildet. Jeder Beteiligte beginnt bei Null und übt die anspruchsvolle Technik Schritt für Schritt ein. In der letzten Phase üben Piloten und Retter zusammen. Dann wird das Zusammenspiel trainiert, das entscheidend sein kann für Erfolg oder Mißerfolg der Aktion.

## The Show must go on

Der Dynamik ständiger Weiterentwicklungen kann sich das Rettungswesen nicht verschließen. Doch auch das Rettungswesen ist zu einem – millionenschweren – Geschäft geworden. Nicht nur Piloten, Flughelfer, Bergretter und Ärzte spüren einen großen Druck bei ihrer nicht ungefährlichen Arbeit im Gelände, auch die Finanzabteilungen und Buchhaltungen der Rettungsorganisationen haben es mit immer größeren Zahlen zu tun. Nicht selten sind diese Zahlen rot. Die äußerst dynamische Rettungsbranche ficht so manchen „Kampf" auch auf Nebenschauplätzen aus. Das kann dann schon mal dazu führen, daß man neue Ideen oder Methoden ablehnt oder kritisiert, nur weil sie von der Konkurrenz kommen. Und je begeisterter die einen sind, desto vehementer sind die anderen dagegen.
Derweil geht die Entwicklung im Bereich der Outdoor-Sportarten weiter rasend schnell voran. Kaum steigen die ersten Freaks – organisiert oder unorganisiert – in eine bisher unbegangene Schlucht, ist ein neues Freizeitvergnügen geboren, hat auch schon einen toll klingenden Namen und findet begeisterte Anhänger. An den brutalen Moment des Unfalls, an das zerschmetterte Bein oder den blutenden Kopf denkt in den Momenten der Euphorie keiner. Und der Pilot des Rettungshubschraubers muß halt sehen, wie er zurechtkommt. Die Grenze vom Machbaren zum Gerade-nicht-mehr-Machbaren ist unscharf. Mögliche Nachteile zeigen sich vielleicht erst nach Jahren der Praxis. Dann aber mit aller Härte. Es gibt auch das andere: Die Euphorie des Retters bei der Rettung. Auch sie ist gefährlich, denn auch sie trübt den Blick. Der Standard des Flugrettungswesens in der Schweiz ist heute dermaßen hoch, daß sogar Fachleute ins Schwindeln kommen können. Denn jede noch so gut eingespielte Rettungsequipe besteht aus Menschen. Und findet in der Natur statt.

# Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Umwelt



Emile Gallé
(1846 Nancy – 1904 Nancy)
Vase mit Matterhorn
opakes Überfangglas,
Abbildung geätzt,
nach Entwurf von Emile Gallé,
vermutlich nach 1904
DAV München
Inv.-Nr.: AM 93/42

Beiträge von:
Helmuth Zebhauser
Herbert Guggenbichler
Horst Länger
Helmut Mägdefrau
Nicholas Mailänder

Fotostrecke von:
Jürgen Winkler

# Zwischen Idylle und Tummelplatz

## Eine Ideengeschichte im neuen Alpinen Museum in München auf der Praterinsel

Helmuth Zebhauser

„Gefährlicher Zauber" hätten wir Museum und Katalog am liebsten benannt. Aber „Idylle und Tummelplatz" sagt genauer die Realitäten, zu denen wir eine Ideengeschichte ausbreiten wollen.
Der Alpinismus ist eine Erfindung des Abendlandes am Ende einer 700jährigen Erlebnisgeschichte. Wir stellten uns die Frage: Wie hängt seine Entstehung und Entwicklung mit den elementaren historischen Ereignissen zusammen?

## I. Geschichte als Denkmal

***Zur Konzeption, Absicht und Ausführung des Museums***
Auf der Praterinsel in München gab es seit 1911 ein Alpines Museum des Alpenvereins (D. u. OeAV). Es war eine begehbare Sammlung von zufällig zusammengekommenen, merkwürdigen Belegstücken der Alpenerschließung und des Bergsteigens. Dieses Museum wurde im letzten Krieg zerstört. Aus schönen Resten wurde in Innsbruck ein Museum des OeAV eingerichtet. In Deutschland war 45 Jahre lang nichts dergleichen.
Dann – 1988 bis 1990 – errichtete der Kulturreferent des DAV zusammen mit dem Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums als staatliches Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums in Kempten ein neues deutsches Alpinmuseum.
Zweitausend Objekte, die meisten vom DAV eingebracht, zeigen dort eine Entwicklung vom Heiligen Berg bis zum Energiereservoir Alpen und den jeweiligen Entwicklungsstand der Alpinismusgeschichte bis in die Gegenwart: ein faktengeschichtliches Museum, ein extensives Kommunikationsangebot.
1993 bis 1996 entstand auch in München, am alten Ort auf der Praterinsel, ein kleines, intensiv angelegtes Museum mit dem Ansatz, eine *Ideengeschichte* des Alpinismus darzustellen. Faktengeschichte und Ideengeschichte ergänzen sich. Sie tragen einander.
Das Alpine Museum in München beginnt zeitlich wie thematisch (nach einigen Vorspielen zu Mythen und Traditionen im Foyer) mit der Epoche der Aufklärung: Der gebildete Mensch bricht auf aus Arkadien. Bergbau, Funde der Strahler und was wir heute Geologie nennen, führen zum Interesse an umfassender Geognosie. Bald machen sich Naturwissenschaftler auf, Gebirge zu erforschen. Die „Eroberung des Unnützen" beginnt.
Das neue Museum in München kann eine Geschichte des Alpinismus selbstverständlich nicht komplett demonstrieren. Geschichte wissen wir als überwältigende Fülle komplexer Sachverhalte. Reelle Größen wirken mit Imaginärem zusammen. Die Vorgänge der Vergangenheit spielen sich in Meßbarem, aber auch in Unwägbarem ab. Einzelstücke sind uns überliefert. Dieses Notierte ist aber nur ein Bruchteil des seinerzeit tatsächlich Notierten. Das Nichtnotierte fehlt völlig. Man stützt sich auf punktuelle Angaben. Die unendliche Menge von Faktoren und Fakten ist notwendigerweise auf eine endliche, ja sehr kleine Anzahl von Daten, Begriffen und Zeichen verkürzt. Die authentischen Belegstücke selbst, die dem Historiker als punktuelles Gerüst zur Verfügung stehen, ergeben aber ein neues Hindernis. Nicht nur, daß sie aus Vorgängen und Zusammenhängen herausgerissen sind, und nicht nur, daß sie lückenhaft berichten: Noch viel schwieriger wird die Darstellung deshalb, weil diese authentischen Belegstücke schon zu ihrer Zeit nur die Zeichen von Zwischenstadien gewisser Entwicklungen waren. Sie waren nur Momentaufnahmen innerhalb von Wandlungen, die Zeichen jeweils nur scheinbar abgeschlossener Denkvorgänge. Und in diesem Sinn sind diese authentischen Belegstücke nicht Zeugnisse für wirklichkeitsidentische Abbilder.
Zu diesen generellen Problemen der Geschichtsschreibung kommen noch die speziellen der Museumsdarstellung. Die Vergangenheit geschah in großen Räumen und erstreckte sich über lange Zeiten. Den Versuch ihrer Darstellung in einem Museum zwängt aber das Thema auf eine Fläche von 400 qm zusammen. Einer Zeit von Jahrhunderten Wirklichkeit steht dann eine Verweilzeit des Besuchers von vielleicht ein bis zwei Stunden gegenüber.
Kann nun unter diesen Einschränkungen ein Museum Zusammenhänge einer Geschichte aufzeigen? Ich meine ja. Wir können in jeweils einigen Exempeln historische

Themen anreißen und Parallelen wie auch Verknüpfungen aufdecken.
In vier Räumen werden vier Kapitel mit ganz unterschiedlichen Themen als Denkanstöße hingestellt.
*1. Kapitel:* Geistige Eroberung der Alpen und die Entstehung des Alpinismus – Aufbruch, Formierung, Naturbewältigung.
*2. Kapitel:* Schauweise des Bergsteigers – Alpinistischer Realismus, allgemeine Entwicklung der Landschaftskunst.
*3. Kapitel:* Stilwende um 1900 – Naturlyrismus, Technik, neue Aktivitäten, Ästhetisierung.
*4. Kapitel:* Alpinismus im Netz der politischen Konstellationen – Neue Sachlichkeit, Rassismus, Leistung, Medien, Heimat, Hitlerstaat.
Mit dem Jahr 1945 und einem vorübergehenden Verbot des DAV endet die Dauerausstellung des Museums.

***

Hinter den Aussagen in diesem Museum steht allemal eine „übermächtige naturräumliche Bedingung" (Lipp). Sie bestimmt jene soziokulturelle Realität, die dieses separierte Milieu Alpinismus unserer Gesellschaft ausmacht.
Sinnfällig für den Besucher müßte das wenigstens werden in Kapitel 3: Zur Zeit des Naturlyrismus ist eine durchdringende Heimatstimmigkeit in Publikationen und Bildern zu spüren. Oder in Kapitel 4: Hier ist neben der sozialdarwinistisch bedingten Leistungsideologie der Volk-Heimat-Kult herausgestellt.
Die Aufgabe fordert ständig einen interdisziplinären Diskurs heraus. Der Unterschied und auch der Bezug zwischen allgemeiner Gesellschaft und der „Provinz Alpinismus", auch die Beziehung zwischen beiden, wird in unserem Museum manifest etwa in der Gegenüberstellung von Bildern der Bergsteigermaler und Bergbildern einer „allgemeingültigen" Landschaftsmalerei. Unser Museum ist selbstverständlich nicht ein Kunstmuseum. Das Bild dient als Dokument des jeweiligen Gebirgserlebens.
Die unterschiedlichen Inhalte bestimmen Methodik und Didaktik dieses Museums. Schon die jeweils bevorzugten Medien sollen die Art der Botschaft signalisieren.
- Der geistige Aufbruch ins Gebirge wird durch Bücher belegt,
- der naturwissenschaftliche Aufbruch durch Instrumente,
- die Verbreitung der Sinnenerlebnisse wird mit Bildern nachvollziehbar gemacht,
- die politischen Verstrickungen werden mit Dokumenten belegt.

Der DAV sieht schon in seiner ersten Satzung vor, die Kenntnis von den Alpen mit literarischen und artistischen Mitteln zu verbreiten. Eine repräsentative Auswahl dieser Mittel kann das Museum zeigen. Aber diese Zeichnungen, Gemälde, Aufsätze, die meist in der Zeitschrift des D. u. OeAV erschienen, stehen nicht allein. Sie werden im Museum zusammen mit Merkmalen der allgemeinen Kulturentwicklung vorgestellt.
Die Geschichte des Alpinismus ist nicht nur die Geschichte des Bergsteigens, sondern handelt umfassend von der Beschäftigung des urbanen Menschen mit dem Gebirge. Wissenschaft, Literatur, Kunst, Bergsteigen sind die Disziplinen dieser begeisterten Hinwendung zur Wildnis. Getragen wird diese in Einzelvereinen (Sektionen) mit unterschiedlichen Interessenschwerpunkten.

***

Dieses Museum will Ansätze zu einer Ideengeschichte des Alpinismus aufzeigen. Wie gehen wir dabei vor? Ich bediene mich einer gängigen Grundüberlegung: Der Montblanc ist 1786 erstiegen worden. Wir meinen dies zu wissen.
Aber woher wissen wir es?
Wir haben es erzählt bekommen.
Wir unterscheiden also die *res gestae* (geschehene Geschichte) von der *historia* (erzählte Geschichte). Beides hängt über „Erinnerungen" zusammen.
Welche Art Erinnerungen haben wir, wie kommen wir an die *historia* heran?
a) Aus mündlicher Überlieferung und
b) aus geschriebenen Berichten, Bildern und Gegenständen.

Die Materialien der *historia*, die Quellen, werden studiert und zu einem approximativen Bericht über Tatsachen zusammengeführt. Aus relativ wenigen authentischen Dokumenten der Vergangenheit und aus Geschichten entwerfen wir ein Museum als ein begehbares Ensemble von Texten, Objekten, Bildern, Schriftstücken und Zitaten in historiographischer Absicht. Die Vergangenheit wird dann durch diese unsere Historiographie präsentiert.
*Wie* Vergangenheit präsentiert wird und *wozu* sie präsentiert wird, hängt eng miteinander zusammen.
Wir enthalten uns zwar weitgehend des Kommentars, dennoch: Auswahl, Anordnung etc. sind bereits Interpretation und Wertung, sind eine subjektive Darstellung; um beim vorigen Beispiel zu bleiben: Wir haben nicht die Berichte der Erstbesteiger des Montblanc, Paccard und Balmat, herangezogen. Die Tat der beiden ist ein bergsteigerisches Faktum von 1786. Es interessiert in einer Ideengeschichte wenig. Wir greifen weiter zurück, nämlich auf die Ideen von de Saussure, den Montblanc besteigen zu wollen und zu sollen. Und wir stellen als demonstratives Ereignis dar, daß de Saussure 1760 bereits einen Preis für die Ersteigung ausgesetzt hat und legen Golddukaten als Blickfang in die Vitrine.
Eine solche themengeschichtliche Betrachtung kann (und soll möglicherweise) gesehen werden in einer Gesamtordnung, wie sie eine Epochengeschichte liefert. Im Alpin-



**Alpines Museum und Haus des Deutschen Alpenvereins auf der Praterinsel in München, erbaut 1887/88 durch Stadtbaurat Friedrich Löwel als Café Isarlust, seit 1911 Alpines Museum, 1943/44 Gebäude zerstört, seit 1948 Wiederaufbau als Alpenvereinshaus, seit 1993 Wiedereinrichtung als Alpines Museum des DAV Eröffnung 1996**

museum in Kempten beispielsweise ist jedem Saal die Chronologie einer Faktengeschichte zugrunde gelegt.

Der Ansatz, eine Ideengeschichte des Alpinismus darstellen zu wollen und wirkungsgeschichtliche Anmerkungen zu machen, kann nicht mit der Einrichtung eines gedanklichen Grundgerüstes in nur vier kleinen Räumen erfüllt sein. In der Bemühung um Klarstellung und Verdeutlichung scheuen wir im Katalog nicht die subjektiv anmutende Auswahl von Beiträgen: Weglassen dort, wo allgemein Bekanntes leicht zu erinnern oder einfach zu denken ist, Ausführlichkeit und Verdichtung dagegen dort, wo die Erinnerung aussetzt, wo verschwiegen wurde und sich im Bewußtsein der Öffentlichkeit Löcher gebildet hatten. Leistungsfanatismus, Pathoswiederkau, Neodarwinismus sollen bloßgestellt werden. Dem Vorwurf, Antisemitismus und Nationalsozialismus würden verschwiegen, wird in der Museumsausstellung durch signalisierende Belegstücke und im Katalog durch belegende Zitatenreihen begegnet. Ein Anliegen ist, die Nachbarschaften von „Gebirge" und „Heimat" mit „Blut und Boden" aufzuzeigen, die Verknüpfungen von Darwinismus, Leistung, Auslese, Rassismus und Antisemitismus mit Ideologien des Alpinismus offenzulegen.
Wer systematische Aufarbeitung erwartet, wird zu Recht die Kontinuität der Entwicklung von der Befreiung des Individuums bis zum kriegerischen Nationalismus unseres Jahrhunderts vermissen. Er kann bemängeln, Wandlungen und Brüche würden nicht sichtbar werden – z. B. der Zerfall der Donaumonarchie und das dadurch bedingte Eindringen der Ostjuden nach Wien, was ja den auffallenden Antisemitismus der Sektion Austria des D. u. OeAV bedingt hat. Er kann reklamieren, der Aufstieg der Bourgeoisie und ihre Vermengung mit dem klassischen Bildungsbürgertum würde nicht transparent gemacht, und daher könne auch der Wandel in der Hüttenpolitik des Alpenvereins gleichwie der Gesellung in den Einzelvereinen nicht verständlich sein; auch der Gegensatz zwischen Arbeiterbergsteigern und akademischen Alpinisten ist sicher zu wenig herausgearbeitet.
Aber ein kleines Museum (man entschuldige den nochmaligen Hinweis auf die Bedingung) kann solches nicht leisten. Und der Katalog zu diesem Museum ist selbstverständlich nicht eine objektive und umfassende Geschichtsschreibung. Letztendlich ist ein Museum eben doch nur ein Informationsbazar mit einem unvollständigen Warenangebot, und der Standpunkt des Bazarbetreibers bestimmt allemal die Auswahl. Anders ausgedrückt: *Der Historiker stellt die Vergangenheit in seiner Perspektive dar, ein standortfreier Historiker ohne Perspektive ist unmöglich.* (Th. Nipperdey, Nachdenken ...)

Über den Katalog hinaus soll der Ansatz des Museums, eine Ideengeschichte des Alpinismus darstellen zu wollen, nach und nach mit temporären Ausstellungen angegangen werden und dann jeweils unter neuem Aspekt.
Begleitende Vorträge, Arbeitskreise und Kolloquien sollen ein lebendiges Museum entstehen lassen.
Eine solche Anlage soll also zu ständigem Dialog herausfordern.
Mit Worten von Klaus Wagenbach (zwar zu einem anderen Zweck, aber hier genau treffend) heißt das: Der Dialog bietet sich an in der *Konfrontation von Material und Bearbeitung, von Geschichte und Gegenwart, von Erinnertem und Erfahrenem.*
In diesem Museum liegt ein Kumulus vor, *der uns fragen soll, der Geschichte vorzeigt in einer auf Vergessen angelegten Gesellschaft.* (Klaus Wagenbach, Nachwort zu Erich Fried, dtv. München 1995)
Nipperdey sagt: *Historie reproduziert nicht Vergangenheit. Aber ... sie konstruiert auch nicht Vergangenheit. Was sie leistet und tut, ist etwas anderes: Sie bezieht sich auf Vergangenheit.* Und insofern ist sie Sinnstiftung.
In Deutschland entwickelte sich im 19. Jahrhundert eine neue Gesellschaft. Die deutsche (preußische) protestantische Innerlichkeit, in der es zuerst auf Gesinnung und

Werte ankommt, rettete sich von der Politik weg in die Kultur und in die Natur. (Sie hatte in der Romantik ihren katholischen Verlauf.) Zudem wurde die spekulative Naturphilosophie abgelöst von der sammelnden und analysierenden Naturwissenschaft. Das 19. Jahrhundert, also innerlich einerseits und positivistisch andererseits, war der Nährboden für den Alpinismus.
Im Sog der Philosophie entwickelte sich eine Selbstermächtigung des Menschen. Der selbstermächtigte Mensch erschloß interessiert diese unbekannte Natur außer sich und erlebte bald als Bergsteiger eine neue Natur in sich, je nachdem tapfer, mutig oder gar kühn.
Um 1900 waren die letzten Gipfel der Alpen bestiegen, wurde die Entstehung der Gebirge nach und nach verstanden. Die Bergsteigerei wendet sich anderen Zielen zu.

***

Dieses neue Museum kann auf mehrere Weisen betrachtet werden. Je nach Informationserwartung und Informationsprofil.
Als Besucher läßt sich
a) ein Rundgang durch schöne Objekte der Alpinismusgeschichte machen;
b) eine Folge interessanter bergsteigerischer Einzelheiten besichtigen;
c) ein Entwurf zu einer Ideengeschichte mit wirkungsgeschichtlichen Anmerkungen studieren und erleben.
Dieses neue Museum ist hingestellt und steht nun da als ein Denk-Mal.

## II. Aufbruch, Ziele und Wege

***Der Inhalt des Museums***
Das neue Alpine Museum beschäftigt sich mit dem Alpinismus im Zeitraum von der Aufklärung bis zum Verbot des DAV am Ende des Hitlerstaates. Was vor der Aufklärung geschah, epochengeschichtlich als Präalpinismus bezeichnet, wird im Foyer des Museums angedeutet mit einigen Ereignissen, eher als visuelles Feuilleton gedacht denn als Historiographie. Dort sind Zinnfiguren-Dioramen aufgestellt und einige typische Quellen der Alpingeschichte beigefügt. So sollen im Entrée Mythen, Quellen und Tradition des alpinen Erlebens auf eine leichte, ja beinahe spielerische Weise wahrgenommen werden können. Danach betritt der Besucher die Museumsausstellung (oder die Galerie).

## Mythen, Quellen und Tradition

**Terra amata**, das von den Menschen geliebte und das den Menschen mögende Land – es ist dort, wo die Felsen der Alpen aus dem Mittelmeer steigen, dort wo der Gebirgsfluß Var wild herauskommt. Er tritt nicht selten über die Ufer. Er versiegt selbst in heißesten Zeiten nicht. Pinien spenden Schatten. Süßwasser sprudelt aus den Felsen. Im nahen Meer tummeln sich Fische. Überall, zu Lande und zu Wasser finden sich eßbare Früchte und läßt sich Getier fangen. Dort wo mildes Land und wildes Gebirg sich berühren, dort wo das Lotrechte und die endlose Horizontale sich treffen, dort ist Terra amata.
Heute ist diese menschenfreundliche Landmulde zum Großraum Nizza verstädtert. Aber versteckt im Gewirr der Häuser erzählt das MUSEUM TERRA AMATA mit vielen Fundstücken von der Vor- und Frühgeschichte der Menschheit. Da ist der versteinerte Fußtritt eines frühesten Menschen, der in das Gebirge hineinging, zu sehen.
Eine kleine, eindringliche Präsentation breitet Belege und Rekonstruktionen aus, die uns rückbesinnen auf unsere Vorzeit. Jedes Fundstück wird zur Quelle, ist sichtbarer, greifbarer Beleg – und doch bleibt das Ganze dieser Steinzeitmenschen im mythischen Dunkel. Wir wissen nur, daß wir von solcher Welt herkommen.

In den **Höhlen von Bioux** in den Felsen des Luberon, an denen heute die Sportkletterer ihre Bewegungs- und Bewährungsspiele spielen, genau dort hausten im Neolithikum schon Stämme, in den Felsenhöhlen schier unzugänglich, von Steile geschützt, vor sich ausgebreitet Wald und Tal und Wasser.

Was **Moses am Sinai** erlebt, das Erfahren Gottes am Berg, wird zu einem im Abendland fortwährenden Zeichen von mythischer Kraft und religiöser Ausstrahlung. Immer wieder taucht bei den mittelalterlichen Malern und noch in der frühen Renaissance der zweigipfelige Berg als Sinaizeichen, als Symbol der Anwesenheit Gottes auf. Der Renaissance-Maler Andrea Mantegna und nach ihm manch anderer modifiziert dieses Zeichen zum schäumenden Felsgebild, vor dessen Hintergrund und in dessen Schutz Maria mit dem Gottessohn erscheint.

**Mythen des Alpinismus:**
**Zinnfiguren im Foyer des Alpinen Museums:**
**Tanz ums Goldene Kalb,**
**Moses am Sinai**



DAV München, Inv.-Nr.: AM 96/19

*Da stiegen Moses und Aaron, Nadab und Abohu*
*und siebzig von den Ältesten*
*hinauf und sahen den Gott Israels.*
*Unter seinen Füßen war es wie eine Fläche von Saphir.*
*...*
*Als Moses aber nahe zum Lager kam und das*
*Kalb und das Tanzen sah,*
*entbrannte sein Zorn und er warf die Tafeln aus*
*der Hand und zerbrach sie*
*unten am Berge*
*und nahm das Kalb, das sie sich gemacht hatten,*
*und ließ es im Feuer zerschmelzen*
*und gab's den Israeliten zu trinken.*

***

Heilige Berge, das sind z. B.: der Berg Horeb im Sinaigebirge als Platz, wo der mosaische Gott erschien; die heiligen Berge des Himalaya, wie der Machapuchare, auf den selbst die heutigen Bergsteiger den Fuß nicht setzen, sei es auch nicht aus Scheu vor dem Gott und aus Ehrfurcht, sondern nur aus Respekt vor dem Glauben der einheimischen Bevölkerung; der Fujijama, der chinesische Berg Hua Shan.
Jeder von ihnen ein heiliger Berg, den die Alten verehrten. Die Touristen von heute, die „Weltkundigen", die Bergsteiger, die Animateure, die Fotografen und die Bücherlschreiber, sie haben die Scheu verloren. Am Fujijama fahren die Leut' Ski, auf den Ätna führt eine Seilbahn, der Olymp ist ein Ziel für Trekkingtouristen, auf den Sinai werden die Kulturreisenden Europas in Scharen geführt.
Noch viel weniger als vor den heiligen Bergen machen die heutigen Menschen Halt vor den Bergen der Heiligen und Frommen. Da und dort blüht noch eine althergekommene Wallfahrt. Aber viele dieser ehrwürdigen Stätten sind inzwischen Rummelplatz für Sport, Spiel und Picknick geworden. Die Hohe Salve ist verdrahtet, und auf dem Gipfel ist eine Selbstbedienungsgaststätte für Skifahrer. Vor der Grotte der Heiligen Maria Magdalena im Sainte-Baume-Gebirge machen die Sonntagsausflügler von Marseille ihre Brotzeit. Auf dem Schlern steht eine bewirtschaftete Bergsteigerhütte.
Das Alpinmuseum in Kempten hat den ersten Saal unter den Titel „Vom heiligen Berg bis zum Energiereservoir Alpen" gestellt. In einer Stunde kann man einen geschichtlichen Rundgang durch diese bestürzende Veränderung machen, und er bietet sich an als beinahe harmonische Wandlung unter dem Motto „macht Euch die Erde untertan".

***

Die Alpen standen allemal den Feldherren, den Handelsreisenden, den Pilgern und Touristen abweisend und gefahrvoll im Weg. Zu ihrer Überwindung suchte man Pässe, über welche man das „häßliche" Gebirge passieren konnte.

*Die Wege durch die Alpen sind bereits früh entdeckt worden. Weihefunde an den Paßübergängen, die Verteilung von Handelsgütern wie Werkzeuge aus Stein und Metall, Bernstein, Gefäße in Bronze, Keramik und Schmuckgegenstände von Niederdeutschland bis Italien bezeugen eine Begehung schon in vorgeschichtlicher Zeit.*
*Seit der Bronzezeit werden auf den Nordsüdverbindungen zunehmend Güter über die Alpen getragen. Zu Fuß oder mit Saumtieren bewegte sich der Verkehr auf schmalen Pfaden.*
(Lenz Kriss-Rettenbeck im Alpinmuseum Kempten)

Als **Tropäum Alpium** in La Turbie bei Monaco, also dort, wo, wie man sagt, die Alpen mit ihren südlichsten Ausläufern ins Meer stürzen, kündet ein riesiges Denkmal von der Niederwerfung der Stämme der Alpenvölker. Selbst im Rudiment sind deren Namen noch unübersehbar in Stein gemeißelt zu lesen.
Das Alpentropäum wurde zu Ehren des Kaisers Augustus im Jahre 6 vor Chr. errichtet als Triumphbau zur Erinnerung an die Unterwerfung der Alpenvölker in den Jahren 26–14 vor Chr.
Es erhebt sich mit einer Höhe von fast 50 Metern auf einem 486 Meter hohen, beherrschenden Vorsprung der Seealpen in La Turbie über Monaco, gerechnet von Rom am 503. Meilenstein der Küstenstraße, der Via Julia Augusta, der späteren Via Aurelia, die ab 12 vor Chr. mit großem technischen Aufwand ausgebaut wurde und hinüber nach Narbonne, der Hauptstadt der „Provinz" führte.
Auf einem quadratischen Sockel mit einer Seitenlänge von 32,5 m ruht ein Rundbau mit einem Säulenumgang und einem Triglyphenfries, bekrönt von einem treppenförmig abgestuften Kegel mit der Kolossalstatue des Kaisers.

**Hannibal** zog für seinen Feldzug gegen Rom über die Pyrenäen und über die Alpen. Hannibal und seine Elefanten im Gebirge haben für alle späteren Generationen etwas sagenhaftes, das sich, je später um so mehr in der Märchenwelt verliert. Wo Hannibal die Alpen wirklich überquert hat, ist nicht erwiesen. Wo immer aber Spekulationen einen Weg zu benennen versuchen, bilden sich auch heute noch phantastische Vorstellungen von einem Abenteuer mit elefantenfeindlichem Eis, mit lauernden Gefahren in Schnee und Fels. Ungenaue schriftliche Quellen und vielfältig sich verzweigende mündliche Traditionen geben der Phantasie immer neue Nahrung.
Die Römer bauten immer bessere Wege für ihre Heere, für Boten und Handel aus. Die deutschen Könige zogen über die Alpen nach Rom und kehrten als Kaiser heim. Prälaten, Pilger, Kaufleute und Künstler reisten durch die gefährlichen Gebirge.

Die **Nonne Ätheria** könnte noch Stoff für die Bergsteigergeschichte liefern. Sie ist auf den Sinai gestiegen und hat im Jahre 385 davon berichtet. Aber das hat nichts mit Bergsteigerei in unserem Sinn gemein. Das ist Heilstun.

**Petrarca** auf dem Mont Ventoux – ein Brief, geschrieben wie ein Bericht, sofort nach Bergankunft und „aus dem Stegreif", hat die Alpinismushistoriker ständig verwirrt. Petrarca schreibt, er sei am 13. April 1336 auf den Mont Ventoux gestiegen. Ein rhetorisches Kunststück, eine Parabel wird als historische Quelle benutzt und als Ereignisdokumentation gewertet. Aber Petrarca war im April 1336 nicht auf dem Mont Ventoux und hat diesen Bericht nicht zu dieser Zeit und nicht raptim et extempore geschrieben. Die Wissenschaft weist dies heute glaubhaft nach. Petrarca inszeniert literarisch eine Besteigung des Mont Ventoux, um drastisch die geringe Bedeutung des irdischen Erlebnisses darzustellen. Selbst die Weitsicht vom Gipfel ist nichts, im Vergleich zur Tiefe menschlicher Kontemplation. Die Besteigung wird ein plattes Erlebnis im Vergleich zum Aufstieg des Menschen im Geiste.

Die Alpinismushistoriker um 1900 begannen, sich mit dem Petrarca-Text eine Tradition zurechtzumachen, wo eigentlich keine ist.
In Francesco Petrarca muß man eher einen entschiedenen Nichtbergsteiger denn einen begeisterten Bergsteiger sehen.

Erst im 16. Jahrhundert kann man bewußtes Leben im Gebirge und Freude am Bergsteigen finden. Kaiser Maximilian läßt seine Jagdabenteuer im Gebirge darstellen, das „Urner Tellenspiel" entsteht, Konrad Gesner schreibt den ersten schwärmerischen Brief über eine Bergbesteigung (an seinen Freund Vogel).

**Wilhelm Tell**, Symbol der Freiheit – Friedrich Schiller formt aus historischen Ereignissen in den Waldstätten zwischen 1291 und 1315 und einer nordischen Apfelschußsage den Stoff für ein Schauspiel, das 1804 am Hoftheater in Weimar uraufgeführt wurde.
Schon um die Zeit um 1512 wird das „Urner Tellenspiel" datiert. Dessen handschriftliche Fassung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts von Ägidius Tschudi ist die Hauptquelle für Schillers Text. Gleich in der ersten Szene erzeugt Schiller einen grellen dramatischen Effekt. Man hört den Kuhreihen und das harmonische Geläut der Herdenglocken, einen Fischerknaben, der das Paradies, einen Hirten, der den Kreislauf der Natur und einen Alpenjäger, der kühn die Gefahr auf schwindlichtem Weg besingt. In diese Idylle bricht schroff die Gewalt der Herrschaft ein. Die Grundfigur des Schauspiels ist die spannungsgeladene Relation zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, zwischen Selbstgefühl und Solidarität.
Schiller entwirft das neue Bild eines noch nie dagewesenen ästhetischen Staates im Gebirge, bei dem das Individuum „bey der höchsten Universalisierung seines Betragens" (Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen) zum Nutzen und zur Rettung der Gesellschaft wirkt. Diese ideale Synthese führt einen utopischen Glücksfall vor Augen. Das Ereignis gewinnt märchenhafte Züge. Aber es spielt den Mythos von der gemeinnützig verwerteten persönlichen Freiheit vor.
*Im 16. Jahrhundert trat Europa in einen Modernisierungsprozeß ein, der bis heute nicht abgeschlossen ist. Kern dieses Modernisierungsprozesses ist die Freisetzung des Individuums aus den bestehenden ökonomischen, sozialen und ideologischen Kontexten, in denen es immer schon als Moment eines übergreifenden Allgemeinen gesetzt war. In der modernen europäischen Gesellschaft wird das freie Individuum zum Ausgangspunkt der sich verändernden Strukturen.*
(Peter Engelmann in „Postmoderne und Dekonstruktion", Stuttgart 1990)

***

Im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert wurden dann Gebirgsreisen eine **romantische Mode**. Pittoreske Szenen verlockten, die Schauerfahrung bereicherte. Man schwärmte. Und im Biedermeier wurden Gebirgsreisen dann ein entzückendes gesellschaftliches Ereignis.

**Ludwig II.**, König von Bayern, verlegt die Präsentation seiner Würde vom künstlichen Park hinaus in die freie Natur, von der Stadtresidenz in die Landschaft, von der gesellschaftlichen Verflechtung in die Einsamkeit. Ludwig ist der Fürst auch des Münchner Beamtenadels derer von Barth, aus welcher Familie der abenteuernde Alleinbergsteiger Hermann von Barth stammt.
Das Volk ästimiert des Königs gespenstische Schlittenfahrten durch nächtliche Bergwälder als Träumerei. Aber signifikant ist vielmehr die bewußte Präsentation des Fürsten in der unmittelbaren Konfrontation mit der Natur. Diese kennzeichnen ihn als Sohn seiner Zeit. Solche Affektationen sind zeitgemäß. Schon der junge König ließ sich im privaten Dachgarten auf der Residenz nicht nur exotische Blumen pflanzen, *da entstand im Gegensatz zum Maximilianischen Wintergarten, der noch als ein Zentrum des gesellschaftlich-repräsentativen Lebens der Residenz anzusehen war, unter der Beratung des Orientreisenden Schlagintweit und der Leitung des Gartenbaudirektors von Effner, assistiert vom Hofgärtner Müller, eine regelrechte Illusionswelt mit üppiger Bepflanzung, einem maurischen Kiosk aus Eisen, einem Zelt und einer indischen Fischerhütte. Den Abschluß zum Festsaalbau hin bildete ein Monumentalgemälde des Himalaya. Die gegenüberliegende Seite wurde vor einem gemalten Prospekt von einer großen Felswand beherrscht, in der sich eine Grotte befand ...*
(Jean Louis, Christine Wohlmuth, Ingenieurbaukunst im Königreich Bayern, München 1888)

Solche Flucht in die Natur kennzeichnet Fürst wie Bürger. Aus den Zwängen der Gesellschaft, der Politik, der Industrie und der Städte suchen die Menschen nach einer zweiten Heimat. Das Bergsteigervolk baut sich Bürgerhäuser im Fels-Ödland, der König Schlösser.
Beide Male ist es Stadtflucht, Abwendung von der Gesellschaft, Verweigerung gegenüber der Politik, Erholung von Geschäften, Ratlosigkeit im Umgang mit dem Fortschritt. Anders ausgedrückt: Verlangen nach Stille, Suche nach Ursprünglichkeit. Verlangen nach Reinheit, Unverdorbenheit. Ein Neo-Rousseauismus.
Ludwig entwirft seine Refugien an den Rand des Berglandes, wo Milde des weiten Landes und Wildnis sich treffen. Burgen am letzten Felsgipfel vor der endlosen Weite. Neuschwanstein und Falkenstein. Das letztere als Gloriette zum ersteren.
Der König setzt das Kunstgebild des eklektizistischen Burgschlosses der wildesten Natur entgegen. Sängerromantik vis-à-vis der grausigen Pöllatschlucht, Thronsaal in der Nähe des stürzenden Wassers.
Am Schachen konfrontiert er einen orientalischen Traum mit der abstrusen Wildnis des Hochgebirges. Auf dem türkischen Sofa birgt er sich vor der Welt und vor dem Bild der zerfallenden Fluchten der Dreitorspitze, tritt aber dann doch hinaus und schaut auf die Gletscher der Zugspitze und erschauert. Er steigt immer wieder auf zu Berghütten.
*Gestern begab ich mich nach dem geräuschvoll unruhigen Treiben des Tages hierher nach dem abgeschiedenen, trauten Hochkopf, wo ich auflebe in wonniger Einsamkeit, fern der Welt, die stets mich verkennt und mit der auch ich mich nie und nimmer befreunden kann und will. – Warum diese stille, einfache Hütte mir werth und theuer ist und zwar werther als alle königlichen Schlösser mit ihrem Glanz und hohlen Prunk, brauch ich dem Theuren wohl kaum zu sagen ...* (König Ludwig II. am 21. Juni 1867 an Richard Wagner)
Er breitet zuletzt ein Versailles, eine explizite Apotheose auf den Sonnenkönig und dessen absolutes Königtum auf einer Insel im Bayerischen Meer aus. Dahinter schimmern die Silhouetten der Kampenwand, des Hochgern und Hochfelln über dem Dunst des Wassers. Fürstenprunk und Blaugebirg spiegeln sich. Die herrschaftliche Allee läuft ins Schilfufer, die Brunnenfiguren stehen gegen den Föhnhimmel. Fontänen sprühen Licht vor dem Dunkel der Bäume.

***

Eine merkwürdig volksschauspielhafte Geschichtsverbundenheit entfaltet sich im gebirgsnahen Bayern, in Tirol und in der Schweiz. Andacht, Festzug und Laientheater vermischen sich mit zuweilen verqueren Vorstellungen historischer Ereignisse.

**Andreas Hofer**, der gegen Bayern aufsteht, wird gerade in Bayern zum Idol für Kraft und Freiheit. Wilhelm Tell und der Wilderer **Jennerwein** stehen nahebei. Das Lied vom „Schütz in seinen besten Jahren" hat manchen durchzechten Bergsteigerabend verziert. So auch das König-Ludwig-Lied und alles was mit Eigenheit, Freiheit und Gebirg romantisch zu tun hat.
Gebirgsschützen marschieren in verjodelten Dorfarchitekturen auf und exerzieren Mannstum vor mit Stutzen und Stöpselhut. Trachtenvereine tragen nachgebildete Vergangenheit zur Schau.
Wenn auch solche Formen als kitschnah gesehen werden können, allemal sind diese Bräuche Traditionspflege. Mit Wort, Schauspiel, Umherziehen, Musik und Tanz verwurzeln sie den Menschen lebendig in seine Herkunft.

***

Bei Eröffnung des Alpinen Museums 1996 sind zum Thema Mythen, Quellen und Tradition Zinnfiguren-Dioramen und historische Belegstücke aufgestellt:
Moses am Sinai und der Tanz ums goldene Kalb – Hannibal zieht über die Alpen – Schäferspiel – Andreas Hofer – Wilhelm Tell – Weinfest in Vevey – Tiere der Alpen – Trachten – Reise ins Gebirge – Ludwig II. auf der Schlittenfahrt – Gebirgsschützen.

***Raum 1:***

## Die Alpen werden naturwissenschaftlich und touristisch erschlossen

1760 setzt ein Wissenschaftler einen Preis für die Bezwingung des Montblanc aus.
1786 wird dieser höchste Berg Europas erstmals erstiegen. Die Alpen werden naturkundlich und touristisch bewältigt. Um 1900 sind alle nennenswerten Gipfel erstiegen und mit Namen belegt. In diesen eineinviertel Jahrhunderten erfassen die Alpinisten die Gebirge, beschreiben sie, legen Wege an und bauen Hütten, erstellen Karten und werben für die Bereisung. Bildungsbürger geben die ersten Anstöße. Ihr Wohlstand und ihr Wissensdurst ermöglichen diese Domestizierung jener Wildnis.
Die „Geognosie" erschließt das Verständnis. Ein „Professor der Weltweisheit", also ein umfassend gebildeter Mann, bläst zum Aufbruch in die unerforschte Wildnis. Sie erweist sich als erforschbare Natur.
Große Namen dieses Aufbruchs sind zunächst de Saussure, Hacquet de la Motte, Alexander von Humboldt und Hans Conrad Escher.
Ein einziger Raum in dem kleinen Alpinen Museum auf der Praterinsel kann selbstverständlich keine zusammenhängende Erschließungsgeschichte zeigen. Es geht hier nicht um die Anhäufung bergsteigerischer Fakten. Um einige wesentliche Einblicke in diese ersten hundert Jahre Erschließung zu geben, haben die Museumsmacher sie-

benmal in die Tiefe gebohrt. Die „Bohrkerne" stehen nun in Glastürmen im Raum:

- ☐ Aufbruch aus Arkadien
- ☐ Als ob die Summe der Details ein Gesamtbild des Kosmos entwerfen könnte
- ☐ Tummelplatz Europas
- ☐ Vereint für den Alpintourismus
- ☐ Die Gestalt der Berge zeichnen
- ☐ Das Wissen explodiert
- ☐ Excelsior! Alle Gipfel sind erstiegen.

Der erste Turm zeigt überwiegend Bücher (kostbare Originale). Bücher sind typisch, denn es handelt sich um einen geistigen Aufbruch.
Wer von diesem Turm den Blick diagonal durch den Raum gehen läßt, sieht sogleich, daß der Turm Nr. 6 kaum Bücher zeigt, sondern vielmehr Instrumente: Der Zugang ist innerhalb von hundert Jahren technischer und also instrumenteller und damit präziser, jedenfalls anders geworden.

**Aufbruch aus Arkadien**

Elegische Schwärmereien auf dem Lande,
galante Feste in den Parkgärten,
spielerisches Hofvolk denaturieren die Natur.
Der Städter träumt
im schönen und geschönten Lande.

Rokoko und Aufklärung wirken ineinander.
Der Naturforscher Horace Bénédict de Saussure
setzt 1760 einen Preis aus
für die Besteigung des Montblanc.
Die unbetretene Wildnis des Hochgebirges
soll erobert werden.

Die Poesie ist hin. Das Rennen beginnt.

Konrad Köstlin von der Universität Wien schreibt uns in einem Brief zu diesem Museumstext:
*Die Zeile „die Poesie ist hin" geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Sie ist gemünzt auf den Beginn der Erschließung der Alpen und wohl in diesem Zusammenhang mit der Besteigung des Montblanc verbunden.*
*Nun kann man die Sache unterschiedlich ansehen. Man kann natürlich sagen, die Poesie sei dahin und damit meinen, daß die Erschließung der Alpen ihre Naturhaftigkeit zerstört. Andererseits aber ist Poesie ja einer menschlichen Perspektive geschuldet. So könnte man fragen, ob Poesie, wenn sie denn eine menschliche Zutat zur Natur ist (was ich denke), nicht erst in dem Moment entsteht, in dem der Mensch die Natur mit ihr überzieht. Poesie wäre dann nicht von allem Anfang an und eben auch nicht ohne den menschlichen Blick in Natur und den Alpen vorhanden. Poesie entstünde dann erst durch diesen Blick, wäre also Auslöser der Erschließung der Alpen einerseits und andererseits mit dem Bedauern über eben diese Erschließung verknüpft. In dieser Doppelung von Trauer über die notwendig verlorene Unberührtheit der Natur und der sehnsuchtsvollen Verklärung der Unberührtheit liegt doch wohl das Potential der Poesie, das sich erst, „sentimentalisch" hätte Schiller gesagt, seinem bereits eroberten Gegenstand nähern kann. Die Poesie wäre also nicht hin. Sie stünde nach der Wahrnehmung der Alpen als angstmachender und unzugänglicher Welt am Beginn der verklärenden Vereinnahmung dieser Welt.*

**Vereint für den Alpintourismus**

Im exclusiven Alpine Club findet sich die Elite der englischen Bergsteiger zusammen, vielfach einflußreiche Männer der Bürgergesellschaft. Alpinismus wird dort als Sport verstanden, der nach Rekorden strebt.
Nach den ersten Veröffentlichungen des Alpine Club werden in schneller Folge alpine Vereine gegründet:
1862 Oesterreichischer Alpenverein (OeAV) in Wien
1863 Club Alpino Turino (CAT) in Turin
1863 Schweizer Alpen-Club (SAC) in Olten
1869 Deutscher Alpenverein (DAV) in München

Im Österreichischen Alpenverein (OeAV) sind akademische Naturwissenschaftler am Werk. Im DAV schließen sich Bildungsbürger zusammen, wollen der alpinen Bevölkerung die Existenz sichern, wollen das Gebirge erschließen und schaffen sich „eine zweite Heimat":
*Zweck des Vereins ist es, die Kenntnisse von den Deutschen Alpen zu erweitern und verbreiten, ihre Bereisung zu erleichtern.*
*Mittel zur Erreichung des Zweckes sind: Herausgabe von literarischen und artistischen Arbeiten, Organisierung des Führerwesens, Herstellung und Verbesserung der Communikations- und Unterkunftsmittel, Unterstützung von Unternehmungen, welche die Vereinszwecke fördern, gesellige Zusammenkünfte, Vorträge.*
Der formierte Alpinismus ist zunächst an wirkungsvolle Persönlichkeiten gebunden, bis dann die Vereine selbst eine historische Entwicklung vorantreiben: Sie erschließen die Alpen dem Tourismus.
Ein handschriftliches Protokoll der „I. General Versammlung des Deutschen Alpen Vereins in München" am 26. Mai 1870, eine Leihgabe der Sektion München des DAV, dokumentiert im Museum die Gründung.
Der Verein von über Deutschland und Österreich verteilten Vereinen (Sektionen) bietet eine neue Verständigungsebene für Bürger.
Zur Kommunikation dienen: Sektionsabende, Sektionsschriften, Gruppenbergfahrten, Gemeinschaftsarbeit, Hüttenbau und Wegebau, Hüttenabende, Bergmessen, Vereinsfeste, Vorträge, Jahrbücher und Mitteilungen des Zentralvereins, Gremienarbeit bis hinauf zum Zentralausschuß und der Hauptversammlung.

Modell der Stüdlhütte
am Großglockner –
Urhütte der AV-Hüttenentwicklung
(Alpha-Modellbau München)



DAV München, Inv.-Nr.: AM 94/78

**Vereine – Ausdruck einer Neuordnung der Gesellschaft**
Zu Beginn des 19. Jahrhunderts „verdichtete" sich der Umbruch im Wechsel der leitenden Ordnungsmodelle: Die uralte, vorstaatliche Einheit des „Standes", der Selbstgewißheit und Recht in der Gruppe gestiftet hatte, wich nun dem modernen, auf „Gesellschaft" bezogenen „Verein". Die neue staatsbürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts äußerte sich exemplarisch in der Vereinsbildung. *Der frühneuzeitliche ... Staat hatte den Angehörigen eines Standes Körperschaftsrechte verliehen; sie bildeten Korporationen, etwa als Städte, Zünfte oder Universitäten. In dem Maße, wie die Ständeordnung zerfiel, verloren die Korporationen ihre bindende Kraft ... Eine zunächst kleine Schicht aufgeklärter Bürger beanspruchte für sich das Recht zum freien und autonomen Zusammenschluß – ohne Bewilligung oder Einfluß des Staates –, um in einem solchen Verein nach frei gesetzten Regeln gemeinsam zu wirken. Der Freiwilligkeit und Gleichheit der Mitglieder lagen die Prinzipien der naturrechtlichen Staats- und Gesellschaftslehre zugrunde. Man war auf natürliche Weise gleich als menschliches Wesen und wurde in gesellschaftlicher Weise gleich durch Bildung, Wissenschaft und Aufklärung, die zu erwerben keine Privilegien der Geburt oder des Standes hindern konnten ... Die zuvor als statisch vorausgesetzte Schöpfungsordnung erschien nunmehr als veränderbare und verbesserungsbedürftige Lebenswelt* (Wolfram Siemann, Vom Staatenbund zum Nationalstaat Deutschland 1806–1871, München 1995).

Je mehr die ständischen Bindungen nachließen, um so weiter breitete sich jenes neue Vereinswesen aus, das seit dem Vormärz, vermehrt durch den Impuls der Revolution von 1848 und den nachfolgenden Durchbruch der Industrialisierung, massenhafte Dimensionen anzunehmen begann (Siemann). Viele berufsständische Vereine, die in dieser Zeit gegründet wurden, hatten zunächst nationales Pathos übernommen, und erst in einer Reaktionszeit versuchte man solche Haltungen abzustreifen und nur enge Standesinteressen bzw. Bildungsinteressen herauszuarbeiten.
*Die sich verdichtenden Kommunikations- und Verkehrsverhältnisse, nicht zuletzt durch Eisenbahnen, Post und aufkommende Telegraphie, sowie der wirtschaftliche Take-off führten zwischen 1850 und 1873 im Vereinswesen zu einer wahren „Gründungswelle"* (Klaus Tenfelde). *Die Vereinsbewegung wurde zu einem Massenereignis und ließ keinen Lebensbereich aus. Es betätigten sich Versicherungen, Sparkassen, konfessionelle Laienorganisationen, Handwerker- und Arbeiterbildungsvereine, Schützen-, Turn- und Geselligkeitsvereine; man fand sich zusammen zur Bildung, Musik, Volksmission, zur Fürsorge für Arme ...*

Die Vereine prägten neue Rollenbilder, bildeten neue Interessen aus, erarbeiteten neuen Bildungsstoff und neue Bildungsziele, förderten neue Arten von Gesellung und formten Eliten. *Sie erweiterten den Spielraum individueller Entfaltung und wirken schließlich auch als Instrument sozialer Kontrolle der Vereinsmitglieder untereinander.* Inmitten dieser Massenformierung wurde 1869 der Deutsche Alpenverein gegründet.

Es bleibt die Frage: War das Bergsteigen der Städter nicht von Anfang an ein Escapismus?
In der Bürgerzeit um 1870 entstand, separiert vom politischen Bürgertum in einer Nische zwischen dem Citoyen einerseits und dem „Untertan" andererseits, eine „machtgeschützte Innerlichkeit". Gesangsvereine, Kirchenchöre, eine neue Art Turnvereine, Volksbildungsvereine und eben auch Alpenvereine, die stolz waren auf ihr „Unpolitisch"-Sein.
Da fanden sich Männer (nicht Frauen) zusammen, die hier weder als engagierte Bürger der Paulskirchenbewegung noch als blinder Untertan fungieren wollten.
Sie flüchteten ins Gebirge und in eine zunächst „unpolitische Gesellschaft".
*Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften ...*
*Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzelnen ...*
(Immanuel Kant „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", Berlin 1784.)

1873 vereinigen sich OeAV und DAV
1872 werden die Zeitschriften der Vereine zusammengelegt. Der OeAV vertritt Forschungsinteressen. Der DAV hat eine eher praktische Ausrichtung: Förderung des Tourismus und des Bergsteigens. Deswegen schließen sich dem DAV mehr Mitglieder an. Nach Überwindung der politischen Zweifel (man verdächtigte den DAV, die Annexion der österreichischen Alpenländer vorzubereiten) vereinigen sich der DAV und der OeAV zum D. u. OeAV.
*Die Einsicht, daß mit der Fusion beider Alpenvereine dem Alpenland genützt werde, hatte die Gefühlsbedenken besiegt.*



DAV München, Fritz-Schmitt-Stiftung, AM 86/1288

*Raum 2:*
## Bilder vom Gebirge

In einem blauen Kabinett sind 18 gleichartige Deckfarbenbilder von Edward Theodore Compton aufgereiht. Sie stammen aus einem Zeitraum von 1883 bis 1912. Sie dienten der Illustration von alpinistischen Berichterstattungen. Allesamt (diese, weitere 30 Stück im Besitz des DAV und weitere 270 Stück im Besitz des OeAV) zeigen eine gleichartige, oder doch zumindest verwandte Schauweise: die der Alpinisten. Heute noch begeistern sich die Bergsteiger an diesen Bildern, die das „Gebirge wiedergeben, wie wir es kennen". Man kann sagen, E.T. Compton hat schon um 1880 eine Darstellung gefunden, die bis heute als „richtig", als schön, als erinnernd und verlockend gelten kann.
Dieser Raum 2 will nicht eine Entwicklung (wie z. B. Raum 1) zeigen, sondern eben gerade diese spezifisch alpinistische Schauweise eindringlich vorführen.
Dazu gesellt sich eine Timeline der allgemeinen kunstgeschichtlichen Entwicklung, von der die Fortbildung oder Umwandlung der Landschaftskunst geprägt war, an der aber E.T. Compton nicht teilgenommen hat.
Im selben Raum sind in Schubladen 48 Exempel der Entwicklung der Visualität vom Gebirg mit kostbaren (und lichtempfindlichen) Grafiken aufgereiht, die den plötzlichen Stillstand der alpinistischen Schauweise eines E.T. Compton noch deutlicher machen.
In den Zeitschriften des D. u. OeAV gibt es als Illustration kein Bild von Strützel, Haider, Erler, Jawlensky, Münter oder Kokoschka. Der Alpinismus spezialisiert sich, engt sich ein und nimmt an der Entwicklung der visuellen Kultur nicht teil.

**Mit den Augen des Bergsteigers**

E. T. Compton repräsentiert die alpinistische Schauweise.
Er wirkt von 1880 bis 1920.
Seine Bilder zeigen das Hochgebirge als begehbare Wildnis.
Bergsteigen ermöglicht Compton, so zu schauen.

Hier wird nicht die Monumentalität der Landschaft gezeigt
und nicht programmatischer Realismus vertreten.
E. T. Compton sucht nicht Anschluß
an die Kunstströmungen seiner Zeit.

Dennoch schaut Compton das Gebirge nicht ohne Intention.

Er schaut als Bergsteiger.
Das Gebirge wird zum faszinierenden Erlebnisgerüst des Alpinisten.
Du kannst den möglichen Weg durchs Eis erkennen,
die Gefahr der Wand förmlich spüren,
die Wächte brechen ahnen,
und die Ausgesetztheit auf einem Grat voraussehen.

Man sieht eine interpretierte Wirklichkeit,
die die alpinistische Möglichkeit zeigt.
Insofern ist Compton Maler
eines vorher ungekannten bergsteigerischen Realismus.

**Seite 188: Edward Theodore Compton**
**(1849 Stoke Newington bei London – 1921 Feldafing)**
**Illimani von Teneria, Tempera,**
**nach einer Fotografie von Henry Hoek, abgebildet**
**in der Zeitschrift des D. u. OeAV 1905**

Diese Schauweise ist nicht akademisch, nicht idealistisch, nicht koloristisch, nicht romantisch, nicht empfindsam, nicht geomorphologisch, nicht impressionistisch, nicht naturlyrisch, nicht symbolisch.

*In der nunmehr 700jährigen Geschichte der Visualität der Berglandschaft nimmt der Bergsteigermaler eine neue Stellung ein. Seine Zunft trägt entscheidend zur Inbesitznahme und Popularisierung der Alpen bei. Er ist nicht nur durch seine Leidenschaft als Bergsteiger dem Gebirge verbunden, sondern auch durch sein Engagement innerhalb der Alpenvereine und deren Interessen.*
*Die Bergsteigermaler treten zur selben Zeit auf, als bei der Illustration die Fototechnik die Reproduktionstechnik zu revolutionieren beginnt. Das führt zu viel mehr Bildern.*
*Zu dieser Zeit konkurrieren bei der Illustration Fotos mit gemalten und gezeichneten Bildern. Die Bildende Kunst feiert einen letzten Aufschwung, bevor die Fotografie um 1910 endgültig bevorzugt wird. Dann löst sich die Erwerbsgrundlage der Bergsteigermaler auf. Dieses Berufsbild verschwindet wieder.*
*Die Bergsteigermaler treten in zwei Generationen auf. Zur ersten Generation, die noch Dilettanten sind, zählen Gustav von Bezold, Johann Stüdl, Max und Carl Haushofer (die Gründerväter des DAV), Marcus Pernhart, Friedrich Simony, Julius Ritter von Siegel, Franz von Schilcher, Anton Heilmann etc., aber auch die persönlichen Aufzeichnungen der ungezählten Menge von Bergfreunden. Diese Bergsteiger und Maler werden die Chronisten einer urbanistischen Bewegung, die eine vorher unbekannte Welt begreifen will.*
*Die zweite Generation der Bergsteigermaler ist der alpinen Bewegung bereits beruflich verbunden. Zu dieser Zeit setzte*




**Raum II des Alpinen Museums: Berge für Bergsteiger**
**Edward Theodore Compton und die Entwicklung der Visualität des Gebirges**

*eine große Welle von Publikationen alpinen Schrifttums ein. Man benötigt Illustratoren für die Vereinszeitschriften, aber auch für andere, überwiegend alpine Zeitschriften und für anspruchsvolle Werke der Buchkunst. Der Hochtourismus rückt in den Vordergrund des Interesses. Und so werden Gipfel, Kanten, Grate, Wächten und Gletscherbrüche, aber auch Bergsteigerszenen und Hütten zu Bildinhalten. Zur zweiten Generation der Bergsteigermaler zählen z.B. Edward Theodore Compton, Ernst Platz, Michael Zeno Diemer, Rudolf Reschreiter, Adalbert Holzer, Max Schultze, Gustav Jahn, Otto Barth etc. und die ungezählten Illustratoren, die schriftliche Veröffentlichungen bereichern* (Trentin-Meyer).
Auch die große Menge solchen alpinistischen Reports, wie ihn diese Bergsteigermaler lieferten, ist nur ein kleiner Ausschnitt der Landschaftsmalerei und er liegt abseits jener Kunst, die sich absolut mit dem Phänomen Berg und der Welt der Gebirge beschäftigt, sei es naturlyristisch, impressionistisch, symbolistisch oder expressionistisch.

### *Raum 3:*
## Stilwende

Stilwende – das ist ein Begriff, den der Maler Ahlers-Hestermann geprägt hat, als er in seinem eröffnenden Buch der dreißiger Jahre die Renaissance der Kunst um 1900 einläutete. Gemeint sind Art Nouveau (Paris), Sezessionsstil (Wien und Glasgow), Jugendstil (München, Darmstadt und Brüssel) und Liberty-Style (London).
Es war die Zeit geistigen Umbruchs (Phänomenologie, Psychoanalyse, Neue Mathematik, Schönbergs Zwölftonmusik, Funktionalismus) und des gesellschaftlichen Wandels, eine Zeit der Wandervogelbewegung, des existenzialisierten und militarisierten Nationalismus, der völkischen Bewegung, der aufkeimenden Blut-und-Boden-Ideologie; es war die Zeit der bündischen Jugend, des Elan Vital und des Naturlyrismus.
Verflochten war dies mit merkwürdigen Verwerfungen des konservativen Gedankens.
Diese Zeit brachte auch dem Alpinismus eine deutliche Wende. Alle Gipfel der Alpen waren auf den „natürlichen Wegen" erstiegen. Die Suche nach schwierigen Wegen führte zum artifiziellen Klettern. Die Alpinisten begannen, hinaus in die Berge der Welt zu drängen. Das Skibergsteigen fing an. Die großen Wände, bald auch die sogenannten letzten Probleme der Alpen, lockten zu kühnen Taten. Nationales Pathos und auch metaphysischer Dunst durchtränkten bald die heroischen Tatschilderungen der Alpinisten.
Der Museumsbesucher findet nach dem blauen Raum des Schauens, gesehen mit den Augen eines E. T. Compton, das mystisch leuchtende Bild des Matterhorns im Überfangglas einer Galleé-Vase.

Von da kommt er in Raum 3 und findet das naturlyristische Landschaftsbild von Karl Haider und nahebei technische Geräte dieser Zeit. Sublime Naturfühligkeit und zugleich Einsatz neuester technischer Mittel sind typisch für den bergsteigenden Stadtbürger. Zahnradbahnen, Eisenbahnen, Automobile, Telegraphie, Telephonie, Fotografie und derlei mehr fördern und verändern die Alpintouristik. Der Berg aber steht zugleich und ausgeprägter als je zuvor als erhabene Symbolgestalt über all diesem modernen Treiben.
Im Raum 3 stehen sich also Naturlyrismus und Technik gegenüber (Karl Haider und Energieaggregat), auch Zeichen bürgerlichen Wohnens contra Dokumente des Drangs ins Ödland werden präsentiert.
Der Einleitungstext zu diesem Raum:

> Segantini stirbt
> Und mit ihm das naturalistische Landschaftsbild.
>
> Cézanne umkreist die Montagne Sainte Victoire
> und malt neue Wirklichkeit.
>
> Das deutsche Kaiserreich unter Wilhelm II.
> glänzt und krankt.
> Krupp-Stahl wird zum Synonym von Macht.
>
> Der Bürger kultiviert Behaglichkeit.
> Arbeiter kommen in den Reichstag.
>
> Elektrizität verändert die Technik.
>
> Eisenbahnen vernetzen Europas Zivilisation.
> Automobile fahren überall hin.
>
> Die Gipfel der Alpen sind erstiegen.
> Neue, ferne Gebirge locken.
>
> Expeditionen, scharfes Klettern, Skifahren
> und auch Naturschutz kommen auf.

**Vom Sofa des Stadtbürgers aus**
Weit reicht die Sehnsucht des Stadtbürgers vom Sofa aus. Märchen, Sagen, Legenden, Mythen liefern symbolistischen Hintergrund. Vasen von Galleé, Lampen von Muller-Freres, Tücher von Obrist, Gerlachs Jugendbücherei, Bilder von Max Klinger, Gustav Klimt, Maurice Denis oder Paul Bürck, Interieurs von Henry van de Velde oder Möbel von Richard Riemerschmied gestalten das Wohnen.
Man schaut hinaus, bricht auf, geht in die Wildnis, und kehrt zurück in die Stadt. Das Gebirge bleibt im Kopf, geschönt in Bildern wie sie Bürck, Bracht, Erler, Stagura, Bauriedl, Wieland, Reiser und Platz den Menschen zu sehen gelehrt haben.



DAV München, Leihgabe R. R. Wieland, Inv.-Nr.: AM 94/329



Leihgabe der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Inv.-Nr.: 12107

Oben:
Hans Beat Wieland
(1867 Gallusberg b.
Mörschwil – 1945 Kriens)

Aletschhorn, 1913
Öl auf Leinwand

Links:
Edmund Steppes
(1873 Burghausen –
1968 Ulrichsberg)

Heimkehr der Hirten, 1938
Öl auf Leinwand



DAV München, Spende der Bayern-Versicherung, Inv.-Nr.: AM 93/15

Oben:
Otto Strützel
(1855 Dessau – 1930 München)

Vom Hinteren Kirchstein
auf die Benediktenwand, 1904
Öl auf Leinwand



DAV München, Inv.-Nr.: AM 93/16

Rechts:
Fritz Rabending
(1862 Wien – 1929 München)

In den Pyrenäen, um 1890
Öl auf Leinwand



Leihgabe der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Inv.-Nr. 8.074

Karl Haider
(1846 München – 1912 Schliersee)

„Kienberghorn" (Hörndlwand), 1897
Öl auf Holz

*Raum 4:*

## Alpinismus wird eine Massenbewegung und gerät ins Netz der politischen Konstellationen

Die Moderne formuliert sich. Aus den Zielsetzungen von „Werkbund", „Bauhaus" und „De Stijl" entspringt eine neue Zivilisation.
Funktionalismus einerseits und Neoklassizismus andererseits verändern das Bild der Städte. Eine „Neue Sachlichkeit", kühl in Haltung, hymnisch im Ausdruck, lobpreist den neuen Hephästus. Lieder auf Technik, auf Sport, auf Tat und Kameradschaft markieren den jungen Menschen im Gebirge.
Neoromantische Schau der Landschaft verklärt den Blick und lenkt weg von Not und Gären in der Arbeiterwelt.
Im Abenteurertum neuen Stils – den Expeditionen und den Bergvagabundenfahrten – klingt die Jugendbewegung nach. Bündische Aktivitäten werden parteipolitisch eingeordnet.
Der Gedanke der reinigenden Wirkung des Hochgebirges, die Läuterung durch „männliche Taten im Licht der Gefahr", seit 1890 wohlbekannt, wird erneut idealisiert, hochgepeitscht.
Leistungsfanatismus und Heldentum zeugen neue Bergsteigertypen, spektakuläre Mißerfolge und heroische Taten.
Neue Medien, Film und Funk geben Möglichkeiten zur maßlosen Information, zu breit wirkender Indoktrination. Ideale können suggeriert werden, Ideologien eingepeitscht und Massenbewegung ausgelöst. Das Volk begeistert sich an Idolen: Filmschönheiten, Helden, Forschern, Führern.
Gleichzeitig gerät der Alpinismus ins Netz der politischen Konstellationen, Nationalismus, völkische Strömungen, Herrenmenschenallüren, Ideologien vom großdeutschen Reich, vom rassenreinen Deutschtum, Ariergläubigkeit und Heimatstimmung durchdringen, getragen von Literatur und von Vereinen, die Gesellschaft. Der Antisemitismus schlägt auf den Alpenverein durch. Geopolitik wird in den Dienst des Imperialismus gestellt. Sprüche wie „Durchkommen oder Umkommen" vermischen sich mit Grabenkameradschaftsparolen und nationalistischem Revisionismus. Die Stahlgewitter des Krieges werden verherrlicht.
Mut und Stählung, Bergsteigen und Drill rücken zusammen und in Nähe zur Kriegsvorbereitung. Heldentum in der Wand und soldatische Tugend an der Front wachsen nun auf dem gleichen Holz.
Der Alpenverein rutscht in die abschüssigen Bahnen der faschistischen Gesellschaft.

**Neue Sachlichkeit – magischer Realismus**

Die zwanziger Jahre bringen neue realistische Tendenzen in den Umbruch des Denkens, des Empfindens und der Visualität.
G. F. Hartlaub veranstaltet in Mannheim 1925 eine Ausstellung derjenigen Künstler, *die der positiven greifbaren Wirklichkeit mit einem kompromistischen Zuge treu* (Hartlaub) sind. Er nennt diese Ausstellung „Neue Sachlichkeit". Die „Eigengesetzlichkeit der Dingwelt" wird betont. *Was not tut, das ist ein phantastischer, inbrünstiger Naturrealismus, eine glutvoll männliche Tat, Schauweise und Wahrhaftigkeit* (Waidner).
Die Bilder der Welt, das der Natur gleichwie der Technik, erhalten eine *geheime Hintergründigkeit* (Paul Vogt).
Ein poetisches Verlangen nach absichtsloser Schönheit prägt sich in einem Zweig der Kunst aus und entspricht der zeitweiligen Flucht ins Gebirg aus einer verkommenen Umwelt der politisierten Urbanität.
1927 wird in der AV-Satzung verankert: ... *die Schönheit der Alpen zu erhalten.*
Faszination für die kühle Schönheit der Technik und die „Hephästos-Landschaft der Industrie" einerseits – und andererseits suchen Alpinisten einen Ausgleich in der verträumten Schönheit und ausgeglichenen Stille des Gebirges.
Verbunden war das Ganze mit einer neuromantischen Glut, tiefer Empfindsamkeit und dem Rausch an der eigenen Zeit.

***

Die Kultur der zwanziger Jahre machte „Sachlichkeit" zu einem ihrer zentralen Begriffe. Noch um die Jahrhundertwende war der Begriff „Sachlichkeit" zur Kennzeichnung moderner industrieller Urbanität vor allem bei der Lebensphilosophie negativ besetzt.
Nun, in den zwanziger Jahren, wird die „harte, ungeschminkte Existenzerkenntnis" dominant für Philosophie und Politik und für die Kunst, das heißt, für Dichtung, Malerei und Graphik.
Alles Technische wird aufgewertet. Das industrielle Produkt, die Maschine, wird hymnisch bejaht. Man unterwirft sich dem Fortschritt. „Der Flieger" und das „Herz des Motors", diese Gedichte des Bergsteigers Leo Maduschka sind typisch. Von dieser „Anbetung des Technischen", von diesem Lobpreis ist „nur ein kleiner Schritt zur Mythologisierung und Dämonisierung der Maschine". (Kröners Philosophisches Wörterbuch, zitiert von Gerhard Butzas in: OeAV-Mitteilungen 5/91)
„Bergsteigen als romantische Lebensform" von Leo Maduschka zeigt beide Komponenten dieser Zeit:
Die hymnische Verehrung der Maschine verbunden mit dem Sich-Unterwerfen und andererseits die Flucht in das „Phantasma der Natur" (Adorno).
Maduschka neigt auch dazu, sich wie „sachliche Menschen der Macht der Tatsachen zu unterwerfen". Diese „Gehorsamsvorstellung" fällt bei ihm auf:

**Leo Maduschka starb 1932, erst 24jährig, in der Civetta-Nordwestwand. Seine posthum von Walter Schmidkunz unter dem Titel „Junger Mensch im Gebirg" veröffentlichten Schriften machten ihn bald zur Legende**



Aus: „Leo Maduschka", Alpine Klassiker Bd. 15, München 1992

*Junge Leute ...*
*Sie wissen nicht, wohin der Weg sie führt.*
*Tun ihre Pflicht gelassenen Gesichts.*
*Sonst aber sind sie hart*
*und ziehen vom Kai der Jugend*
*in ihr strenges Schicksal ein.*
Butzas verweist darauf, daß eine solche Einstellung blind macht für die Beanspruchung durch autoritäre Mächte.
*Zurückdrängen aller großen Worte ist Pflicht; man scheut sie, man weiß um ihr häufig so hohles Pathos.*
*Sachlichkeit ist uns die wundervoll kühle Hülle, mit der wir unser Inneres gegen die Treibhausluft eines falschen Seelenkults, gegen Gefühlschaustellung und alle verstiegene Verlogenheit retten.*
*So grenzen wir uns gegen all diese und vieles andere uns Fremde einer früheren anderen Zeit ab.* (Leo Maduschka)

**Einsamkeit**
Leo Maduschka hat 1931/32 das Problem der Einsamkeit im 18. Jahrhundert im besonderen bei J.G. Zimmermann untersucht. J.G. Zimmermann war ein europaweit berühmter Arzt, Philosoph und „großer Verkünder der Einsamkeit". Friedrich II. von Preußen ließ ihn 1766 zu einem Gespräch an sein Krankenlager rufen. Er hat ein vierbändiges Werk „über die Einsamkeit" geschrieben (ausgestellt in Raum 1 dieses Museums).

Leo Maduschka hat in Fortführung von Gedanken von Dilthey das Problem geistesgeschichtlich aufzuarbeiten versucht.
Hans Taub hat in der Besprechung der Arbeit von Leo Maduschka in den Münchner Neuesten Nachrichten 1932 formuliert: *Mit einem Ausblick in das 19. Jahrhundert beschließt Maduschka seine ... Erstlingsschrift nicht ohne das schwierige und dunkle Problem noch von einer anderen Seite zu erhellen: „Das Schicksal der Einsamkeit in Glück und Drangsal ist in hervorstechender und einzigartiger Weise vor allem das Schicksal des Deutschen".*

Der Lehrer von Leo Maduschka und Professor an der Universität in München hat in einem Nachruf auf den Bergtod von Maduschka geschrieben: *Seine wissenschaftliche und bergsteigerische Lebensbetätigung und die Art seines Todes stehen in einem inneren Zusammenhang. ... Es war die „produktive Einsamkeit" der hohen Berge in der dieser für unsere beste Jugend so bezeichnete Konflikt nach Klärung und Überwindung immer wieder notwendig verlangte.* (Walter Brecht)

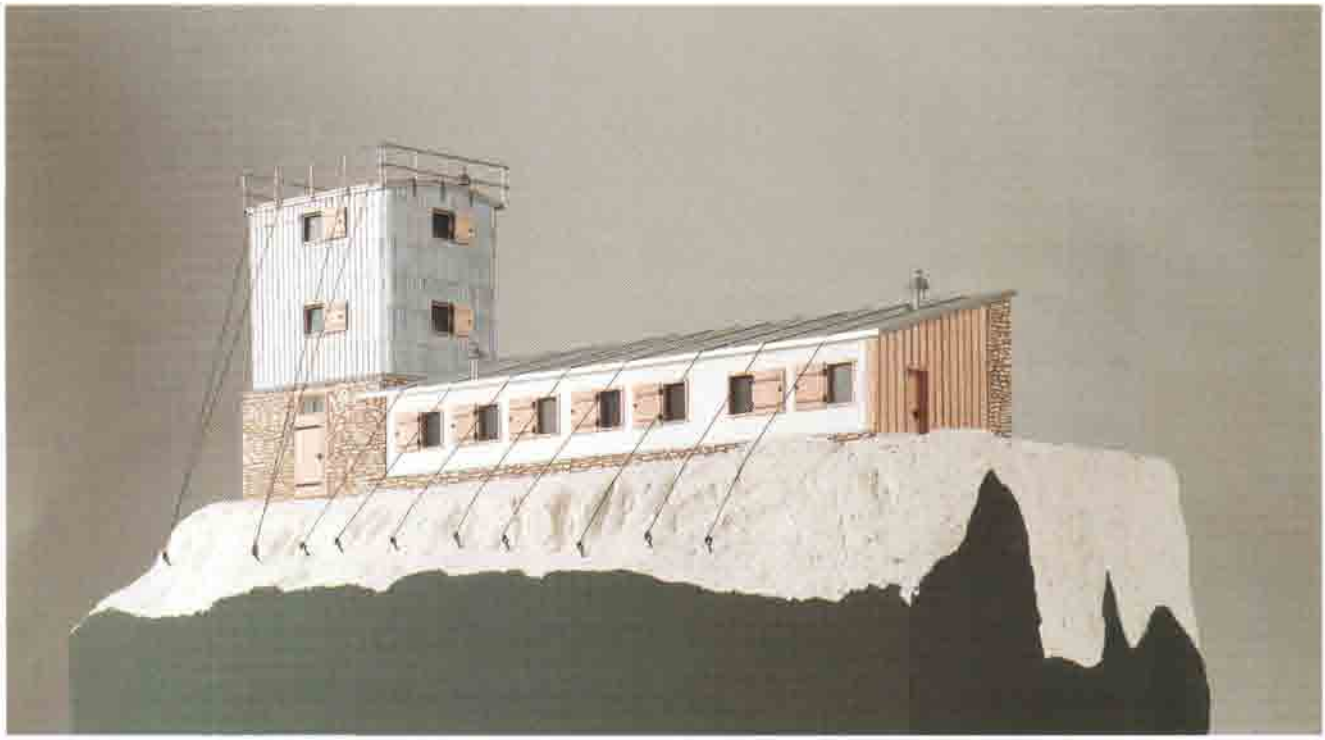
***

Dem Thema Einsamkeit, das sich auch in der Bildkunst der neuen Sachlichkeit spiegelt, stehen die Begriffe Freundschaft, Kameradschaft, Gemeinschaft, Gesellschaft und Masse gegenüber.

**Massen und Medien**
Die Moderne bringt nicht nur Sachlichkeit, Technik, Funktionalismus und Bauhauskunst, sondern räumt auch die Reste des Ständestaates endgültig weg. Sozialisierung wird im Hitlerstaat gründlich verwirklicht. Freizeitkonsum wird organisiert. Entscheidend tragen die neuen Medien bei, die Gesellschaft zu formen: Hobbyfotografie, Illustrierte, Zeitung, Film, Rundfunk und Massenveranstaltungen der faschistischen Bewegung.
Bergsteigen gerät unter dem Leitbild der Helden vom Kantsch, vom Nanga Parbat, den „Kerlen" der Nordwände von Matterhorn und Eiger und vor allem durch die berauschenden Imaginationen der Filme von Fanck, Riefenstahl und Trenker zu einem Anreiz für viele. Skifahren wird im Glanz der Olympiasieger zu einem Volkssport. Natur, Körperbewegung, Leistung stählen den einzelnen, fördern die Volksgesundheit und stehen bald im Dienst der Nation.

**Durchkommen oder umkommen**
Das bergsteigerische Können nimmt zu. Erfahrung, Technik, Training, vor allem aber Wille und Mut ermöglichen neue große Leistungen. Preuß, Dülfer, Herzog, Dibona etc. hatten das Beispiel geliefert. Gewaltige undurchstiegene Wände locken. Als letzte große Probleme der Westalpen sind die Nordwände von Eiger, Matterhorn und Grandes Jorasses sprichwörtlich geworden.

**Modell des Münchner Hauses**
**auf der Zugspitze**
**Planungsbeginn 1893, Eröffnung 1897**
**Architekt und Erbauer Adolf Wenz**
**(Modell J. Neubauer, München)**



DAV München, Spende der Gesellschaft der Freunde und Förderer, Inv.-Nr.: AM 94/80

Durchkommen oder umkommen.
Die Wand bezwingen, komme was da wolle.
Und den „inneren Schweinehund" überwinden.
Den Berg besiegen. Sich selbst bestätigen.
Dramen heraufbeschwören:
Am Eiger. An den Grands Charmoz.
Das Absurde wagen: Dent-d'Hérens-Nordwand
und am Matterhorn die finstere Seite.

Ergebnis:
Helden und Medaillen, Schlagzeilen und Bücher.
Paradebeispiel:
Franz und Toni Schmid bezwingen
als erste die Matterhorn-Nordwand.

**Bergheimat**

Heimat im Verein und auf der Hütte.
„Wolkenhäuser" bargen nicht nur den ermüdeten Wanderer,
sondern in ihnen entfaltete sich Gesellung und erblühte schöne Gemeinschaft auf Zeit.
Max Haushofer sprach schon bei der I. Hauptversammlung des DAV 1870 von der „zweiten Heimat", die „wir Süddeutschen insbesondere" im Gebirge haben. Die Bergsteiger haben sich in ihrer „Bergheimat" dann Schutzhütten, Unterkünfte und nach und nach gar burgenartige Residenzen inmitten der geliebten Wildnis gebaut.

**Heimat als Frage der tätigen Aneignung**

*Ein schärferer Gegensatz wie der zwischen der Anthropologisierung des Beheimatetseins und derjenigen der Fremdheit ist kaum denkbar. Dennoch gibt es Versuche und Figuren, mit denen jene Spannung aufgehoben und relativiert wird, die zwischen dem Wunsch nach Beheimatung besteht und der Erfahrung, nie ganz zu Hause sein zu können, ja dies nicht einmal zu wollen.*
*Für die Pragmatiker löst sich der Spannungsbogen durch die Praxis. Wird Heimat als eine Beziehung der Praxis, der tätigen Aneignung verstanden, so ist prinzipiell überall Heimat produzierbar.* (Kramer)

**Nordischer Langkopf und alpiner Kurzkopf**

„Der nordische Langkopf ist im Durchschnitt intelligenter als der alpine Kurzkopf."
1925: Rassenideologie ist Kult und Reizthema in Europa.
Intelligenz wird statistisch an Wehrtauglichkeit gemessen. Leibesübungen sollen rassenbedingte Unterschiede ausgleichen. Juden allerdings gelten als unabdingbar anders. Sie können den nordischen Langkopf auch nicht durch Training erreichen.
Solche Thesen vertritt Ignaz Raup auch in der Zeitschrift des D. u. OeAV.
Die soziologische und politische Auswertung des Darwi-

nismus war schon 1878 im Streit zwischen Virchow und Haeckel höchst brisant.
In der Folge von Darwins „Abstammung des Menschen" entwarf schon 1895 Alfred Ploetz die Utopie einer programmatisch sozialdarwinistischen Rassenhygiene.
In einer „idealen Zuchtgesellschaft wäre eine rasche Vervollkommnung der Rasse zu erwarten". Wer sich im Wirtschaftskampf schwach erweist, „verfällt der Armut mit ihrem ausjätenden Schrecken".
Schwächlichen oder mißratenen Kindern wird „ein sanfter Tod bereitet".
Pflege der Kranken, der Blinden, der Taubstummen, überhaupt aller Schwachen hindert die natürliche Zuchtwahl. (H. Conrad Martius, Utopie der Menschenzüchtung, München 1955)
Ploetz redet von Rasse. Das ist aber noch nicht antisemitisch gemeint. Er hält die Juden für eine „höchst entwickelte Kulturrasse". Deren „hervorragende Rolle im Entwicklungsprozeß der Menschheit muß angesichts der Namen Jesus, Spinoza, Marx ... freudig anerkannt werden". Das sogenannte „aristokratische" Ideal des Sozialdarwinismus leitet direkt zur nationalsozialistischen Ideologie über.

**Nationalismus, Grabenkameradschaft**
Der deutsche Nationalismus hat eine lange Tradition.
In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts schießt er hoch auf. Die „Wiedererrichtung des Reiches" „verbunden mit dem Sieg über den Erzfeind Frankreich" läßt Großmachtträume entstehen.
Neben dem Reichskult (Niederwalddenkmal), dem Kaiserkult (Porträt in jeder Bürgerstube) entsteht dann ein weitgestreuter Bismarckkult, mit Hunderten von Denkmälern des eisernen Kanzlers im ganzen Land. Symbol für Kraft, Einheit und Nation.
Als der neue Krieg 1918 verlorengeht, bleibt in Offiziers- und Soldatenherzen ein dumpfer Rest von Grauen, Heldentum und von verlorener Ehre.
Der Glaube an die Nation, Grabenkameradschaft und Revisionismus wirken zusammen.
*Wir können gar nicht national, ja nationalistisch genug sein.*
Dies sind die Gefühlshaltungen und Maßstäbe, welche die Stimmung des vaterländischen Bergsteigens intonieren. Paul Bauer schließt 1924 einen Brief ab mit „in Grabenkameradschaft".
Ernst Jünger gebraucht die Worte, „barbarisch", „fanatisch", „ausrotten", die Hitlers Lieblingsworte in „Mein Kampf" sind.
„Kampf, Bewährung, Auslese" drängen sich in den Vordergrund auch der Bergsteigerei. Sie finden ihren Gleichklang in der Ideologie nationalsozialistischer Bewegung. „Leistungsmobilisation" fällt bei Bergsteigern und Alpenvereinen auf fruchtbaren Boden. Diese Tendenzen stehen in enger Nachbarschaft zu Nationalismus und aktivem Revisionismus.

1930 beantragt die NSDAP im Deutschen Reichstag ein „Gesetz zum Schutz der deutschen Nation". Dessen Artikel 4 lautete: *Wer es unternimmt, deutsches Volkstum und deutsche Kulturgüter fremdartigen Rasseneinflüssen auszuliefern, wird wegen Kulturverrates mit Zuchthaus bestraft.* (H.G. Adler)

**Alpinismus im Hitlerstaat**
**und der Widersinn der parlamentarischen Demokratie**
1933 kommt es zur Machtübernahme durch Hitler und die NSDAP.
Im Alpenverein ziehen sich die einen in innere Emigration zurück und reduzieren ihre alpinistischen Aktivitäten auf das bloße Naturerlebnis.
Die anderen laufen im Hitlerstaat mit. Wieder andere aktivieren sich im Rahmen der nationalsozialistischen Ideologie.

**Escapismus**
Mitläufer, Dienstmann oder innerlicher Gegner, später wird manch einer sagen, „Ich hab nicht bemerkt, was da geschah". Ich weiß davon nichts. Ich hab mich nicht für Politik interessiert. Mich hat nur das Bergsteigen interessiert. Im Gebirge gedeihen ja keine Ränke. In der Seilschaft gibt es keine politischen Meinungen. Lammer wird herbeigeholt: Im Gebirg ist die Reinheit; die Parteiung bleibt in den Tälern.
Die Bergsteiger, die desinteressierten wie auch die erschreckten, flüchteten in „Tat und Traum". Sie suchen den ausgesetzten Weg im Fels. Sie schreiten über leuchtenden Firn, stehen auf windumtosten Gipfeln. Sie retten sich so und sättigen ihre Sinne. Das faszinierende Ödland in der Schöne seiner Verlassenheit bietet Zuflucht (Bild Bauriedl im Museum).
Man lauscht in den Wiesen den Stimmen der Natur nach, bestaunt die Pracht der Blumen, bewundert die Kraft des Holzfällers und man findet „Blut und Boden" aufs schönste bestätigt im Bergbauernhof, an dem der Weg zur Wand oder zum Gipfel vorüberführt.
Den Kindern singt man immer noch
„Guter Mond, Du gehst so stille"
zum Schlaf.
Das neuromantische Traumland von Felswand, Herde, Hirt, Stille und Nacht (Bild E. Steppes im Museum) birgt vor der Unbill des politisierten Werktags, scheint Asyl zu gewähren vor dem heraufziehenden Unheil.

**„Heimkehr der Ostmark"**
Der österreichische Bundeskanzler Seyß-Inquart ruft euphorisch zu den Tausenden, die sich in Wien begeistert versammelt haben, um die „Heimkehr der Ostmark ins Reich" zu feiern: *wir sagen Dank, wir sagen Dank, den Dank, der restlose Liebe und bedingungslose Treue ist.*
*Mein Führer, wie immer der Weg führt, wir folgen nach.*
*Heil mein Führer!*

In einer Festschrift „50 Jahre Akademische Sektion Wien des Deutschen Alpenvereins 1887–1937", Wien 1938, entstanden in einer Gemeinschaftsarbeit unter Leitung von Meinhart Sild, ist zu lesen:
*Diese Festschrift entstand vor den gewaltigen und entscheidenden geschichtlichen Ereignissen des März 1938. Sie entstand damit in einer Zeit, in der allein durch Haltung und Handeln unser politisches und weltanschauliches Bekenntnis gegeben werden konnte.*

**Rechenschaftsbericht über das Jahr 1938**
*Nun, meine deutschen Bergsteigerkameraden, heute, wo wir ... politische Aufgaben im eigentlichen und wirklichen Sinne des Wortes zu erfüllen haben, ist es selbstverständlich, daß diese unsere Hauptversammlung mehr denn je ein feierliches, ein öffentliches Bekenntnis und eine Manifestation der deutschen Bergsteiger zu ihrem Willen und Handeln wird.*
*Ich glaube, wir werden dieses Bekenntnis um so freudiger und uns beglückender ablegen, wenn wir uns darüber klar sind, daß mit dem Anschluß der österreichischen Alpenländer das Reich wieder ein Reich von den Bergen bis zum Meer geworden ist ... und daß wir ... aus den Grenzen unseres Einzeldaseins hinausgehoben sind und unmittelbar und mit Absicht in die Verantwortung für das Leben der völkischen Gemeinschaft hineingestellt wurden. So hat unser Bergsteigen, ich möchte sagen, einen neuen Sinn mit dazubekommen...*
*Damals war das Bergsteigen zum Teil ein Protest gegen diese „bürgerliche" Lebensform. Es war gewiß vielfach eine Art romantischer Flucht vor dem Alltag, es war aber auch eine heroische Flucht in den Raum des Kampfes ...*
*Wie die Berglandschaft besondere volkstümliche und stammhafte Formen schafft ..., so prägt das Bergsteigen durch das Erlebnis der gewaltigen Landschaft eine besondere Haltung und Härte des Bergsteigers ...*
*Die politische Aufgabe ist nunmehr die gewollte und unmittelbar politische Zielsetzung des planmäßigen und verantwortlichen Einsatzes des Bergsteigens als eines hervorragenden Mittels der weltanschaulichen und politischen Erziehung.*
*Das Bergsteigen ... wird in seinem Gehalt nicht beschränkt, sondern im Gegenteil gesteigert, wenn es im Rahmen der gewaltigen Mobilmachung des deutschen Volkes für alle Zukunft zur Lebenssteigerung des deutschen Menschen, das heißt also zur Heranbildung des Gesunden und Starken und zur fortdauernden Prägung einer kämpferischen, artbewußten Haltung eingesetzt wird. Gefahr erzieht zum Kampf und Not zur Notwendigkeit und Müssen zum Können, und es ist nicht Zufall, daß wir in der Seilgemeinschaft eines der schönsten Gleichnisse der fruchtbaren Polarität von Führer und Gefolgschaft besitzen* (Graf von der Schulenburg).

Ein Jahr später, auf der 65. (2.) ordentlichen Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins am 30. Juli 1939 in Graz begrüßte Gauleiter Uiberreither die Gäste mit folgenden Worten:
*... Es ist jedem klar, daß, als vor vielen Jahrzehnten sich eine Handvoll beherzter Männer gefunden hat, die ihre Liebe zu den Bergen dazu veranlaßte, den heutigen großen Verein zu gründen, diese Handvoll Menschen eine Auslese gewesen ist, eine Auslese sowohl der Lebensgesinnung nach als auch leistungsmäßig gesehen. Es ist irgendwie erschütternd ..., daß der heutige Deutsche Alpenverein damals schon die Konsequenzen gezogen hat, die erst in den letzten Jahren Gemeingut geworden sind. Ich möchte daran erinnern, daß der Deutsche Alpenverein auf eine stille, geräuschlose, ja selbstverständliche Art vor 66 Jahren schon für sich den Anschluß einfach vollzogen hat ...*
*Ich möchte nur ganz kurz auch daran erinnern, daß der Alpenverein auch in anderer Beziehung eine klare Linie gezogen hat zu einer Zeit, als das ebenfalls noch lange nicht Gemeingut des ganzen Volkes war, und denke in diesem Zusammenhang vor allen Dingen daran, daß der Alpenverein mit selbstverständlicher Konsequenz sich rechtzeitig judenrein gemacht hat und sich mit dieser Maßnahme nach damaligen Begriffen auch mit verschiedenen Kreisen verfeindete, die das heute einsehen.*

**Deutscher und Österreichischer Alpenverein – Deutscher Bergsteigerverband – Deutscher Alpenverein – von 1933–1939**
*Als der Reichssportführer im Jahre 1933 beauftragt wurde, die Leibesübungen des deutschen Volkes neu zu gestalten, konnte es keinen Zweifel darüber geben, daß ein so weitreichendes und bedeutungsvolles Gebiet wie das des Bergsteigens irgendwie in Zusammenhang mit dieser Neuordnung gebracht werden mußte.*
*Was lag näher, als diese Organisation (gemeint ist der D. u. Ö. A.V.) mit den Aufgaben und Anforderungen zu betreuen, die der nationalsozialistische Staat auch an das Bergsteigen stellen mußte. Hier ergaben sich aber mancherlei Schwierigkeiten, die bedingt waren durch die politischen Verhältnisse: Der D. u. Ö. A.V. war eine zwischenstaatliche Organisation, die zwei Regierungen unterstellt war – im Reich einer Regierung, die großdeutsch fühlte und handelte, in Österreich einer Regierung, die sich zum Exponenten gerade der Feinde dieses Großdeutschlands mißbrauchen ließ. In diesen kritischen Jahren war es eine Notwendigkeit, eine kulturell so wertvolle Organisation wie den D. u. Ö. A.V. nicht nur zu erhalten, sondern ihm auch eine Wirkungsmöglichkeit im damaligen Österreich zu sichern. In ihm und seinen Reihen wurde seit seiner Gründung das Gemeinsame bejaht, das Trennende bekämpft, und er war deshalb ein wertvoller Helfer im Kampf um Großdeutschland. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine auch nach außen hin sichtbare Prägung dieser Gemeinschaft als nationalsozialistische Kampforganisation in dieser Zeit ihren Bestand in Österreich nicht nur gefährdet, sondern unmöglich gemacht hätte.*
*... Es mußte nun ein Weg gefunden werden, um die altreichsdeutschen Bergsteiger auf andere Weise zu erfassen, ohne daß die Gesamtorganisation gefährdet wurde. Aus diesem Grunde wurde vorgesehen, die altreichsdeutschen Zweige des Alpenvereins in einem Verband zusammenzuraffen. Der Reichssportführer beauftragte deshalb Notar Paul Bauer damit, die Fach-*

*säule XI des deutschen Reichssportführerringes aufzubauen, die Wandern, Alpinistik, Zelten und Freikörperkultur umfassen sollte. Notar Bauer war durch seine zwei Kundfahrten zum Kantsch bereits der Öffentlichkeit bekannt. Seine von unermüdlichem Kampfgeist und hohem Idealismus getragene Einstellung zum Bergsteigen ließen ihn als den geeigneten Mann für diese Aufgabe erscheinen.*

*... Um das Zusammenarbeiten zu erleichtern, wurde im Jahre 1936 die Bildung eines Reichsdeutschen Sektionentages beschlossen. Zu seinem Vorsitzenden wurde der unvergessene und um das Gebiet des Alpinismus hochverdiente Notar Rigele ernannt. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine vermittelnde und nutzreiche Tätigkeit lange auszuüben. Er starb am 10. Oktober 1937 in den Bergen.*

*Das Genie des Führers brachte dann im März 1938 die für alle Zeiten endgültige Klärung durch die Wiedervereinigung der alten deutschen Ostmark mit dem Altreich. Das, wofür die besten deutschen Männer in der Ostmark seit Generationen gearbeitet hatten, das Ziel, das auch der D. u. Ö. A.V. seit seiner Gründung als vornehmstes auf seine Fahnen geschrieben hatte, war über Nacht erreicht worden.*

*Es war selbstverständlich, daß diese Entwicklung auch die Gestaltung des D. u. Ö. A.V. und des Deutschen Bergsteigerverbandes grundlegend bestimmen mußte. Die Voraussetzung für ein getrenntes Nebeneinander-Arbeiten bestand nicht mehr. Die durch politische Verhältnisse bedingte Rücksicht auf Satzungen, Parlamentarismus u. a. m., die viele Nationalsozialisten als Schönheitsfehler des D. u. Ö. A.V. angesehen hatten, war nicht mehr notwendig. Auf der anderen Seite war es klar, daß die Aufgaben für die Zukunft nicht erfüllt oder geringer geworden waren, sondern im Gegenteil eine noch gesteigerte Bedeutung gewannen.*

*... Aus diesen Erwägungen heraus hat der Reichssportführer den damaligen Reichsstatthalter, jetzigen Reichsminister Dr. Seyß-Inquart, die Führung des Vereins zu übernehmen. Trotz der Fülle der anderen Arbeiten, die er zu bewältigen hatte, unterzog sich Dr. Seyß-Inquart dieser Aufgabe. Seit Jahren – trotz schwerer Behinderung durch eine Verletzung ein begeisterter Bergsteiger, kannte er die Probleme, die hier zu bewältigen waren, und wußte er die Bedeutung dieser Aufgabe zu schätzen. Ihm zur Seite traten als seine Stellvertreter der bisherige Führer des Deutschen Bergsteigerverbandes, Notar Bauer, der hier in größerem Rahmen seine Ideen weiter verfechten kann und wird, auf der anderen Seite Dr. Weiß, der als Mitglied des Stuttgarter Verwaltungsausschusses in den letzten schwierigen Jahren vorbildliche Verwaltungsarbeit geleistet, darüber hinaus aber für die politischen Notwendigkeiten immer die nötige Weitsicht bewiesen hat.*

*Die neue Führung hat die besten Traditionen des alten D. u. Ö. A.V. mit übernommen: die Liebe zu den Bergen und den immerwährenden Kampf um ihre Erschließung und um die Erhaltung der majestätischen Unberührtheit ihrer Gipfel. In ihr ist weiter erhalten geblieben der Opfersinn der vielen Tausende und Hunderttausende, die im Laufe der Jahre weder Geld noch Mühe scheuten, um diese Aufgabe zu erfüllen. Es gibt im Dritten Reich keine Organisation, die eine Aufgabe erfüllen kann, ohne auch äußerlich nationalsozialistisch ausgerichtet zu sein; dafür, daß auch diese äußerliche Ausrichtung auf die Erfordernisse der Partei geschaffen wird, ist ebenfalls die neue Führung Bürge ...* (Graf von der Schulenburg, in: Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins 1939)

Der Aufsatz erläutert in nationalsozialistischem Geist den Sinn und Zweck der Gleichschaltung des D. u. OeAV zum DAV und die Verschmelzung mit dem Deutschen Bergsteigerverband nach der 1938 erfolgten *Wiedervereinigung der alten deutschen Ostmark mit dem Altreich.*

**1939 – Gleichschaltung**

Der Vereinsführer, Dr. Seyß-Inquart, nun Reichsminister, eröffnete die 65. (2.) außerordentliche Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins am 30. Juli 1939 in Graz im Sinne des Telegrammwechsels mit dem Führer und Reichskanzler:

*Der Deutsche Alpenverein erfüllt im Rahmen der vom Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen getragenen Erziehung des deutschen Volkes durch körperliche Ertüchtigung, aber auch über diesen Rahmen hinaus entsprechend dem umfassenden und die Zukunft der Nation bestimmenden Plan und Willen zur politischen und weltanschaulichen Erziehung des ganzen Volkes die Aufgabe, das Bergsteigen als ein wesentliches Mittel dieser Erziehung einzusetzen.* (A. Seyß-Inquart)

Aus der „Sektion des D. u. OeAV" wird überall der „Zweig des DAV". Aus dem Sektionsvorsitzenden wird ein Zweigführer.

Dem Alpenverein wird vom Reichsjugendführer ein Abkommen mit der Hitlerjugend auferlegt, wonach die Alpenvereinsjugend zwar weiterbesteht, aber zur Hitlerjugend gehört.

Die bergsteigerische Ausbildung liegt bei den Alpenvereinszweigen. Graf von Schulenburg nennt dies *ein Entgegenkommen der HJ, die ihren ausschließlichen Anspruch hätte geltend machen können.*

Unter der nun gemeinsamen Arbeit *muß es gelingen, unter voller Verantwortung der Führung und durch völlige Hingabe und Weitergabe unseres eigenen Könnens und unserer Erfahrung einen Teil der deutschen Jugend in der harten Schule unserer Berge und durch ihr Erlebnis zu jenem harten, kampffrohen und ausgewiesenen Geschlecht heranzuziehen, das die Zukunft der Nation braucht und das diese Zukunft tragen wird.*

Und Schulenburg schlägt sogleich den Bogen: *Der Alpenverein betrachtet es als eine seiner überragendsten Zielsetzungen, den Gebirgstruppen des Heeres einen körperlich geeigneten und bergsteigerisch vorgebildeten Nachwuchs zuzuführen ...*

„Einig, unter starker Führung" verkündet der 70. Jahresbericht über das Vereinsjahr 1939 des „Zweiges München": *Mit Stolz können wir Deutschen auf das verflossene Jahr zurückblicken. Unter der geschickten und festen Führung Adolf Hitlers sind wir wieder ein gutes Stück vorwärts gekommen.*

Es folgt ein emphatischer Lobpreis des gewaltigen Daseinskampfes, der politischen Erfolge Deutschlands und des „beispiellosen Siegeszuges" über das „freche Polen". Im Schlußwort rufen Dr. Georg Leuchs und Dr. Ambros Nuber zum Einsatz aller Kräfte auf.
*Auch der Deutsche Alpenverein hat in diesem ungeheuren Kampf, in dem wir stehen, die ihm zukommende Stellung bezogen. Das, was der Alpenverein in jahrelanger, mühevoller Arbeit an der Ertüchtigung der deutschen Jugend und des deutschen Volkes geleistet hat, beginnt auch in diesem Falle Früchte zu tragen. Ungezählte im Kampf mit den Bergen hart gewordene junge Männer tragen jetzt ihr geliebtes Edelweiß am Soldatenrock und reihen sich Glied für Glied ein in die Gebirgstruppen unserer stolzen Wehrmacht. Sie sind bereit, die schwierigsten und härtesten Aufgaben, die die Führung an sie stellt, zu meistern.*
(Sektionsschrift der Sektion München, 1939)
Auf Alpenvereinshütten (z. B. auf der Kürsinger Hütte und der Knorrhütte) werden Wehrertüchtigungslager der HJ eingerichtet und von Gebirgsjägern geleitet.
Auf Berghäusern im Hochgebirge werden Gebirgsjäger alpinistisch ausgebildet und deutsche Bergsteiger-Soldaten kämpfen tapfer und beispielgebend an den Gebirgsfronten.
Neben der nationalsozialistischen Ausrichtung werden 1944 allerdings auch entschieden ablehnende Haltungen sichtbar: Fritz Dietlof Graf von der Schulenburg wird in Plötzensee hingerichtet, weil er zum Widerstandskreis um Goerdeler zählte.
Als Großdeutschland schließlich in Scherben fällt, in diesen letzten Tagen, während Bomben und Granaten die Städte zertrümmern, sich die deutschen Armeen auflösen und das Gebäude des Hitlerstaates zusammenstürzt, reden die Führer in Berlin von einer letzten Zuflucht Alpenfestung. Dazu kam es nicht mehr.

8.5.45 – bedingungslose Kapitulation

Kein auf- und abschwellender Sirenenton mehr.
Kein Gebell der Flak,
kein Heulen von Luftminen.
An den Fronten schweigen die Waffen.

Vorbei Kriegslärm und Propaganda.
Keine plärrenden Stimmen putschen mehr
in den Tod.

Kein Schuß.
Lähmende Lautlosigkeit bricht ein –
*als ob sich nichts mehr bewegte,*
*als ob es kein menschliches Wesen*
*auf der dieser Erde mehr gäbe.* (Inge Deutschkron)

Die Welt liegt stumm da. Zerstört.
Ein „panisches Idyll".

Wolf Dietrich Schnurre, ein Dichter dieser Zeit, sagt später:
*Ich wollte nicht mehr „wir" sein,*
*ich wollte „ich" sein.*

Alle nationalsozialistischen Vereine werden verboten.
Also auch der Deutsche Alpenverein.
Seyß-Inquart wird wegen Kriegsverbrechen hingerichtet.
Das Haus auf der Praterinsel, diese Dokumentation der Geschichte des deutschen Alpinismus, liegt in Trümmern.

***

Der Rundgang im 1996 neu eröffneten Museum klingt aus mit einem Bild vom Mont Ventoux, dem Petrarca-Brief und einer Betrachtung des Philosophen Beierwaltes zu der von Petrarca zitierten Textstelle aus den Confessiones des Augustinus.

**Ascensio in corde**
*Da gehen die Menschen hin und bewundern die Bergesgipfel, die Meeresfluten ohne Grenzen, den breiten Strom gewaltiger Flüsse, die Weiten des Ozeans und den Lauf der Sterne.*
*Sich selber sehen sie aber nicht und finden in sich selbst nichts zu staunen. (Conf X 8; 15)*

*Zuerst gehe von dem, was außen ist, zurück zu dir selbst. (Serm 330 3)*

*Laß hinter dir das Außen und dein Gewand und dein Fleisch, steig hinab in dich, geh ein in dein Geheimgemach, deinen Geist. (Joh. Ev. 2310)*

*Geh also zurück zu dir, schreite hin zu ihm, der dich schuf (Serm 330 3)*

---

**Alpines Museum in München**
Träger: Deutscher Alpenverein e. V., München
Schirmherr: Dr. Theo Waigel
Grundstück und Haus sind von der Stadt München überlassen.

Das Alpine Museum wurde errichtet aufgrund eines Beschlusses der Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins in Kaiserslautern 1993; es wurde im Oktober 1996 eröffnet.
Das Museum, seine Verwaltung, die Durchführung und der Betrieb unterliegen der Aufsicht durch den Verwaltungsausschuß des DAV und der Leitung der Geschäftsstelle des Hauptvereins.
Die Konzeption des Museums und seine Realisierung lagen beim Kulturbeauftragten des DAV.
Das Museum wurde mit Geldern aus öffentlichen Zuschüssen, aus Nachlässen und Spenden errichtet.
Die Entstehung des Museums ist in einer eigenen Broschüre dargestellt. Darin enthalten ist auch die Aufzählung der vielen Mitarbeiter, Ratgeber und Spender.
Zum Museum erschien ein ausführlicher Katalog.

# Die Berge im Weltbild Goethes

## Wandern und Bergsteigen im Laufe seines langen Lebens

Herbert Guggenbichler

*Natur ist – wie das Wort Kunst – bei Goethe ein Schlüsselwort. Es öffnet einen der wichtigsten Zugänge zum Verständnis seines Lebens und seines Werkes und wird bei weitem nicht ausgeschöpft durch das, was er darüber in den naturwissenschaftlichen Schriften gesagt hat. Weil es für Goethe von so zentraler Bedeutung ist, ist es auch in seinen Briefen und in seinen Dichtungen lebendig; wird zu einem Leitwort seiner Lebensführung, seines Forschens und Denkens. In der Jugendzeit beflügelt es ihn und weist dem Übermaß des Fühlens die rettende Richtung, im Mannesalter lenkt es seinen rastlos tätigen Geist von Aufgabe zu Aufgabe in fast allen Reichen der Natur. Den Greis begleitet es als Trostwort in die Einsamkeit der letzten Jahre.*

Soweit der Goetheforscher Andreas B. Wachsmuth

### Der Stürmer

Unter den vielen „Reichen" der Natur, mit denen sich Goethe Zeit seines Lebens auseinandersetzte, war es weit mehr als nur gelegentlich auch die Bergnatur. Man denke dabei nicht unmittelbar an die Alpen. Noch weniger an die anderen Hochgebirge unseres Planeten, die der Dichter ja nur aus Beschreibungen kannte. Vielmehr mögen es zunächst die sanften Kuppen seiner hessischen Heimat gewesen sein, auch der herrliche riesige Wald der Freien Reichsstadt Frankfurt oder etwa der Taunus und der Odenwald. Während der Studienzeit in Straßburg kam ohne Zweifel auch der Wasgenwald im so schönen Umkreis seiner geliebten Studienstadt Straßburg hinzu. Möglicherweise war es die Liebe zum Mädchen Friderike Brion aus Sesenheim, der er ins Unterelsaß folgte. Die Wanderungen dort in der herrlichen Landschaft ließen ihn nicht nur von schwerer Krankheit genesen, vielmehr alles genießen, was Natur zu schenken im Stande ist:

*Wie herrlich leuchtet mir die Natur! (1771)*

So beginnt eines der berühmten „Sesenheimer Lieder", geschrieben im Alter von 22 Jahren. Nach bestandenem Examen zog der „Lizensiat der Rechte" weiter. Es folgte ein weiteres Studienjahr in Wetzlar. Auch die Liebe zu Charlotte Buff konnte den unruhigen Geist nicht halten. Goethe warb zwar um ihre Liebe, ohne indes etwas von seiner Freiheit opfern zu wollen. Unter dieser Problematik litt der Dichter bis ins hohe Alter. Wetzlar verließ er somit im Herbst '72 ohne Abschied. Um mit sich ins reine zu kommen, wanderte er zu Fuß durch das herrliche Tal der Lahn, es entstanden in diesen Wochen die überaus bekannten „Wanderlieder":

*O leite meinen Gang, Natur! (1772)*

So ungewöhnlich eine wochenlange Wanderung für einen wohlhabenden jungen Mann damals sein mochte, Goethe ging es darum, allein zu sein in der Natur, mit der Natur.

Das Hochgebirge wurde dem Dichter indes vor allem im Rahmen seiner drei Schweizer Reisen zum bedeutenden Erlebnis. Zunächst setzte ein geistiger Reifungsprozeß ein, wertvolle Impulse für sein weiteres Schaffen folgten. Das erste Mal kam Goethe 1775, 26 Jahre alt, als jugendlicher Feuergeist zusammen mit drei ebensolchen jugendlichen Freunden, den Brüdern Stolberg und dem Grafen Haugwitz, in die Zentralalpen. Goethe wußte natürlich um Rousseaus Werke, er kannte A. von Hallers Hymne auf die Berge, „Die Alpen". So sollte ihm diese erste Reise in die hohen Berge Freude und Anregung bringen. Indes – es gelang nicht alles nach Wunsch. Die Freunde trieben ihm allzuviel Schabernack. Ihn hingegen belastete die Liebe zur Frankfurterin Lilli Schönemann, von der er sich innerlich lossagen möchte. Dies gelang ihm jedenfalls während dieser Reise nicht. Auch der Zwang des Frankfurter Alltags als Anwalt, dem ungeliebten Beruf, steht ihm selbst während der Reise vor Augen. Die Probleme seines jungen Lebens wird er somit nicht los, und vor den Bergen steht er manchmal noch ratlos. Die hohen Gebirgsketten um Rigi und Gotthard findet er durchaus beeindruckend. Mehr nicht. So läßt er seine Freunde gegen Italien weiterziehen. Der Blick gegen Süden vom Gotthard aus ist ihm Ziel genug. Es entsteht eine Federzeichnung, „Der Scheideblick", und er kehrt der Schweiz gerne wieder den Rücken. Trotz allem, in seinem „Gedankenheftchen" von 1775 ist zu lesen:



Johann Wolfgang von Goethe: „Scheideblick nach Italien vom Gotthard", 22. 6. 1775

*Rigi und Gotthard bestiegen. Die erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen. Es ist mir nie so deutlich geworden, wie in den letzten Tagen, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte.*

Unmittelbar nach seiner ersten Reise in die Schweiz trat Goethe in die Dienste des sehr jungen Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht. Er mußte die Verlobung mit Lilli, die er immer noch liebte, lösen, mußte seinen gut angelaufenen Beruf als Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt quittieren. Er tat beides. Es sollte eine Entscheidung fürs Leben sein:
„Ich bleibe hier," schrieb er am 6. März 1776 in sein Tagebuch. Goethe trat in das Kabinett des jungen Herzogs ein, übernahm die Aufgabenbereiche Bergbau, Verkehr und zeitweise auch Finanzen. Gleichzeitig wirkte er von Anfang an als Berater des erst neunzehnjährigen Herzogs. Goethe war begreiflicherweise gleich der gesellschaftliche und geistige Mittelpunkt in Weimar. Er brachte neues Leben in das verschlafene kleine Provinzstädtchen. Daran fand er zunächst Gefallen. Zudem fand er in der älteren, geistig hochstehenden Frau Charlotte von Stein eine Freundin und Geliebte, der er durch viele Jahre innig verbunden blieb. Jedoch, gerade dieses Verhältnis zu einer verheirateten Frau belastete ihn. Wie immer in solchen Fällen suchte der Dichter Ruhe in der Einsamkeit.
Tatsächlich: zwischen der ersten und zweiten Schweizer Reise kam es zu einem Erlebnis, das die Verbundenheit Goethes mit der Bergnatur schon in jenen frühen Jahren deutlich zeigt: Von Weimar aus besuchte der Dichter den Harz und bestieg im Winter (am 10. Dezember 1777) den Brocken (1142 m). Eine Winterbesteigung wurde damals noch für ein unmögliches oder mörderisches Unterfangen gehalten. Der Harz, das nördlichste Mittelgebirge Deutschlands, wurde von Goethe dreimal bereist: 1777, 1783 und 1784. Die Beweggründe für diese drei Reisen waren jeweils verschieden. Zwar war jedes Mal Goethes waches Interesse für Mineralogie und Petrographie vorherrschend; auch hatte sich der Minister des Herzogs jedes Mal, wenn auch mit wechselnder Begeisterung, für Bergbau und Hüttenwesen zu interessieren; schließlich waren auch persönliche Beweggründe maßgebend. So insbesondere anläßlich der ersten Harzreise.

Nun, Goethe kam trotz schlechten Wetters in zwei Tagen bis an den südlichen Harzrand, nahm dort in Ilfeld Quartier und überlegte sein weiteres Programm. Der Dichter wollte möglichst allein sein. Dazu nannte er sich für die Dauer der Reise Maler Weber (der Dichter des „Werther" war damals bereits ein sehr bekannter Mann) und wählte wenig befahrene Wege. Aus diesem Grunde mußte er sich eines ortskundigen Führers bedienen. Am 1. Dezember kam er nach Elbingerode. Dort hielt er sich beinahe zwei Tage auf und besuchte in erster Linie die nahe gelegene Baumannshöhle, eine beeindruckende Tropfsteinhöhle, die den Dichter außerordentlich fesselte.

Die Baumannshöhle, bereits 1536 von einem Bergmann entdeckt, war seit je neben dem Brocken die bedeutendste Sehenswürdigkeit im Harz. Zur Zeit Goethes suchten die Besucher dort noch nicht so sehr die geologische Besonderheit, vielmehr das Abenteuerliche, Geheimnisvolle. Viele sahen in der Höhle den Sitz der „Unholden", der Hexen und Teufel. Daher waren es nicht allzuviele, die sich in das Innere der ausgedehnten Höhle wagten. Goethe hingegen wagte sich, so kann man annehmen, trotz schwacher Beleuchtung und trotz der Gefahr bis tief in das Innere der Höhle hinein.

In den nächsten Tagen, es regnete wieder pausenlos, ging der Weg über Wernigerode nach Goslar. Dort sah er sich einige Tage um, besuchte Bekannte und ließ sich Sehenswürdigkeiten zeigen. Er ließ sich zudem über die technischen und wirtschaftlichen Probleme des Bergbaus informieren. Kaum war das Wetter wieder besser, drängte es Goethe zurück in die Gegend des Brocken. Die Reise ging fest entschlossen über Clausthal nach Altenau und von diesem kleinen Ort am Morgen des 10. Dezember zur Försterei „Torfhaus" auf 800 m Höhe. Zum Gipfel des Brocken waren auf einer Länge von 6 Kilometer noch rund 342 Höhenmeter zu überwinden. Goethe überredete den Förster Degen, ihn zu begleiten. Trotz großer Bedenken der Jahreszeit wegen sagte dieser schließlich zu. Was an diesem Tag geschah, steht in Goethes Tagebuch:

*Ein viertel nach zehn aufgebrochen; von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach eins droben. Heiterer, herrlicher Ausblick, die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter ... Um viere wieder zurück. Beim Förster auf dem Torfhause in Herberge.*

Und in einem Brief an Charlotte von Stein schrieb er so:

*Sagen Sie's niemand, daß meine Reise auf den Harz war und daß ich wünschte, den Brocken zu besteigen und nun, Liebste, bin ich heute oben gewesen, ganz natürlich, ob mirs schon seit acht Tagen alle Menschen als unmöglich versichern ... Ich erlebe so glückliche Tage, wie sie die Götter nur wenigen aussparen.*

Auf der „Teufelskanzel", einem Felszacken am Gipfel, stattete Goethe, wie er selbst an anderer Stelle schrieb, den Göttern seinen Dank ab.
Der Weg, den der Dichter damals also mit dem Förster Christoph Degen ging, heißt seit 1892 „Goethe-Weg". Aus dem Abstand von einigen Monaten schrieb schließlich Goethe an seinen Freund Merck in Darmstadt:

*Von meiner Reise muß ich Dir auch was sagen. Letzten Winter hat mir eine Reise auf den Harz das reinste Vergnügen gegeben. Du weißt, daß sosehr ich hasse, wenn man das Natürliche abenteuerlich machen will, so wohl ist mir, wenn das Abenteuerliche natürlich zugeht. Ich machte mich allein auf, etwa den letzten November zu Pferde mit einem Mantelsack und ritt durch Schloßen, Frost und Kot auf Nordhausen den Harz hinein, in die Baumannshöhle, über Wennigerode, Goslar auf den hohen Harz, das Detail erzähle ich Dir einmal und überwand alle Schwierigkeiten und stand den 8. Dezember* glaube ich, mittags um eins auf dem Brocken oben, in der heitersten, brennendsten Sonne, über dem anderthalb Ellen hohen Schnee und sah die Gegend von Teutschland unter mir, alles von Wolken bedeckt, sodaß der Förster, den ich mit Mühe persuadiert hatte, mich zu führen, selbst vor Verwunderung außer sich kam, sich da zu sehen, da er viele Jahre am Fuße wohnend, das immer unmöglich geglaubt hatte. Da war ich vierzehn Tage allein, daß kein Mensch wußte, wo ich war ...*



**Die Zeit des Aufbruchs zum Alpinismus ist zugleich die Zeit Goethes. Und auch der ist immer wieder aufgebrochen – ideell und faktisch. Goethe im Alter von 26 Jahren, also 1775, zur Zeit seiner ersten Schweizer Reise, die am Gotthard endete. Gemälde von Georg Melchior Kraus**

## Der Wanderer

Von noch einschneidenderer Bedeutung für Goethes Weltbild sollte indes die zweite Schweizer Reise im Herbst 1779 werden. Goethe begleitete den Herzog Karl August, den zu führen und vor Gefahren zu schützen ihm seine Pflicht gebot. Er betonte zwar an anderer Stelle, „wäre ich allein gewesen, wäre ich höher und tiefer gegangen, aber mit dem Herzog muß ich tun, was mäßig ist". Alles in allem fand Goethe dann doch auf dieser zweiten Reise ins Hochgebirge zu einer tiefen inneren Ruhe, zum Abschied

* Goethe irrte: es war der 10. Dezember!




**Caspar Wolf (1735–1798): Staubbachfall bei Lauterbrunnen und (Seite 205) Glacier du Breithorn, beide erschienen 1776**

vom „Sturm und Drang". Dieser Zustand der Klarheit, den er erlangte, veranlaßte ihn später zu schreiben, diese Reise gehöre zu den glücklichsten Abschnitten seines Lebens. Aus Leukerbad schrieb er damals in einem Brief:

*Zu fuß gehen ist am Ende doch immer das angenehmste.*

Die tiefgreifenden Eindrücke in der Zentralschweiz waren denn auch mannigfaltig genug. Einige Kostproben: Die Wasserfälle bei Lauterbrunnen, dort entstand das Gedicht, „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser," weiter die Gletscher bei Lauterbrunnen und Grindelwald, die Wanderung über die Große Scheidegg (1961 m) ins Haslital: Berge des Berner Oberlandes; Wanderung im Schweizer Jura: Besteigung des Dôle (1680 m) mit Blick auf die Berge Savoyens; Fahrt und Wanderungen nach Chamonix: Besteigung des Mt. Nevers (1921 m) und Wanderung zum Mer de glace; Wanderung von Chamonix über den Col de Balme (2204 m), unter winterlichen Bedingungen ins Wallis, Besteigung der Furca (2430 m) und des Gotthard (2111 m).
Angesichts der vom Jura aus gesehen erhabenen Berge bekennt Goethe am 27. November 1779 in einem Brief an Frau von Stein:

*... Und immer wieder zog die Reihe glänzender Eisberge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre großen Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! Wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wann sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen: man gibt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.*

Die Erlebnisse im Oktober beflügelten Goethes und des Herzogs Mut. Noch im November wagten sie den Aufstieg auf die Furka und den Gotthard, obwohl besonders auf dem Furkapaß, dem höchsten Punkt der Reise, schon tiefer Schnee lag. Es gelang, indes – weiter wollten die beiden nicht. Goethe notierte am 12. November:

*hier ist's beschlossen, wollen wir stillestehen und uns wieder dem Vaterlande zuwenden ...*

Ja, der Paß, der Übergang war damals begehrenswert, nicht so sehr der Gipfel. Dies geht aus einer Tagebuchaufzeichnung vom Gotthard am 13. November hervor. Der Gedanke, auch nur einen der umliegenden Gipfel zu besteigen, kam den Wanderern damals nur selten. Allerdings erkundigte sich Goethe in Chamonix in einem Gespräch mit Saussure auch nach dessen Plänen zur Besteigung des Montblanc. Doch in erster Linie drehte sich die Unterhaltung um die Möglichkeit des Überganges über den Furkapaß zu dieser späten Jahreszeit.
Goethe und der Herzog kehrten erst im Januar 1780 von der Reise durch die Schweiz und Westdeutschland wieder nach Weimar zurück.



*Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen und möchten gar zu gerne der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten ...*

schrieb Goethe in bewunderungswürdiger Weitsicht im September 1780 aus Ilmenau am Rande des Thüringer Waldes an Frau Charlotte von Stein. In den kommenden Jahren war an Reisen größeren Stils nicht zu denken. Goethe wuchs immer mehr in eine ihn belastende staatspolitische Verantwortung hinein. Er meisterte die ihm übertragenen Aufgaben verantwortungsbewußt, jedoch nicht immer freudig. Unter den vielfältigen Aufgaben litt seine Tätigkeit als Dichter (die großen Werke kamen über Entwürfe kaum hinaus) und es litt freilich auch die Möglichkeit zur Freizeitgestaltung, wie Goethe sie sich wünschte.

In jenen Jahren war für Goethe als Wanderer wie als Forscher die Nähe des Thüringer Waldes sehr bedeutsam. Dessen nördlicher Teil gehörte ja dem Herzogtum an. Schon seit 1776 beschäftigten Goethe Pläne zur Wiedereröffnung der Bergwerksstollen im Raum Ilmenau, und 1784 kam es tatsächlich zur Wieder-Inbetriebnahme der alten Stollen. Dabei wurde, wie könnte es anders sein, Goethes immer reges Interesse für Geologie und Mineralogie angefeuert. Zudem boten die Gegend um Ilmenau und das Städtchen selbst dem Dichter immer wieder Gelegenheit zum Ausspannen in der anmutigen Natur. Es wird berichtet, Goethe hätte Ilmenau 22mal besucht und hätte zusammen mehr als 220 Tage in der Gegend rundherum zugebracht. Beliebte Wanderziele im Gebiet des romantischen Thüringer Waldes waren für Goethe der Emma-Felsen (geologisch interessant), der Schwalbenstein, der Knöpfelsthaler Teich, der Übergang nach Stützerbach. Ganz besonders zugetan war der Dichter dem Großen Hermannstein (861 m). Dort, ganz in der Nähe (auf der Kickelalm) besaß oder bewohnte zumindest der Dichter ein Jagdhäuschen. Dort schrieb er am 7. September 1780 während eines Erholungsaufenthaltes an die Wand einer Fensternische die berühmten Verse,

*Über allen Gipfeln*
*Ist Ruh.*
*In allen Wipfeln*
*spürest du*
*kaum einen Hauch.*
*Die Vöglein schweigen im Walde.*
*Warte nur balde*
*Ruhest du auch.*

Und viel später, im Sommer 1795, schrieb der Dichter von ebendemselben Ort an Friedrich Schiller:

*Ich war immer gerne hier und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier alles steht. Gegend, Menschen, Klima, Tun und Lassen ... ja, und Einsamkeit ist eben höchstes Gut ...*

Auf der zweiten Harzreise, 1783, begleitete Goethe der älteste Sohn derer v. Stein, Fritz, ein junger Mensch, dem Goethe beinahe Berater und Erzieher war. Die Reise ging zunächst nach Langenstein zu einer charmanten Bekannten aus der Zeit der zweiten Schweizer Reise, der Witwe Maria Antonia Branconi, sodann weiter nach Blankenburg (von dort zum zweiten Mal zur Baumannhöhle), nach Halberstadt (dort hatte er dienstliche Obliegenheiten zu erledigen), nach Zellersfeld, zum Torfhaus und von dort auf die Heinrichshöhe am Brocken. Ein angenehmer



und sachkundiger Begleiter des Dichters war auf dieser Reise der Ober-Berghauptmann H. von Trebra, ein Schüler des Leiters der Bergakademie von Freiberg, A. Werner. Trebra war als Berater in geologisch-mineralogischen Fragen für Goethe wertvoll. Weiter ging die Reise, zum größten Teil zu Fuß, zurück nach Zellersfeld. Die Rückreise nach Weimar führte die Gruppe über Göttingen und Kassel. Einige Zeit nach der Rückkehr schrieb Goethe an C. L. von Knebel (ein seinerzeitiger Erzieher des Herzogs):

*Meine Passion zur Mineralogie hat mich zu schönsten Entdeckungen auf meiner letzten Reise geführt.*

Die dritte Harzreise, 1784 (im Anschluß an einen Staatsbesuch des Herzogs in Braunschweig), führte Goethe zunächst von Goslar aus neuerdings auf den Brocken und anschließend in sehr beschwerlicher Runde über Schierke, Elend, Elbingerode, Roßtrappe, Thale wiederum über Blankenburg nach Langenstein und von dort zurück nach Weimar. Auf den westlichen Etappen dieser Wanderungen im Harz wurde der Dichter vom Maler und Kupferstecher G. Kraus begleitet. Von den zahlreichen Skizzen und Zeichnungen, sowohl von Kraus als auch von Goethe persönlich, ist eine ganze Reihe erhalten. Von dieser dritten und letzten Harzreise schrieb Goethe an eine Bekannte, Frau von Bechtolsheim, im Oktober 1784:

*... Ich bin von Braunschweig wieder zurück ... hat mich gut unterhalten, mehr noch aber der einsame Harz, dem ich recht mit vollem Erlebnis habe vierzehn Tage widmen können ...*

Es ist die Frage berechtigt, wie die beschwerlichen Etappen im östlichen Harz ohne ein ordentliches Wegnetz und ohne ausreichende Unterkunftsmöglichkeiten zu Fuß (Kraus zählte damals bereits 51 Jahre) bewältigt werden konnten. Kein Zweifel besteht indes daran, daß es gelang. Es ist bekannt, daß sich Goethe auf allen seinen Reisen mit knapper und auch mit wenig ansprechender Ernährung zufrieden gab, ähnlich wie er sich auch mit einer noch so dürftigen Unterkunft auf Stroh oder ähnlichem abfand; selbst dann, wenn die Sauberkeit zu wünschen übrig ließ. Auch mannigfaltiges Ungeziefer mußte damals beinahe überall in Kauf genommen werden. Aber Goethe fand sich mit alldem ab. Auf den beiden Harzreisen '83 und '84 ging es ihm in erster Linie um die Vollendung seines geognostischen Weltbildes. Es schien von seiner Sicht aus weitgehend geklärt worden zu sein. So schrieb er im Dezember '84 an seinen Freund H. Merck in Darmstadt:

*In Mineralogicis habe ich in diesem Jahr auf dem Harze und im Thüringer Wald viel gesammelt. Vom Harze werde ich nun bald die wichtigste Suite beisammen haben, die existieren kann, ... Ich habe diesmal Kraus mit auf dem Harze gehabt und er hat mir alle Felsarten nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, gezeichnet ...*

Ende 1784 erschien auch Goethes Arbeit „Über den Granit", die historisches Interesse verdient.
Nach einem vorläufigen Abschluß dieser intensiven Wandertätigkeiten in den Jahren 1775–1784 gab sich Goethe Rechenschaft über das, was er bisher erreicht hatte. An Freund Knebel schrieb er im April 1782:

*Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und mir die Abwechslung der Landesarten mir angelegen sein ließ. Das habe ich nun, wie auf einer Einmaleinstafel und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten, ich gehe weiter und sehe nun, zu was die Natur ferner, diesen Boden benützt und was der Mensch sich zu eigen macht ...*

Seite 206:
**Brockenszene, Zeichnung Goethes zum Faust**

Langsam reiften nun auch Pläne für einen Neubeginn, wünschenswert, ja für den Dichter notwendig, um dem Einerlei, ja dem Frust eines allzu kleinen Herzogtums zu entgehen: Goethe dachte an eine Reise nach Italien.

***

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts nahm der Strom der Italienfahrer aus nordischen Ländern sprunghaft zu. Goethe selbst ließ der Trend unbeeindruckt. Er stand ja schon zweimal am Gotthard und kehrte beide Male um. Als er indes zunehmend gewahr wurde, daß sein dichterisches Werk ins Stocken geriet, entschloß er sich ziemlich plötzlich, im Raum griechisch-römischer Antike und auch im Italien der Renaissance nach neuen Impulsen zu suchen. So verließ er am 3. September 1786 einen großen Freundeskreis in Karlsbad ohne Ankündigung und ohne Verabschiedung. Lediglich sein Herzog war über den Plan eines Italien-Urlaubes informiert. Jedoch, daß er beinahe zwei Jahre fernbleiben werde, wußte der Dichter damals selbst nicht. Sein Ziel war zunächst nur eines: Rom. So durcheilte er also Bayern und Tirol, stand am 8. September bereits am Brenner, hielt sich nur in Padua und Venedig je ein paar Tage auf, überquerte von Bologna aus den Apennin und langte am 1. November in Rom ein. Er war nach seinen eigenen Worten „in der Hauptstadt der Welt". Sein Interesse in Italien galt zunächst vorwiegend der Kunst und Kultur. Die Natur nahm er mit, wo er sie fand: Er freute sich, als er am Schönberg die erste Zirbel sah, war in Torbole tief beeindruckt vom Benacus und schrieb von Bologna aus nur wenige Sätze über den Apennin:

*Die Apennine sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regiones des Po folgt ein Gebirg, das sich aus der Tiefe erhebt, um zwischen zwei Meeren südwärts das feste Land zu endigen ... Es ist schon ein seltsames Gewebe von Bergrücken gegeneinander; oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will ...*

Goethes erster Aufenthalt in Rom dauerte bereits länger als geplant. Er galt zunächst dem Studium der Antike und der Arbeit an seinen Werken, die die Literaturgeschichte später „die klassischen" nennen wird. Die Natur in ihrer ganzen Schönheit und sein Anliegen, die Einheit Natur – Kultur zu finden, kam so richtig erst am Golf von Neapel zur Entfaltung. Der Dichter war dort Ende Februar '87 angekommen. Bereits am 2. März wagte er sich (mit einheimischen Führern) an die Besteigung des Vesuv. Jedoch das Wetter war denkbar ungünstig, so daß schon am alten Krater Wind, Rauch, Asche und Dampf die Wanderer zur Umkehr zwangen. Doch bereits drei Tage später war der Forscher Goethe mit seinem deutschen Freund aus Rom, dem Künstler J. Tischbein und zwei Führern wiederum am Berg:

*... und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, heißen, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. Solang der Raum es gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein geisterhebendes Schauspiel ... Auf einmal erscholl ein Donner, die fürchterliche Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns dies von der niederstürzden Masse gerettet hätte ...*

Und ein drittes Mal stand Goethe wiederum am Vesuv:

*... und wir gingen mutig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berg brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen. Man habe auch zehnmal von einem Gegenstand gehört, das Eigentümliche desselben spricht nur zu uns, aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art, wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: ... Durch einige Lücken des Kanals konnten wir den Glutstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.*

Beeindruckt war Goethe am Vesuv von den vielen jungen Leuten, die sich den Bergwanderern anboten, um sie für wenig Geld hinaufzu„schleppen". Sie banden sich einen ledernen Riemen um, in welchen der Wandernde greifen konnte, um sich dermaßen das Steigen zu erleichtern. Goethe lehnte für sich diese Möglichkeit ab, entschädigte diese armen Menschen für den entgangenen Verdienst jedoch durch ein großzügiges Trinkgeld.
Nach seinem Aufenthalt am Golf von Neapel besuchte Goethe auch Sizilien. Begeistert von dieser „Königin der Inseln" schreibt er am 13. April '87:

*Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist erst der Schlüssel zu allem.*

Im schön gelegenen botanischen Garten von Palermo erinnerte sich Goethe zunächst an seine Eindrücke im botanischen Garten der Uni von Padua im September '86:

*... Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln können ...*

Und in Palermo schon deutlich konkreter:

*... Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten voneinander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nichts, es machte mich unruhig ohne daß es mir weiterhalf ...*

So ersann der Forscher Goethe das Prinzip der „Urpflanze". Seine Arbeit „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" erschien dann freilich erst 1790; auf der Rundreise durch Sizilien, die in erster Linie der antiken Kultur galt, unternahm Goethe den Versuch, auch einen der Gipfel des Ätna (3369 m) zu besteigen.

*... Die Lavamassen im Vordergrund des Doppelgipfel, des Monte Rosso links, gerade über uns die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite, wenig rauchende Gipfel hervorstieg. Wir rückten dem roten Berg näher, ich stieg hinauf; er ist ganz aus rotem vulkanischen Grus, Asche und Steinen zusammengehäuft ...*

Das überaus schlechte Wetter, Sturm und Schnee vereitelten dann jedes Vorankommen. Zum Trost besuchte der

Dichter auf Vorschlag seines Führers am nächsten Tag die herrlichen Felsen von Jaci, südlich von Catania:

*... Ich hatte großes Verlangen, mir so schöne Zeolithe herauszuschlagen ... aber der warnende Geist behielt die Oberhand, wir taten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.*

Goethe dachte also, für uns heutige Menschen überraschend, schon vor zwei Jahrhunderten an den Wert einer unberührten Natur.
Von Sizilien nach Neapel zurückgekehrt, wurde Goethe von Capo di Monte aus als Gast der Herzogin Giuliana di Giovane (einer Deutschen) das Erlebnis eines Vesuvausbruches bei Nacht zuteil. Er schrieb darüber am 2. Juni '87:

*... wir standen am Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade von uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet ...*

Aus der Erinnerung an das einmalig schöne Naturerlebnis schrieb Goethe etwas später:

*... Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet ...*

Goethe kehrte im Juni 1787 wieder nach Rom zurück und hielt sich dort lange, bis April 1788 auf. Das Erlebnis der Bergnatur in Süditalien blieb ein bleibender Eindruck. So schrieb er zu jener Zeit aus Rom an seinen Herzog:

*... Die große Szene der Natur hatte mein Gemüt ausgeweitet und alle Falten geglättet.*

In Rom widmete sich der Dichter ganz seinen Studien und seinem dichterisch-literarischen Werk. Er vollendete in dieser Zeit eine Reihe seiner großen Werke oder setzte neue Impulse für deren Vollendung. Nach einem längeren Zwischenaufenthalt in Florenz (April/Mai '78) kehrte er auf Umwegen durch Süd- und Westdeutschland im Juni '78 befriedigt, gesättigt und geläutert nach Weimar zurück.

***

Eine dritte Reise in die Schweiz kam 1797 zustande. Sie war ursprünglich anders geplant, als sie sich schließlich ergab: Eigentlich wollte der Dichter sich in Zürich mit dem ihm befreundeten Kunsthistoriker H. Meyer treffen, um mit ihm gemeinsam nochmals nach Italien zu reisen. Daraus wurde nichts. Der Einfall Napoleons in Norditalien 1796/97 verhinderte jede Privatreise. So mußte sich Goethe damit begnügen, die Schweiz aus der Sicht des inzwischen gereiften Mannes zu bereisen. Er war unterdessen 48 Jahre geworden.
Goethe kommt um diese Zeit zwar auch als Dichter und Naturforscher, jedoch ebenso als Politiker, Volkswirt und Ökonom. Er interessiert sich eingehend für Vieh- und Landwirtschaft, für Preise und soziale Verhältnisse. Goethe hat sich tatsächlich verändert. Er sieht die Schweiz nicht mehr mit den Augen Hallers, der ihn seinerzeit so begeisterte. Nein, er wägt ab, er unterscheidet, er urteilt kritisch. Hiezu eine Probe aus seinem Tagebuch vom Oktober '97:

*(auf dem Weg zum Gotthard): ... Wassen: ... Die holzschleppenden Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Ursental sechs Groschen für die Last, das Holz kostet sie drei Groschen bei Göschenen; die andere Hälfte ist der Taglohn. (An anderer Stelle): ... Eine beliebte Äpfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen sie Melaruzzi.*

Immer wieder schlug Goethes Interesse für die Naturwissenschaften durch. Das Drachental, das den jungen Goethe eher abschreckte, sieht er diesmal nüchtern:

*Glimmerschiefer mit vielem schönen Quarz; den ersten Schnee neben uns; schöner, breiter gleichförmiger Wasserfall; Glimmerschieferplatten stürzen gegen den Berg ein, über die dann das Wasser hinüberströmen muß; schöne Sonne. Kahles, leeres Tal, abhängige, abgewitterte Seiten. Ultramarin 30 Scudi (Taler).*

Aus der Erinnerung erzählte der Dichter 1827, also mit 78 Jahren, seinem Sekretär Eckermann über diese dritte Schweizer Reise:

*Ich besuchte noch einmal die kleinen Kantone und den Vierwaldstättersee und diese reizende, herrliche und großartige Natur machten auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechslung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen ...*

Eckermann ergänzte aus seiner Erinnerung später: Das Gedicht kam nicht zustande. Der Dichter erzählte jedoch Schiller eingehend davon, und dieser baute diese Eindrücke Goethes in seinen „Wilhelm Tell" ein.

***

Etwa seit 1800 trat ein Wandel in Goethes Lebensgewohnheiten ein. Dafür war eine ganze Reihe von Gründen maßgebend. Die Französische Revolution und anschließend die zahlreichen Napoleonischen Kriege führten zu einigen Jahrzehnten der Unsicherheit. Es kam zu einem Zeitalter voller Gefahren. Rüstung, Truppenbewegungen, Kampfhandlungen führten zu allgemeiner Verarmung, ja gebietsweise auch zu Hungersnöten. Davon war Goethe mit seiner Familie nicht unmittelbar betroffen. Doch die Zustände belasteten den Dichter. So waren um diese Zeit große Reisen oder auch nur ausgedehnte Wanderungen nicht mehr allzuleicht möglich. Es kam noch etwas hinzu: Um die Jahrhundertwende war Goethes psychischer Zustand instabil und durch mehrere schwere Krankheiten belastet. Einmal führte eine schwere Halskrankheit (ein sogenannter Croup) zu schwersten Erstickungsanfällen, an denen der Dichter um ein Haar gestorben wäre. Um diese Zeit kam es auch immer wieder zu schweren Fieberanfällen, die möglicherweise (wie schon in der Jugend)

tuberkulöser Genese gewesen sein könnten. Erstaunlicherweise hat Goethe alle diese bedrohlichen Krankheitsschübe bis ins hohe Alter hinein überstanden. Man nimmt heute an, daß seine Abwehrkräfte besonders groß gewesen sein mußten. Zum dritten traf der Tod seines Freundes Schiller (1805) Goethe überaus schwer. Er führte, wie seinerzeit bereits nach der Rückkehr aus Italien, neuerdings zu einer Vereinsamung. So widmete er sich zusehends vor allem seiner Familie (seine Lebensgefährtin Christiane Vulpius hatte er 1806 geheiratet), der Erziehung seines Sohnes August und vorwiegend natürlich seinem dichterischen und literarischen Werk.
Dies alles änderte nichts an Goethes grundsätzlicher Liebe zur Natur. Nur mußte der Radius bedeutend enger gezogen werden. Goethe fuhr, wie schon in früheren Zeiten, nun beinahe jährlich in die böhmischen und sächsischen Badeorte und erwanderte diese herrlichen Gegenden. Nicht weniger war er dem Thüringer Wald wie eh und je treu geblieben. So schrieb er über diese Gegend 1811 in „Dichtung und Wahrheit":

*Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist, weil sie immer recht hat und der Irrtum bloß auf meiner Seite sein kann. Verhandle ich hingegen mit den Menschen, so irren sie – dann ich, auch sie wieder und immer so fort, da kommt nichts aufs reine; weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist alles getan.*

Sowie in seiner Arbeit „Zur Naturwissenschaft überhaupt" (1817):

*Was ich nicht erlernt hab', das hab' ich erwandert.*

Goethes Kräfte ließen nach einer schweren Herzerkrankung 1821 deutlich nach. 1823 fuhr er zum letzten Mal nach Marienbad; den Thüringer Wald besuchte er zusammen mit seinen Enkelkindern Walter und Wolf noch einmal 1831.

## Der Forscher

Unter den zahlreichen Themen der Naturwissenschaften, die Goethe zeitlebens beschäftigten, nahmen die Geologie und Mineralogie einerseits und Fragen der Entstehung des Lebendigen andererseits einen besonders breiten Raum ein. Beide Themen seien hier kurz gestreift.
Mit Mineralogie beschäftigte sich Goethe seit seiner Jugend. Erstmals konkret äußerte er sich hierzu 1784 in seiner Arbeit „Über den Granit". In diesem sah Goethe, wie viele seiner Zeitgenossen, das Urgestein schlechthin, auf dem sich unser Erdball aufbaute. Hierzu Goethe selbst:

*... Jeder Weg ins unbekannte Gebirge bestätigt die alte Erfahrung, ... daß das Höchste und Tiefste Granit sei, daß diese Steinsart, die man nun näher kennen und von anderen unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinauf gebildet ... hätten.*



**Goethe auf einem Gemälde Heinrich Christoph Kolbes, das dieser 1822 begonnen und 1826 abgeschlossen hatte**

Hierin irrte Goethe. Hätte er das damals aufsehenerregende Werk des Franzosen Boffon, seines Zeitgenossen, „Histoire naturelle générale et particulière" gelesen, so hätte er seinen Irrtum rechtzeitig korrigieren können. So jedoch kam er leider zu Anschauungen, die seine Auffassungen über Geognosie (wie man damals sagte) in eine falsche Richtung wiesen.
Goethe geriet zunehmend unter den Einfluß A. G. Werners (1750–1817), des Leiters der Bergakademie Freiberg in Sachsen. Werner, ein an sich bedeutender und verdienter Mann, besuchte Goethe mehrmals in Weimar, und dieser übernahm dessen Vorstellungen, wonach alle Gesteine, also auch Granit und Basalt, durch langsame Aufschüttung aus dem Meer entstanden wären. Man nennt die Anhänger dieser seinerzeit weitverbreiteten Anschauung die Neptunisten. Es entspann sich ein bis weit ins 19. Jahrhundert anhaltender Gelehrtenstreit zwischen diesen Neptunisten und den Vulkanisten. Die letzteren sahen – und zwar zu recht – in den Bewegungen im Erdinneren durch Druck und Hitze die Ursachen für die Land- und Gebirgsbildung. Der schottische Geologe James Hutton (1727–1797) widerlegte also bereits zu Lebzeiten Goethes überzeugend die Neptunisten und verwarf auch die Katastrophentheorie (wonach durch wiederholte „Sintfluten" jeweils alles Leben ausgelöscht – und anschließend neu erschaffen oder entstanden zu denken wäre). Auch in

Deutschland traten zur Zeit Goethes u. a. L. von Buch (1774–1853), ein Geologe, oder F. Wolff (1734–1794), ein Biologe, ganz entschieden gegen die überalteten Theorien auf.
In mancher Hinsicht freilich kamen dem Dichter denn doch ab 1820 leichte Zweifel an der Richtigkeit seiner geognostischen Anschauungen, doch konnte er sich nicht mehr zu einer Berichtigung irriger Auffassungen durchringen.
Goethe hatte auch bereits wesentliche Probleme der neuzeitlichen Biologie angeschnitten. Als einer der ersten Denker und Forscher sah er in der Entwicklung der Lebewesen keinen nebelhaften Prozeß, sondern eine Reihe klarer Gesetzmäßigkeiten, ein feines Zusammenspiel zwischen Vererbung und Umwelteinflüssen. Freilich wurde die Art und Weise, wie dieses Zusammenspiel funktionierte, erst Jahrzehnte nach Goethes Tod wenigstens ansatzweise geklärt. Ein Beispiel: Die Gedanken an eine Metamorphose der Pflanzen kamen dem Dichter schon frühzeitig, nahmen indes erst während der Italienischen Reise jedenfalls für ihn konkrete Formen an, vorwiegend durch die Studien in den botanischen Gärten in Padua und Palermo. So schrieb Goethe im September 1786 aus Padua:

*... Hier in dieser Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke wiederum lebendig: daß sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln können ... ich sehe aber noch nicht, wie ich mir das entwirren will.*

Und in Erinnerung an Palermo schrieb er im Juni '87 an Charlotte von Stein:

*... Daß ich den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, ganz klar und zweifellos entdeckt habe ...*

Und Jahre später wird er erkennen, daß dieses Gesetz der Urform auch auf Mensch und Tier anwendbar ist:

*Alle Glieder bilden sich aus ewigen Gesetzen*
*Und die seltenste Form bewahrt im geheimen das Urbild*

Am Meer in Süditalien wurde ihm ebenso klar, daß nämlich das Meer und nur das Meer das Geheimnis der Entstehung der Arten in sich birgt. Dies bringt der Dichter nirgends schöner zum Ausdruck als im „Faust" II./2, um 1826 entstanden:

*Alles ist aus dem Wasser entsprungen*
*Alles wird durch das Wasser erhalten*
*Ozean, gönn uns dein ewiges Walten*

In einem Brief an die Fürstin Gallitzin, eine Diplomatengattin, schrieb Goethe 1797:

*... Diese Arbeiten zur Naturwissenschaft haben mich genötigt, meinen Geist zu prüfen und zu üben und wenn auch für die Wissenschaft kein Resultat daraus entspränge, so würde der Vorteil, den ich selbst daraus ziehe, mir immer unschätzbar sein. Denn wie bedeutend ist es, die Grenze des menschlichen Geistes immer näher kennen zu lernen ...*

Man kann somit sagen: Goethe hat erkannt, daß die Geschichte der Menschheit bis zu seiner Zeit, ja noch darüber hinaus, als eine Geschichte lediglich der Geisteswissenschaften behandelt wurde. Ganz im Gegensatz zu seiner Ansicht: Er trat dafür ein, eine Naturwissenschaft eigener Prägung zu schaffen. Nach Goethe ist sogar alle Kulturgeschichte Naturgeschichte höherer Ordnung und somit organisch bedingt. Ja, ganz bedeutsam war ihm, wie uns heute, das Erlebnis „Mensch", das Erkennen seiner Bipolarität, seiner Vielfalt. Erkenntnisse solcher Tiefe hat Goethe neben vielem anderen auch seinen Reisen und seinen zahllosen Wanderungen zu verdanken. Eben daher konnte er um 1820, also mit mehr als 70 Jahren, in seinem Werk „Dichtung und Wahrheit" schreiben:

*Wanderungen machten wieder und wieder mein großes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch und war mit mir selbst in der Stille heiter und froh, ich legte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir verworren aufgedrungen hatte.*

Wie nahe stand denn dieser Mensch damals schon dem Alpinismus, den es zu seiner Zeit ja noch gar nicht gab.

**Auswahl aus der Literatur**


Goethes sämtliche Werke, 15 Bände, Stuttgart 1882 mit Einleitung von Karl Goedecke.
Goedecke, Karl: Goethes Leben, Supplement zu den Werken des Dichters, Stuttgart 1883.
Goethe, Johann Wolfgang von: Sämtliche Werke, Band 11, Italienische Reise, Ausgabe Zürich 1977.
Goethe, Johann Wolfgang von: Schweizer Reisen, Band 28 der Gesamtausgabe, München 1962.
Friedrich Theodor: Goethes Faust erläutert, Leipzig 1943.
Denecke, Rolf: Goethes Harzreisen, Hildesheim 1980.
Brion, Marcel: Johann Wolfgang von Goethe, Dichterfürst und Universalgelehrter, Deutsche Übersetzung, München 1982.
Wachsmuth, Andreas B.: Goethe über die Natur, Aus seinen Schriften, Wiesbaden 1955.
Gerlach, Hans Egon und Herrmann, Otto: Goethe erzählt sein Leben, München 1981.
Voget, Hans Rudolf: Goethe. Der Mann von 60 Jahren, Königstein/Ts. 1982.
Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe, Bern 1945. 2 Bände herausgegeben von Ernst Merian-Genast.
Kahn-Wallerstein, Carmen: Aus Goethes Lebenskreis, Bern 1946.
Freiner, Johann: Goethe, Gedanken und Betrachtungen, Wolfsberg, Kärnten 1946.
Ruetz, Michael: Auf Goethes Spuren, Stätten und Landschaften, Zürich und München 1978.
Kleßmann, Eckart: Christiane, Goethes Geliebte und Gefährtin, Zürich 1992.
Biedrzynski, Effi: Mit Goethe durch das Jahr 1995, Zürich 1994.
Goethe, Johann Wolfgang von: Selbstcharakteristik 1797, in: Deutscher Geist. Ein Lesebuch, Frankfurt/M. 1982.
Goethe, Johann Wolfgang von: Versuch einer Witterungslehre, in: Deutscher Geist. Ein Lesebuch, Frankfurt/M. 1982.
Martini, Fritz: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1978, Kapitel XII., Goethe.
Herder (Verlag): Lexikon der Biologie, 10 Bände, Band 4, Stichwort Goethe. Freiburg–Basel–Wien 1985.

# Gejagte Jäger

## Zur Fakten- und Sozialgeschichte des Jagd- und Wildererwesens

Horst Länger



*Aus eher unüblichem Blickwinkel, nämlich dem der „kleinen Leute", des „gemeinen Volks" auch, betrachtet Horst Länger einen besonders legendenträchtigen und dramenreichen Aspekt alpenländischer Geschichte. Darin zeigt sich unter anderem, daß Erlasse ohne einsehbaren Sinn seit jeher immer wieder zu heftigen und ihrerseits fragwürdigen Gegenreaktionen der damit Drangsalierten geführt haben. Die Versuchung ist natürlich groß, gerade dieses Thema effekt- und aktualitätshascherisch auszuwalzen: etwa mit der Erinnerung an gegenwärtige Tragikomödien auf dem Feld der Auseinandersetzung um Naturnutz und Naturschutz in diesem unserem Lande. Wir wollen das an dieser Stelle nicht allzuweit treiben. Immerhin: Es gibt kein Tabu, das verbietet, aus der Geschichte auch mal was zu lernen. (d. Red.)*

**Oben:**
**„Wildschützengeschichten mit phantasievollen Illustrationen gehören im 19. Jahrhundert zum Standardthema der bürgerlichen Illustrierten"**

*Rechtschaffen müde sitzt der Jaga-Toni auf der Bank vor seiner schlichten Hütte und stopft sich ein Pfeifchen mit dem besonderen Tabak, den ihm der Herr Baron letzte Woche geschenkt hat. Stolz streift sein wachsamer Blick über das abendliche Revier, um kurz an der feschen Sennerin von der naheliegenden Gamskogelalm hängenzubleiben. Da zerreißt ein peitschender Knall die Stille. „Verdammt", entfährt es dem Toni, der vermaledeite Wilderer ist schon wieder unterwegs, und wie zum Schwur fährt seine sehnige Hand in die Höhe ...*

So ähnlich beginnen unzählige Heimatromane und -filme, zumindest die traditionellen Hauptakteure des sich anbahnenden Alpendramas sind schon alle genannt. Bevor es aber zum unvermeidlichen Endkampf zwischen Gut und Böse etwa hoch über der Höllentalklamm kommt, muß noch viel fließen – viel Wasser durch die tosende Klamm, viel Tränen über das Antlitz der feschen Dirn und viel Jäger- und/oder Wildererblut über harten Fels. Halt, die Hauptsache, um die sich doch alles zu drehen scheint, hätten wir beinahe vergessen – das Wild. Ob Adler, Gams oder Hirsch, ohne erlegtes Wild wäre das Szenario unvollständig. Gelingt es dem Jaga-Toni, den schwarzen Gamsbock als Jagdtrophäe für den Herrn Baron zu retten, oder kommt ihm der Wilderer doch noch zuvor? Für unser Gerechtigkeitsgefühl mag das von entscheidender Bedeutung sein, dem gejagten Gamsbock hingegen ist es egal, aus welchem Lauf ihn die Kugel ereilt. Das Wild darf als verwaistes Kitz oder majestätischer Hirsch somit zwar die Szenerie stimmungsvoll bevölkern und gar den vermeintlichen Zankapfel bilden, bleibt letztlich aber doch nur Statist, eine fremdbestimmte Sache. Um das Recht, Wild jagen und sich aneignen zu dürfen, entbrennt jedoch (auch) im Gebirge eine jahrhundertelange Auseinandersetzung, ein sozusagen unerklärter Krieg. Blicken wir also schlaglichtartig in die Vergangenheit des Berglandes zurück, lassen dabei aber verwandte Delikte wie Holz-, Fisch- und Viehdiebstahl außer acht.

## Der Ärger fängt an

Als die Alemannen im 3. und 4. Jahrhundert und die Bajuwaren im 5. und 6. Jahrhundert in den süddeutschen Raum vordringen, überformen sie die vorhandene keltische sowie die Reste der römischen Kultur. Das Land, insbesondere der Wald, gilt ihnen als ein unerschöpfliches, freies Gut. Erst mit dem Fortschreiten des Rodungsprozesses schwindet langsam auch die Vorstellung von der Unbegrenztheit des Landes, es kommt zur Fixierung der Grenzen. Insbesondere im 7. bis 9. Jahrhundert tritt an die Stelle der „wilden" Natur die Allmende, ein Gemeineigentum in den Händen einer Bauerngemeinde. In Bayern nehmen neben den fünf großen Geschlechtern vor allem die letzten Herzöge im 8. Jahrhundert bereits große, bislang herren- und eigentumslose Gebiete als Jagdreviere für sich in Anspruch. Das Jagdrecht wird zum Privileg des Adels. Durch königliche Schenkungen und Verleihungen von Land an die Großen des Reiches kommt es alsbald zur Ausbildung und Ausdifferenzierung der feudalen Gesellschaft. Dabei werden aus primär jagdlichen Interessen zunehmend umfangreichere Gebiete „gebannt". In den so ausgewiesenen „Bannforsten" wird der Grundsatz des freien Tierfanges sowie der freien Waldweide außer Kraft gesetzt. In diesem Kontext unterscheidet man deutlich zwischen der „hohen" Jagd (etwa auf Wiesent, Elch, Hirsch, Auerwild, Gams) und der „niederen" Jagd (beispielsweise auf Hase und Fuchs). Während der mittelalterliche Adel die „hohe" Jagd exklusiv für sich beansprucht und dieses Vorrecht auch mit Härte durchsetzt, überläßt er neben der Jagd auf Raubzeug (wie Wolf und Bär) die „niedere" Jagd vorläufig noch dem gemeinen Mann.

**Herrschaftliche Wildschäden**

Als sich im 12. und 13. Jahrhundert die feudale Gesellschaft ausgebildet hat, gehen die Wildbannrechte vom geschwächten Königtum zunehmend auf die erstarkten Territorialherren über. Die Gebirgswaldungen jedoch befinden sich mittlerweile beinahe vollständig in der Hand der Klöster. Verstärkt werden Wildbanngebiete ausgewiesen, so daß sich die Rechtslage nochmals zu Ungunsten der Bauern verschiebt. Und je mehr den Bauern das Recht auf die Jagd genommen wird, um so stärker nehmen die Wildschäden zu, unter denen sie zu leiden haben. Darüber hinaus wird der Bauer mehr und mehr zu Jagdfrondiensten herangezogen, muß etwa tagelang als Treiber durch die Wälder streifen, die Jagdgesellschaften verpflegen, Fuhrwerke zur Verfügung stellen oder gar Jagdhunde halten. Besonders verhaßt ist den Bauern Kaiser Maximilian (1459–1519), der es als begeisterter Exklusiv-(Gams-)Jäger nicht nur bewirkt, daß das Wild gewaltig überhand nimmt, sondern der bei seinen Jagd(feld)zügen auch selbst erhebliche Flurschäden verursacht. Wald und Wild werden schonender behandelt als Saatfelder und Bauern. Als 1508/09 die bayerischen Bauern ihre letzten Jagdrechte verlieren und die Wildschäden immer mehr zunehmen, formiert sich der Widerstand. Nach dem Tode von Kaiser Maximilian (1519) stürzt man sich volksaufstandartig auf das Wild.

**Bauernkrieg und Majestätsverbrechen**

Nach diversen vorhergehenden Aufständen und Verschwörungen eskaliert die Auseinandersetzung zwischen Bauern und Obrigkeit 1524/25 im deutschen Bauernkrieg. Man will keinen Herrn mehr anerkennen als den Kaiser selbst. Der Tiroler Bauernführer Michael Gaismaier fordert gar die Vertreibung der Habsburger aus Österreich nach Schweizer Muster und die Errichtung einer Art Bauernrepublik. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Programme und Beschwerdeschriften der Aufständischen die Forderung nach Wiederherstellung der einstigen Autonomie, etwa in Form der Rückgabe der entfremdeten Allmende an die Dorfgemeinschaft. In den aus über 300 Beschwerdeschriften zusammengefaßten Zwölf Memminger Artikeln etwa werden auch die Wildschäden nachhaltig beklagt und das Recht, Wildbret, Geflügel und Fische fangen zu dürfen, eingefordert.
Das blutige Ende der Bauernkriege, die Niederlage der deutschen Bauern, führt zu einer Festigung des bisherigen Zustandes, aber auch dazu, daß sich immer mehr Untertanen einfach im Wald bedienen. Folglich werden ab Mitte des 16. Jahrhunderts die Strafen für Wilderei von der Obrigkeit drastisch verschärft. Wilddiebstahl wird von den Herrschenden zum Kapitalverbrechen erhoben und folglich mit grausamen Verstümmelungen bis hin zur Todesstrafe geahndet. In Bayern muß der ertappte Wilderer damit rechnen, mit den Ohren an einen Baum genagelt zu werden. Wenig zimperlich verfahren selbst die geistlichen Würdenträger. So läßt 1537 im Salzburgischen der Erzbischof einen Bauern, der einen Hirsch gewildert hat, in die Hirschhaut einnähen und ihn so von seinen Hunden zerfleischen. Mit dem allgemeinen Machtzuwachs der Fürsten im 16. Jahrhundert wird auch das Jagdprivileg immer mehr zum symbolträchtigen, ausschließlichen Herrenrecht, das man zusehends stärker und drastischer gegen die Untertanen durchsetzt.

## Gebirgler auf Seereise

Der Dreißigjährige Krieg (1618-48) führt bei den herrschaftlichen Jagdprivilegien zu einem Einbruch, denn während der langen Kriegszeit geht nahezu jedermann mit Waffen um. Als eine Folge davon wird die Jagd (wieder) allgemein und die Auseinandersetzung um das Vorrecht der Jagd erreicht nach dem Krieg einen neuen Höhepunkt. So bietet 1657 der bayerische Kurfürst Ferdinand Maria die gesamte Staatsmacht auf, um das ständische Exklusivrecht an der Jagd wiederherzustellen. Wilderer gelten ihm als gefährliche Banditen. Auf Wilderei mit



Foto: Rudi Lindner

Bedrohung des Jagdpersonals steht die standrechtliche Todesstrafe; „nur" für Wilderei wird dem Ersttäter immerhin die rechte Hand abgeschlagen. Ein Dekret von 1667 beschreibt das Waidwerk wiederum als ausschließlich adeliges Vorrecht und die Einräumung des Jagdrechtes als „fürstliche Gnadensache", die nur adeligen Grundherren und Edelleuten (sowie deren Wildhütern) zuteil werden kann. Mit Wilderei kann man in diesen Zeiten zu höchst unfreiwilligen Fernreisen gelangen, denn 1665 befiehlt etwa der Salzburger Kardinal Erzbischof Guidobald Graf von Thun, gefangene Wilddiebe nach Venedig zu schicken, um sie dort in den Galeeren anzuschmieden. 1674 werden auch bayerische Wildschützen an die Venetianer ausgeliefert.

**Wildererkappe und (Un)Freiwilligenheer**

Die barocke Jagd (1620 bis circa 1800) dient primär der höfischen Prachtentfaltung und Repräsentation, ist gesellschaftliches Ereignis etwa in Form der Parforce-Jagd. Die Gebirgsjagd auf Steinbock und Gams ist dem Adel jedoch oft zu mühsam, er bevorzugt Hirsch- und Sauhatzen. Dadurch bleiben die Höhenlagen durch die fürstlichen und klösterlichen Wildhüter oftmals relativ unbeaufsichtigt. Den Einheimischen gelten sie seit dem Mittelalter als Freiberge, in denen so gewildert wird, daß es um 1700 in den österreichischen und bayerischen Alpen kein Steinwild mehr gibt.

Die sogenannte Wildererkappe besteht aus einem eisernen Ring mit aufgeschraubtem Hirschgeweih. Mit diesem entehrenden Kopfschmuck muß der ertappte Wilddieb im 18. Jahrhundert am Pranger stehen, bevor man ihn etwa zu Schanzarbeiten nach Ingolstadt schickt. 1766 verschärft man die Maßnahmen, und es genügt der bloße Verdacht auf Wilderei, um unfreiwillig unter die Soldaten des sich bildenden „Freiwilligenheeres" gestoßen zu werden.

**Der edle Wilde**

Mathias Klostermaier (oder Klostermayr) vulgo der „bayerische Hiasl" erblickt 1736 in Kissing bei Augsburg als Sohn eines Hirten das Licht der feudalen Welt.

Er arbeitet als Knecht, Jagd- und Waldaufseher, wird entlassen und beginnt anschließend als Bauernknecht regelmäßig zu wildern. 1765 wird er gefaßt und verbüßt eine neunmonatige Zuchthausstrafe, um im Anschluß daran eine Wildererbande zu gründen. Die Desorganisation des damaligen Polizeiwesens und die deutsche Kleinstaaterei erleichtern ihm – wie vielen anderen Räuberbanden dieser Zeit – ein relativ ungehindertes Agieren. Er zieht am hellichten Tag durch Dörfer und stürmt gar Forsthäuser und Amtsgebäude, bevor er schließlich von 300 Soldaten gestellt wird. Daß er bereits zu Lebzeiten viel Unterstützung und Sympathie unter der Bevölkerung findet und nach seiner Hinrichtung (1771 in Dillingen) in Bayern

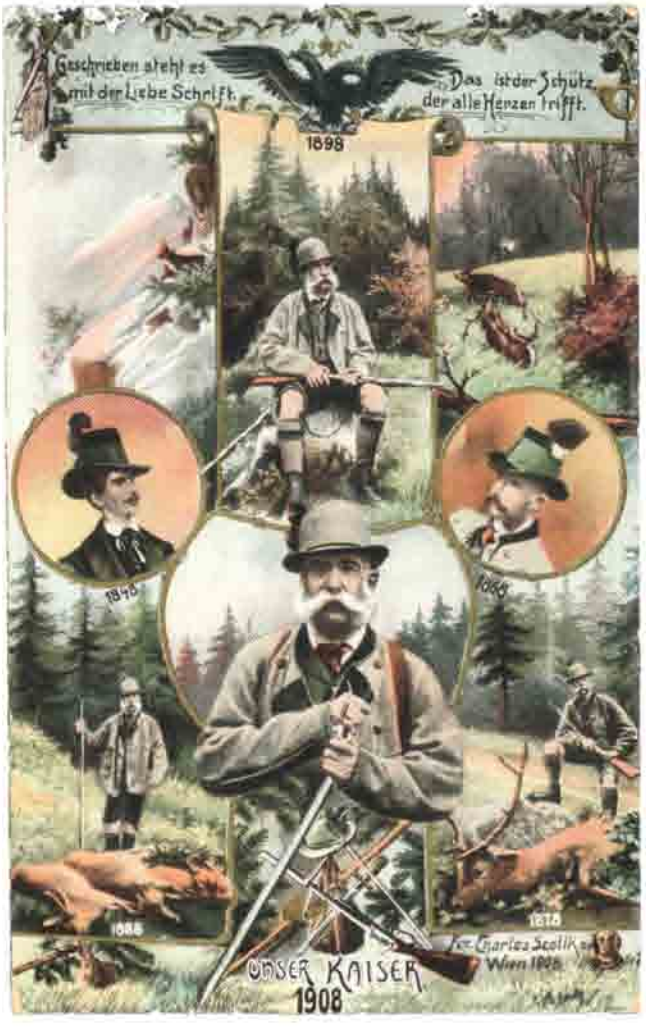
und Österreich zum regelrechten Volkshelden wird, hat mehrere Gründe. Einmal ist er bäuerlicher Herkunft, also einer der ihren. Er unterscheidet sich dadurch von den meisten anderen Gesetzlosen, die sich aus der Bettler- und Vagantenschicht rekrutieren. Zum anderen verficht er (zumindest ansatzweise) ein politisches Programm, indem er die Jagd zum Naturrecht erklärt und obrigkeitliche Verbote nicht anerkennt. Darüber hinaus tritt er als Freund und Helfer der Armen und Unterdrückten auf, ist zudem kräftig und mutig und verweist auch gerne auf seine angeblich magischen Kräfte. Alles zusammen also die besten Voraussetzungen für einen Volkshelden, einen „edlen Wilden" als Idol der revolutionären jungen Intellektuellen.

**Jetzt geht's über die Hutschnur**

Die Obrigkeit ist im 18. Jahrhundert aber nicht nur auf die Erhaltung des Monopols der herrschaftlichen Jagdausübung bedacht, sondern bezieht ihren Exklusivitätsanspruch auch auf das Tragen jagdlicher Symbole. In manchen Alpenländern kommt es zu Verordnungen, die es dem gemeinen Mann untersagen, sich Jagdtrophäen an den Hut zu stecken. Gamsbart und Spielhahnfeder sind aber gerade bei den jungen Burschen ein beinahe unverzichtbares äußeres Zeichen für Schneid und Mannhaftigkeit, und viele Bauern und Handwerksburschen treten daher zum Trotz öffentlich mit einem entsprechenden Hutschmuck auf. So muß etwa Erzbischof Hieronimus von Salzburg 1785 seinen Jägern mit einem Erlaß zu Hilfe eilen, der Nichtjägern das Tragen von solchen Jagdtrophäen unter Strafe stellt. Und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist beispielsweise den Jugendlichen im Gerichtsbezirk Rosenheim das Tragen der Spielhahnfeder am Hut verboten.

**Auflösungserscheinungen**

Während der Sturm der Revolution in Frankreich 1789 auch die Jagdprivilegien hinwegfegt, zieht sich die gesellschaftliche Umbildung in Deutschland, die Auflösung des ständischen Feudalsystems, Jahrzehnte hin. Immerhin kritisieren hierzulande die Aufklärer alsbald deutlich den Jagdluxus des Adels. Letzterer beginnt aus wirtschaftlichen Gründen schon teilweise damit, Jagdrechte an reiche und angesehene Bürger zu verpachten. Hinsichtlich des Ersatzes von Flurschäden durch Wild scheinen sich die Verhältnisse für die Bauern zwar juristisch, kaum aber real verbessert zu haben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kommt es in Bayern zur Säkularisation der Kirchengüter und zur Schaffung eines Königreiches, wodurch unter anderem sehr viel Waldbesitz in staatliche Hand gelangt. Mit der „Bauernbefreiung" in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts endet schließlich agrarverfassungsmäßig das „mittelalterliche" Feudalsystem. Die Grundherrschaft wird bis Mitte des 19. Jahrhunderts aufgehoben, der Bauer ist nun Staatsbürger, frei wirtschaftender „Landwirt".




Obwohl nur vereinzeltes Zahlenmaterial vorliegt, tobt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bayern zwischen Wilderern und den Vertretern der Jagdherren bzw. -pächter offenbar ein regelrechter Krieg, der sich zunehmend brutalisiert. Bis 1848 hat das Jagdpersonal das Recht beziehungsweise den Befehl, auf fliehende oder auch nur verdächtige Wilderer zu schießen, um sie „lebendig oder tot" einzuliefern.

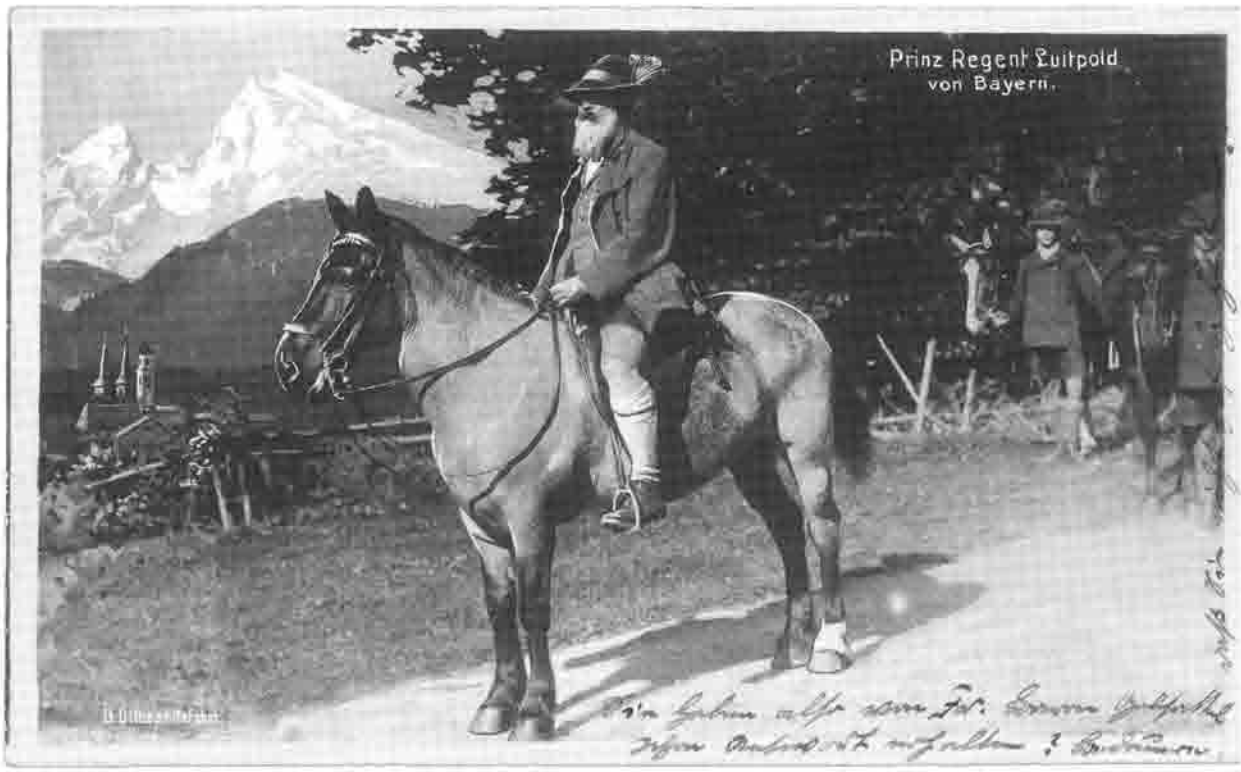
## Käufliches Jagdrecht

Im Revolutionsjahr 1848 fallen in Deutschland und Österreich auch die feudalen Jagdrechte. In Bayern wird am 4. 6. 1848 per Gesetz das Jagdregal und fürstliche Jagdrecht auf fremden Grund und Boden aufgehoben. Dies weckt unter der Landbevölkerung große (alte) Hoffnungen. Sozusagen von den Barrikaden weg stürmt der gemeine Mann mit der Waffe in die Wälder. In einer förmlichen Jagdanarchie werden ganze Bezirke leergeschossen und das Symboltier des Adels – der Hirsch – in Deutschland ausgerottet. Der gewaltige Spuk, der auch zahlreiche Menschenleben kostet, wird erst gebremst, als die neue Staatsregierung Soldaten zur Wiederherstellung der Ordnung einsetzt. Am 30. 3. 1850 werden mit dem Gesetz zur Bindung der Jagdberechtigung an den eigenen

**Seite 214: Kaiser Franz Joseph und die Jagd (Postkarte, 1908)**
**Unten: Prinzregent Luitpold von Bayern vor dem Watzmann (Postkarte)**

Boden viele der Hoffnungen enttäuscht. Voraussetzung für die Jagdberechtigung wird nämlich nun, daß das eigene Grundstück eine bestimmte Größe hat.
Die kleineren Bauern im Gebirge geraten unter starken Druck, denn auch sie haben für ihre „Befreiung" stets einen Loskaufpreis in Form von Land oder Geld zu bezahlen. Dies hat eine große Zahl hochverschuldeter Bauernwirtschaften zur Folge, die von finanzkräftigen Interessenten in der Folge aufgekauft werden können. Eine weitere Folge der „Bauernbefreiung", die keineswegs von allen Bauern begeistert aufgenommen wird, ist eine starke Landflucht. In jagdlicher Hinsicht kommt es zur Bildung von Gemeindejagden. Auch Ärmere können sich hierfür im Prinzip Jagdkarten kaufen, und so bleibt es nicht aus, daß es alsbald viele Jäger und nur noch wenig Wild gibt. Damit wiederum steigt die Versuchung, seine unbefriedigte Jagdlust beim Nachbarn zu stillen. Solche bevorzugten „Nachbarn" mit einem verführerischen Wildbestand sind die Reviere adeliger oder großbürgerlicher Jagdherren. Letztere kommen dank ihrer Kapitalkraft zu herrlichen Revieren, in denen sie mit Vorliebe den Lebensstil des Adels kopieren. Und schließlich gibt es in Bayern auch noch die Leibgehege des Königs, denen man eine unerlaubte Visite abstatten kann. Aber auch Österreich ist mit einem jagdfreudigen Herrscher gesegnet, denn Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) hat angeblich im Salzkammergut auf über 3000 Gemsen angelegt.

**In Sprachlosigkeit befreit**
Nach 1850 geht das Wildern unverdrossen weiter, und es entsteht laut Schulte der Eindruck, als würden die (jagd)rechtlichen Veränderungen von den Dörflern nicht als „gerecht" akzeptiert. Die Revolution von 1848 ist insgesamt gesehen keine bäuerliche, sondern eine bürgerliche. Die rechtliche Vorrangstellung des Adels wird zwar beseitigt, doch zeigt sich, daß er seine soziale Führungsposition noch lange Zeit behaupten kann. Auch der „befreite" Bauernstand wird vorläufig nicht zum „agrarischen Produzenten", sondern erhält sich als Stand. Seinen Vorstellungen vom bäuerlichen Leben und bäuerlicher Sitte, der Zuordnung der sonstigen ländlichen Schichten zu seiner Wirtschaft bleibt er ebenso treu wie seinem traditionellen Bestreben, die Geschlossenheit des Hofes als Familiengut zu erhalten. Seine „alten Rechte" hat der Bauernstand auch bei seiner „Befreiung" nicht zurückerhalten, vielmehr wird er mit einem neuen, bürgerlichen Normensystem konfrontiert. Und rasch wird ihm laut Schulte bewußt (gemacht), daß der Zugang zur Jagd „nur" von feudalen Privilegien auf bürgerliche Käuflichkeit umgestellt wurde. Eine Folge der Revolution ist immerhin, daß die Wilderei jetzt nur noch ein Vergehen wie jedes andere ist. Eine zwar bezahlbare, jedoch erkaufte Jagd-Freiheit ist nach Ansicht von Schulte mit dem Selbstverständnis der Dörfler aber offenbar nur bedingt vereinbar. Folglich wehrt man sich noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts





aufsässig wildernd weiter gegen alle Bevorrechtigungen von Staat und Gesellschaft, ohne jedoch die eigene Stimme zu finden.

**Schlechte Zeiten**

Vor allem in schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeiten eskaliert in der Regel die Wilderei, so auch 1870/71. Während des Ersten Weltkrieges schließlich sind die unsinnigsten Gerüchte in Umlauf. So heißt es in etlichen Bezirken, daß die Regierung das Wild freigegeben hat, um den Gebirglern kostenlos Fleisch zu verschaffen, damit sie den Krieg leichter durchhalten. Aber auch ansonsten ist die Gefahr auf Verfolgung und Strafe gering, da das reguläre Jagdpersonal im wehrpflichtigen Alter bereits im Felde steht oder auf seine Einberufung wartet. Vor allem in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg sieht es die Landbevölkerung nicht ein, daß sie hungern soll, während das Wild weiterhin in den Revieren der „feinen" Jagdherren herumsteht; und Schußwaffen sind als Folge des Krieges in der Bevölkerung zahlreich vorhanden. Als 1918 die Revolution ausbricht, geht in den bayerischen und Tiroler Revieren eine wilde Knallerei los, da man wieder einmal der Meinung ist, das Wild sei nun vogelfrei. 1919 stehen in Bayern schwerbewaffnete Wildererbanden den zur Rettung der Reviere eingesetzten Militärkommandos gegenüber. Als schließlich im Inflationsjahr 1923 die Not wächst und für Wildbret Phantasiepreise bezahlt werden, macht sich so manch einer unerlaubt auf die Jagd, der sonst wohl zu Hause geblieben wäre. Auch 1931, im Jahr der Weltwährungskrise und der großen Arbeitslosigkeit, steigt die Wilderei sprunghaft an.

**Reichsjägermeister und Niedergang**

Während der nationalsozialistischen Zeit wird das Wildern zunehmend kriminalisiert und hart bestraft. Der Wilderer wird ähnlich wie ein Kriegsverbrecher eingestuft und landet nicht selten in einem Strafbataillon. Reichsjägermeister Göring haßt Wilderer, und auch seitens der Jäger, die im Sinne der staatlichen Allmacht handeln, kann man mit wenig Rücksicht rechnen. Es wird in dieser Zeit merklich weniger gewildert. Im Mai 1945 brechen mit dem Deutschen Reich dann auch die Verwaltungsstrukturen in Jagd und Forst zusammen. Und wieder führt die Not der Nachkriegszeit zu starker Wilderei. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzt jedoch der Niedergang des klassischen Wilderers im Gebirge ein. Das Wildern verliert nach Ansicht von Girtler (1988) gesamtgesellschaftlich spätestens in den fünfziger Jahren seine Bedeutung.

1952 tritt schließlich das deutsche Bundesjagdgesetz in Kraft, das heute in der Fassung von 1976 (nebst späterer Änderungen) gilt. Herrenlose Tiere werden im § 960 des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) beschrieben, und in § 292 des Strafgesetzbuches (StGB) sind die heutigen Strafen für Wilderei (Freiheits- und Geldstrafen) fixiert. Natürlich wird noch weiterhin gewildert, doch mit einer Hochleistungswaffe vom Auto aus ein scheinwerfergeblendetes Wild zu erlegen, hat mit der Wildschützentradition nichts mehr gemein. Der heutige Autowilderer, der oft nur an den Trophäen interessiert ist, kann nicht mehr mit der Sympathie der Bevölkerung rechnen.

Über Jahrhunderte hat es also die Bevölkerung des Alpenraumes nicht akzeptiert, daß das Wild, ein Objekt des bäu-

**Jagderfolge (S. 216) und Wirtshausraufereien (unten) auf Postkarten um die Jahrhundertwende**

erlichen Alltags, ihrem Zugriff entzogen sein soll. Die Berufung auf alte Jagdrechte, Wildschäden und materielle Not sind sicher Hauptmotive dafür, daß das Wildern nie aufhörte. Auch eine der Gebirgsbevölkerung eigene Jagdleidenschaft, Mut und Heldentum sind Begriffe, auf die man beim Thema Wilderei immer wieder stößt. Sehen wir uns also die Akteure vor Ort und ihr engeres soziales Umfeld im 19. und 20. Jahrhundert etwas näher an.

## Dorfleben

Während sich der (Stadt)Bürger laut Schulte gerne als Individuum begreift, existiert für ihn der Bauer meist nur als Gruppe, als Gesamtheit seines Standes. Dabei wird leicht übersehen, daß im Dorf noch lange nach der Bauernbefreiung die alten feudalen Strukturen weiterbestehen und es ganz klare innerdörfliche Hierarchien gibt. Im Alltag wird etwa ganz strikt zwischen Armen und Reichen, zwischen Bauern, Gesinde, Handwerkern und dörflichen







Unterschichten unterschieden. Das Wildern läßt sich dabei schwerlich nur einer sozialen Schicht zuordnen. Man findet etwa wildernde reiche und arme Bauern, Bauernburschen, Holzknechte und Tagelöhner, wobei die unteren dörflichen Schichten eher aus Not, wegen des Fleisches, wildern.

Die dörflich-feudalen Verhältnisse werden auch in der Ungesetzlichkeit beibehalten. Geht der Bauer mit seinem Knecht zum Wildern, dann ist es selbstverständlich, daß der Bauer schießt und der Knecht lediglich als Treiber und Lastträger fungiert. Selbständig wildernde Knechte haben dies heimlich, das heißt ohne Wissen des Bauern zu tun. In der Illegalität der Wilderei, die für den Bauern letztlich keine ist, gelten nach Schulte somit dieselben Hierarchien wie in der Legalität. Strikt wird darauf geachtet, daß nicht nur der interne Zusammenhang der Haushalte, sondern auch das Gesamtgefüge des Dorfes sozial und ökonomisch stabil bleibt. Und als oberster Maßstab gilt seit jeher die Sitte und nicht Recht und Gesetz.

### Habt's a Schneid?

Einen maßgeblichen Anteil an der Wilderei schreibt die staatliche Obrigkeit treffend den „ledigen jungen Burschen" zu, die mit rund 17/18 Jahren von Verwandten (Vater, Onkel, ältere Brüder) oder Freunden zum Wildern mitgenommen werden. Wie die Wirtshausrauferei gehört auch die Wilderei zu den Mutproben der dörflichen Jugend, mit der man sich Anerkennung bei Freunden und Mädchen erwerben kann. Die vorehelichen Geschlechterbeziehungen sind auf dem Land durch Sitte und Brauch genau geregelt, so etwa wer ab wann mit der „Pass" oder „Zech" (Burschengruppe) nachts zum Fensterln, aufs „Gassl", gehen darf. In einigen Gegenden, etwa im Salzkammergut, heißt es dabei ganz klar: Ein Bua, der nicht gewildert hat, darf nicht fensterln gehen. Daß dieses „Fensterln" über lange Zeit in Gruppenform und sehr platonisch abläuft, sei nur am Rande erwähnt. Gefragt sind bei den Burschen Mut und körperliche Kraft. Seine Kraft kann man etwa bei dem nach festen Regeln ablaufenden Rangeln oder bei regellosen (Wirtshaus-)Raufereien unter Beweis stellen. Ein sichtbares Zeichen für Mut, für die Schneid eines Burschen, stellt aber sein Hutschmuck dar, etwa der Wachler (Gams- oder Hirschbart) oder der Schneidhaggl (Spiel- bzw. Birkhahnfeder). Und eine Gamslederne sticht eine nur bocklederne Hose in den Augen der Mädchen allemal aus. Stolz präsentiert man also seine „Trophäen" nach der sonntäglichen Messe, bei festlichen Anlässen oder auch bei den nächtlichen Streifzügen zu den Kammerfenstern. Kein Wunder, daß die Burschen ganz wild auf diese Symbole von Männlichkeit und Mut sind und entsprechend die Reviere unsicher machen. Daß man in der Geschichte der Wilderei vereinzelt auch auf weibliche Akteure stößt, ändert nichts daran, daß das Wildern eine traditionell männliche Angelegenheit ist.

**Mankeischmalz und Gamsblut**

Aber nicht nur der Gamsbart oder eine kühne Feder sind neben dem Wildfleisch für die Dörfler begehrenswert. Aus dem Hirschgeweih lassen sich etwa Knöpfe und Messergriffe herstellen, und Mankeizähne (Murmeltierzähne) oder Hirschgrandl (Backenzähne) beispielsweise sind gesuchte Schmuckstücke. Eine Gams- oder Hirschdecke (Haut) wird zu einer schönen Ledernen (Lederhose), der man zudem eine krankheitsabweisende Wirkung zuschreibt. Und so wie sich das Kräuterweiberl mit (Heil-) Kräutern auskennt, sind Jäger und Wilderer eine Art Medizinmann, was das Wild betrifft. Nach Ansicht der Volksmedizin hilft beispielsweise Mankeischmalz (Murmeltierfett) gegen Gelenkschmerzen und Gamsblut gegen Schwäche, Schwindel sowie Durchfall. Um den Hals gehängte Gamszähne erleichtern dem Säugling das Zahnen, und Hirschtalg oder Dachsschmalz sind ebenfalls beliebte Heilmittel. Die von einem brunftigen Gamsbock stammende, getrocknete Gamsrose (Brunftrose) hilft schließlich der Kreißenden bei schwieriger Geburt.

Schmal ist die Grenze zwischen Heil- und Zaubermittel, und gerade dem Steinbock werden so viel Heil- und Zauberkräfte zugeschrieben, daß er gnadenlos verfolgt und schließlich ausgerottet wird. Besonders begehrt ist sein kreuzförmiger Herzknochen, der Jäger wie Wilderer schußfest und schwindelfrei macht. Steinbock und Gams werden aber auch wegen ihrer Bezoarsteine gejagt. Das sind aus Pflanzenfasern zusammengeklebte Magenkugeln, denen eine ungewöhnliche Heilkraft zugeschrieben wird. Ein Hirschkopf am Haus schließlich soll nach altem Glauben den Blitz abhalten und findet sich entsprechend an Jagdhütten und Bauernhäusern.

**Himmelsbrief und Freikugel**

Aberglauben und für Außenstehende seltsame Praktiken sind nicht nur bei der Jägerschaft, sondern im gesamten Schützenwesen und vor allem bei den Wilderern stark ausgeprägt. Mit „Freikugeln" geht kein Schuß daneben, und eine Kugel, mit der ein Mensch getötet wurde, ist ein Talisman, der schußfest macht. Schußfest machen aber auch sogenannte Himmelsbriefe oder das Fingerglied eines totgeborenen Kindes. Bestreicht man ein Gewehr mit Fledermaus- oder Maulwurfblut, dann wird es zum „Freigewehr". Um ein Gewehr, das den „Brand" hat, also nicht mehr tödlich wirkt, wieder tauglich zu machen, muß man den Kopf einer Blindschleiche oder ein ganzes Dattermandl (schwarzer Alpensalamander) ins Rohr laden und in die Luft schießen. Die gleiche Wunderwirkung läßt sich laut Landmann auch dadurch erzielen, indem man mit einer normalen Ladung einen Beißwurm (Kreuzotter) erschießt. Eine geweihte Hostie, die man mit sich führt oder noch besser in eine Wunde einwachsen läßt, verleiht übernatürliche Kräfte. Von der ins Weihwasser getauchten Kugel bis hin zu völlig makaberen und okkulten Praktiken reicht die vorzufindende Bandbreite. Und leicht wird einem auch der Teufel angedichtet, wenn man in der Dunkelheit herumstreicht oder sich allzu geheimnisvoll gibt, und der Gamsbock selbst sieht ja in vielen Schilderungen aus wie der „leibhaftige Deifi".

## Von edlen Wild- und miesen Raubschützen

Grundsätzlich stehen sich nach Girtler (1988) im Gebirge zwei unterschiedliche Normensysteme gegenüber: einerseits die durch die Rechtsordnung eingesetzten Regeln und andererseits der traditionelle, durch die Bevölkerung der Gebirge getragene Kodex. Während für die staatliche Obrigkeit und ihre Repräsentanten die Wilderer Diebe, Lumpen, Verbrecher oder gar potentielle Mörder sind, kann sich der Wilderer durchaus im Recht fühlen und der Sympathien der Bevölkerung gewiß sein. Stolz nennt er sich Wildschütz oder Schütz. Umgangssprachlich finden sich auch Bezeichnungen wie „Schwarzgeher", „Schwarzschütz" oder „Gradschauer". Um als echter Wildschütz zu gelten, muß er laut Girtler (1995) jedoch gewisse ungeschriebene Regeln strikt einhalten. Hierzu gehört Fairneß gegenüber dem Gegner und das Vermeiden von Willkür beim Wildern. Ein aufrechter Wildschütz verhält sich streng waidmännisch, hält die Schonzeiten ein, weiß viel über die Natur, kann sich gut in ihr orientieren und hat ein Gefühl für das Tier. Insgesamt kommt der vorzugsweise alleine arbeitende „echte" Wildschütz dem Verhalten eines guten Jägers sehr nahe. Dem Jäger geht er aber listig aus dem Weg, sucht nicht die Konfrontation mit ihm und wird vorrangig in Gebieten mit Herrschaftsjagden aktiv. Er schießt also „nur" den reichen Jagdherren etwas von ihrem Wild weg.

Durch die Einhaltung dieser Regeln unterscheidet sich laut Girtler (1995) der „echte Wildschütz" vom bloßen „Raubschützen". Letzterer verhält sich bei seiner Jagd nicht waidmännisch, knallt alles nieder, schießt auch die Muttergeiß dem Kitz weg, legt Schlingen und nimmt sogar einen hinterlistigen Mord an einem Jäger in Kauf. Auch wenn dieses Schwarz-Weiß-Bild in der Praxis sicher viele Grautöne aufweist, ist es für die Urteilsbildung der „kleinen Leute" wesentlich. Nicht jede Art von Wilderei wird von den Dörflern toleriert oder gar geachtet. Je näher der Wilderer dem skizzierten Idealtypus des Wildschützen kommt, desto eher wird sein Tun von der Bevölkerung akzeptiert. Läßt er die Armen an seinem Jagdglück teilhaben, legt ihnen etwa Fleisch vor die Türe, kann er auf deren Unterstützung rechnen. Das Ansehen der Wilderer in der Bevölkerung zeigt sich beispielsweise in Zederhaus im Lungau nach dem Zweiten Weltkrieg, wo dem zur Firmung angereisten Fürsterzbischof, den Kriegsheimkehrern aus Jugoslawien und zwei haftentlassenen Wilderern die gleichen musikalischen Ehren zuteil werden. Das Schlingenlegen hingegen ist im Gebirge bei Jägern wie in

der Bevölkerung verpönt, und gewerbsmäßige Wilderer sind äußerst unbeliebt. Gegen Banden von professionellen Wilderern ist man laut Schulte sogar bereit, als Zeuge auszusagen. Personen, die einen „ehrlichen" Wildschützen verraten, werden hingegen von den Dörflern geradezu geächtet.

**Zuit und troffa**

Hinsichtlich der Jagdtechniken finden sich zwischen der offiziellen und der verbotenen Jagd viele Parallelen, selbst regelrechte Treibjagden werden von Wildererbanden durchgeführt. Auch die mittelalterliche Fangjagd mittels Fallgruben sowie das Legen von Fußangeln und Fallen (z. B. Schlagfallen, Schlingen) wird als lautlose Jagdversion von den Wilderern immer wieder angewandt. Bis 1900 wird zumindest im Flachland vorwiegend mit der Flinte, oft noch als Vorderlader-Schrotgewehr, gewildert. Später setzt sich hier die Kleinkaliberwaffe durch, die oft geschickt in Spazierstock, Schirm oder gar Mistgabel und Rechen eingebaut wird. Die Jagd auf Hirsch und Gams erfordert laut Adlmaier jedoch oft einen weiten Schuß mit hoher Wirkung, also einen „richtigen" Kugelstutzen nebst entsprechender Munition. Beliebt sind bei den Wilderern hierfür Militärgewehre oder richtige Jagdwaffen. Besonders gesucht sind Abschraubstutzen, da sich diese leichter unter der Kleidung verbergen lassen. Zur Erhöhung der Schußwirkung verwendet man Geschosse mit weicher oder gehöhlter Spitze. Dies ist nach Adlmaier einer der Gründe, warum bei einem Zusammenstoß zwischen Jäger und Wilderer im Hochgebirge die Schußverletzungen meist tödlich enden. Ein weiterer Grund liegt darin, daß der damals stundenlange Abtransport eines Schwerverletzten über Jägersteige, Wände und Gräben kaum zu überstehen ist. Das Schießen erlernt der angehende Wilderer oft beim Militär oder im Rahmen des ausgeprägten ländlichen (Scheiben-)Schützenwesens. Sein Gewehr bewahrt er traditionell nicht daheim auf, sondern versteckt es in Fettlappen eingewickelt im Revier in hohlen Bäumen, Felsspalten, verlassenen Holzknechtshütten und ähnlichem.

**Ruß im Gesicht und falscher Bart**

Die Spuren verwischt man in der Zeit der Nagelschuhe, indem man in abgenähten Socken, Filzpatschen oder gar barfuß läuft. Einige haben sich zur Irreführung der Jäger sogar die Sohlen verkehrt herum auf die Schuhe machen lassen, also mit dem Absatz vorne. Durch das Anstauben der „Schuhe" mit Pfeffer versucht man, die Hunde der Jäger und Gendarmen vom Fluchtweg abzubringen. Um im Falle einer Konfrontation nicht gleich erkannt zu werden, schwärzt sich der Wilderer (wie der Schmuggler) das Gesicht mit Ruß oder Lehm, verwendet nicht seinen üblichen Hut und zieht die Joppe umgedreht an. Ein falscher Bart aus schwarzem Lammfell, Werg oder Baumflechten vervollständigen die klassische Verkleidung. Im Laufe der Zeit finden jedoch verstärkt Frauenstrümpfe und Zipfelhauben mit Augenlöchern Verwendung. Schlingenleger, Fallensteller und Flachlandwilderer hingegen „tarnen" sich vorzugsweise als harmlose Spaziergänger, Beeren- oder Pilzsucher.



**Abtransport eines verletzten Wilderers im Mondlicht (Postkarte)**

Unten: Eingang zum Wildmeister-Haus in Berchtesgaden (erbaut 1608)
Seite 221: „Auf Leben und Tod" (Illustration nach einem Ölgemälde von Jul. Geertz, 1882)




Fotos: Horst Länger

**Grenzgänge**

Gewildert wird in der Regel alleine oder zu zweit, das bandenweise Auftreten ist – außer in Notzeiten – eher die Ausnahme. Bandenweise büchseln jedoch gerne die Tiroler im Bayerischen. Ein Grund ist vermutlich darin zu sehen, daß zu Zeiten Maria Theresias viele Bergbauern als Belohnung für Tapferkeit im Krieg das Jagdrecht erhalten und dieses Privileg in der Familie bleibt. In einigen österreichischen Gemeindejagden besitzen daher zwanzig bis dreißig Einheimische einen Jagdschein, was zu nahezu leergeschossenen Revieren führt. Was liegt also näher als die vollen Wildkammern der bayerischen Jagdherren. Aber nicht nur von Tirol und dem Salzburgischen aus wildert man gerne bei den Bayern. Aufgrund der Jagdgesetze ist das Wildern in Österreich weniger lebensgefährlich als im Bayerischen. Folglich machen sich auch etliche Wildschützen in umgekehrter Richtung auf den Weg. Im unruhigen Grenzgebiet findet sich nicht selten auch die Kombination von Wilderer und Schmuggler, der in seinem Rucksack nicht nur erlegtes Wild, sondern etwa auch Sacharin, Kaffee und Tabak über die Grenze bringt.

**Brunftzeiten**

Vom Schußlicht her ist der Schwarzgeher an die Morgen- und Abendstunden sowie an helle Mondnächte gebunden. Werktags geht er in der Regel einer „ordentlichen" Tätigkeit nach, weshalb Sonn- und Feiertage besonders wildereiträchtig sind. Jahreszeitlich respektiert der „ehrbare" Wildschütz die üblichen Schonzeiten, und ist er etwa hinter einem Wachler (Gamsbart) her, dann kommen für ihn sowieso nur die Monate November bis Januar in Frage. Der Gamsbock hat in dieser Zeit den schönsten und längsten Bart (Nackenhaare). Nicht umsonst heißt es laut Adlmaier: Wenn der November ins Land zieht, werden nicht nur die Gamsböcke „rollig", sondern auch die Wilderer. Im Gegensatz zu den Heimatromanen und -filmen ereignen sich die meisten Gebirgs-Wilderertragödien im Dezember und Januar. Wildereiträchtig sind aber auch Zeiten, in denen der Jäger anderweitig gebunden ist, also etwa zu einer Hochzeit oder Beerdigung muß. Ein allzu offensichtlicher und regelmäßiger Tagesablauf des Jägers kommt praktisch einer Einladung zum Wildern gleich, und ein Dorf hat viele Augen und Ohren.

**Almen und Alpines**

Gar mancher Wilderer nimmt lange Fußwege in andere Reviere in Kauf, in denen ihn keiner kennt. Aber auch im dörflichen Umfeld stehen oft lange Anmärsche vor dem Schuß. Da werden Almhütten gerne als eine Art Basislager genutzt. Sie bieten oftmals Unterschlupf, Versteck für das erlegte Wild und manchmal auch ein Sennerinnen-Alibi. Die Schwoagrinnen (Sennerinnen) und Halter (Sennen) wissen zudem meist gut Bescheid, ob und wo der Jäger unterwegs ist und sind einer Bereicherung ihres Speisezettels durch Frischfleisch in der Regel nicht abgeneigt. Umgekehrt wissen auch die Jäger und Gendarmen um diese Funktion der Almen, weshalb sie nicht nur wegen der Sennerin ein wachsames Auge auf sie haben. Es



Die Ausrüstung des Wildschützen: Büchse, Pulver und Blei



scheint, daß die Sennerinnen überwiegend auf Seiten der Wilderer stehen. Ganz sicher kann sich jedoch kein Wildschütz sein, denn auch manch fescher Jäger hat das Herz einer Sennerin erobert. Daß es auch wildernde Senner und nach Girtler (1988) gar wildernde Bergführer gibt, sei nur am Rande erwähnt.

Auskennen muß sich der erfolgreiche Wilderer im Gebirg, und zwar so gut, daß er nicht nur das Wild aufspüren, sondern Jägern und Gendarmen aus dem Weg gehen und notfalls entkommen kann. So schaffte es etwa der „Schwarze Peter" beim Haindlkar im Gesäuse immer wieder, den Jägern auf unerklärliche Weise zu entwischen. Erst auf dem Sterbebett verrät er laut Girtler (1988) sein Geheimnis, das man heute als den nach ihm benannten Klettersteig „Peternpfad" begehen kann.

## Jagdherren und Grüne

Neben den Gemeindejagden gibt es herrliche Reviere etwa in den Händen von reichen Stadtbürgern, Guts- und Fabrikbesitzern, Rentiers oder Kommerzienräten. Wegen der oft großen räumlichen wie sozialen Distanz des Jagdherren zum Dorf, bedient sich die Bevölkerung in diesen Revieren ohne große Skrupel. Man nimmt ja keinem Armen etwas weg und ist zudem der Ansicht, daß die Gams dem gehört, der sie sich holt. Selbst die große Achtung des Königs oder Kaisers bezieht dessen Jagdrevier nicht unbedingt mit ein. Sehr früh beschäftigen daher die Jagdherren Wildmeister, Aufseher oder Jäger, die dafür bezahlt werden, Wilderer zu fassen. Die „Jagd" auf Wilderer steht in der Priorität dabei lange Zeit vor der Hege des Wildes.

Der klassische Gegner des Wilderers ist vor Ort der Jäger. Vom Wilderer wird er verächtlich bis neidisch „Grüner" oder „Grünrock" genannt. Jäger wie Wilderer stammen oft aus derselben sozialen Schicht und haben von daher ein gewisses Verständnis (wenn auch nicht unbedingt Nachsicht) füreinander. Gegenseitige Frotzeleien bis hin zu Raufereien sind im Wirtshaus nichts ungewöhnliches. In krassen Fällen wird von den Wilderern etwa die Forsthaustüre demonstrativ mit frischem Schweiß (Wildblut) beschmiert, nachts auch mal in die Schlafzimmerfenster geschossen oder gar das Haus angezündet. Da klingt es schon beinahe harmlos, wenn einem überfallenen und verprügelten Forstmann „nur" das Hosentürl von der Ledernen abgeschnitten wird. Die Gründe für diese erbitterte Feindschaft zwischen Jägern und Wilderern lassen sich nicht nur mit einem Beharren auf alte Rechte einerseits und einer ausgeprägten Berufsehre auf der anderen Seite erklären. Der Beruf des Jägers stellt in den Gebirgsdörfern auch häufig ein Symbol des sozialen Aufstiegs dar. Aus ärmlichen dörflichen Verhältnissen heraus zum Jäger zu werden, bedeutet Kontakte zum Adel, später zu Hofräten, reichen Ärzten und anderen gesellschaftlich Mächtigen, und das erzeugt oftmals Neid. Hinzu kommen nicht selten auch Rivalitäten in bezug auf das andere Geschlecht.

**Revierkämpfe**

Allzuoft gipfelt die Auseinandersetzung im Gebirge in Kämpfen auf Leben und Tod, Mann gegen Mann. Von der Schußwaffe bis zum Bergstock wird im Zweifelsfalle alles zum Angriff bzw. zur Verteidigung eingesetzt. Meist wird nicht lange gefackelt, denn es gilt der Grundsatz: „Der G'schwinder, der G'sünder". Daß die Auseinandersetzungen dabei teilweise ein unvorstellbares Ausmaß an Brutalität annehmen, läßt sich etwa bei Adlmaier oder bei Fuchs/Schmid an vielen dokumentierten Fällen getöteter Jäger nachlesen. Umgekehrt bleiben auch die Jäger den Wilderern nichts schuldig. Immer wieder hört man Klagen seitens der Jägerschaft, daß Untersuchungen von Notwehrhandlungen sich unerfreulich hinziehen und oft gegen den Jäger wenden, worauf auch so mancher ertappte Wildschütz vorsorglich spurlos in den Bergen verschwindet.

Um die Jahrhundertwende verfährt die österreichische Gerichtsbarkeit im Vergleich zur deutschen wesentlich milder mit den Wilderern und sehr streng gegen die Jäger, die von der Waffe Gebrauch machen. Sie faßt den Begriff der „Notwehr" beim Jäger wesentlich enger und billigt ihn andererseits auch dem Wilderer zu. Der österreichische Jäger scheut sich deshalb wesentlich stärker als sein deutscher Kollege, von der Schußwaffe gegenüber einem Wilderer Gebrauch zu machen, kämpft daher lieber mit dem Bergstock und hält, wenn er schießen muß, tunlichst auf die Beine des Gegners. Aber 1934 wird schließlich auch in allen österreichischen Bundesländern das erweiterte Waffengebrauchsrecht für die Jagdschutzorgane eingeführt.

Einen Wilderer auf frischer Tat zu ertappen ist eine Sache, ihn zu stellen und anschließend im Tal abzuliefern, eine ganz andere. Gar mancher Jäger büßt Gesundheit oder Leben erst ein, weil er sich vom gestellten Wilderer hinters Licht führen oder beim Abtransport überrumpeln läßt. Gutmütigkeit wird da oft schlecht honoriert, und so muß der Ertappte zunehmend damit rechnen, daß er seinen Weg ins Tal ohne Hosenträger und Leibriemen, ohne Schuhbänder oder im Winter mit abgebrochenen Skispitzen und ohne Skistöcke antreten muß. Äußerst brenzlig wird es, wenn sich in den Bergen nicht Mann gegen Mann gegenüberstehen, sondern sich ein Jäger mit mehreren Wilderern konfrontiert sieht. Hier garantiert ein unauffälliger Rückzug auf alle Fälle ein längeres und gesünderes Leben als eine heroische Tat.

**Ungeliebte Gendarmen**

Wie der Jäger ist auch der Gendarm (Polizist) hinter dem Wilderer her. Im Gegensatz zum Jäger hat er in der Regel aber keine direkte Beziehung zum Wild und greift nur ein, wenn er vom Jäger darum gebeten wird oder auf andere Weise etwas erfährt. Wildern ist für ihn „nur" ein Verstoß gegen Rechtsnormen des Staates, dem er unerbittlich und sachlich nachgeht. Als Vertreter der staatlichen Obrigkeit gehört er nicht zu den Dörflern wie etwa der Bürgermeister. Zudem ist der Gendarm ein ungemütlicher Gegner, da man sich mit ihm nicht informell arrangieren kann. Kein Wunder, daß die zu keinen Kompromissen bereite Gendarmerie bei der Bevölkerung und insbesondere bei den Wilderern wenig beliebt ist. Während zwischen Jäger und Wilderer durchaus so etwas wie gegenseitige Anerkennung und Toleranz entstehen kann, herrscht zwischen Gendarm und Wilderer laut Girtler (1988) in der

**Rechts und Seite 223: Postkarten um 1900 „Die Gestalt des Wildschützen inspiriert auch Schriftsteller und Maler"**





Regel nur feindliche Distanz. Das Sympathisieren der Bevölkerung mit den Wilderern ist den Vertretern der öffentlichen Ordnung dabei häufig unheimlich. Wie im historischen Rückblick skizziert, werden bei größeren Unruhen im Revier oder bei besonders gesuchten „Volkshelden" aber immer wieder auch Soldaten eingesetzt.

**Es wird Recht gesprochen**

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts wird der dem bäuerlichen Milieu entstammende Wilderer vor den Schranken des Gerichts mit dem Normensystem der bürgerlichen Rechtsfindung konfrontiert; urteilt laut Schulte die bürgerliche Gesellschaft über ihn. In Gegenden mit Wilderei-Tradition kann der Wilderer – ähnlich wie der Wirtshausraufer – durchaus darauf hoffen, augenzwinkernd verurteilt und inhaftiert zu werden. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß er waidmännisch zu Werke ging und niemand zu Schaden kam. Daß so mancher Richter bis zu einem gewissen Grad die Einstellung der Bevölkerung zur Wilderei teilt, ist laut Girtler (1988) nicht außergewöhnlich.

Der ertappte Wilderer weiß aber auch genau, daß er im Falle einer Geldstrafe meist seine Familie an den Rand des Ruins bringt. Wird er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt oder gar im Revier erschossen, dann fehlt oft die wichtigste Arbeitskraft im Haus und die Angehörigen stürzen beinahe unweigerlich ins Elend. Gleiches gilt auch für den verwundeten, beziehungsweise getöteten Jäger oder Förster, der im Dienst eines Jagdpächters oder der Gemeinde steht. Er hat keinerlei Pensions- oder Rentenansprüche, und seine Witwe ist somit auf die Armenkasse oder Spenden angewiesen. Erst 1899 wird von Privatforst- und Jagdbeamten eine vorerst bescheidene Pensionskasse gegründet. Auf seiten der Wilderer findet sich deshalb in vielen Gebirgsgegenden das ungeschriebene Gesetz, daß die Männer nur bis zu ihrer Verheiratung wildern dürfen. Ist in ärmeren Verhältnissen Wilderei aber eine „Familientradition" zur Fleischbeschaffung, wird von diesem Grundsatz nicht selten abgewichen.

Die Wildererprozesse werden in München um die Jahrhundertwende vom Volk gerne und in dichten Scharen besucht. Gar mancher „freie Sohn der Berge", der im Revier nicht nur auf das Wild schoß, zieht es jedoch vor, sich rechtzeitig nach Amerika abzusetzen.

**Die Stimme der Schriftlosen**

Im Kampf um das Jagdrecht handeln die Dörfler zwar zahlreich, jedoch nur jeweils regional und nicht gemeinsam. Im bürgerlichen Sinne werden sie nicht politisch aktiv oder gar kollektiv revolutionär. Die eigene Stimme finden sie „nur" in schriftlosen Wilderer-Geschichten und -Liedern. Von letzteren kursieren eine ganze Anzahl als Volksgut im Alpenraum. Die Lieder lassen sich unterscheiden in Trauer-, Klage- oder Gedenklieder für von Jägern erschossene Wilderer und zum anderen in Trutz- und Spottlieder gegen die Jäger. Bei etlichen Liedern steht jedoch die Geschlechterbeziehung, etwa die zwischen einem jungen Wilderer und einer Sennerin, so stark im Vordergrund, daß sie eher in die Kategorie „Liebeslieder" fallen. Und diese Lieder halten sich lange, werden von der Wiege bis zur Bahre gesungen, wirken somit sozialisierend und bekräftigen stets aufs neue den Anspruch auf die freie Jagd. Während die Trauerlieder vorzugsweise bei der Beerdigung eines erschossenen Wilderers gesungen werden, ertönen die Trutz- und Spottlieder gerne provozierend selbstbewußt im Wirtshaus, auf Almen oder in den Heimgärten der Höfe. Schriftlich thematisieren ab Mitte des 19. Jahrhunderts dafür zahlreiche Literaten unterschiedlichster Couleur den Jagdkrieg im Gebirge. Stoff bieten Realität und Phantasie dafür reichlich, und so manche Lokalpresse malt laut Adlmaier eifrig mit am Bild des edlen Wilden.

## Bürgertum und Wildererromantik

Im 19. Jahrhundert entdeckt nicht nur das frischgebackene bayerische Königs- und das österreichische Kaiserhaus die Schönheit der Berge und der Natur. Die Gestalt des Wildschützen inspiriert auch Schriftsteller und Maler nachhaltig. Wildschützengeschichten mit phantasievollen Illustrationen gehören im 19. Jahrhundert zum Standardthema der bürgerlichen Illustrierten. Natur, Herz, Schmerz, Rebellentum und Todesgefahr ergeben eine Mischung von sehr hohem Unterhaltungswert.

Ab Mitte des Jahrhunderts tritt das städtische Bürgertum selbst verstärkt als romantisch-naturbegeisterter Sommerfrischler und/oder Alpinist in der Bergwelt auf. Zusätzlich zum Bauern und Jäger tummelt sich jetzt auch der Bürger im Gebirge, in dem für ihn die große Freiheit wohnt. Als

bürgerlich-intellektueller Zeitgenosse bemerkt etwa Riehl sehr typisch: „Der Wald allein läßt uns Culturmenschen noch den Raum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen ... Den Wald ausrotten könnte man vielleicht in Deutschland, aber ihn sperren, das würde eine Revolution hervorrufen."
Die Jägerschaft ist vom sommerfrischelnden Neuzugang im Revier, von den bürgerlichen Alpinisten auf ihren Jagdsteigen, keineswegs immer angetan. Für die Dörfler ergeben sich im aufkeimenden „Fremdenverkehr" jedoch zusätzliche Einkommensquellen. Die bürgerlichen „Herrschaften" mit ihrem für die Landbevölkerung unglaublichen Besitz an Kapital und Freizeit erzeugen teilweise aber auch Neid, den Wunsch, aus der dörflichen Statik auszubrechen, es auch zu etwas zu bringen. Neben der Abwanderung in die Städte und aufstrebenden Industriezentren versucht gar mancher, durch gewerbsmäßige Wilderei und Schmuggel nach oben zu kommen. Andererseits führt gerade der sich bildende Mythos des bescheidenen, kraftvollen und mutigen Berglers zu einem unrealistisch-romantischen Bild, in dem laut Schulte die bürgerliche Gesellschaft ihre verlorene Kindheit, ihre Geschichte wiederzufinden glaubt. Die harte, oft grausame Bergrealität wird romantisiert und findet in der Freiheit des Hochgebirges ihre ideologischen Gipfel.

*A Büchserl zan schiaß'n – A Gamserl zan jag'n – A Diandl zan liab'n – Muaß a rescher Bua hab'n.* Zumindest die ersten beiden Zeilen dieses Spruches auf einem alten Kaffeehaferl verlieren Mitte dieses Jahrhunderts rapide an Bedeutung. Was ist geschehen, daß die sozialen Rebellen der Berge aufgeben, die Alpen-Piraten ihre Segel streichen? Wohlstand und Moderne ziehen in dieser Zeit auch im Gebirge ein. Ölheizung, Resopalküche nebst Kunststoffboden ersetzen plötzlich das traditionelle Holz. Der Hoagascht (Heimgarten) entfällt wegen des Fernsehprogrammes. In der dorfwirtshäuslichen Jukebox übertönen alsbald die Beatles das Lied vom Wildschütz Jennerwein, und die ländlichen Pferdestärken laufen zunehmend häufiger auf Pneus anstatt auf Hufen. Ihren Mut beweisen die Burschen jetzt statt wildernd etwa bei nicht minder gefährlichen nächtlichen Autorennen. Beeindruckt wird vor der Disco mit getunten Maschinen, und auf einen martialischen Motorradhelm paßt irgendwie kein Wachler mehr. Das alte, keineswegs immer idyllische Dorf kommt gewaltig ins Wanken. Hausgemeinschaften und Bräuche zerbröseln, auch die Dörfler werden sozial wie räumlich mobil. Statt des Hirschkopfes als Blitzschutz hängt allerorten das armutsabweisende „Ferienwohnung frei" am Haus.

**Auf zur nächsten Runde?**

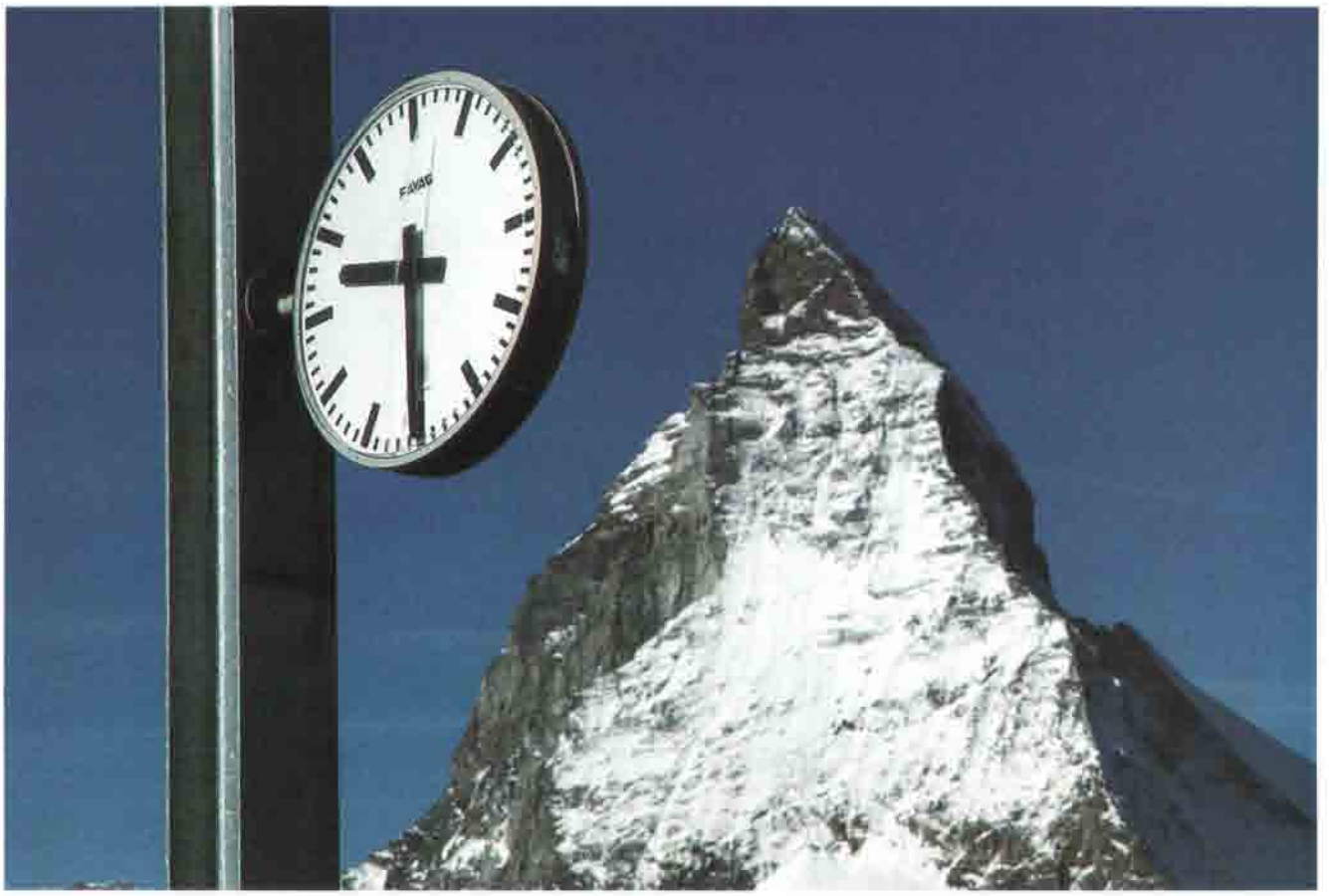
Während unser begüterter Bürger mittlerweile die Freiheit trekkend in anderen Kontinenten sucht, vermassentouristisieren die Alpen. Die Dörfler sind zu gewieften Tourismus-Managern geworden, die Großstadtkinder hingegen berggängige Freizeitsportler oder Öko-Rebellen. Das Gebirge als eine Art Disneyland, Freiluft-Sportarena, künstlich-heile Naturidylle und/oder esoterisierte Spielwiese? In den Alpen prallen mittlerweile viele, teils sehr widersprüchliche Vorstellungen und Ansprüche aufeinander. Das Wild strahlt heute zahlreich, aber primär dank Tschernobyl; die Dörfler schießen weiter, jetzt aber lieber mit Schneekanonen; die Umweltfreaks basteln an Öko-Bannforsten und visionsschwache Politiker legen ab und an ein paar Verordnungsschlingen ins Revier. Für Raubtiere und -schützen ist in diesem Szenario kein Platz mehr, sie sind für die modernen Zeiten doch zu undomestiziert, zu archaisch. Ein weiteres Schwarz-Weiß-Bild? Sicher, aber mit einem klaren Feindbild läßt sich trefflich streiten und in den Bergen werden auch die unerklärten „Kriege" traditionell verbissen, langwierig und für alle Seiten verlustreich geführt. Die ideologischen Büchsen sind längst wieder geladen, diesmal scheinbar aber von verfeindeten „Bürgerwehren".

---


**Verwendete Literatur:**

Aberle, Andreas: Es war ein Schütz in seinen schönsten Jahren. Rosenheim, 1990
Aberle, Andreas (Hrsg.): Aberle's Wilderer-Album. Rosenheim, 1991
Adlmaier, C: Wilderer und Jäger im Hochgebirg. Traunstein, 1990 (unveränderter Nachdruck der Erstausgabe von 1935)
Ay, Karl-Ludwig: Land und Fürst im alten Bayern. 16–18. Jahrhundert. Regensburg, 1988
Breibek, Otto Ernst: Schützenglück durch Zauberei. In: Breibek, O. E./Bahnmüller, W. Bayerisches Schützenleben, S. 24–26. Freilassing, 1982
Busdorf, Otto: Wilddieberei und Förstermorde. München, 1980 (erstmals 1929)
Ergert, Bernd: Die Jagd in Bayern. Von der Vorzeit bis zur Gegenwart. Rosenheim, 1984
Franz, Günther: Der deutsche Bauernkrieg 1525. Berlin, 1926
Fuchs, Gilbert: Steirischer Jägerbrauch. Graz, 1959
Fuchs, Ludwig/Schmid, Jakob: Wilderer-Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse im Kampf gegen das Wilderertum. Wien, o. J. (vermutl. 1952)
Girtler, Roland: Wilderer. Soziale Rebellen im Konflikt mit den Jagdherren. Linz, 1988
Girtler, Roland: Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Wien, 1995
Hollweck, Ludwig: Die Jäger, die Wilderer und ihre Poeten. In: Hollweck, L. (Hrsg.) Jägerblut und Mädchentränen, S.7–20. München, 1974
Landmann, Sepp: Bin ein Schütz im Gebirg. Wilderer-Lieder und -Geschichten. Rosenheim, 1993
Lütge, Friedrich: Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart, 1963
Peter, Ilka: Gasslbrauch und Gasslspruch in Österreich. Salzburg, 1981
Prankl, Antonie: Die Innviertler Zechen. Von Burschenkameradschaften, Bräuchen und ländlicher Geselligkeit. München, 1991
Riehl, W. H: Land und Leute. Stuttgart, 1861 (erstmals 1853)
Sarkovicz, Hans/Boehncke, Heiner (Hrsg.): Bayerns Böse Buben. Von Wildschützen und Räubern zwischen Main und Königssee. Frankfurt, 1992
Schulte, Regina: Das Dorf im Verhör. Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts. Oberbayern 1848–1910. Reinbek, 1989
Stemplinger, Eduard: Wir Altbayern. München, 1946

# Das andere Bild vom Berg

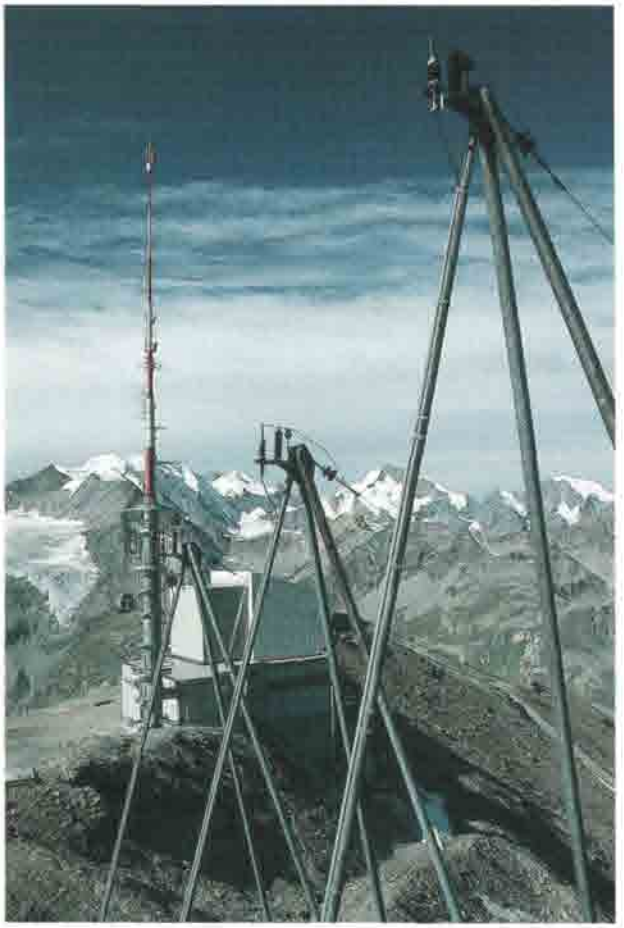


Auch in den Alpen
ticken die Uhren unterdessen anders
als zu Goethes und Saussures Zeiten;
oder auch jener der großen Wildererdramen.
Das hindert bis heute freilich
Myriaden von Fotografen nicht daran,
ihre Bildausschnitte meist so zu wählen,
als seien die Zeitläufte
über die Berge spurlos hinweggegangen.
Daß eben dies nicht zutrifft,
möchte Jürgen Winkler zeigen
mit seiner neuen Serie:
„Das andere Bild vom Berg"

# Technowald ...







# ... und Gebirge

# Schweizer Panoramen ...








# ... oder Scheide-blick 2000



Das Matterhorn.
In Schieflage geraten?
Unser Verhältnis zur Natur
ist nicht mehr naiv.
Und – eben deshalb? – zumeist auch
kein aus unmittelbarer Erfahrung
eng vertrautes,
selbstverständliches mehr.
Wenn wir die Natur schon nicht
letztgültig zu beherrschen
vermögen, meinen wir,
sie (und gar die Zukunft!)
wenigstens schützen zu können.
Wir haben damit
das Bewußtsein erstickt,
daß die Natur ein Prozeß ist
ständigen Werdens und Vergehens;
ein Prozeß, in den wir
einbezogen sind, auf den wir
deshalb auch Einfluß haben –
aber dessen Götter
wir nicht sind ...

# Zurück in die Alpen

## Die Wiederbesiedlung alter Lebensräume durch Wildtiere

Helmut Mägdefrau

Eine Rückkehr gibt es nur, wenn man vorher schon mal am gleichen Ort war. Nicht, daß all die Trekking-Touristen und Expeditionsbergsteiger vom Himalaya, den Anden oder den Riesenvulkanen Ostafrikas ihre Aktivitäten wieder zurück in die Alpen verlagern sollten, sondern Tierarten, die früher in den Alpen heimisch waren, sollen wieder zurückkehren in ihre ursprünglichen Lebensräume.

Dieses Ziel ist nicht neu. Neben der weitgehenden Wiederbesiedlung der Alpen durch den Steinbock, der fast ausgerottet war, „erobern" immer mehr Tierarten den Lebensraum Alpen zurück. Ohne die Mithilfe des Menschen ist eine solche Rückkehr meist nicht möglich, waren es doch unsere Vorfahren, die für den Rückgang der Arten verantwortlich waren. So hat der Mensch z. B. den Steinbock im Alpenraum fast völlig ausgerottet. In den letzten Jahrhunderten wurden die Tiere wegen des Fleisches, der Jagdtrophäen und der vielfältigen Verwendung einzelner Körperteile in der Volksmedizin übermäßig stark bejagt. So galt das Blut als schweißtreibend und als Gegengift; dem Kot schrieb man Heilkräfte bei Ischias, Gelenkentzündungen und Schwindsucht zu; das Horn sollte gegen Mutterbeschwerden helfen und das Herz sowie das Knochenmehl sollte neue Kräfte verleihen.

Der Steinbockbestand ging bis Anfang des 19. Jahrhunderts auf etwa 50 Tiere im Gebiet des Gran Paradiso zurück, wo sie nur dank des strengen Schutzes durch die Könige Vittorio Emmanuele II. und III. überleben konnten. Bis zur Jahrhundertwende erholte sich die Population und stieg dabei auf etwa 3000 Alpensteinböcke an, von denen etwa 100 Tiere von 1906 bis 1940 zur Zucht in die Wildparks St. Gallen und Interlaken geschmuggelt wurden. Auch Zoologische Gärten beteiligten sich später an den Erhaltungsmaßnahmen. Ziel war die Wiederansiedlung in verschiedenen Alpenbereichen. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg konnte allein im Schweizer Alpenraum an zehn verschiedenen Stellen mit der Wiederansiedlung begonnen werden.

Als Hilfe für all die Bemühungen, ausgerotteten oder stark bedrohten Tierarten ein erneutes Überleben in der Natur durch Wiedereinbürgerung zu ermöglichen, hat heute die IUCN, die Internationale Naturschutzunion, einen Fragenkatalog bezüglich wesentlicher Vorbedingungen erstellt:

- Ist die betreffende Tierart überhaupt bedroht?
- Ist der Grund für den Rückgang der Tierart bereits beseitigt?
- Ist genügend geschützter Lebensraum vorhanden?
- Stehen genügend Tiere für eine Aktion zur Verfügung?
- Wünscht die Gesellschaft dieses Projekt?
- Wird die ortsansässige Bevölkerung für Nachteile entschädigt?
- Ist eine wissenschaftliche Überwachung des Projektes gewährleistet?

Diese und weitere Fragen sollten mit einem klaren JA zu beantworten sein, bevor Tiere in ihre alten Lebensräume gebracht werden.

### Steinbock, Bartgeier und andere Beispiele

Zurück zu den Steinböcken. Die Jagdbefugten hatten die Folgen der Übernutzung des Steinwildes erleben müssen und waren nach dem Fiasko der beinahen Ausrottung zu einem Umdenken gezwungen; und die Wilderei war Anfang dieses Jahrhunderts weitgehend eingedämmt. So hat sich die Zahl der Steinböcke im Alpenraum von den Seealpen bis zu den Julischen Alpen auf heute etwa 28 000 Tiere erholt und kann in vielen Gebieten wieder in Maßen bejagt werden. Trotzdem haben es diese Kletterkünstler bisher nicht geschafft, in alle alten Verbreitungsgebiete zurückzukehren. Die zu überquerenden Talgebiete sind durch Siedlungen, landwirtschaftliche Nutzflächen oder Verkehrswege verbaut, und manche Hochgebirgskämme wollen diese Tiere offensichtlich nicht übersteigen. So ist es auch heute noch vereinzelt sinnvoll, Steinböcke umzusetzen oder aus Zoobeständen wieder auszubürgern.

In den letzten Jahren sind deshalb von der Zoogemeinschaft aus Augsburg, Helsinki, Innsbruck, München, Nürnberg, Salzburg, Stuttgart und Wien in Zusammenarbeit mit der Nationalparkverwaltung und dem WWF insgesamt 40 Steinböcke im Rauristal angesiedelt worden.



Fotos: Helmut Mägdefrau



Oben:
Gänsegeier – Sommergäste im Zoo von Salzburg
Rechts:
Der Bartgeier überlebte nur außerhalb der Alpen. Es gibt aber Grund zur Hoffnung, daß er wieder heimisch wird in den Alpen



Allen Unkenrufen zum Trotz haben sich die seit Generationen in Zoos lebenden Steinböcke gut behauptet und fanden mit traumwandlerischer Sicherheit geschützte Schlafplätze, vom Sturm schneefrei geblasene Grashänge zur Äsung und haben sich bisher erfolgreich der Lawinengefahr entzogen, obwohl im selben Gebiet ortsansässige Gemsen vom „Weißen Tod" erfaßt wurden.
Auch die Steinbockkolonie an der Benediktenwand wurde nach der Zuwanderung eines Bockes aus Österreich durch Aussetzung von Gehegetieren aus der Schweiz 1967 gegründet.
Ein weiteres bisher erfolgreiches Projekt ist die Wiederansiedlung des Bartgeiers, der bereits zum Ende des letzten Jahrhunderts im gesamten Alpenraum ausgerottet war. Ein letzter Geier wurde 1914 im Aostatal erlegt. Als vermeintlicher Räuber der Haustiere (daher auch der irreführende Name Lämmergeier) wurde dieser Vogel gezielt verfolgt, obwohl er in Wirklichkeit nur Aas und meist sogar nur die Knochen frißt! Er kann bis 30 cm lange Knochen im Ganzen verschlucken, noch größere trägt er in die Lüfte und läßt sie fallen, so daß sie in kleinere Stücke zersplittern. Der Bartgeier überlebte nur außerhalb der Alpen, z. B. in den Pyrenäen, in Griechenland und in asiatischen Gebieten.
Nach erfolgreicher Nachzucht in zoologischen Gärten wurde 1978 von der IUCN, dem WWF und der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft ein Wiederansiedlungsprojekt für die Alpen beschlossen. Das von Dr. Frey in Wien geleitete Europäische Erhaltungszuchtprogramm (EEP) mit der



**Der Bestand an Steinböcken – zu Beginn des vorigen Jahrhunderts fast ausgerottet – hat sich im gesamten Alpenraum auf etwa 28 000 Tiere erholt**

Zuchtstation Haringsee bei Wien und weiteren 28 Bartgeierhaltern in 11 Ländern stellte die Vögel für dieses ehrgeizige Projekt zur Verfügung.
Seit 1986 wurden in den Nationalparks Haute Savoie, Argentera-Mercantour, Hohe Tauern und dem Schweizer Nationalpark insgesamt 60 Bartgeier ausgewildert. Einige Federn der Flügel sind künstlich an bestimmten Stellen gebleicht worden, so daß jeder Geier individuell wiedererkannt werden kann bis die aufgehellten Federn durch die Mauser gewechselt werden. Von diesen Vögeln sind 44 wiederholt beobachtet worden, sechs sind unbekannt verflogen oder verschollen, fünf sind gestorben, drei mußten zurück in Zoos und Auffangstationen gebracht werden und zwei – zwei zuviel – wurden abgeschossen.
Ausgewildert wurden jeweils Jungvögel, die zu Beginn regelmäßig, dann immer seltener gefüttert wurden und sich nach zwei bis drei Monaten selbst ernähren mußten und meist auch konnten. Sie bedienten sich dabei überwiegend an den Resten von Lawinenopfern unter den Steinböcken oder Gemsen. Im Hochgebirge bleibt das Fallwild oft noch lange vom Altschnee bedeckt, so daß sich der Bartgeier von dieser „Tiefkühlkost" bis in die Sommermonate ernähren kann.
Inzwischen haben einige Bartgeier die Geschlechtsreife erlangt, erste Paare dieser in Dauerehe lebenden Vögel haben sich gebildet, Nester wurden gebaut und 1996 wurde in Haute Savoie das erste Ei gelegt, das allerdings nach etwa einem Monat abstarb.
Es gibt also Grund zur Hoffnung, daß der Bartgeier wieder in den Alpen heimisch wird, auch wenn bis zu einer endgültigen Beurteilung dieses Ausbürgerungsprojektes noch Jahre vergehen werden.
Steinbock – fast ausgerottet – und Bartgeier – ganz ausgerottet – sind zwei Beispiele, an denen sich der Sinn des oben erwähnten Fragenkataloges der IUCN erläutern läßt. Beide Arten bedurften der Bestandsstützung bzw. Wiederansiedlung, der Grund für den Rückgang, die übermäßige Jagd und die Wilderei waren beseitigt, der Lebensraum „Hochlagen der Alpen" ist noch erhalten geblieben, Tiere für eine Wiederansiedlung waren vorhanden, die Gesellschaft wünschte die Projekte, und sie wurden und werden wissenschaftlich überwacht.
Auch Gänsegeier gehören zur Vogelwelt der Alpen – allerdings nur im Sommer, wo sie vor allem im Bereich der Hohen Tauern als nicht brütende Gänse zu finden sind. Der Zoo von Salzburg hat eine frei fliegende Gruppe dieser Vögel, die meist in den Zoo zur Futteraufnahme kommt, aber häufig am Untersberg lebt und dort sogar gebrütet hat. Einer der am Untersberg geschlüpften Geier wurde im Herbst 1993 im Rahmen eines Forschungsprojektes mit einem Sender markiert. Im Frühsommer 1994 war dieser Geier plötzlich verschwunden und konnte nur zufällig per Flugzeug in den Tauern geortet werden. Er hatte sich seinen Artgenossen im Rauristal angeschlossen, zog im Winter mit diesen nach Kroatien und hat sich im Frühjahr 1996 einer Gruppe bei Udine angeschlossen.
Kleine Bestände bedrohter Tiere können also unter Umständen durch Nachschub aus zoologischen Gärten gestützt und damit ein Ausgleich für Verluste durch menschlichen Eingriff an anderer Stelle geschaffen werden. Der Alpenzoo Innsbruck hilft z. B. bei Bestandsstützungen von Steinböcken in Tirol, setzt pro Jahr etwa 30 000 Äschen, ein früher in Alpenflüssen weit verbreiteter Lachsfisch, wieder zurück in den Inn und hilft mit Nachzuchten den Bestand an Feuersalamandern zu sichern.



**Der Alpenzoo in Innsbruck hilft mit Nachzuchten u. a. den Bestand an Feuersalamandern zu sichern**

Im Alpenraum ausgerottet, begann für den Luchs in den siebziger Jahren in der Schweiz die erste gezielte Wiederansiedlung. Für 1997 ist im Tiroler Alpenraum eine Ausbürgerung von Luchsen geplant





Fotos: Manfred Meier

## Skepsis gegenüber Raubtieren

Wie aber steht es mit Raubtieren? Erleben wir eine Rückkehr des Wolfes in die Alpen? So schnell sicher nicht! Zu groß sind die Vorbehalte der Bevölkerung gegenüber dem Wolf. Märchen wie „Rotkäppchen" oder „Der Wolf und die sieben Geißlein" und diverse Trapperfilme wirken auch noch heute auf unser Bewußtsein, so daß aus dem südlichen Italien in den Alpenraum einwandernde Wölfe nur eine kurze Lebenserwartung haben.

Etwas besser ergeht es da – zumindest in einigen Gebieten – dem Luchs. Im Alpenraum ausgerottet, begann für den Luchs in der Schweiz die erste gezielte Wiederansiedlung. Bei Raubtieren ist ein Auswildern zoogeborener Tiere sicher problematischer als eine Umsiedlung in der Natur gefangener und andernorts wieder ausgesetzter Tiere.

Deshalb entschlossen sich die Schweizer, von 1971 bis 1976 mindestens 20 Luchse aus den Karpaten im Schweizer Jura, dem Alpenvorland und dem Wallis freizulassen. Die Bestände im Schweizer Alpenraum gelten heute mit etwa 100 Luchsen als gesichert, während der Bestand im Schweizer Jura seit einigen Jahren durch Wilderei wieder bedroht ist. Vom Schweizer Luchsbestand sind einige Tiere bereits in die italienischen Westalpen ausgewandert. Für 1997 ist auf Initiative des Alpenzoos Innsbruck eine Wiederbesiedlung im Tiroler Alpenraum mit Luchsen geplant, wobei auch hier Wildfänge ausgesetzt werden sollen. Eine entsprechende Aufklärung der Bevölkerung ist bereits im Gange, damit auch hier der Luchs als Mitbewohner dieses Alpenbereiches von den Menschen akzeptiert wird. Bei einer Reviergröße von 15 bis 400 Quadratkilometern und der zurückgezogenen Lebensweise dürfte eine Beobachtung von Luchsen einem Wanderer kaum gegönnt und somit auch eine Konfrontation ausgeschlossen sein.

Inzwischen liegen erste Erfahrungen einer erfolgreichen Ausbürgerung von zoogeborenen Luchsen aus Polen vor, wobei sich gezeigt hat, daß viele angeblich erlernte Verhaltensweisen, wie z. B. das Jagdverhalten, in Wirklichkeit angeboren sind und auch bei dieser Tierart im Zoo über Generationen erhalten geblieben sind!

Die Braunbären haben in den Alpen nur in sehr kleinen Populationen in der Brenta und in der Steiermark überlebt. Auch bei dieser Tierart hängt es wesentlich von der Bereitschaft des Menschen ab, Meister Petz wieder als Nachbar zu akzeptieren. Da Bären jedoch große, unberührte Waldgebiete für ein dauerhaftes Überleben benötigen, aber andererseits auch in Wohngebiete eindringen und u. U. gefährlich werden können, ist ihre Zukunft fraglich. Ein von der Öffentlichkeit unbemerktes Überleben seit Jahrzehnten und eine Wiederansiedlung im Rahmen eines WWF-Projektes gibt jedoch Hoffnung auf ein friedliches Nebeneinander von Bär und Mensch.

## Ein Wort ins Ohr der Vogelschützer

Ein weiteres erfreuliches Kapitel in der Geschichte der Wiederbesiedlung alter Lebensräume ist die Zunahme bzw. Rückkehr des Wanderfalken in die Mittelgebirge. Dies soll hier erwähnt werden, obwohl diese Gebiete zwar nicht zum Alpenraum gehören, aber doch Betätigungsfeld vieler Mitglieder des DAV und seiner Sektionen sind.

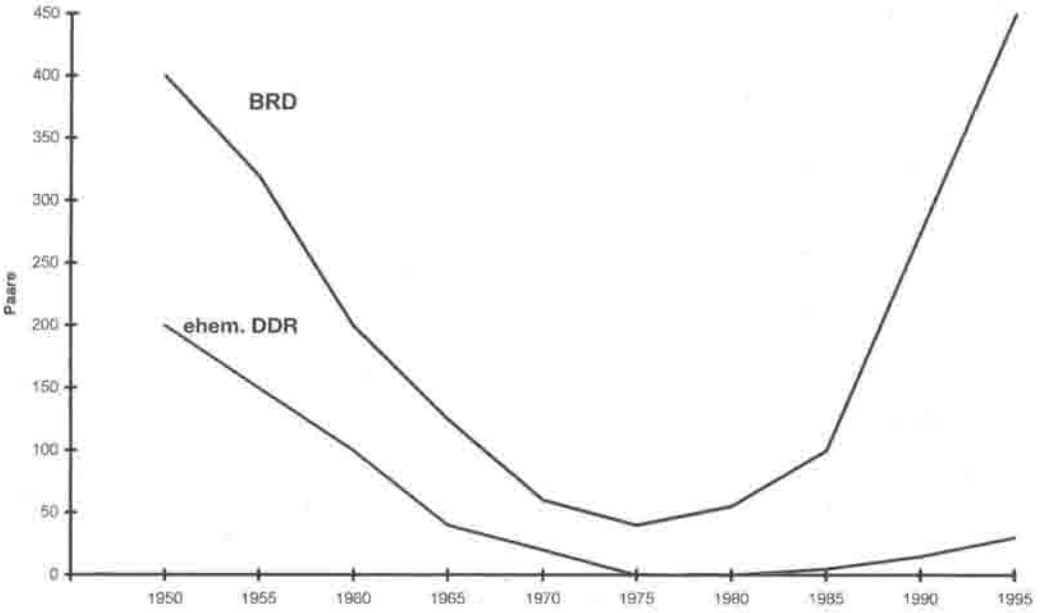
Der Bestand an Wanderfalken von etwa 400 Brutpaaren in Deutschland nach dem Krieg sank dramatisch auf nur 40 Paare Mitte der siebziger Jahre. Zu Beginn galten die Kletterer in den Mittelgebirgen als einer der wesentlichen Gründe für diesen Rückgang. Genauere Untersuchungen, vor allem in Baden-Württemberg, ergaben jedoch eindeutig die hohe Belastung an Pestiziden wie DDT als die Ursache für eine eingeschränkte Fortpflanzung und den damit verbundenen Rückgang der Bestände.

Das Verbot von DDT und anderen Pestiziden, der Schutz der Brutplätze und die Wiederansiedlung von Wanderfalken führten innerhalb von 20 Jahren zu einem Bestand von wieder weit über 400 Brutpaaren in Deutschland. Bei der Wiederansiedlung wurden meist von Falknern aufgezogene Jungvögel in Kunsthorste in geeigneten Felswänden ausgebürgert und dort noch einige Zeit gefüttert, bis sie schließlich in der Lage waren, sich selbst in der Natur zurechtzufinden.

Noch zu Beginn der achtziger Jahre hätte man Verständnis für den schlechten Ruf der Kletterer als Feinde des Wanderfalken haben können, da die Pestizid-Untersuchungen nicht jedem bekannt waren. Heute aber, nachdem sich die Zahl der Wanderfalken so schnell erholt hat – und dies trotz stark gestiegener Zahl an Kletterern in den Mittelgebirgen – sollte jedem klar sein, daß die Kletterer nicht die Ursache für den Rückgang der Wanderfalken waren. Die von den Kletterern respektierten und oft auch von ihnen selbst mit kontrollierten Sperrungen einzelner Routen oder Felswände haben die erhoffte Wirkung erzielt. Heute mit dem überholten Argument des Wanderfalkenschutzes weitere großzügige Felssperrungen gegen Kletterer zu begründen ist falsch! Entsprechend sinnlose Kletterverbote sind nicht nachzuvollziehen, werden daher oft mißachtet und erschweren auch die Akzeptanz sinnvoller Sperrungen. Dies kann nicht Sinn eines wirkungsvollen Naturschutzes sein. Nebenbei bemerkt haben die Wanderfalken heute Gebäude in unmittelbarer Nähe des Menschen, Fernsehtürme und sogar Kernkraftwerke besiedelt (s. auch S. 252).

Die angesprochenen Beispiele einer Sicherung bzw. Wiederherstellung der ursprünglichen Tierwelt in den Alpen und den Mittelgebirgen zeigen, daß allen Unkenrufen zum Trotz ein Miteinander von Natur und Mensch möglich ist. Die Wege zu diesem Miteinander benötigen neben Zeit und Geld auch viel Forschung, Einsicht und entsprechend rücksichtsvolles Verhalten in diesen noch weitgehend ursprünglichen Landschaften der Alpen oder der Mittelgebirge. Wer sich in diesen Lebensräumen bewegen darf und dort die Natur selbst erleben kann, der wird auch sinnvolle Schutzbestimmungen respektieren und sich für den dringend nötigen Erhalt dieser Lebensräume einsetzen.

**Bestandsentwicklung des Wanderfalken in Deutschland**



# Zur Partnerschaft zusammenraufen

## Klettersportliche Raumplanung und Demokratie

Nicholas Mailänder

*Der Deutsche Alpenverein sieht sich seit einigen Jahren zunehmend mit der Sperrung von zum Teil traditionsreichen Mittelgebirgs-Klettergebieten konfrontiert. Der Umstand der Sperrung ist dabei an und für sich nichts Neues, wurden doch schon in den vorhergehenden Jahren und Jahrzehnten zum Schutz von Wanderfalke und Uhu einzelne Felsen, in der Regel auf die Brut- und Aufzuchtzeit befristet, mit einem Kletterverbot belegt. Infolge einer überzogenen Auslegung der Naturschutzgesetze, welche einerseits aus einem gewachsenen Umweltbewußtsein und auf der anderen Seite aus einer Zunahme des „Nutzungsdruckes" auf die Mittelgebirgsfelsen resultierte, sind den Kletternden viele Möglichkeiten zur Ausübung ihrer Form der Erholungssuche entzogen worden.*

*Die Felssperrungen in den Mittelgebirgen fallen in Bundesländern wie Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen deshalb so drastisch aus, weil diese Verbote häufig kategorisch ausgesprochen werden. So sehen sich Kletterer – die vielzitierte Eifel ist ein Paradebeispiel hierfür – mit dem für sie nur schwerlich nachvollziehbaren Umstand konfrontiert, daß die Sperrungen weite Teile der Klettergebiete umfassen. Und dies, obwohl einzelne Bereiche an den Felsen sowohl aus Sicht des Pflanzen- als auch des Vogelschutzes gänzlich unproblematisch sind. Die in der Regel wirklich konfliktträchtigen Bereiche, die Felsköpfe, dürfen dagegen von Wanderern weiterhin betreten werden. Nicht, daß die Kletterer anderen Erholungssuchenden ihr Freizeitvergnügen nicht gönnen würden – sie tun sich allerdings schwer damit, für diese ungleiche Auslegung des Naturschutzrechts Verständnis aufzubringen.*

*Der Deutsche Alpenverein hat diesen häufig vorzufindenden Widerspruch sehr früh erkannt und Konfliktlösungsstrategien erarbeitet, die ein Miteinander von Erholung im Sport und dem Schutz der Umwelt ermöglichen. Diese Modelle – wir sprechen gerne von „differenzierten Lösungen" – sind durch eine kleinräumige Ausweisung von einzelnen Bereichen mit speziellen Schutzzielen gekennzeichnet: Schutzräume für den Bergsport als körperliche Betätigung zur Erholungssuche und Schutzgebiete für Flora und Fauna. Die Zuordnung von Schutzzielen zu bestimmten räumlichen Einheiten in der freien Landschaft nach ökologischen und sportfachlichen Kriterien, z. B. in dem von Nicholas Mailänder vorgestellten Drei-Zonen-Modell, entspricht in vielerlei Hinsicht den Konzepten der Regionalplanung. Diese strebt danach, durch die Zweckzuweisung bestimmter Flächen die vielfältigen und oft konkurrierenden Nutzungsansprüche an diverse Flächen in unserem dichtbesiedelten Land miteinander in Einklang zu bringen, beziehungsweise so miteinander abzustimmen, daß offensichtliche oder potentielle Konflikte vermieden werden. Eine „klettersportliche Raumplanung", wie sie der DAV empfiehlt, dient aber nicht nur einem verträglichen Neben- und Miteinander von Sport, Erholung und Natur, sondern ist – und dies ist ihr unschlagbarer Vorteil – auch vermittelbar. Solche Konzepte, wie zum Beispiel im fränkischen Wiesenttal, funktionieren, weil sie die Betroffenenen sowie alle anderen Beteiligten in die Umsetzung einbinden. Neben der Sicherung des Ökosystems Fels ist es vor allem die Akzeptanz unter den Kletterern, die für diese Konzepte spricht. Die Akzeptanz von Regelungen ist die einzige Gewähr dafür, daß dem Anliegen eines nachhaltigen Umweltschutzes in Zukunft stärker entsprochen wird, als dies bei den pauschalen Felssperrungen der Fall ist. Damit erhalten wir nicht nur unsere Freiräume, sondern mit einem intakten Ökosystem Fels auch die Klettermöglichkeiten nachkommender Generationen. Durch die Erarbeitung solch kleinräumiger Lösungen geht der Deutsche Alpenverein einen vielversprechenden, unter den Natursportverbänden richtungsweisenden Weg in die Zukunft.*

*Dr. Stefan Köhler*
*Beauftragter für Bergsport und Umwelt*
*im Deutschen Alpenverein*

Eine Stunde hatte sich der Umweltminister in der heißen Phase des Wahlkampfes für die Kletterer im Oberen Donautal Zeit genommen. Voll Interesse waren er und die Herren seines Ministeriums gewesen, während ihnen auf dem Parkplatz unterm Schaufels die Vorschläge für ein naturschonendes Klettern an der höchsten Felsformation im Donautal erläutert wurden. Topographische Zeichnungen, in denen die ökologisch sensiblen Bereiche der 120 Meter hohen, stark gegliederten Wand rot eingetragen waren, kennzeichneten die Problemzonen. Hier war nach Meinung der Kletterer eine sportliche Nutzung nicht zu verantworten. Auf der anschließenden Fahrt nach Beuron sah der Minister die Felsen links und rechts der Donau, wo seit Mitte der siebziger Jahre nicht mehr geklettert wurde – freiwillig. Daß das Beuroner Felsensemble mit seinen für die alpine Ausbildung wichtigen Mehrseillängenführen zum Sperrbezirk erklärt worden war, sei zwar eine bittere Pille, sagten die Kletterer den Herren aus Stuttgart. Aber auch diese würden sie schlucken, vorausgesetzt die Naturschutzbehörde wäre bereit, ihnen an anderer Stelle entgegenzukommen. „Ich verstehe", sagte da der Umweltminister, „Sie wollen hier im Donautal auf nichts verzichten und an allen Felsen klettern." Dies ließ die Kletterer an der Bereitschaft des Ministers zweifeln, Ihnen zuzuhören.

Daß es auch anders geht, erfuhren Vertreter des Alpenvereins bei einer Begehung des Klettergebiets Schellneck im unteren Altmühltal. Ein leitender Beamter der Regierung von Niederbayern und zwei Sachverständige für Artenschutz hörten sich die Argumente der Kletterer an: „Bei der Leistungsspitze gilt die Schellneckwand als eines der wichtigsten Gebiete in Deutschland", brachte der Sprecher des örtlichen Arbeitskreises vor, „und drüben am Schellneckkopf wurde mit *The Face* 1983 die weltweit erste Route im 10. Grad begangen. In der Wandzone rechts der Frühstücksverschneidung", fuhr der Klettervertreter fort, „kommt vereinzelt die prominente österreichische Rauke und auch die eher hausbackene Borstenmiere vor. Die wollen wir auf keinen Fall durch Erstbegehungen behelligen. Auch eine zeitlich befristete Sperrung der Schellneckwand geht von uns aus in Ordnung, wenn der Wanderfalke hier tatsächlich brütet. Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, daß der Uhu im Schellneckpfeiler sich von den Kletterern drüben am Schellneckkopf gestört fühlt. Was halten Sie also davon, dort das Klettern ganzjährig zu genehmigen?" Der Regierungsdirektor prüfte den Vorschlag: „Wenn Sie garantieren können, daß die Regelung eingehalten wird, müßte das machbar sein. Zudem ist dieses *Face* – oder wie es heißt – als Markstein in der Entwicklung des Klettersports gewissermaßen ein Objekt von kulturhistorischer Bedeutung." Es wundert kaum, daß es nicht lange dauerte, bis sich Arbeitskreisvertreter und amtliche Naturschützer auf eine Lösung geeinigt hatten, mit der sowohl die Borstenmiere, die gefiederten felsbewohnenden Beutegreifer als auch die zweibeinigen Felsenkrabbler leben konnten.

## Leider seiner Zeit voraus

Mit der Einigung am Schellneck, die heute Bestandteil der amtlichen Naturschutzgebietsverordnung ist, hat sich ein Gedanke in geltendes Recht verwandelt, der bereits seit einem guten Jahrzehnt durch das Altmühltal geistert. Veteranen der Kletterregelungs-Diskussion werden sich daran erinnern: Damals hatten sich das Naturschutzreferat des DAV, das Alpeninstitut[1] und der Bund Naturschutz in Bayern mit führenden Felsgehern zusammengetan, um das Klettern an den Felsen im unteren Altmühltal auf „intelligente" Weise zu regeln. Die Vorschläge der Expertengruppe sollten Vorbild sein für Regelungen in anderen Gebieten. Wäre dieser richtungweisende Plan damals verwirklicht worden, hätte dies die Entwicklung des Felssports in Deutschland maßgeblich beeinflussen können. Denn der Lösungsvorschlag, von der Landespflegerin Claudia Irlacher und Georg Ritter vom Alpeninstitut gemeinsam mit den Spitzenkletterern Hans Brunner und Sepp Gschwendtner entwickelt, kann als Paradebeispiel für ein kleinräumig differenziertes klettersportliches Raumordnungskonzept für das Mittelgebirge gelten. Ruhegebiete für Fauna und Flora waren in ihm genauso vorgesehen wie räumlich begrenzte Kletterzonen und Areale, in denen zeitlich befristete Kletterverbote aus Gründen des Vogelschutzes ausgewiesen waren. Doch die Zeit war dafür noch nicht reif: Die Beamten im Münchner Umweltministerium hatten andere Sorgen; vor Ort im Altmühltal fehlte es bei den Kletterern an geeigneten organisatorischen Strukturen, um die Umsetzung des Plans vorwärtszutreiben; das DAV-Naturschutzreferat, nicht gerade mit personellen Überkapazitäten gesegnet, lauschte auf ein Startsignal aus dem Ministerium. Damit schloß sich ein verhängnisvoller Kreis des Abwartens.

Pflichtbewußt setzte sich das Naturschutzreferat auf der Münchner Praterinsel mit den Kletterverboten auseinander, die ihm in stetig steigender Zahl aus der gesamten Republik gemeldet wurden. Gegen Ende der achtziger Jahre begannen sich Hiobsbotschaften aus den alpenfernen Mittelgebirgsprovinzen in erschreckender Weise zu häufen. Mit der Unterschutzstellung fast des gesamten Hönnetals und der Bruchhauser Steine im Jahr 1990 wurde den Kletterern die Ausübung ihres Sports in zwei der drei bedeutendsten Klettergebiete des Landes Nordrhein-Westfalen praktisch verunmöglicht. Allen Bemühungen des zuständigen Sektionenverbandes um tragbare Kompromisse zum Trotz! Auch in Baden-Württemberg war inzwischen das Wetterleuchten nicht mehr zu übersehen. Im Ermstal, einem der wichtigsten Klettergebiete auf der Mittleren Schwäbischen Alb, wurden quasi

über Nacht die meisten beliebten Kletterfelsen zum Sperrbezirk erklärt; die Naturschützer dort inszenierten eine massive Kampagne gegen den Klettersport, in der sie auch vor Diffamierungen und Übertreibungen nicht zurückschreckten. Nicht ohne Bangen sah der betroffene Landesverband der Verabschiedung des baden-württembergischen Biotopschutzgesetzes entgegen. Denn es stand zu befürchten, daß in Anlehnung an den entsprechenden Paragraphen im Bundesnaturschutzgesetz von 1989 das Klettern an „offenen Felsbildungen" als naturschädigende Handlung unter ein grundsätzliches Verbot fallen würde. Doch auch im Vorhof der Bergsteigerstadt München begann es zu rumoren: Als im Jahr 1988 die Geierswand am Walberla im Nördlichen Frankenjura mit einem Betretungsverbot belegt wurde, brach unter den Kletterern ein Sturm der Entrüstung los. Eine kurzfristig angeordnete zeitlich befristete Sperrung des beliebten Rödelfelses in der Fränkischen Schweiz ließ das Faß dann endgültig überlaufen: Im Herbst 1990 schlossen sich Kletterer, die mit der Vertretung ihrer Interessen durch den DAV unzufrieden waren, zur IG Klettern Frankenjura zusammen.
Angesichts der unübersehbaren Sturmsignale hatten die Führungsgremien des Deutschen Alpenvereins wenig Mühe, die Hauptversammlung im Frühjahr 1991 vom dringenden Handlungsbedarf in den Mittelgebirgsklettergebieten zu überzeugen. Die Delegierten hatten erkannt, wie eng die Zukunft des Alpenvereins mit dem Recht auf Zugang zu den Felsen in den Mittelgebirgen verknüpft war! Ein Aktionsprogramm für den Erhalt der außeralpinen Klettergebiete, das unter anderem die personelle Verstärkung der Hauptgeschäftsstelle vorsah, wurde damals in Heilbronn ohne Gegenstimme verabschiedet.

## Eine historische Herausforderung für den Alpenverein

Daß sich der DAV mit seinem Heilbronner Beschluß einer geradezu historischen Herausforderung stellte, wird deutlich, wenn wir uns an die damalige Situation in den Klettergebieten erinnern. Im Zuge der enormen Leistungssteigerung, die Mitte der siebziger Jahre eingesetzt hatte, waren in den meisten deutschen Mittelgebirgen auch Wandbereiche und Felsen erschlossen worden, die früher ihrer „Unbesteigbarkeit" wegen unbeachtet geblieben waren. Da für die jungen Sportkletterer nicht mehr die Länge, sondern eher die Schwierigkeit eines Kletterweges von Interesse war, wurden bald auch kleinere Felsen erschlossen, die Generationen von Bergsteigern mit Mißachtung gestraft hatten. Die stürmische Entwicklung des Schwierigkeitskletterns – gerade sechs Jahre nach Einführung des siebten Grades im Jahr 1977 beging, wie der Leser ja schon weiß, Jerry Moffat mit *The Face* an der Schellneck den ersten Zehner – war nur aufgrund einer hundertprozentigen Absicherung der Routen mit Bohrhaken möglich gewesen. Kein Wunder, daß die junge Sportart – umwittert von einem Flair von Freiheit und Abenteuer – auch für viele Leute attraktiv wurde, die nie daran gedacht hätten, sich mit Seil und Haken durch eine Alpenwand zu kämpfen. Die Faszination, die von der jüngsten Ausprägungsform des Bergsteigens ausgeht, verbunden mit ihrer weitgehenden Ungefährlichkeit, ließ und läßt immer mehr Menschen jedes Alters Freude am Sportklettern finden.
Obwohl noch kein statistisch gesichertes Datenmaterial vorliegt, ist heute nicht mehr zu übersehen, daß das Klettern dabei ist, sich zu einer Sportart von zunehmender gesellschaftlicher Bedeutung zu entwickeln. Die Zahl der in den Mittelgebirgsfelsen kletternden Menschen dürfte sich seit Ende der siebziger Jahre auf ca. 80 000 verdoppelt haben. Wenn es früher eher abenteuerfreudige Individualisten waren, die sich in den außeralpinen Felsgebieten auf anspruchsvolle Unternehmungen im Hochgebirge vorbereiteten, so spricht die jüngste Ausprägungsform des Bergsports breite Schichten der Bevölkerung an. Denn heute haben Familien mit Kindern genauso ihre Freude am Natursport Klettern wie leistungsorientierte Freeclimber, Jugendliche im Rahmen pädagogischer Maßnahmen und ältere Mitbürger.

Da sich viele Kletterer der ökologischen Wertigkeit der Felsbiotope nicht bewußt waren, drangen Neutourenerschließer zu Beginn der Freikletterära in unberührte Felsareale vor, die bislang Pflanzen und Tieren als Rückzugsgebiete gedient hatten. Durch die zunehmende Popularität des Kletterns kam es auch zu punktuellen Schädigungen der Pflanzenwelt sowie zu einer Ausdünnung der Vegetation an vielbegangenen Felsen. Als sich gegen Ende der achtziger Jahre die Naturschutzverbände warnend zu Wort meldeten, wurden ihre Argumente vom Alpenverein ernst genommen. Jeder, der sich beim DAV intensiv mit der Felssperrungsproblematik auseinandergesetzt hatte, war sich der Notwendigkeit bewußt, daß der Alpenverein seiner Rolle als Mittler zwischen der kletternden Basis, den Behörden, Politikern und Naturschutzverbänden in vollem Umfang gerecht wurde. Dabei würde es nicht ausreichen, lauthals das Recht auf Betretung der freien Landschaft einzufordern. Es wurde klar, daß kein Weg daran vorbeiführte, die Entwicklung in den Mittelgebirgen in Richtung auf eine naturverträgliche Ausübung des Klettersports zu beeinflussen. Wenn der Alpenverein diese Chance versäumte, bestand die Gefahr von Überreaktionen seitens der Naturschutzverbände und -behörden, die mittelfristig zu umfangreichen Gebietssperrungen führen würden. Mochte manchen Erschließern in den Klettergebieten die Einsicht noch so schwerfallen: Die Zukunft des Kletterns in Deutschland war abhängig vom Erfolg der Bemühungen, das bislang ungebremste Wachstum in den Griff zu bekommen.

Seite 241:
Herbstliche Kletterfreuden
am Hochstein (Pfalz)

## Eine Organisationsstruktur zur Betreuung der Felsgebiete

Unmittelbar nach dem Heilbronner Votum des Alpenvereinsparlaments berief der Hauptausschuß des DAV eine Expertenkommission, die damit beauftragt wurde, eine umfassende Strategie für die Lösung der Probleme um die Mittelgebirgsklettergebiete zu erarbeiten und dafür zu sorgen, daß sie auch umgesetzt wurde. Unter der Leitung von Josef Klenner traf sich der *Bundesausschuß Klettern und Naturschutz* im September 1991 in der Schwarzwaldgemeinde Ebersteinburg zu seiner Gründungssitzung. Die deutschen Kletterregionen von der Schwäbischen Alb bis zum Harz und von der Eifel bis zum Elbsandsteingebirge waren genauso durch Sprecher vertreten wie der inzwischen gegründete IG Klettern Bundesverband, die Jugend des Deutschen Alpenvereins und das Naturschutzreferat des DAV. Die Teilnehmerliste liest sich wie ein *Who's Who* jener Persönlichkeiten, die sich bereits in Sachen Klettern und Naturschutz hervorgetan hatten. Bei einer Besetzung mit Persönlichkeiten wie Günther Bram, Richard Goedeke, Friedwart Lender, Emil Nord, Heinz Röhle, Wilhelm Schloz und Roland Stierle waren sowohl die Sachkenntnis der Kommission als auch die Ausgewogenheit der Meinungen gesichert.

Allen Anwesenden war klar, daß der Erhalt des Kletterns in Deutschland nur durch eine Strategie gelingen konnte, die drei ineinandergreifende Ansätze umfaßte:

- die bundesweite ökologisch orientierte klettersportliche Raumplanung,
- die Information und Schulung der Kletterer,
- die Pflege der Klettergebiete durch die Aktiven.

Mit diesem Ansatz wandte sich der Bundesausschuß Klettern und Naturschutz genauso gegen die Anhänger eines Artenschutzes nach dem Käseglockenprinzip, die alles daransetzten, den Menschen aus der Natur auszusperren, wie gegen die Extremforderung einer unbegrenzten Freiheit für den Klettersport. Der Ausschuß einigte sich auf eine Reihe von Grundsätzen, die fortan für die Arbeit des Gremiums und, nach ihrer Bestätigung durch den DAV-Hauptausschuß, für die mittelgebirgsbezogenen Aktivitäten des Vereins als ganzes bestimmend sein sollten. Der Kernsatz des Manifests „Grundsätze und Organisation für die Betreuung der Felsgebiete in Deutschland" bringt die Zielvorstellungen auf den Punkt:

*Der Deutsche Alpenverein ist bestrebt, die Durchführung des Klettersports in den deutschen Felsgebieten so zu gestalten, daß die Erfordernisse des Naturschutzes und die Interessen des Kletterns in ausgewogener Weise berücksichtigt werden. Dies soll in Zusammenarbeit mit allen zuständigen Verbänden und Vereinen erfolgen. Alle Maßnahmen sollen in Abstimmung mit den zuständigen Behörden und den Eigentümern vorgenommen werden.*[2)]

Zusammen mit dieser zwar ehrenwerten, aber doch sehr abstrakten Absichtserklärung thematisieren die „Grundsätze ..." auch die organisatorische Struktur für die Betreuung der außeralpinen Felsgebiete. Denn nur durch ein effektives Management-System war zu gewährleisten, daß der gute Wille an der Vereinsspitze draußen an der „Felsfront" auch wirksam werden konnte. Dieser organisatorische Komplex, der nach Bestätigung der „Grundsätze ..." durch den DAV-Hauptausschuß im Frühjahr 1992 geschaffen wurde, weist drei Ebenen auf, denen jeweils spezielle Funktionen zugeordnet sind.

Das „Obergeschoß" der Organisationspyramide bildet *der Bundesausschuß Klettern und Naturschutz*, in dem heute der Bundesbeauftragte des DAV für Bergsport und Umwelt den Vorsitz führt. Zentrale Aufgabe dieses Vordenker- und Planungsstabes ist es, dafür zu sorgen, daß die von den Gremien des DAV gewünschte klettersportliche Raumplanung erarbeitet und umgesetzt wird. In Zusammenwirkung mit den zuständigen Landesverbänden des DAV muß das Vorhandensein der hierfür notwendigen Strukturen auf regionaler Ebene und vor Ort an den Felsen sichergestellt werden. Administrative Schaltzentrale für die Aktivitäten des Bundesausschusses ist das Projekt Bergsport und Umwelt in der Münchener Hauptgeschäftsstelle des DAV, wo sich heute zwei Vollzeitkräfte um das Schicksal der deutschen Klettergebiete kümmern. Da die Beschlüsse des Bundesausschusses Klettern und Naturschutz rein empfehlenden Charakter haben, hängt ihre Durchsetzungskraft ausschließlich vom Gebrauchswert der Vorschläge ab.

Es ist Sache der Sektionenverbände, nach eigenem Ermessen über die Einrichtung von Betreuungsinstanzen auf der mittleren Ebene zu entscheiden. Die *Landes- und Regionalausschüsse Klettern und Naturschutz* bilden die mittlere Etage des Felsmanagement-Gebäudes. Die räumlichen Grenzen der Organisationseinheiten auf der Mittelebene orientieren sich am Kriterium der Überschaubarkeit. So wurde zum Beispiel der relativ felsarme nordwestdeutsche Raum in einer Großregion zusammengefaßt – mit einem Vertreter im Bundesausschuß; im mit Klettergebieten reicher gesegneten Süden sind dagegen räumlich kleinere Einheiten, wie der Odenwald, die Schwäbische Alb oder die Sächsische Schweiz durch einen Repräsentanten vertreten. In Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz und Thüringen sind die organisatorischen Regionen deckungsgleich mit den Bundesländern. Insgesamt entsenden heute 16 solcher Kletterregionen Vertreter in den Bundesausschuß. Die wichtigste Aufgabe eines Regionalausschusses Klettern und Naturschutz, in dem alle Klettergebiete einer Region durch Sprecher vertreten sind, ist die Erarbeitung und Umsetzung der regionalen Kletterkonzeption beziehungsweise der Landeskonzeptionen. Alle Entscheidungen werden nach demokratischen Prinzipien und in enger Abstimmung mit dem zuständigen Landes- oder Sektionenverband des Deutschen Alpenvereins gefällt.



Foto: Thomas Holzmann

Für die konkrete Betreuung der Felsareale in den Mittelgebirgen sind entweder eine Sektion des DAV, eine alpenvereinsfremde Kletterergruppe oder ein Arbeitskreis zuständig, zu dem sich alle in einem Gebiet zuständigen Gruppierungen zusammengeschlossen haben. Die Betreuungseinheit, für die ein solcher „Felspate" zuständig zeichnet, ist im Normalfall ein Gebiet, das von den Kletterern traditionell als eine Einheit gesehen wird. Beispiele hierfür sind das Obere Donautal oder das Blautal auf der Schwäbischen Alb, das Walberla und das Pegnitztal im Frankenjura, das Morgenbachtal im Hunsrück und das Bodetal im Harz. Die zentrale Aufgabe der lokalen Betreuungsinstanzen an der Basis der Organisationspyramide ist es, draußen in den Felsgebieten die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß der Klettersport naturverträglich ausgeführt werden kann. Dazu arbeitet der für ein Gebiet verantwortliche „Felspate", meist zusammen mit dem zuständigen Regional- oder Landesausschuß, eine lokale Kletterkonzeption aus, stimmt sie mit den Behörden ab und führt die notwendigen Pflegemaßnahmen an den Felsen durch. Vor Ort informieren Vertreter des Felspaten die Aktiven in Beratungsgesprächen über die getroffenen Regelungen.

Durch die Einrichtung adäquater Gremien gewährleistet die felsbetreuende Gruppierung oder der Arbeitskreis die Beteiligung der Kletterer an der Entscheidungsfindung in allen Angelegenheiten, die das Klettergebiet betreffen. Der Sprecher des Felspaten vertritt die Interessen der Kletterer nach außen und bringt die von ihnen gefaßten Beschlüsse in den Regionalausschuß ein. Auf diese Weise ist sichergestellt, daß die Anliegen der Kletterer in einer Region oder in einem Land nach dem Gegenstromprinzip ohne Informationsverluste auch im Bundesausschuß wirksam werden können. So kommt die Struktur für die Betreuung der außeralpinen Klettergebiete in Deutschland, obwohl sie ihres pyramidenhaften Aufbaus wegen eine hierarchische Gliederung suggeriert, dem Ideal einer demokratischen Organisation doch sehr nahe. Ihre Einrichtung ist allerdings nicht immer ohne Probleme über die Bühne gegangen. Die Kletterer sowie die Funktionsträger in ihrem Verband mußten sich in einigen Fällen erst aneinander gewöhnen. Die „Frischzellenkur" hat dem über 125 Jahre alten Vereinskörper jedoch nicht geschadet. Und auch die Felsgebiete haben von dem beschriebenen Managementsystem zweifellos profitiert. Denn mit seiner Einrichtung, die zwischen 1991 und 1995 erfolgte, konnten die Voraussetzungen für eine praktisch flächendeckende hochwertige Betreuung der Klettergebiete in Deutschland geschaffen werden.

## Erhebung, Bewertung und Planung: Die Kletterkonzeptionen der Bundesländer entstehen

Um Politikern und Behörden konkrete Vorschläge für eine naturverträgliche und dem gesellschaftlichen Bedarf entsprechende Ausübung des Klettersports unterbreiten zu können, empfahl der Bundesausschuß Klettern und Naturschutz die Erarbeitung von detaillierten Kletterkonzeptionen für alle Bundesländer mit natürlichen Kletternöglichkeiten. Als Vorbild für diese „klettersportlichen Raumordnungspläne" bot sich die im September 1991 vom DAV-Landesverband Baden-Württemberg vorgelegte „Konzeption zum Klettern an den Felsen in Baden-Württemberg" an; Anfang 1993 einigte sich der Ausschuß auf eine einheitliche Methodik zur Erstellung der Landeskonzeptionen sowie auf einen für alle Bundesländer verbindlichen Aufbau. Um länderübergreifende Aspekte des Kletterns – wie die demographische Entwicklung und die Reisetätigkeit der Aktiven – miteinzubeziehen, wurde beschlossen, den jeweiligen Landeskonzeptionen einen allgemeingültigen Einführungsteil voranzustellen. Ziel ist es, mit Erstellung aller Landeskonzeptionen ein Planungsinstrument in der Hand zu haben, das alle bedeutsamen Aspekte des Kletterns umfaßt: die Kletterkonzeption für die außeralpinen Felsgebiete in Deutschland.
Was das Vorgehen bei der Erstellung der Konzeptionen angeht, griff der Ausschuß auf bewährte Verfahren der ökologischen Erhebung und der Sportstättenentwicklungsplanung[3] sowie auf Methoden der Landespflege zurück. Vier Planungsschritte wurden empfohlen:

- die Ermittlung und Bewertung der Situation in den Felsbiotopen der Klettergebiete sowie des Angebots an Kletteranlagen,
- die Ermittlung des Bedarfs der Aktiven,
- die Bilanzierung des „Angebots" an natürlichen und künstlichen Kletternöglichkeiten mit der „Nachfrage" und
- die Formulierung von Plänen für ein naturverträgliches und umweltschonendes Klettern im betreffenden Bundesland.

Um hieb- und stichfestes Datenmaterial für die Beurteilung der Situation in den Klettergebieten zu erhalten, entwickelte der Bundesausschuß Klettern und Naturschutz einen umfangreichen Erhebungsbogen für die **statistische Erfassung der Felsbiotope**. Seit Frühjahr 1994 sind in allen Bundesländern mit Felsanteilen – außer Sachsen und Baden-Württemberg[4] – die Sektionen des DAV bzw. die Arbeitskreise Klettern und Naturschutz dabei, Informationen über Geomorphologie, Fauna, Flora und klettersportliche Nutzung aller Felsen in ihrem „Hoheitsgebiet" zusammenzutragen, wobei ein besonderes Augenmerk auf die Erfassung eventueller Schädigungen gelegt wird. Untersucht werden alle Felsen von mehr als fünf Metern Höhe, auch die nicht bekletterten. Die elektronische Eingabe und die Auswertung der Daten geschieht im zentralen Felskataster des Projektes Bergsport und Umwelt in München. Bis April 1996 waren rund 4000 Felsen erfaßt, das ist ungefähr ein Fünftel der Gesamtmenge.
Mit Abschluß der Auswertung wird der Deutsche Alpenverein als weltweit erster Bergsportverband über ein praktisch vollständiges Bild der felsökologischen und klettersportlichen Situation in allen Mittelgebirgsklettergebieten seines Zuständigkeitsbereichs verfügen. Bei besonderen Problemlagen werden zusätzliche ökologische Nachuntersuchungen durchgeführt. Einerseits werden die Untersuchungsergebnisse die derzeitigen Zonen des Konflikts zwischen der Freizeitnutzung und den Lebensansprüchen von Flora und Fauna aufzeigen, andererseits werden dem DAV aber durch diese Untersuchungen auch Informationen über derzeit nicht bekletterte natürliche und künstliche Felsareale (Steinbrüche) zugänglich, die ohne Schaden zu nehmen sportlich genutzt werden könnten.
Neben der Felserhebung ermitteln die Landesverbände das Angebot an künstlichen Kletternöglichkeiten in ihrem Zuständigkeitsbereich. Denn obwohl das Klettern von seinem Wesen her ein Natur- und Abenteuersport ist, läßt sich beobachten, daß die Nutzung von Kletterhallen und Freiluftanlagen zu einer festen Größe sowohl im Angebot der Alpenvereinssektionen als auch in der Freizeitplanung der Aktiven geworden ist.
Wollen die Landesverbände folgenreiche Fehler bei der Planung des Kletterns in der Natur sowie an Beton und Kunststoff vermeiden, so führt kein Weg an der exakten **Untersuchung der klettersportlichen Bedarfslage** im Bundesland vorbei. Dreierlei Informationen sind dabei von Interesse: die Gesamtzahl der am Klettersport Interessierten, der Umfang ihrer sportlichen Aktivität und die speziellen Interessenlagen der Aktiven. Diese Differenziertheit ist notwendig, da die klettersportliche Raumplanung den unterschiedlichen Bedürfnislagen der Sporttreibenden gerecht werden muß. Im dritten Planungsschritt, der **Bilanzierung**, wird der in der Felserhebung und der Erfassung der künstlichen Kletteranlagen ermittelte Bestand an Kletternöglichkeiten in einem Bundesland dem Gesamtbedarf gegenübergestellt. Zeigen sich für das gesamte Bundesland oder für Teilbereiche deutliche Unterkapazitäten auf der Angebotsseite, so besteht die Funktion der **Maßnahmenplanung** – dem vierten Schritt der Planentwicklung – unter anderem darin, dieses Manko zu beseitigen. Die differenzierte landesweite Sportstättenplanung hat zwei Aufgaben: Zum ersten zielt sie darauf ab, den unterschiedlichsten Bergsportler-Typen – vom Hochtouristen über den Alpinkletterer und den alpinen Sportkletterer bis hin zum reinen Mittelgebirgskletterer und dem Hallenkletterer – adäquate Betätigungsmöglichkeiten zu bieten. Dieses wichtige sportpolitische Ziel muß mit der zweiten nicht weniger bedeutsamen Aufgabe der

bergsportlichen Raumplanung – der Gewährleistung eines natur- und umweltverträglichen Sportbetriebs – in Übereinstimmung gebracht werden.
Derzeit wird in allen Landes- und Sektionenverbänden, die in den Mittelgebirgen tätig sind, mit Hochdruck an der Erstellung dieser Kletterkonzeptionen gearbeitet. In Nordrhein-Westfalen und Hessen ist mit ihrer Fertigstellung noch 1996 zu rechnen, die Gesamtplanung für alle außeralpinen Klettergebiete soll gemäß den Vorgaben des DAV-Hauptausschusses Ende 1997 abgeschlossen sein.

## Die Planung des Spontanen

Überall, wo es eine Kletterszene gibt, egal ob in Boulder/Colorado, Sidney, Manchester oder München, zeigt die Spezies Homo verticalis dasselbe zyklische Verhalten: An Werktagen treffen sich die Kletterinnen und Kletterer nach Feierabend in der künstlichen Kletteranlage zum Training, zum Fachsimpeln und Päneschmieden, am Wochenende oder an den Feiertagen geht's hinaus in die natürlichen Klettergebiete. Sportstättenentwicklungsplanungsprofis würden in den Anlagen und den Klettermöglichkeiten der Mittelgebirge jeweils Teile eines übergreifenden Systems der bergsportlichen Bedarfsdeckung sehen. Wenn auch keine gleichberechtigten! Denn trotz ihrer unbezweifelbaren Bedeutung für den Klettersport können die Kunstwände immer nur Ergänzung und niemals Ersatz für die natürlichen Klettermöglichkeiten sein. Denn es fehlen hier wesentliche Momente, die den Erlebnis- und damit auch den Erholungswert des Kletterns ausmachen: Gefahr, Ungewißheit und Naturkontakt. Was die künstliche Kletteranlage ermöglicht, ist ein wohnortnahes, witterungsunabhängiges Training für Kletterer aller Leistungsstufen, die in den Ballungsgebieten leben. Auch viele Sektionen nutzen die Kunstwände für die klettersportliche Erstausbildung. Dadurch entfallen unnötige Fahrten in die Mittelgebirge, und die Zahl der Kletterer in den Naturfelsen wird gesenkt, zumindest an Werktagen. Durch eine Verbesserung des Angebots an künstlichen Kletteranlagen könnte sich ihre Funktion der Entlastung von Umwelt und Natur künftig noch wirksamer entfalten. Aus diesem Grund scheint es sinnvoll, entsprechend der Bedarfslage ein landesweites Netz an künstlichen Klettermöglichkeiten zu schaffen, hierarchisch gegliedert in leistungsfähige regionale Schwerpunktzentren und Anlagen zur Deckung der lokalen Nachfrage. Aufgabe der Landes- und Sektionenverbände wäre es, die für die Sportstättenentwicklung zuständigen Institutionen in ihrem Bundesland durch Planungsempfehlungen zu unterstützen. Denn wie die Funktionen von Kletterwand und Naturfels für den Kletterer, so greifen auch die Planungen der künstlichen Sportstätten in den Verdichtungsräumen und die Kletterkonzeptionen für die Naturfelsen draußen „auf dem flachen Lande" ineinander. Beide Teile einer solchen Gesamtkonzeption für das Klettern in einem Bundesland sind gleichermaßen wichtig für die Förderung des Bergsteigens wie für die Verwirklichung der Ziele des DAV in Sachen Natur- und Umweltschutz.
Analog zu seinem Entwicklungskonzept für den Alpenraum[5] orientiert sich die Naturschutzarbeit des DAV in den Mittelgebirgen an einer ganzheitlichen Sichtweise. Trotz der unumstößlichen Prämisse, daß das Klettern in den Mittelgebirgen zum Aussterben keiner einzigen Tier- und Pflanzenart führen darf, konzentrieren sich die Aktivitäten des Alpenvereins und seiner Mitglieder aber weniger auf einen isolierten Artenschutz als auf die Hebung der ökologischen Wertigkeit der gesamten Biosphäre in den Betreuungsgebieten. Denn dem DAV ist bewußt, daß das Überleben der heimischen Tier- und Pflanzenarten nur dann dauerhaft zu sichern ist, wenn ihre jeweils standorttypischen Lebensräume erhalten und, wo notwendig, entwickelt werden. Daran knüpft sich die Einsicht, daß die Ansprüche vieler Pflanzen und Tiere in bezug auf ihre Lebensräume nur innerhalb eines Systems von miteinander vernetzten Biotopen möglich ist.[6]
Bestes Beispiel für die erfolgreiche Kombination von effektivem Naturschutz mit einer intensiven bergsportlichen Aktivität ist die Regelung des Kletterns in der Sächsischen Schweiz. Bekanntlich erfreut sich diese Mittelgebirgsregion seit weit über hundert Jahren einer großen Beliebtheit bei Wanderern und Kletterern und ist eines der wichtigsten Naherholungsgebiete für den sächsischen Industrieraum. Mit der Ausweisung des Nationalparks Sächsische Schweiz im Jahr 1991 wurden 750 Klettergipfel zum Bestandteil eines Schutzgebiets, in dem dem Naturschutz die in Deutschland höchstmögliche Vorrangstufe zukommt. Auch in der „Schutzzone I", der Kernzone des Nationalparks, bleibt das Klettern aber weiterhin möglich, wenn auch unter strengen Auflagen, die auf den bewährten sächsischen Kletterregeln aufbauen. Diese, bereits 1910 in ihren Grundzügen von Rudolf Fehrmann formuliert, beschränken die sportliche Nutzung der Felsen auf die sogenannten „Gipfel", also auf Felsnadeln, freistehende Grate und Tafelberge. Die „Massive" – das sind Wände, deren Oberkante zu Fuß erreicht werden kann – bleiben vom Menschen unberührt und dienen als Rückzugs- und Ruhezone für die felsbewohnende Fauna und als Gen-Pool für die Vegetation. Da der Erhalt von geschützten Pflanzen- und Tierarten auf diese Weise gesichert ist, braucht kein Kletterverbot ausgesprochen zu werden, wenn ein geschütztes Gewächs an einem bekletterten Felsturm zu finden ist. Die Kleinräumigkeit der sächsischen Lösung – wenige Meter von einem Massiv entfernt kann ein bekletterter Gipfel stehen, an den sich wiederum ein weiteres Massiv anschließen mag – gewährleistet den Verbund zwischen den einzelnen Elementen des Gesamtbiotops. Ein strenges Wegegebot sorgt für den Schutz der Areale im Umfeld der Felsen.
Wenn auch die sächsische Regelung nicht in ihrer

ursprünglichen Form in andere Klettergebiete exportiert werden kann, schon weil es dort zumeist an freistehenden Felsgebilden fehlt, so haben die Sachsen, was die Kletterkonzeptionen in den alten Bundesländern angeht, doch ein Stück Entwicklungshilfe von unschätzbarem Wert geleistet. Denn wesentliche Elemente des sächsischen Systems haben in Lösungsansätze Eingang gefunden, die derzeit zum Beispiel in Klettergebieten des Frankenjura, der Schwäbischen Alb und der Südpfalz in Vorbereitung sind oder bereits umgesetzt werden. Insgesamt sind es fünf Grundprinzipien, deren Beachtung den Erfolg einer klettersportlichen Raumplanung begünstigt:

**• Beteiligung der Kletterer**
Die Regelungsempfehlungen werden auf der Basis der Felserhebungen von der zuständigen Sektion des DAV oder einem Arbeitskreis entwickelt. Im Normalfall handelt es sich bei dem Planungsbereich um ein traditionelles Klettergebiet, ausnahmsweise auch um eine relativ kleine und damit überschaubare Region – wie zum Beispiel den Odenwald – oder um einen Einzelfelsen, wenn ein zusammenhängendes Gebiet nicht existiert. Die Beteiligung der Betroffenen an der Planentwicklung ermöglicht nicht nur eine sachgerechte Lösung, sondern ist auch Voraussetzung für ihre Akzeptanz und damit ihre Umsetzung.

**• Sicherstellung der Unschädlichkeit**
Die einzelnen Felsen in einem Klettergebiet sind oft wichtige Elemente eines lokalen und regionalen Biotopverbunds, dessen Erhaltung Voraussetzung ist für das Überleben der auf diese Extremstandorte spezialisierten Fauna und Flora. Auch die Felsbiotope selbst sind häufig hochkomplexe Systeme und Heimstätte für Pflanzen- und Tierarten mit unterschiedlichen und oft auch sehr speziellen Ansprüchen an ihren Lebensraum. Unabhängige wissenschaftliche Untersuchungen sollen im Zweifelsfalle sicherstellen, daß die vorgesehene klettersportliche Nutzung nicht gravierend in diese Zusammenhänge eingreift.

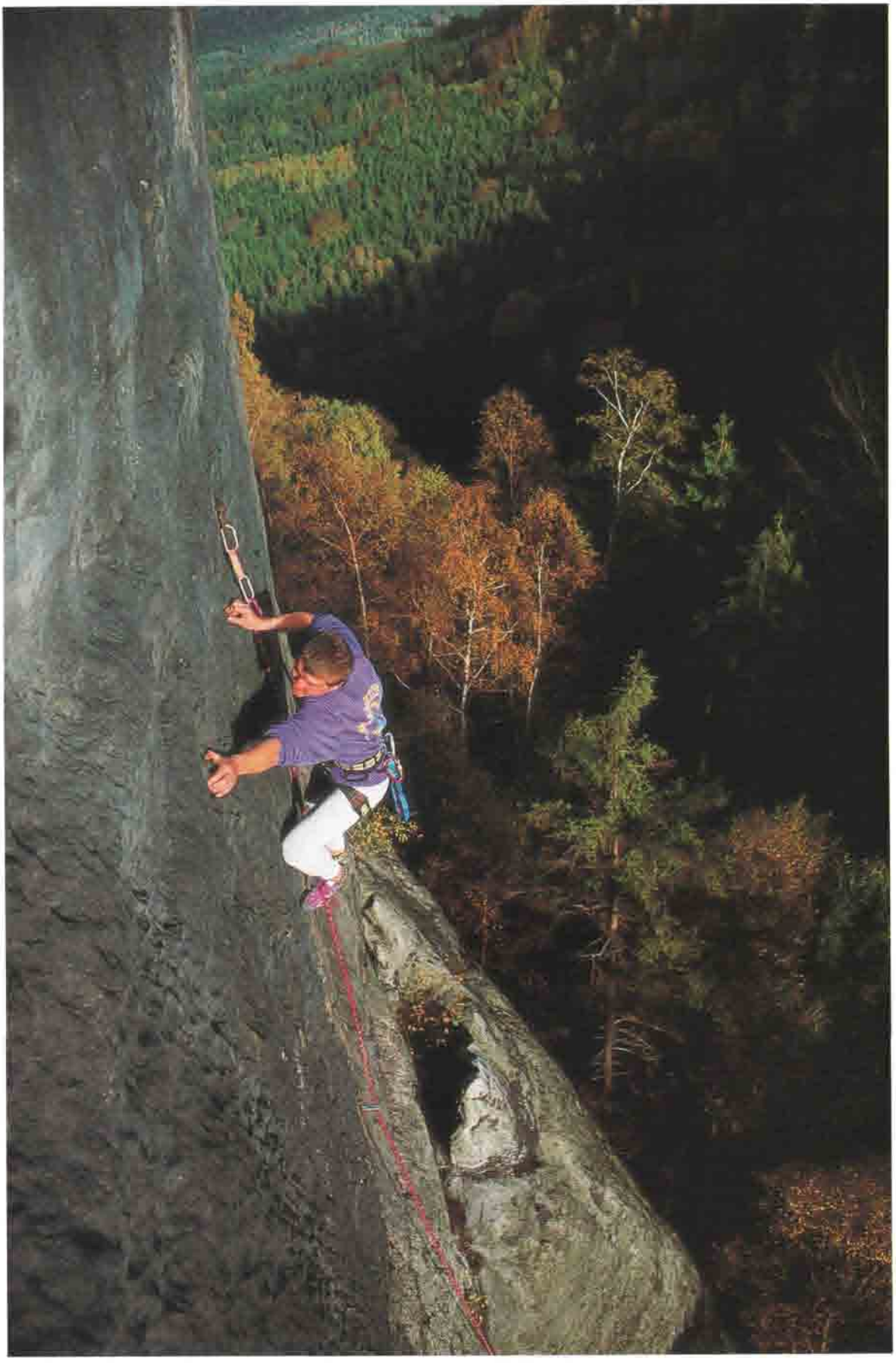
**• Ausschöpfung der sportlichen Nutzungsmöglichkeiten**
Aufgrund der regional und lokal sehr unterschiedlichen Ausprägung der Faktoren Naturraum, ökologische Wertigkeit, Erschließungsgrad und Art des Kletterns ist die Möglichkeit eines naturverträglichen Kletterns nur durch eine genaue Betrachtung des Einzelfalles vor Ort zu ermitteln. Um ausreichende Freiräume für den Klettersport zu sichern, setzt sich der DAV dafür ein, daß das naturgegebene Potential an Felsen, die für eine verantwortbare Ausübung des Klettersports geeignet sind, in vollem Umfang ausgeschöpft wird.

**• Eindeutigkeit**
Der Vorteil des sächsischen Konzeptes ist die Deutlichkeit, in der das bekletterbare Felsareal vom gesperrten Bereich abgetrennt ist. Da in den Mittelgebirgen außerhalb Sachsens die „Gipfel" jedoch eher Mangelware sind, muß die Abgrenzung zwischen Kletter- und Tabubereich unter Beachtung der naturschutzfachlichen Belange unmißverständlich und positiv definiert werden. Dies bedeutet, daß die bekletterbaren Felsen und Felsbereiche zu bestimmen und, wo notwendig, durch Markierungen und infrastrukturelle Maßnahmen kenntlich zu machen sind. Alle anderen Felsen des Gebiets sind für die Kletterer „off limits".

**• Differenziertheit**
Da sich das Biotop Fels häufig wie ein Puzzle aus unterschiedlichen Teilbiotopen zusammensetzt, kann oft wenige Meter von einem geneigten hochsensiblen Wandbereich oder unterhalb eines Felskopfes im steilen, glatten Fels ökologisch unbedenklich geklettert werden. Dadurch werden in vielen Fällen differenzierte Lösungen in einem Felsareal möglich, ohne daß der Biotopverbund darunter leidet. Ähnliches gilt für den Vogelschutz: Erfahrungen im Pfälzer Felsenland belegen die erfolgreiche Brut von Wanderfalken, auch wenn Teile ihres Horstfelsens weiterhin ganzjährig beklettert wurden.

Ein Beispiel für eine Regelung, die nach den genannten Prinzipien erarbeitet wurde, ist die Kletterkonzeption für das Pegnitztal im Nördlichen Frankenjura. Mit diesem Ergebnis einer vertrauensvollen Zusammenarbeit aller Beteiligten sind die Behörden genauso zufrieden wie die Kletterer und die Naturschutzverbände. Letzteren ist es wichtig, daß das Klettern im Pegnitztal sich künftig auf eine exakt benannte Zahl von Felsen beschränken wird. Dem weiteren „wilden" Erschließen von Neutouren ist damit ein Riegel vorgeschoben, Flora und Fauna erhalten großräumige Schutzgebiete. Auch die Vogelwelt kommt zu ihrem Recht: Brüten Uhus oder Wanderfalken an einem zum Klettern freigegebenen Felsen, wird dieser zeitlich befristet gesperrt. Während der Brut- und Aufzuchtphase der seltenen Greifvögel führen Vogelschützer und Kletterer gemeinsam Bewachungsaktionen durch. Ist die Aufzucht der Jungvögel beendet, wird das Kletterverbot unverzüglich wieder aufgehoben.
An allen künftig zum Klettern freigegebenen Felsen werden mehr oder weniger große Teile in drei Schutzkategorien eingeteilt:

| | | |
|---|---|---|
| Bereich 1 | Ruhebereich: | In diesem Felsbereich herrscht Kletterverbot. |
| Bereich 2 | Status-Quo-Bereich: | Hier kann auf den existierenden Routen geklettert werden. |
| Bereich 3 | Neutourenbereich: | Hier sind – nach Rücksprache mit dem örtlichen Arbeitskreis – weiterhin Erstbegehungen möglich. |



In der Route „Hauswand", IXa, am Frienstein (Elbsandsteingebirge)

Foto: Mike Jäger



Foto: Mike Jäger

Vergleichbare Regelungen der Erschließungstätigkeit haben sich heute in praktisch allen außeralpinen Klettergebieten durchgesetzt. Die für den Naturschutz verantwortlichen Beamten in der Regierung von Mittelfranken und im Nürnberger Landratsamt, froh darüber, daß eine einmütige Regelung gefunden werden konnte, willigten ein, den Kompromiß in einer informellen Vereinbarung zu fixieren. Der Hauptvorteil einer solchen vertraglichen Festlegung ist ihre Flexibilität. Führt zum Beispiel die Kontrolle des Erfolgs der Maßnahmen zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, so kann die vereinbarte Regelung ohne Aufwand abgeändert werden. Unter anderen rechtlichen Voraussetzungen als im Pegnitztal wurden inhaltlich ähnliche Lösungen in Naturschutzgebietsverordnungen aufgenommen, oder sie sind, zum Beispiel im schwäbischen Blautal, Bestandteil von Allgemeinverfügungen im Rahmen der Umsetzung der Landesnaturschutzgesetze. Da die überwiegende Mehrzahl der Kletterfelsen in Deutschland in Räumen situiert ist, in denen die Belange des Naturschutzes kraft Gesetz Vorrang haben – also in Naturparks, Landschafts- und Naturschutzgebieten sowie in Nationalparks – müssen die zu erarbeitenden Kletterregelungen selbstverständlich immer mit den für das jeweilige Gebiet gültigen Schutzzielen und -maßnahmen in Einklang stehen. Dies kann dazu führen, daß Kletterer in den Kernzonen von höchstrangigen Schutzgebieten – wie etwa im Elbsandsteingebirge geschehen – ihre Tätigkeit auf einen Bruchteil der Felsfläche reduzieren müssen. Auch die Einrichtung von großräumigen Ruhezonen **für alle Formen der Nutzung** ist denkbar, wenn der Schutzzweck dies nahelegt.

Die möglichst reibungsfreie Einpassung des Kletterbetriebs in das vor Ort konkret existierende Ökosystem und die Klarheit der Regelung sind zentrale Voraussetzungen für den Erfolg jeder Gebietskonzeption. Das vom DAV befürwortete Prinzip einer positiven Benennung der ökologisch unbedenklich bekletterbaren Felsen in einem Gebiet auf der Basis der geltenden Schutzbestimmungen wird diesen Kriterien in vollem Umfang gerecht. Wenig hilfreich dagegen sind Planungsvorschläge, welche die Klettergebiete in einen „Flickerlteppich" von unterschiedlich strengen Schutzzonen einteilen wollen: etwa in eine „Tabuzone", eine „Vorrangzone Naturschutz", eine „Koexistenzzone" und eine „Vorrangzone Klettern". Eine solche Zoneneinteilung kann niemals ausreichend filigran gestaltet werden, um die realen Bedingungen in den Felsbiotopen zu erfassen. Aufgrund eines solchen am grünen Tisch zusammengebastelten Konzepts wurde zum Beispiel im Oberen Donautal mit dem *Gaskessel* einer der wichtigsten Kletterfelsen gesperrt – mit der einzigen Begründung, er liege in der „Kernzone Naturschutz". Aber auch eine „Vorrangzone Klettern" ist für den DAV nicht akzeptabel. Solche Bereiche, in denen die Natur zur vernachlässigbaren Größe werden soll, stehen nicht nur im krassen Gegensatz zu den naturschutzpädagogischen Zielen des Alpenvereins, sondern womöglich auch zum geltenden Naturschutzrecht. Denn bekanntlich zählen alle „offenen Felsbildungen" nach § 20c Bundesnaturschutzgesetz zu den „besonders schützenswerten Biotopen". Schon deshalb darf es einen Vorrang für das Klettern nur am *Torre Pinnow* in Wilhelmshaven – einer Bunkerruine, im Duisburger Emscherpark oder in der Kletteranlage in

Seite 246: Elbsandsteingebirge –
Blick vom Kuhstall zu den Affensteinen
und Schrammsteinen
Unten: Aus dem DAV-Merkblatt
„Zu Gast in den Felsen"

München-Talkirchen geben. Draußen in den Mittelgebirgen kann sich der Klettersport, ob in der Sächsischen Schweiz, im Pegnitztal oder in den Bruchhauser Steinen, fast immer einfügen in das komplexe System des Biotops Fels.

## Bewußtseinsentwicklung, Biotop-Pflege und Wachstumsbremsen

Da der Erfolg einer klettersportlichen Raumplanung einen guten Informationsstand seitens der Aktiven voraussetzt, zielt die Ausbildungsarbeit des Deutschen Alpenvereins darauf ab, die bei den meisten Kletterern vorhandene spontane Freude an der Schönheit der Natur zu einem differenzierten Umweltbewußtsein weiterzuentwickeln, das durch faunistische und floristische Kenntnisse und ein Wissen um ökologische Zusammenhänge getragen ist. Hierzu wurde im Jahr 1990 eigens das DAV-Naturschutzlehrteam gegründet, für welches das Naturschutzreferat verantwortlich zeichnet. Rund 2500 ehrenamtliche Fachübungsleiter, die ihr Wissen im Schneeballsystem in den Sektionen weitergeben, erhielten seitdem zusammen mit ihrer bergsportlichen auch eine Grundausbildung in Sachen Ökologie. Ihre Arbeit an der Basis wird durch Schulungsmaterial und Merkblätter des DAV unterstützt, Publikationen in den *Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins* und der alpinen Fachpresse runden die Aufklärungsarbeit durch den „Hauptverein" ab.

Damit die Kletterer sich schon zu Hause über die Regelung in einem Klettergebiet informieren können, unterrichten viele Führerwerke über die Besonderheiten der lokalen Pflanzen- und Tierwelt sowie über den lokal praktizierten Modus der Problemlösung. Anreiz für die Einbeziehung dieser Informationen in die Gebietsführer bietet die Verleihung eines – verkaufsfördernden – Gütesiegels durch den zuständigen Regionalausschuß Klettern und Naturschutz. Vor Ort geben Informationstafeln am Beginn der Zustiege zu den Felsen Auskunft über die aktuellen Regelungen. Spezielle Hinweisschilder machen hier auf zeitlich befristete Sperrungen aus Gründen des Vogelschutzes aufmerksam. Die heute noch vorhandenen Lücken in diesem Informationssystem werden mit der bundesweiten Umsetzung der Kletterkonzeptionen geschlossen sein. Bereits heute führt vielerorts ein durchdachtes System von Wegen und Pfaden mit bundesweit einheitlicher Pfeilmarkierung zu den Einstiegen. Um die Fauna und Flora – besonders in den Geröllhalden unter den Felsen – zu schützen, verläuft der Zustiegsweg möglichst im unsensiblen Bereich. Von ihm aus führen Stichwege zur Wand. Hier werden die Einstiege mehrerer Kletterführen nach Möglichkeit gebündelt, um die Belastung der floristisch oft wertvollen Wandfüße auf wenige Punkte zu reduzieren. Felszonen, die wichtige „Trittsteine" im Biotopverbund sind und deren Bekletterung den Bestand einer Art im Gebiet gefährden würde, werden in Abstimmung mit den Naturschutzbehörden stillgelegt. Die Markierung mit dem Kreuzsymbol macht unmißverständlich

## Lebensraum für Pflanze, Tier und Mensch

**Differenzierte Konfliktlösungen im Felsbiotop**

***Oft setzt sich ein Felsbiotop wie eine Art Puzzle aus einer Vielzahl von Teilbiotopen zusammen. Je nach Exposition, Steilheit und Struktur des Felses bilden sich Kleinstbiotope. So finden wir wenige Meter neben einem steilen, unbewachsenen Wandbereich auf einer besonnten Felsterrasse mit ausreichender Erdauflage ein wahres Pflanzenparadies. Die folgenden, von den Kletterverbänden empfohlenen Maßnahmen gewährleisten gleichermaßen das Überleben der Pflanzen- und Tierwelt im Felsbiotop wie eine befriedigende Ausübung des Klettersports.***

❶ Um Fauna und Vegetation in der Geröllhalde unter den Felsen zu schützen, wird ein durchdachtes System von Pfaden zu den Felsen angelegt.

❷ Felszonen, in denen das Beklettern den Bestand einer Art gefährden würde, werden stillgelegt. Gesperrter und offener Felsbereich werden mit bundesweit einheitlichen Symbolen gekennzeichnet. (Kreuz ⊗ bzw. Pfeil ▶)

❸ Unterhalb der ökologisch sensiblen Felsköpfe werden Umlenkhaken angebracht. Der Abstieg erfolgt durch Ablassen oder Abseilen über die Aufstiegsroute.

❹ Während der Brut- und Aufzuchtzeit von geschützten felsbewohnenden Vogelarten wird eine zeitlich befristete Sperrung verhängt. Diese Maßnahme leistet einen wichtigen Beitrag zum Überleben des Wanderfalken in Deutschland.



klar, daß der betreffende Bereich gesperrt ist. In allen Kalkklettergebieten sind auch die meisten Felsköpfe zum Schutz ihrer seltenen Flora und Fauna mit einem solchen Betretungsverbot belegt. Im festen Fels unter der Vegetationszone sind sogenannte „Umlenkhaken" angebracht. Von ihnen seilt der Kletterer nach der Begehung einer Führe entweder selbst ab, oder er wird von seinem Partner wieder zum Boden abgelassen. Flora und Fauna im Trockenrasenbiotop der Felsoberkante bleiben unbehelligt. Da auf diese Weise niemand mehr zu Fuß absteigt, werden auch Erosionsschäden in den die Felsen flankierenden Hängen vermieden. Wo diese entstanden sind, unterstützen Sanierungsmaßnahmen die natürliche Regeneration der Pflanzenwelt. Die Pflege der Felsareale geht in vielen Klettergebieten weit über die bloße Schadensvermeidung hinaus und trägt entscheidend zur Steigerung der Vitalität des Gesamtbiotops bei: Kletterer unterstützen den Vogelschutz durch die Beteiligung an Horstbewachungen, die Beringung von Jungtieren und den Bau von Kunsthorsten an geeigneten Standorten; Ausholzungsaktionen unter fachlicher Anleitung tragen zur Erhaltung der xerothermen Vegetation an Trockenstandorten bei, die durch einen sich ausbreitenden Hochwald bedroht sind.

Die prophylaktischen Maßnahmen der Felspaten zum Schutz der ihnen anvertrauten Areale zielen in einigen besonders populären Klettergebieten nicht nur auf die Sicherung besonders schützenswerter Teilbereiche, sondern auch auf eine Begrenzung der Gesamtbelastung ab. Wo, wie zum Beispiel im Teutoburger Wald, erkannt wurde, daß ein Mehr an Besuchern die Felsbiotope nachhaltig schädigen würde, hat der zuständige Arbeitskreis aus eigener Initiative die Nutzerzahlen limitiert; Berater an den Felsen sorgen für eine gleichmäßige Verteilung der Kletterer im Gebiet und wirken damit punktuellen Überbeanspruchungen entgegen. Da besonders im deutschen Nordwesten die Nutzung der Felsen durch kommerzielle Anbieter von Kletterkursen in den letzten Jahren immer mehr zum Problem wurde, sah sich der örtliche Arbeitskreis in der Nordeifel zur Einführung einer Voranmeldepflicht sowie einer speziellen Kontingentierung für Ausbildungsveranstaltungen gezwungen. Um ähnlichen Entwicklungen im Frankenjura vorzubeugen, wird hier daran gedacht, spezielle, gut abgesicherte Ausbildungsfelsen zu bestimmen. An allen anderen Kletterfelsen in der Fränkischen soll weiterhin eine relativ karge Ausstattung mit Sicherheitshaken dafür sorgen, daß das Klettern eine Sportart bleibt, die „von der Pike auf" gründlich gelernt sein will.

Damit erweist sich, wie im Elbsandsteingebirge eindrucksvoll demonstriert, die klettersportliche „Ethik" als ein geeignetes Instrument, wenn es darum geht, die ökologische Qualität eines Klettergebietes nachhaltig zu sichern. Dies kommt nicht nur der Pflanzen- und Tierwelt dort zugute, sondern auch der Kletterszene. Wer schon eines jener perfekt eingerichteten südfranzösischen „Climbodrome" erlebt hat, wird zustimmen, daß alles darangesetzt werden muß, daß das Klettern echter Natursport bleibt und nicht als leicht konsumierbare Ware zu einer Massenveranstaltung degeneriert. Denn es sind gleichermaßen die Vielfalt der beim Klettern erlebten Natur wie der Gang an der Grenze, die uns abends ruhig und mit der Welt zufrieden auf einem sandigen Gipfel sitzen oder durch das grüne Dämmerlicht des Buchenwaldes heimwandern lassen. Durch einen konsequenten Einsatz der dargestellten Steuerungsinstrumente wird es den Felspaten gelingen, diese Erlebnismöglichkeiten zu erhalten. Damit dient der vom DAV verfolgte „mittlere Weg" genauso dem Erholungsbedürfnis des Menschen wie dem Lebensrecht der Pflanzen und Tiere in den Felsbiotopen und überwindet sowohl den einseitig „ökozentrisch" als auch den „anthropozentrisch" orientierten Naturschutz. Der Mensch wird weder als „Störfaktor" oder gar „Naturkatastrophe" gesehen noch als das Maß aller Dinge. Die Übernahme von Gebietsverantwortung durch die Aktiven kommt der Natur aber nicht nur unmittelbar zugute. Häufig ist zu beobachten, daß die tätige Auseinandersetzung mit den Lebensbedürfnissen der Pflanzen und Tiere viele „Böcke" von gestern im wahrsten Wortsinn zu den Gärtnern von heute und den Hütern von morgen werden läßt, zu Verbündeten der Natur.

## Verantwortung gemeinsam tragen

Wie effektiv die Parteinahme der Kletterer für den Naturschutz ausfallen kann, bewies eindrucksvoll der Sächsische Bergsteigerbund, dem es im Schulterschluß mit anderen Verbänden gelungen ist, den Bau der Autobahn Berlin–Prag durch das Elbsandsteingebirge zu stoppen. Auch im fränkischen Pegnitztal demonstrierten der Bund Naturschutz und der Landesbund für Vogelschutz gemeinsam mit dem Deutschen Alpenverein und der IG Klettern Frankenjura gegen ein Straßenbauprojekt, dessen Verwirklichung die Vogelwelt, die Felsvegetation – und die Kletterfelsen gleichermaßen gefährdet. Es ist allerdings sehr zu bezweifeln, ob ähnliche Koalitionen für die Natur in Klettergebieten, deren Regelungen nicht im gegenseitigen Einvernehmen, sondern über die Köpfe der Betroffenen hinweg fixiert wurden, derzeit möglich sind. So ist bei den meisten Kletterern im Oberen Donautal, wo ohne einsichtige fachliche Begründung rund zwei Drittel der Führen an den hohen Felsen unter ein Verbot fallen, heute das Wort „Naturschutz" leider gleichbedeutend mit einem verleumderischen Lobbyismus, der nicht über den eigenen Tellerrand hinausschaut.

Seitens des privaten und staatlichen Naturschutzes hier wie in anderen Gebieten mit weiträumigen Kletterspernungen wurden die negativen Folgewirkungen einer Mißachtung der von den Kletterverbänden empfohlenen

Lösungsvorschläge entweder nicht gesehen oder billigend in Kauf genommen. Im Oberen Donautal zum Beispiel begann mit der Auflösung des örtlichen Arbeitskreises im Protest gegen den Erlaß der rigiden Kletterregelung auch der Verfall einer ehemals vorbildlichen Infrastruktur an den Felsen. Kein Zweifel: Überall, wo obrigkeitsstaatliche Verfügungen die demokratische Konsensfindung ersetzten, führte dies zum Zusammenbruch des vor Ort existierenden Systems der naturverträglichen klettersportlichen Bedarfsdeckung. Die Kletterverbände stellen vor allem eine fehlende Akzeptanz solcher Regelungen seitens der Aktiven fest und beklagen die gravierenden Nachteile der Felssperrungen für die sicherheitstechnische Ausbildung ihrer Mitglieder. So belegt die Studie des Projekts Bergsport und Umwelt, daß, seitdem mit der Nordeifel das letzte wichtige Klettergebiet in Nordrhein-Westfalen weitgehend gesperrt wurde, viele Kletterer ihre Sportausübung reduzierten und die Hälfte der Sektionen mit einer Einschränkung ihrer Programme für die Ausbildung zum selbständigen und sicheren Bergsteigen reagieren mußten. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich der Mangel an realistischen klettersportlichen Schulungsmöglichkeiten in der alpinen Unfallstatistik niederschlägt. Am härtesten betroffen von der problematischen Verarmung des sportlichen Freizeitangebots sind natürlich Jugendliche und wirtschaftlich Benachteiligte, denen es nicht möglich ist, in die Felsgebiete der Nachbarländer auszuweichen. Doch auch in ökologischer Hinsicht erweist sich ein nach dem Sankt-Florians-Prinzip betriebener Naturschutz als kontraproduktiv: Die durch ihn erzwungenen Fernreisen der aus ihrer Felsenheimat vertriebenen Kletterer schädigen einerseits unnötig die Umwelt, auf der anderen Seite gefährdet in den Ausweichregionen der zunehmende Nutzungsdruck die bislang gut funktionierende Balance zwischen Klettersport und Natur. Die Sperrungs-Schädigungs-Spirale dreht sich weiter.

Kein Wunder, daß Behörden und Verbände in den Zielgebieten der „Sperrungsexilanten" immer nachdrücklicher eine Harmonisierung der Naturschutzgesetzgebungen und der Umsetzungsverfahren der Bundesländer fordern. Vorbild könnte hier das Naturschutzrecht im Freistaat Sachsen sein.[7] Das Sächsische Naturschutzgesetz räumt dem Klettersport bei der Abwägung von Rechtsgütern einen angemessenen Rang ein, ganz im Einklang mit fundamentalen Prinzipien des Grundgesetzes, denen zufolge weder das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit des Menschen – unter anderem im Sport – noch das Grundrecht auf Freizügigkeit ohne überzeugende Gründe eingeschränkt werden können. Das Recht auf Betreten der freien Landschaft zum Zwecke der Erholung – auch beim Sport in der freien Natur – stößt erst dort an seine Grenzen, wo es mit den Zielen des Naturschutzes oder anderen Rechten nachweislich in Widerspruch gerät. Wie wir gesehen haben, bedarf es im Falle des Kletterns in den deutschen Felsgebieten aber einer ausgeprägten Sachkenntnis, um diese Grenzen präzise zu bestimmen. Ein harmonisches Miteinander von Nutzung und Natur ist, wie die teilweise stürmische Geschichte des Konflikts um Klettern und Naturschutz eindrucksvoll unter Beweis stellt, nur gemeinsam mit den Betroffenen selbst und ihren Verbänden zu erreichen. Hierin unterscheidet sich der Natursport in nichts von der Land- und Forstwirtschaft, der Jagd und der Fischerei. Um die wirkungsvolle Mitarbeit der Natursportverbände bei der Problemlösung zu ermöglichen, ist ihnen ein den Naturschutzverbänden gleichrangiges Mitwirkungsrecht bei Planung und Durchführungen der Maßnahmen in ihren jeweiligen Zuständigkeitsbereichen einzuräumen. Dies ist nicht nur im Hinblick auf die Optimierung der Qualität der Entscheidungen und die Vermeidung von Konflikten notwendig, sondern aufgrund der stark zunehmenden Bedeutung des Natursports in unserer Gesellschaft auch mehr als angemessen. Denn es ist nicht zu übersehen, daß immer mehr Menschen statt bei eher „statischen" Formen der Erholung wie Meditieren, Briefmarkensammeln oder Fernsehen sich durch sportliche Bewegung in der Natur regenerieren. Sie finden hier den notwendigen Ausgleich zu den Belastungen in Schule, Studium oder Arbeit, wo oft einseitig geistige Beanspruchung und Bewegungsmangel vorherrschen. Im Hinblick auf die ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen, die sich bei zunehmendem Konkurrenzdruck auf dem Weltmarkt abzeichnen, ist anzunehmen, daß die Zahl derer, die im Natursport wieder zu sich selbst finden wollen, weiterhin ansteigen wird. Politiker, Behörden, Verbände und Aktive werden sich zu einer gut funktionierenden Partnerschaft zusammenraufen müssen, um diese berechtigten Bedürfnisse mit den Erfordernissen des Naturschutzes in Einklang zu bringen.

---

**Anmerkungen**

1) Alpeninstitut GmbH, Gesellschaft für Umweltforschung und Entwicklungsplanung.

2) Die „Grundsätze, Organisation und Aufgabenbeschreibung für die Betreuung der außeralpinen Felsgebiete in Deutschland" wurden im März 1992 vom Hauptausschuß des DAV beschlossen; mit der Verabschiedung der „Grundsätze und Organisation für die Betreuung der Klettergebiete in Deutschland" bestätigte die Hauptversammlung des Deutschen Alpenvereins im Juni 1995 diesen Beschluß in allen wesentlichen Punkten.

3) Siehe: Bundesinstitut für Sportwissenschaft: Leitfaden für die Sportstättenentwicklungsplanung, Köln 1991.

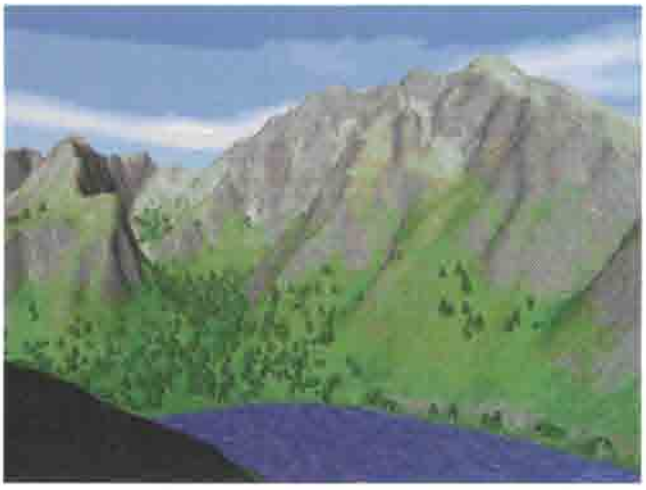
4) Die Kletterkonzeption für Baden-Württemberg lag bereits vor, die Vertreter der sächsischen Klettergebiete sahen aus personellen Gründen keine Möglichkeit und zum damaligen Zeitpunkt auch keine Notwendigkeit, eine landesweite Kletterkonzeption zu erarbeiten.

5) Grundsatzprogramm des Deutschen Alpenvereins zur umwelt- und sozialverträglichen Entwicklung und zum Schutz des Alpenraumes.

6) Siehe Landesentwicklungsprogramm Bayern, S. 311 ff.

7) § 26 (3) SächsNatSchG.

Heinz Güthoff, Alpenvereinsmitglied, hätte beim Anblick eines Berges immer schon gerne gewußt, und zwar sogleich, wie derselbe Berg von der gegenüberliegenden Seite oder von dem oder jenem Standort oder aus der Luft betrachtet aussieht. Ein in der Realität kaum erfüllbarer Wunsch; bis H. G. darauf gekommen ist, sich vom Bayerischen Landesvermessungsamt die digital erfaßten Höhendaten des bayerischen Alpenstreifens und dazu die Erlaubnis geben zu lassen, jene für seine Zwecke zu nutzen.
Für eben diese Zwecke hat er sich sodann ein amerikanisches Programm, einen sogenannten Landschafts-Simulator, gekauft, der es zuläßt, die auf einer CD-ROM gespeicherten Daten jederzeit von jedem Blickwinkel aus abzurufen. Womit Heinz Güthoffs fast unmöglicher Wunsch erfüllt wäre. Fast – denn auf der CD-ROM sind nur die Höhendaten gespeichert, nicht aber solche von Gebäuden z. B., und auch der Bewuchs läßt sich den unterschiedlichen Höhenlagen entsprechend lediglich durch typisierende Farbgebung und signaturenhaft andeuten ...



PC-Bilder (3): Heinz Güthoff

Oben: Einblick in die Watzmann-Ostwand; links die Hachelköpfe

Rechts: Watzmann und Hochkalter (rechts) von Nordosten; dazwischen das Wimbachtal



*Offenbar eine Pflichtübung heutiger Zeitkritiker ist es, die Gegenwartsgesellschaft als eine zu brandmarken, die sich unaufhaltsam entsolidarisiert. Das bedeutete wohl, daß wir uns alle von einem leidlich demokratisch geregelten Zusammenleben wieder zurückentwickeln zum „Kampf aller gegen alle" hin. Und das zu Zeiten, da „Internet", „online", „Data-Highway" und eine Invasion ähnlich schicker Begriffe als Synonyme für weltweit sich vernetzende „Kommunikations"-Systeme gelten?*
*Penetranterweise drängt „Bergsteigen und/oder Naturschutz", unser haßgeliebtes Dauerthema, einmal mehr sich auf, an seinem Beispiel Abläufe und Folgen einer solchen Rückentwicklung zu studieren.*
*Augenscheinlich ist, daß es gegenwärtig nur lauer PR-Anstrengung bedarf, im Zeichen des Naturschutzes wechselnde Mehrheiten gegen auffällige Minderheiten (Delta-, Paraglider, Mountainbiker, Kanuten, Kletterer, Snowboarder, Tourenskifahrer ...) aufzubringen. Dies einmal gewiß, weil bekennen zu dürfen, „Herr ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene ..." heute als Stärkungsmittel fürs menschliche Selbstwertgefühl so geschätzt ist wie vor 2000 Jahren. Zum anderen wegen der eben deshalb garantierten Publikumswirksamkeit von Auseinandersetzungen um marginale – also eine große Mehrheit nicht unmittelbar berührende – Probleme.*

***Feindbildpflege und Pyrrhussiege***

*Im Interesse einer möglichst nachhaltigen Publikumswirksamkeit liegt es immer aber, besonders drastische Feindbilder zu entwerfen. Der meist vielschichtigen Wirklichkeit zwar entsprechende, das Feindbild jedoch verwischende Differenzierungen mindern das öffentliche Interesse, haben also zu unterbleiben. „Billigend in Kauf zu nehmen" ist in unserem Fall dagegen, daß so Minderheit für Minderheit von eigentlich für die Natur und damit für Fragen des Natur- und Umweltschutzes am ehesten aufgeschlossenen Gruppen ins naturschutzstrategische Abseits gedrängt werden. Wo sie sich summieren.*

*Daß die Betroffenen von dort aus oft mit gleicher – auf möglichst eingängige Publikumswirksamkeit bedachter – Münze zurückzuzahlen versuchen, ist zwar fragwürdig; und das nicht lediglich im Hinblick auf „political correctness", sondern auf eine wirkungsvolle Vertretung der eigenen Interessen auch! Die jeweiligen, gegen allfällige Selbstzweifel teilimmunisierten Mehrheiten vom „Gegenlager" werden das nämlich nur als*

*willkommenen Fingerzeig dafür werten, worauf sich besonders entrüstet mit dem Finger zeigen läßt. Immerhin: Die Gesetze der möglichst demagogisch zu führenden öffentlichen Auseinandersetzung legitimieren ein derartiges Verhalten auf der einen Seite so sehr – oder so wenig! – wie auf der anderen.*
*Mit Sicherheit indessen kann ein so – auf solchen Feldern und solchem Niveau – ausgetragener Kampf ums Rechtbehalten nur zu klaren Pyrrhussiegen führen. Im vorgegebenen Beispiel für (?) den Naturschutz: Denn das Fundament für eine qualifizierte und dauerhafte Mehrheit zur Lösung zentraler, also alle berührender Natur- und Umweltprobleme wird auf diese Weise – bewußt oder unbewußt? – jedenfalls systematisch untergraben.*

***Infotainment über alles***

*So sehr das Beispiel Bergsteigern freilich einleuchten mag, es ist doch ein ziemlich harmloses. Ungleich fataler wirkte sich ein Rückfall hin zum „Kampf aller gegen alle" in anderen Bereichen aus. Eine mögliche Klimakatastrophe, ungelöste Fragen zur ökonomischen, ökologischen und humanitären Vertretbarkeit der Energiewirtschaft, Dritte-Welt-Probleme, Ausländerfeindlichkeit, der Trend zum ethnischen und/oder (quasi-)religiösen „Fundamentalismus" deuten weit bedrückendere Gegebenheiten an. Umso beklemmender ist es, wenn die öffentliche Auseinandersetzung auch um derartige Probleme immer häufiger „Kommunikations"-Gebräuchen zu gehorchen scheint, für die nicht die weitestgehende Richtigkeit und objektive Wertigkeit von Informationen ausschlaggebend ist, sondern deren Markt-, also Unterhaltungswert – und sei's ein noch so makabrer.*
*Infotainment über alles!*
*Dazu paßt, daß auch beim Eintritt in die „digitale Zukunft" derzeit das Verkaufsinteresse weltweit einmal mehr über die Sorge dominiert, wie den mit dieser Entwicklung unweigerlich einhergehenden soziopolitischen Umwälzungen sinnvoll zu begegnen wäre.*
*Rundweg in Abrede zu stellen ist sie folglich wohl nicht, die Befürchtung, diese Rückentwicklung werde am Ende eine Oligarchie von Konzernherren weniger Schlüsselgewerbe, in Sonderheit jedoch des „Informations"- und Werbegeschäfts, auf den Thron heben. (Wenn bzw. inwieweit das noch als Zukunftsvision zu werten ist.)*
*Murdoch (Berlusconi, Bertelsmann, Kirch, Perrot o.ä.) ante portas ...*

***Realitätendämmerung***

*Aber vielleicht werden das die meisten von uns gar nicht mehr so genau mitkriegen (wollen). Wieder einmal? Denn die medientechnischen Aufbereitungs- und Vermarktungsmöglichkeiten erlauben es unterdessen ja, banale Wirklichkeiten durch „virtuelle"* zu ersetzen, geradezu unhygienisch unmittelbare Erlebnisse durch „synthetische". Unserer täglichen Unterhaltung auch mit Parlamentsdebatten, Beachtung erheischenden Politikerstatements und Wahlkampfdramen brauchten wir darum kaum entwöhnt zu werden.*

*Und außerdem! Wer weiß? Könnte nicht in solchen Möglichkeiten endlich auch die Lösung für unser leidiges Problem „Bergsteigen und/oder Naturschutz" liegen? Wenn sogar Telefon- und Cybersex den Reiz des traditionell erlebten offenbar vergessen lassen – muß es dann nicht möglich sein, auch Bergsteigen als virtuelle Realität zu erfahren? Und damit unabhängig von der Natur! (Von der sich vielleicht gerade noch einige einer ewiggestrigen Vorstellung von Realität verfallene Schwärmer überraschen lassen könnten, wozu sie auch – oder gerade auch! – ohne menschliches Zutun imstand ist.)*

*Jedenfalls dürfte sich, eingedenk solcher Fragen, über kurz oder lang die Notwendigkeit ergeben, das Rollenspiel zwischen dem Alpenverein, der I. G. Klettern, dem Kuratorium Sport und Natur einerseits sowie den Naturschutzbünden und -behörden andererseits neu zu inszenieren. Wir haben deshalb Malte Roeper, einen mit der gegenwärtig meist noch zäh den Tatsachen verhafteten Wirklichkeit des Bergsteigens bestens vertrauten Alpinisten, gebeten, für uns auch in Regionen von virtueller Realität auf Tour zu gehen. Dies freilich nicht ahnend, in welch gefährlich abgründiges Abenteuer wir ihn damit stoßen werden.*

*Was hier und im folgenden aber als Fiktion oder wie immer geartete Realität zu werten und entsprechend ernst zu nehmen ist, das müssen wir die geneigte Leserin, den geneigten Leser bitten, jeweils mit sich selbst abzuklären. Oder die – virtuelle? – Zukunft darüber befinden zu lassen.* *Elmar Landes*

* „Der Kraft oder Möglichkeit nach vorhanden", lt. Meyers Großem Taschenbuchlexikon.



**Links: Die Zugspitzgruppe mit (von links): Alpspitze (dahinter Hochblassen), Höllentalspitzen, Zugspitze; davor: der Waxensteinkamm**

Wanderfalken
vor ihren Horsten
am Frankfurter
Fernmeldeturm (rechts)
und am Schornstein
des Kraftwerks
Offenbach (unten)







Fotos: Hartmut Fischer

Keine Fiktion!
Wie Kletterer akzeptieren
auch Wanderfalken „Kunstfels".
Sie horsten an Brückenpfeilern,
ja sogar an Kühltürmen
von Atomkraftwerken
(siehe dazu auch Seite 231).
„Virtuell" müßte also eigentlich
auch von diesem Ansatzpunkt aus
eine Diskussion
um Naturnutz und Naturschutz
zu „realisieren" sein ...

# Fiktion, Satire oder – virtuelle – Realität?

Beiträge von:
Malte Roeper
Willi Schwenkmeier
Heidi Knetsch/Stefan Richwien

Bildstrecken von:
Karin Bergdolt
Ernst Heckelmann
Horst Heilmann
Bernhard Jott Keller

# Brief aus dem Gefängnis

## Klettern im Cyberspace

Malte Roeper

*Um es vorwegzunehmen*
*und nicht wiederholen zu müssen:*
*Bei dem folgenden Text*
*handelt es sich um Satire.*

Wenn meine Kinder mich später fragen, wo ich damals war: Immerhin, ich kann ihnen sagen, daß wir, meine Freunde und ich, uns gewehrt haben. Das Unglück begann aus heiterem Himmel, und es war auch das Unbegreifliche dieser Anschuldigungen, das viele gar nicht erst motivierte, sich bei uns einzureihen: Wir zerstörten die Tier- und Pflanzenwelt der Felsen, die wir so sehr liebten? So war das eben. Wenn die Medien sich damals auf einen einschossen und behaupteten, er sei ein Kinderschänder, der hatte keine Chance. Wenn sich einer ein Pappschild um den Hals hängte „Ich bin Umweltschützer" und dann mit dem Finger auf jemanden zeigte, der sich nicht mit dem Argument von Arbeitsplätzen verteidigen konnte: der hatte keine Chance. Das war die Fatwa. Der Ajatollah war gestorben, und in Deutschland war er in Gestalt von Umweltschützern wiederauferstanden. Sie waren bissig wie Hydras und versteckten sich in der harmlosen, riesigen Schar anderer Umweltschützer. Sie waren frustriert. Sie hatten keine einzige entscheidende Schlacht gewonnen. Sie brauchten einen Sieg. Sie brauchten keinen konstruktiven Sieg. Sie brauchten einen Kopf auf ihrer Lanze, eine Leiche am Schandpfahl. Für uns sprachen keine gefährdeten Arbeitsplätze, keine Lobby, nichts. Wir waren das Opfer, aber damit waren wir nicht alleine. Opfer waren dann auch Wassersportler, Drachenflieger, Mountainbiker und so fort. Gott weiß, was aus denen geworden ist.

Wir nannten sie die „Wärter". Die Wärter haßten uns, obwohl wir ihnen eigentlich gleichgültig waren. Sie haßten uns, wie ein Schulhofrüpel den kleineren haßt, den er gerade verprügelt. Sie hätten uns lieben müssen dafür, wie sie uns prügeln durften. Wir haßten sie natürlich auch. Und wir übten Rache, die leider zu spät kam. Nie wird es an den Felsen wieder so sein wie früher. So friedlich. So ohne Bedrohung. Wir können nichts dafür. Wir taten, was wir tun mußten.

Nun gut, das spielt heute keine Rolle mehr. Ich schaue aus dem kleinen Fenster und sehe ein Ausschnitt blauen Himmels. So laut zwitschern die Vögel, daß es selbst hier in der Zelle noch zu hören ist. Frühling! Ganz früher sind wir da noch klettern gegangen. In zehn Jahren bin ich wieder draußen, bei guter Führung. Meine Unterarme sind spargeldünn geworden in den letzten zwanzig Jahren. Ich habe viel Zeit, um nachzudenken. Ich hätte mehr als genug Zeit, um zu trainieren, aber das wäre zu gefährlich. Sie dürfen nicht wissen, wer ich bin.

Ein Jahr nachdem sie alle Felsen mit Infrarotkameras, Radar und Nachtsichtgeräten umzingelt hatten, kamen die ersten Programme für Gameboys auf den Markt. Am Anfang waren die noch ziemlich primitiv, allein von der Grafik. Da konnten sie Sandstein- noch nicht von Granitrissen unterscheiden, und es gab nur vier Stufen für hart werdende Unterarme. Dann brachte jemand das erste Cyberspace-Programm „Freeclimbing – Adrenalin pur" auf den Markt. Mit der Cyberbrille auf der Nase und einem Computer konntest du im Wohnzimmer klettern: „total real", wie sie sagten, nur eben nicht – real. Das Ding war noch kein Bestseller, aber ein Achtungserfolg. Es hielt sich das Gerücht, daß die Wärter im Dienst von Mirosoft standen und die letzten Bastionen realen Vergnügens verbieten halfen, damit ihr Dienstherr die Simulationsprogramme verkaufen konnte. Ich war jetzt seit zwanzig Jahren nicht mehr draußen, seit zwanzig Jahren keine Nachrichten. Ob es heute noch Sex gibt? Das war noch besser als Klettern, aber naja, das ist alles lange her. Zwei Kinder habe ich, aber zu ihnen brach ich natürlich den Kontakt ab, damals, um sie nicht zu gefährden.

### Das neue Programm

Dann erwischten sie einen von uns bei einer Nachtbegehung im Donautal, und sie folterten ihn. Vierundzwanzig Stunden am Tag esoterische Musik, Tofu, Schläge auf die Fußsohlen. Die Zigaretten, die sie bei ihm fanden, steckten sie an und drückten sie ihm auf der Haut aus. Sie kriegten ihn weich und bekamen all sein Fachwissen und schrieben ein neues Programm. Sie speicherten Gipsabdrücke von über viertausend verschiedenen Griff- und Trittformen digital ein, dazu Oberflächenrauhigkeit, Körnung, Reibung bei Nässe etc. Sie speicherten Gewicht, Geräusch und Funktionsweise von Klemmkeilen, Haken,

Seite 255:
„Wir waren die AIPs ..."

Computergrafik:
Jörg Nuber und
Petra Hafner

Friends und Skyhooks ein. Sie nahmen bekannte Touren digital auf. Das dauerte weitere drei Jahre, und dann konntest du mit deiner Cyberbrille im Wohnzimmer den Walkerpfeiler klettern. Deine körperliche Grundkonstitution, deine Kraft, deine Ausdauer, deine Belastbarkeit in Streßsituationen wurde über ein EKG und EEG aufgenommen und umgerechnet. Du mußtest einen fiktiven Rucksack packen, dessen Gewicht dich bremste. Und wenn du biwakieren mußtest, wußte der Computer genau, ob du einen Kocher angeklickt hattest oder nicht. Du mußtest den Wetterbericht checken. Du konntest eingeben: drei Wochen Urlaub, Großwetterlage abfragen und dann schauen, ob du das Optimale rausgeholt hattest. Du konntest bei großen Ereignissen dabei sein, mit Hillary und Norgay auf den Everest – und zwei Schritte vor ihnen ankommen: *interaktiv* nannten sie das, obwohl die Spieler währenddessen in ihre Sessel furzten statt in die dünne Luft.

## Die Samstagabendschau

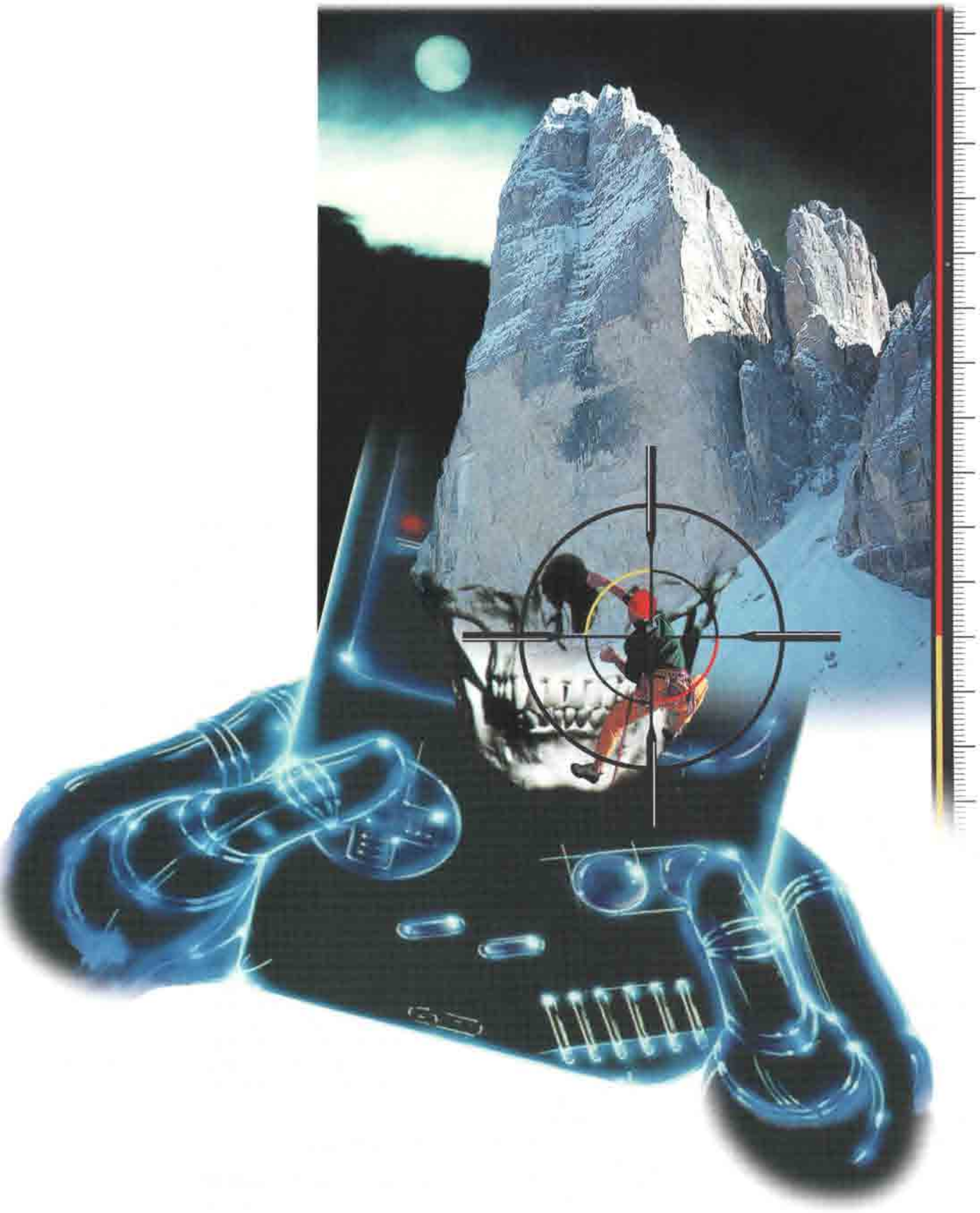
Sie veranstalteten Wettkämpfe, bei denen zehn Saalkandidaten die drei großen Nordwände aneinanderreihten und der Zuschauer zu Hause sich interaktiv einklinken konnte. Einmal schaffte es ein blutiger Anfänger am Eiger bis in die Ausstiegsrisse. Manche nutzten die Chance, fiktiv schneller am Ausstieg zu sein als der Kandidat (der Grindelwald für einen bayerischen Kurort gehalten hatte), andere nutzten interaktiv die Gelegenheit, dem Kandidaten mit den Steigeisen in Gesicht zu treten und hinabzustürzen. Quizfrage: Welche Sturzhöhe hat ein Bergsteiger, der aus der dritten Länge der Ausstiegsrisse abstürzt? Wie lange fällt er? Und in welchem Wandteil schlägt er auf? Das Wohnmobil gewann ein Taxifahrer aus Fulda. Die Sendung „Alpenglühn im Cyberspace" wurde ein Riesenerfolg. Von da an bauten sie immer mehr Werbung in die Kletterprogramme ein; es war ein Riesengeschäft. Die Werbeeinnahmen während der Samstagabendshow waren größer als die Umsätze der alpinen Ausrüstungsindustrie in den früheren Zeiten.
Die Alpen hatten sie mittlerweile auch gesperrt, für Fußgänger und Radfahrer jeder Art. Das war ein wichtiger Schritt. Jeder Aufenthalt unter freiem Himmel galt als „potentiell einer Gefährdung der Umwelt Vorschub leistende Straftat". Die Wege zwischen Wohnung, Auto und Arbeitsstätte mußten im Laufschritt zurückgelegt werden. Das betraf aber immer weniger Menschen, weil die meisten längst zu Hause am Bildschirm arbeiteten. Operationen wurden ferngesteuert per Computer durchgeführt; die Errichtung von Dachstühlen und Autobahnbrücken leisteten Roboter, die die Handwerkskammer per Satellit überwachte. Einkaufszonen wurden überdacht, ebenso die Fußballstadien. Landwirtschaft fand nur noch in Treibhäusern, Ställen und Silos statt. Unter freiem Himmel arbeiteten nur noch die Wärter, die nach wie vor in ihren Tarnklamotten durch ein menschenleeres Donautal robbten. Einen von ihnen aus den ganz frühen Zeiten habe ich hier im Gefängnis wiedergesehen; wenn ich sonntags zum Hofgang meine Zelle verlasse, schließt er im Korridor gegenüber die Türen auf. Er hat mich nicht erkannt.

## Der Widerstand

Wir bildeten eine Widerstandsgruppe. Wir trafen uns immer zu Neumond im Internet. Wir waren die AIPs, die „Alpinen Internet-Piraten". Anfangs ging es auch darum, kostenlos an Dinge wie das Spätsommer-update vom Obergabelhorn zu kommen oder die ebenso teuren wie amüsanten Interaktiv-Versionen der guten alten Trenker-Videos auszutauschen. Aber es stellte sich heraus, daß wir diesen Schrott haßten, diesen Ersatz, daß wir wieder an die „frische Luft" (so eine alte Redewendung) wollten. Es gelang uns, in die zentrale Programmsteuerung der Cyberabteilung einzubrechen und die interaktiven Kletterprogramme zu unterwandern. Wir gingen überaus vorsichtig ans Werk. Im Prinzip war unser Zug längst abgefahren, also hatten wir es *nicht* eilig. Die Zeit würde für uns arbeiten. Wir verschoben das Wetterformat der Pause-Touren um sechs Wochen. Es gab Neuschnee im September, und die Einschaltquoten sanken. Wir legten Steinschlag in die Große Zinne, das genügte fürs erste Jahr. Im folgenden Winter decodierten wir den Zugriff auf „Unvorhersehbare Witterungseinflüsse", und – das war der entscheidende Erfolg in jenem Jahr – wir knackten die nach oben begrenzte Lichtintensitäts- und Dezibelmarke für Gewitter. Dann ließen wir wieder die Tasten eine Weile ruhen und begnügten uns damit, die Cyber-Aktivititäten der Wärter zu überwachen. Gleichzeitig empfanden wir ironischerweise die künstliche Vertikale als unsere Welt, genau wie früher die richtigen Felsen. Was blieb uns anderes übrig? Wir durften nicht raus, und die anderen Spiele waren uns zu dumm. Und immerhin: Eine gewisse Routine ließ sich im Cyberspace erhalten.

## Die Kunst des Tötens

Als wir einen der Wärter in „unserem" Programm erwischten, zündeten wir das maximale Gewitter: atmosphärische Überhitzung im August plus einfallendes Tiefdruckgebiet. Aus Sicherheitsgründen loggten wir uns aus und



lasen es am nächsten Tag im Internet: Er war tot. Die gleichzeitige Geräusch- und Helligkeitsüberlastung hatte einen Hirnschlag ausgelöst.
Damit hatten wir den Schlüssel: Wir lockten die Wärter am Feierabend in die alten Freikletterprogramme übers Donautal. Wir änderten ihre medizinischen Eingangsgrößen, so daß sie sich geschmeichelt fühlten: Knapp die Hälfte ließen wir im ersten Anlauf den legendären „Großen Wahnsinn" hinauf. Wir fütterten sie mit Erfolgserlebnissen. Wir heizten den Konkurrenzkampf an. Wir sorgten dafür, daß der Chef immer ein bißchen besser war als die anderen. Dann lockten wir sie in die Dolomiten. Wir lockten einen von ihnen in ein Gewitter und töteten ihn. Man schrieb es einem Defekt in seiner Cyber-Brille zu. Wir streuten das Gerücht, in der Westlichen Zinne niste ein Wanderfalke, den sie schützen könnten, und erwischten wieder ein paar. Das Töten machte uns Spaß. Sie hatten es verdient.
Aber so waren wir zu langsam. Für jeden toten Wärter gab es zuviel Nachschub. Wir mußten sie alle auf einmal erledigen. Dazu reichten die ebenso mühsam wie liebevoll herbeigeführten virtuellen Bergunfälle nicht aus. Wir brauchten einen richtigen. Das Glück war mit uns, mit den Gerechten. Das Gerücht, es gäbe einen Wanderfalken in der Nordwand der Westlichen Zinne, war aus der virtuellen in die reale Welt der Wärter gedrungen. Es gelang uns, in die Überwachungskameras der Zinnengruppe zu kommen, und da sahen wir sie, wie sie in grünen Tarnklamotten über die schiefergrauen Schutthalden am Einstieg robbten. Sie tarnten sich voreinander. Als sie merkten, daß keiner allein den Ruhm dieser Aktion für sich haben würde, bewachten sie die Westliche Zinne im großen Maßstab. Da gab es zwar keine Falken, aber sie hatten ja Routine darin, Vögel auch dort zu schützen, wo sie überhaupt nicht vorkamen.

## Das Lehrprogramm

In einer verwegenen Aktion deponierten einige von uns ein Gewölle am Einstieg. Die Wärter wurden hysterisch. Sie mußten da hoch. Der nächste Schritt lag auf der Hand: Sie würden sich in das alte alpine Lehrprogramm einloggen. Da warteten wir auf sie. Wir instruierten sie, eine Zwanziger-Seilschaft zu bilden mit je genau drei Meter Abstand. Wir schlugen vor, von hinten den Normalweg zu ersteigen und in die Nordwand zu dem Nest abzuseilen. Einer von ihnen wagte die Frage, was sie an dem Nest wollten, es sei doch sehr schön, wenn der Falke einfach nur so – wir konnten ihn gerade noch mit einem Gewitter erledigen.
Dann stapften sie zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich auf einen Berg. Wir hatten unsere zwei besten Leute in der Seilschaft, die sie unauffällig führten. Am Ausstieg der Nordwand der Westlichen Zinne banden sich alle an einen Standhaken, der erste seilte ab und brach den Haken heraus. Er war angesägt, so wie sie es mit unseren Haken getan hatten. Unsere zwei Leute hatten sich ausgebunden, und die zwanzig Wärter stürzten gemeinsam in die Schotterhalde am Einstieg. Bis in alle Ewigkeit wird eine versteckte Schädelpyramide an unseren Triumph erinnern. Wir waren immer gegen Gewalt, schon immer gewesen. Aber was hätten wir tun sollen?

## Die Rolle von Mirosoft

Danach hatten wir für eine Weile leichtes Spiel und gewannen ein paar Zentimeter Freiheit zurück. Wenn wir eine bestimmte Route klettern wollten, speisten wir in die Überwachungskameras ein Standbild von der jeweiligen Wand ein. Dann hatten wir relative Ruhe, auch wenn es jedesmal ein Riesenaufwand war. Über drei, vier Jahre ging das gut.
Die Spionageabwehr von Mirosoft blieb allerdings nicht untätig. Ich glaube, sie wußten nie, wie weit wir tatsächlich in ihre virtuellen Katakomben vorgedrungen waren, aber auf einmal erwischten sie uns regelmäßig. Vielleicht verbargen wir unsere verschrammten Hände nicht sorgfältig genug. In den virtuellen Kontinenten, in denen man sonst seine Zeit verbrachte und verbringen mußte, holte man sich ja nicht einen Kratzer. Jedenfalls waren sie irgendwann auch mir dicht auf den Fersen. Immer häufiger wurde versucht, in meinen PC einzubrechen, und das konnten einfach nur die Schergen von Mirosoft sein. Wir mußten endgültig aufhören, wir hatten keine Chance mehr. In meinem Rechner hätten sie alles gefunden, alles: die dechiffrierten Codes für ihre Überwachungsprogramme, die tödlichen Gewittersimulationen, Namen und Adressen. Bevor ich alles vom Computer löschte, speicherte ich sämtliche Informationen auf zehn CD-ROMs. Ich verpackte sie wasserfest und versteckte sie in einer letzten riskanten Aktion in einer großen Sanduhr am Ausstieg einer Route im Donautal. Irgendwann wird jemand die elektronische Flaschenpost finden, und er wird die Wahrheit erfahren. Niemand wird dann mehr mit einem Angriff der Kletterer aufs Datennetz rechnen, und vielleicht kann man es dann endgültig zerschlagen. Aber bis dahin wird noch viel Zeit vergehen.
Ich täuschte einen Raubüberfall vor, ließ mich erwischen und war geständig. Die Sache war so klar, daß niemand meine kriminelle Vergangenheit als Kletterer untersuchte. Ich brach den Kontakt zu meiner Familie und meinen Freunden ab und ging ins Gefängnis.
Hier bin ich unglücklich. Aber ich bin sicher. Schön war die Zeit, bevor die Wärter uns die Felsen nahmen.
Kaum jemand ahnt, wie schön das war.

*Noch um die letzte Jahrhundertwende hat der „Bergsteigermaler" E.T. Compton (s. S. 188) für viele Bände dieser Jahrbuchreihe die Berge mit kaum überbietbarer Detailgenauigkeit dargestellt: dem Schau- und Entdeckerbedürfnis von Alpinistenaugen Rechnung tragend.*

***Fotografische Präzision***

*Die Perfektion der Fotografie und der Techniken, diese zu reproduzieren, hat ihn und seine Zunftgenossen dieser Aufgabe schließlich enthoben. Kein noch so penibel auf exakteste Wiedergabe seines Sujets bedachtes Werk eines Malers oder Grafikers erreicht die dokumentarische Unbestechlichkeit einer fotografischen Ablichtung.*

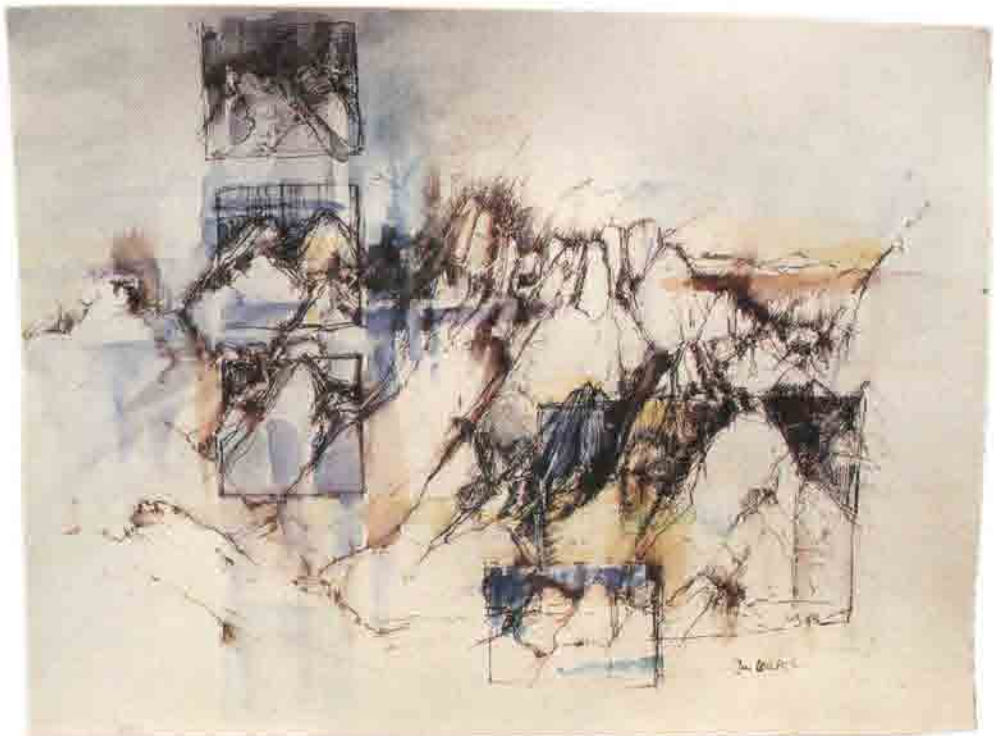
*Davon unbeeindruckt hat E.T. Compton zeitlebens weiterhin „naturgetreue" Bilder gemalt – auch wenn diese nicht zur Illustration alpinistischer Fachpublikationen dienten. Aber vermutlich hat er, wie andere (und auch Fotografen), seine Bildausschnitte doch so gewählt, daß darin nichts Störendes – häßliche Gebäude, Kiesgruben o. ä. – die Szene verschandelten.*

*Vielleicht sogar hat er derlei einfach nicht mithineingemalt in seine Bilder. Selbst einer wie er hätte dann gewissermaßen „virtuelle" Realitäten geschaffen; so wie entschieden bewußter und konsequenter die Maler vieler Generationen vor ihm, die aus naturgetreu gegebenen Einzelelementen ihre heroischen, idealen oder romantischen Landschaften komponiert haben.*

*Wechselbeziehungen zwischen der Entwicklung der Fotografie und der Malerei gibt es allerdings viele. So haben die Avantgardisten unter Comptons zeitgenössischen Malerkollegen gerade aus der Unübertreffbarkeit der Fotografie darin, die Wirklichkeit „wirklichkeitsgetreu" abzubilden, offenbar die Freiheit gewonnen, hinter der unmittelbar sichtbaren andere, zwar „gegenständlich" nicht faßliche, doch empfindbare, zu erahnende Wirklichkeiten wahrzunehmen und sichtbar zu machen ...*

***Durch die Cyberbrille gesehen***

*Gegen Ende dieses Jahrhunderts nun scheint die Entwicklung der visuellen Produktions- und Reproduktionstechniken indessen eine Phase erreicht zu haben, worin banale und simulierte Wirklichkeit kaum noch voneinander zu unterscheiden sind. Das könnte unter anderem zur Folge haben, daß das Foto, der Film ihre dokumentarische Beweiskraft verlieren. Ersatzlos? Wir wollen uns nicht dazu versteigen, über Möglichkeiten, Aufgaben und Gewicht unter anderem von bildender Kunst in einer solchen Welt offenbarer Beliebigkeit zu spekulieren. In einem Themenblock aber, in welchem wir uns zwischen Fiktion und unterschiedlichen Aggregatszuständen der Realität zurechtzufinden suchen, sollten – in ihrer Sprache – auch Mitmenschen zu Wort kommen, die sich auf solchem Terrain vermutlich sicherer zu bewegen wissen als wir Durchschnittsbürger. Wir haben deshalb drei gegenwärtig schaffende Künstler und eine junge Künstlerin gebeten, uns in die Welt ihrer „Bilder vom Berg" schauen zu lassen.* *Elmar Landes*



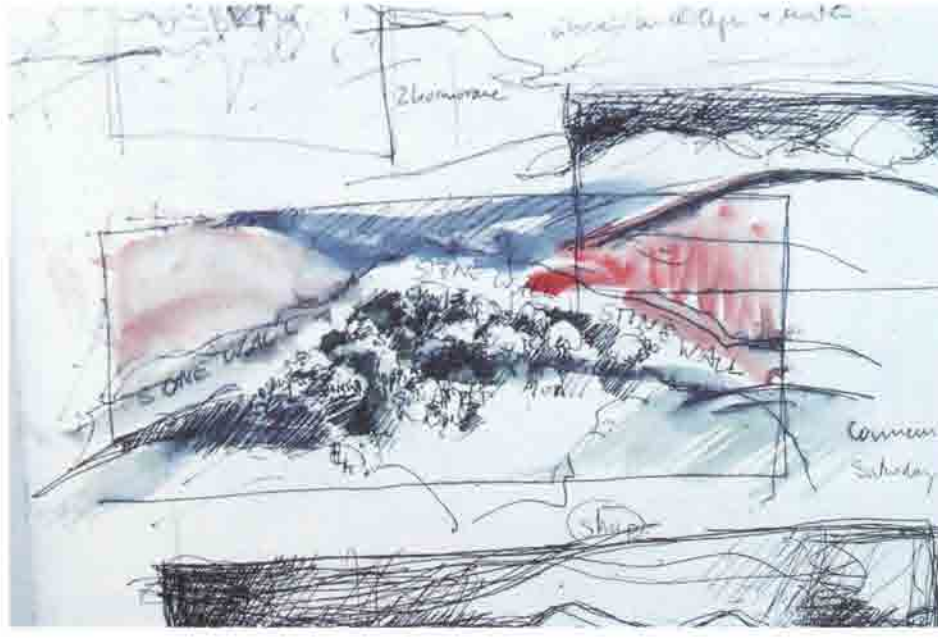
**Karin Bergdolt: „24 hours in a day of a mountain" Filzstift/Tusche aquarelliert 30/40 cm**

**Einblick in den Entstehungsprozeß ihrer Arbeiten von den ersten Skizzen und Farbnotizen bis hin zum – vorläufigen – Endergebnis will uns Karin Bergdolt hier und auf den folgenden Seiten geben ...**





Karin
Bergdolt



**Oben
und rechts:
Blätter aus dem
Skizzenbuch
Filzstift/Aquarell
DIN A 4**



**Ohne Titel**
**Filzstift/Tusche**
**aquarelliert**
**30/40 cm**

Karin Bergdolt zu ihrer Arbeit:

„24 hours in a day of a mountain"

*Es sind ja nicht nur die 24 Stunden,*
*die ich irgendwo sitzend verbringe.*
*In den 24 Stunden bewege ich mich*
*entweder körperlich und/oder geistig weiter.*
*Das kann auch im bloßen Anschauen stattfinden,*
*die Farben verändern sich auch ständig.*
*Es gehört also immer ein Weg dazu.*
*Und auf dem Weg nehme ich die Natur wahr*
*in ihren Formen und ihren Farben,*
*welche sich permanent ändern und nicht*
*von meiner Wahrnehmung alleine abhängig sind.*
*So wie sie eben ist. Ganz naturalistisch,*
*mit allem was so dazugehört,*
*aber doch auf meine persönliche*
*Wahrnehmung angewiesen...*



Oben und Seite 261:
ohne Titel
Eitempera und Erde
auf Leinwand
110/100 cm



*Karin Bergdolt,*
*geb. 1968 in Nördlingen,*
*daneben liegen wichtige Orte in meinem bisherigen Dasein:*
*in Tirol, Kanada, Oberallgäu, nun in München – und immer in den Bergen*

*Berufliche Ausbildung:*
*– Staatl. anerk. Erzieherin*
*– Freiberufliche Tätigkeit als Referentin im Feld der Erlebnispädagogik*
*(u. a. Schulungsteam DAV; Allgäuer Seminare; Gründungsmitglied Horizont e.V.,*
*Gesellschaft für erlebnispäd. Lernen; Kulturfabrik Augsburg),*
*Schwerpunkt Verbindung Erlebnispädagogik und Kunst*

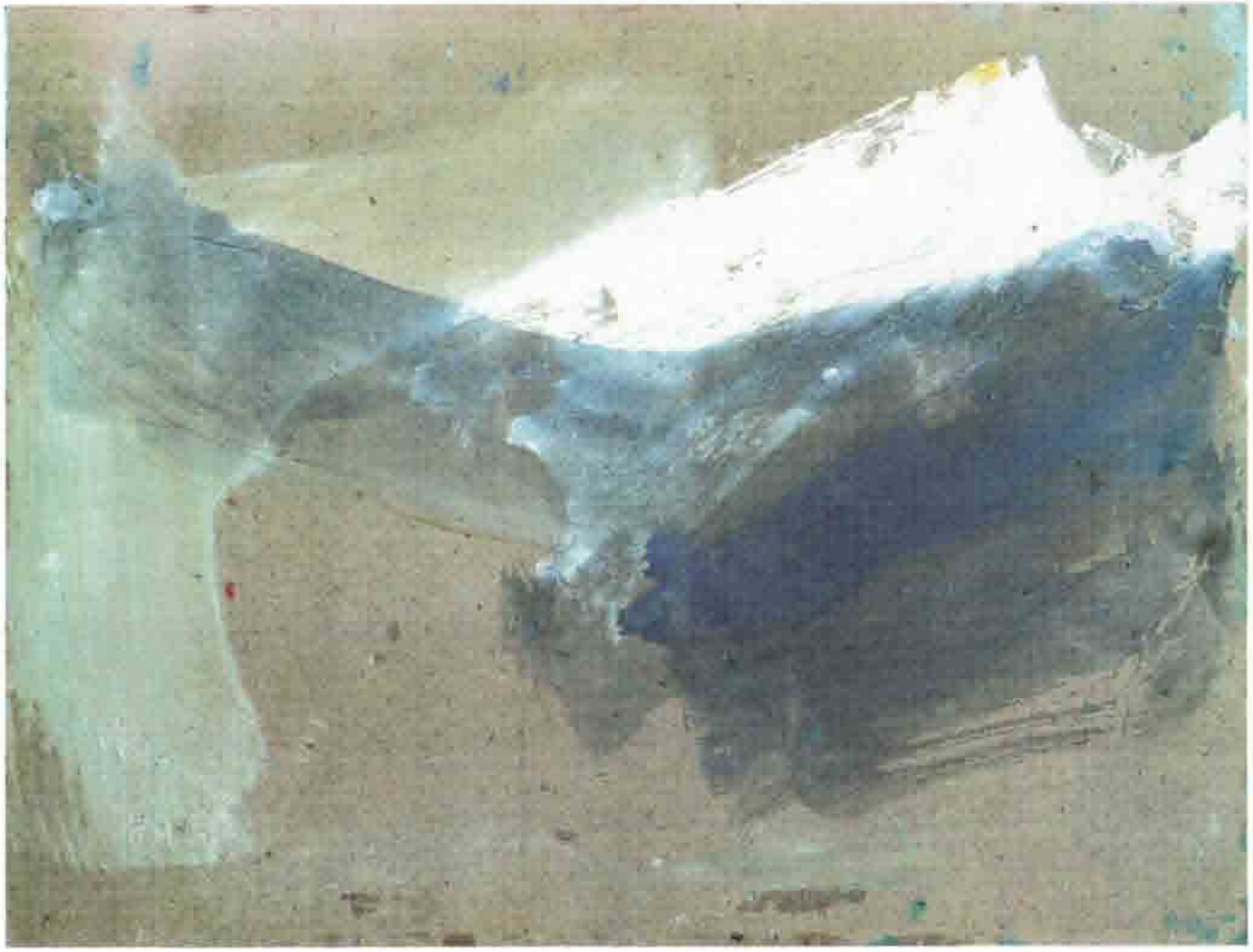
*Künstlerischer Werdegang:*
*Seit 1993 Studium der Kunsterziehung, derzeit an der Universität München,*
*Lehrstuhlinh. Prof. Walter Kehr*
*Wichtige Stationen/Einflüsse*
*– Auslandsaufenthalt in Kanada, Kunstunterricht unter Prof. D. Gwynn*
*– Tätigkeit im Nördlinger Künstlerkreis 1988 bis 1991,*
*seitdem Auftragsarbeiten verschiedenster Art*
*– Einzel- und Gruppenausstellungen im Allgäu, in Nördlingen, Augsburg, Leipzig*

*Selbst aktive und begeisterte Bergsteigerin*

Ernst
Heckelmann

„Neuschnee"
Mischtechnik
90/35 cm





**„Weißer Berg"**
**Mischtechnik**
**21/27 cm**

*Ernst Heckelmann,*
*befragt nach seinen Bergbildern:*

*„Am besten*
*an den Bergen*
*sind die Lawinen*
*und unser seliger*
*König Ludwig ..."*



Oben:
„Blick aus König Ludwigs
Kutschenfenster"
Mischtechnik
47/24 cm

Rechts:
„Lawinenabgang"
Mischtechnik
24/18 cm





Oben:
„Gletscher-Meer"
Mischtechnik
115/200 cm

*Ernst Heckelmann,*
*geb. 1948 in Wartaweil/Obb.*
*Studium der Malerei*
*an der Kunstakademie*
*in München;*
*ab 1978 Einzel- und*
*Gruppenausstellungen*
*in München, Düsseldorf,*
*Berlin, Wiesbaden,*
*Augsburg u. a.*
*1989 Kunstpreis*
*der Stadt Ebersberg*
*1990 Stipendium*
*International Art Camp*
*in Kuala Lumpur*
*Sommerstipendium*
*für Malerei*
*in Bremervörde*
*1994 Arbeitsaufenthalt*
*Schloß Solitüde,*
*Stuttgart*
*lebt als freier Maler*
*in München*

# Horst Heilmann





**Oben:**
**„Winterlicht"**
**Pastell/Tempera/Dispersion**
**77,7/67,5 cm**

**Oben rechts:**
**„Lichtwechsel"**
**Pastell/Dispersion**
**116,3/80 cm**

Horst Heilmann zu seinen Bildern:

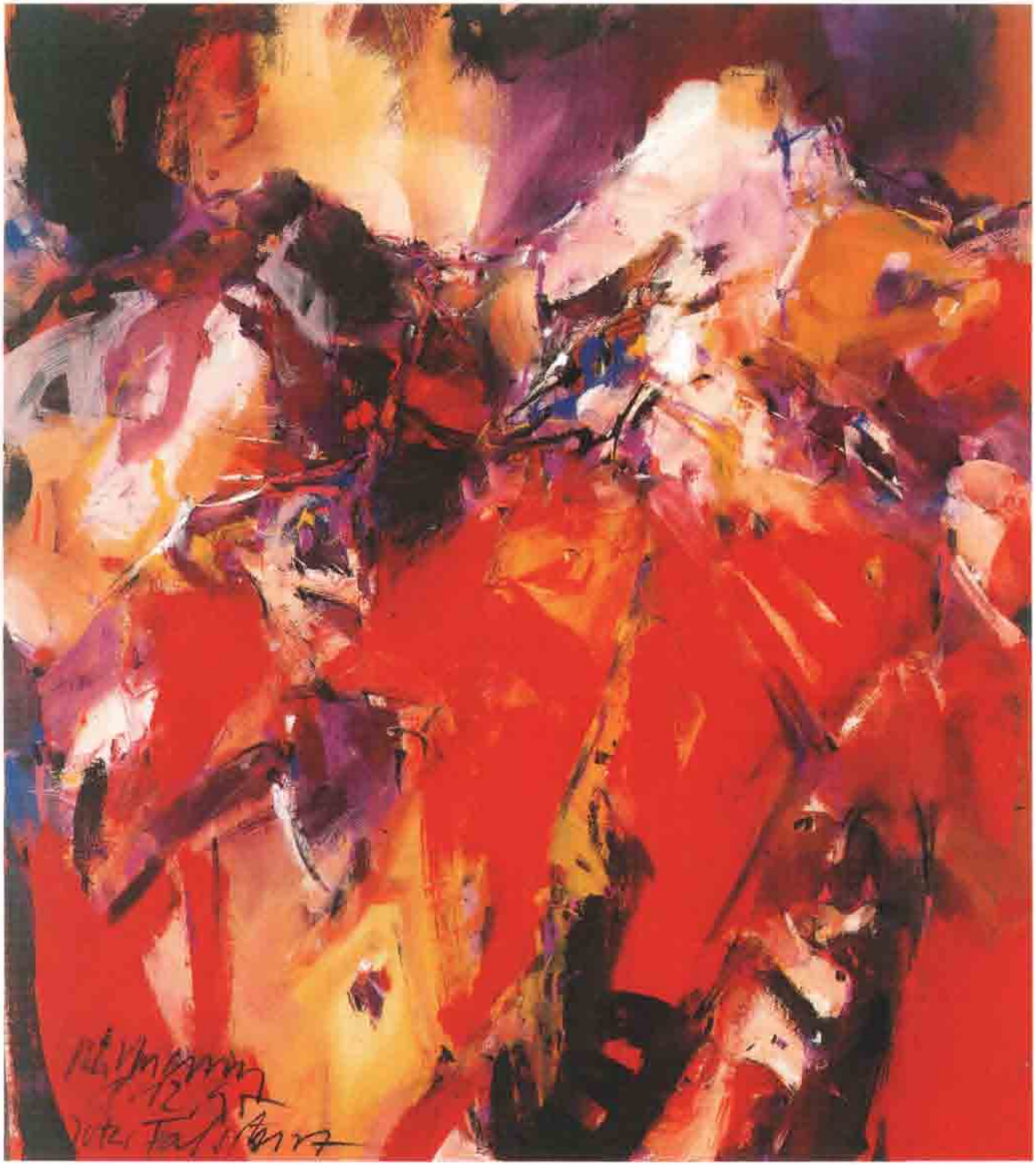
*DIE LANDSCHAFT UM MICH*

- *Die Vielfalt ihrer Erscheinungsformen und räumlichen Bezüge, ihre ständige Verwandlung unter wechselnden Bedingungen;*
- *ihr ganzer optischer Reichtum im Zusammenspiel von Raum und Körper, im Spannungsfeld von bedrängender Nähe und befreiender Weite, von Licht und Dunkel, stofflicher Dichte und farbigem Schein, die Fülle ihrer Ausdruckswerte;*
- *vor ihr Faszination und Betroffenheit zugleich, um sie Geheimnis und Aura.*

*DIE BILDER DER LANDSCHAFT*

- *Versuche wechselnder Annäherung, Analyse und gefühlsmäßige Hingabe;*
- *ein offener Prozeß, die Unabwägbarkeit des Resultates;*
- *die Landschaft begreifen, sich an sie ausliefern, ihre Vieldeutigkeit bewahren;*
- *keine Abbilder von Wirklichkeit, sondern Bilder als Antwort auf Wirklichkeit.*

Unten:
„Roter Talsturz"
Pastell/Tempera/Dispersion
90/80 cm



Unten:
„Mit Schneefeld"
Pastell/Dispersion
100/80 cm





**Oben:**
**„Fließendes Licht"**
**Pastell/Dispersion**
**90/80 cm**

*Horst Heilmann,*
*1944 in Kempten/Allgäu geboren,*
*1964–1970 Studium an der Universität*
*und der Akademie*
*der Bildenden Künste in München,*
*seit 1972 Ausstellungstätigkeit*
*im In- und Ausland,*
*lebt und arbeitet in Kempten/Allgäu.*

Bernhard
Jott
Keller

**Rechts: Aus der Serie „Der Berg im Kopf" Acryl, Kreide, Bleistift, Buntstift, auf Papier 34/24 cm**

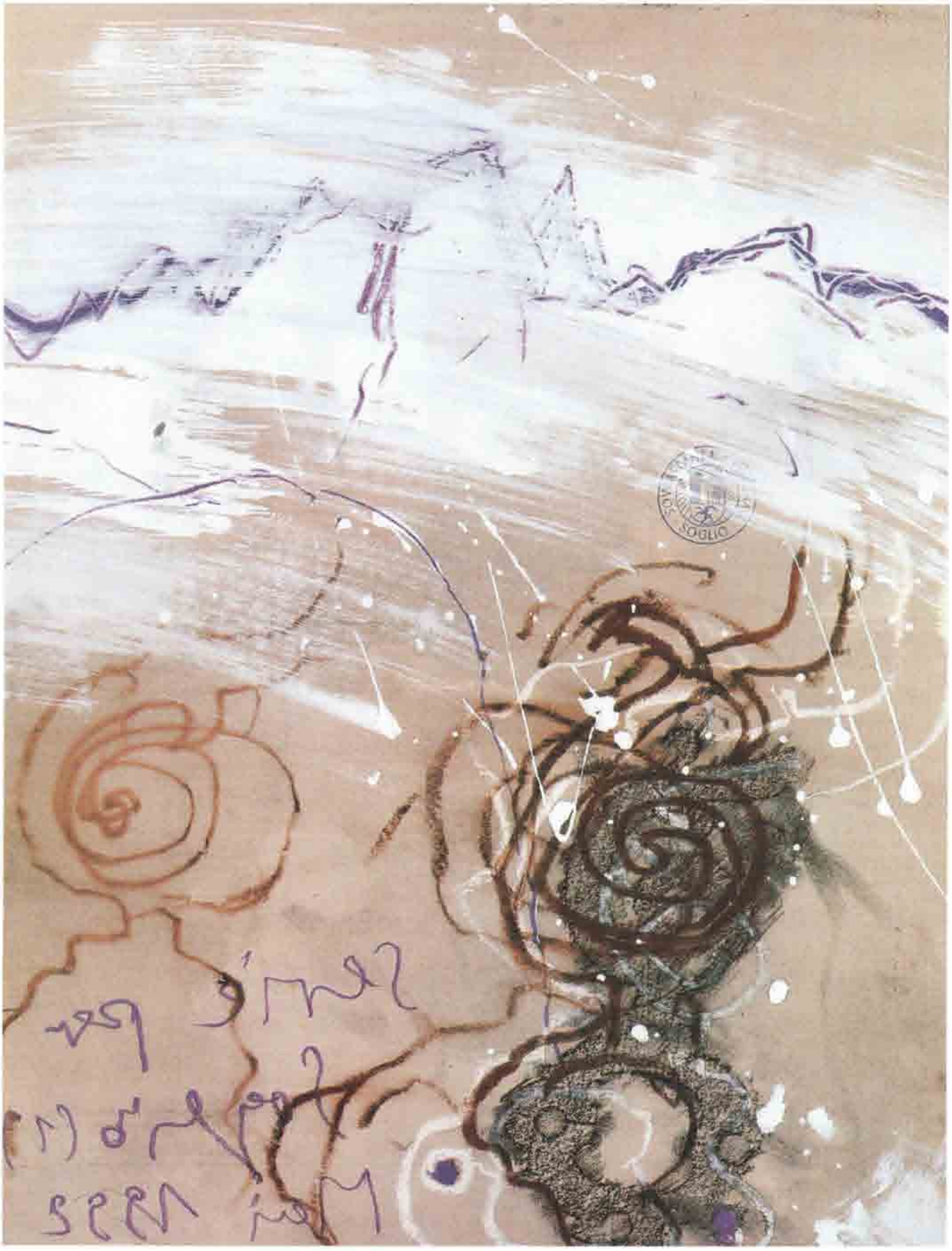




**Aus der Serie**
**„Aufs Horn genommen"**
**Acryl, Beize**
**Collage auf Obsttüte**
**44/52 cm**

Bernhard Jott Keller zu seinen Bildern:

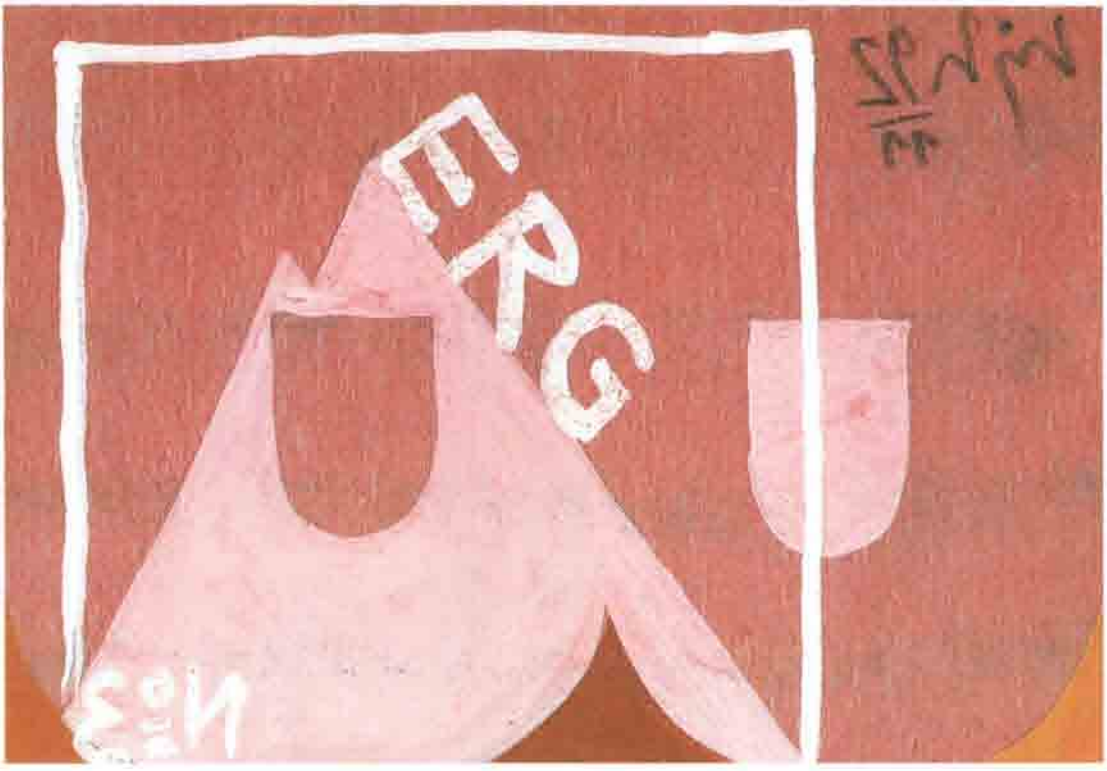
*Daten und Einfälle zum Phänomen „Berg".*
*Auf Zetteln, in Heften und immer wieder in Form von*
*Bilderzyklen. Der Berg: Draußen. Vor dem Haus.*
*In Berlin oder im Allgäu. Drinnen. In Dir oder in mir.*
*Der Bilderzyklus „Der Berg im Kopf" (S. 270)*
*schildert den Versuch, ihn zu überwinden,*
*die Blockade zu lösen. Es hat funktioniert.*
*„Aufs Horn genommen" (s. oben) auf der Suche*
*nach Konturen, die mal mehr, mal weniger an Gipfel-Hörner*
*erinnern. „Reste vom Paradies" (S. 272) sammelt*
*historische und zeitlos gewachsene Zeichen*
*oder Reste davon und stellt sie zueinander in Beziehung.*
*Die Serie „Das Ende der Idylle" markiert Umbruch*
*und Veränderung unter der Last menschengemachter*
*Umweltprobleme, zu deren Opfern auch zunehmend die*
*„heile" Bergwelt gehört. Bergzeichen als Bergkunstpost*
*(S. 274). „Wie Bojen der Phantasie schwimmen*
*diese und ähnliche Sendungen auf dem Meer der*
*ordinären und zweckgebundenen Post".*
*Michael Schreiner (Augsburger Allgemeine)*





Oben: Aus der Serie „Das Ende der Idylle?“
Acryl, Beize, Latex, Kreide, Spraydose, Collage,
Montage auf Karton 140/100 cm

Seite 272: Aus der Serie „Reste vom Paradies“
Acryl, Beize, Bleistift, Collage
Stempel auf Papier 40/30 cm




**Kunstpostkarte**
**Acryl, Beize, Korrekturstift**
**auf Karton; 10/14,8 cm**

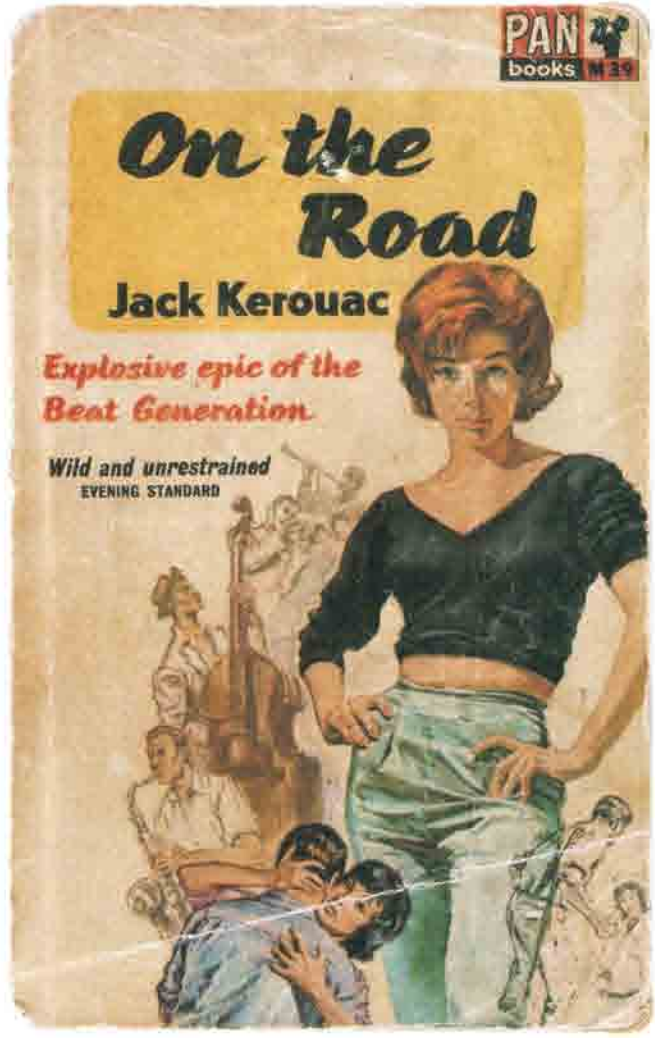
*Bernhard Jott Keller,*
*geb. 1950 im Allgäu.*
*Lebt als Maler und Verleger*
*in Riesen,*
*einem kleinen Weiler am Lech*
*und beschäftigt sich seit 1989*
*mit dem Phänomen „Berg"*
*in Bild und Wort.*
*Seit 1979 zahlreiche Ausstellungen*
*und Veröffentlichungen*
*u.a. den Bild-/Textband „Ich. Der Berg. Und Du?"*
*im Verlag für moderne Kunst,*
*Nürnberg.*

# Als Zen-Gammler unterwegs zu den Hohen Bergen

Die unbefangene Naivität des Schriftstellers Jack Kerouac oder:
Nur was man staunend erlebt, ist von Bedeutung

Willi Schwenkmeier

**„On the Road" von Jack Kerouac (rechts unten: Titel einer Taschenbuchausgabe) gehörte zum unverzichtbaren Tourengepäck auch eines Royal Robbins und ebenso vieler europäischer Kletterer, die Robbins Spuren im Yosemite folgten**




*Nach diesem ganzen Trara (und da war noch mehr) kam ich an einen Punkt, wo ich Einsamkeit brauchte, wo ich diese Maschine anhalten mußte, um nicht mehr zu „denken" und das was sie „Leben" nennen nicht mehr zu „genießen", ich wollte mich einfach ins Gras legen und in die Wolken sehen –*
*Es heißt auch in einer alten Schrift: – „Weisheit läßt sich nur aus der Sicht des Einsamen erlangen."*
*Und ich hatte sie ohnehin gründlich satt, die ganzen Schiffe und Eisenbahnen und Times Squares aller Zeiten –*
*ich bewarb mich beim US-Landwirtschaftsministerium um einen Job als Brandwache im Mount-Baker-Nationalforst im Kaskadengebirge im grandiosen Nordwesten.*
*Allein schon wenn ich diese Worte ansah überkam mich ein Zittern bei der Vorstellung von kühlen Kiefern an einem morgendlichen See.*
*Und so schlug ich mich nach Seattle durch, fünftausend Kilometer weit weg von der Hitze und dem Staub der Ostküstenstädte im Juni.*

Damit beginnt die Erzählung „Allein auf einem Berggipfel", in der der „Lonesome Traveller" Jack Kerouac – so übrigens auch der Titel dieses Buches – seine Erlebnisse als Feuermelder auf dem Desolation Peak im Sommer 1956 schildert. Die Zeit auf diesem Berg bildet zugleich das Schlußkapitel von „Gammler, Zen und Hohe Berge" („The Dharma Bums"), 1958 in Amerika erschienen und neben „On the Road" („Unterwegs") und „Visions of Cody" eines der wichtigsten Werke nicht nur von Jack Kerouac, sondern auch jener impulsiven Schriftstellergeneration, die als „Beat Generation" weit über die Grenzen Amerikas hinaus berühmt geworden ist. Außer Jerome D. Salingers „The Catcher in the Rye" und „On the road" hat kaum ein anderes Werk die amerikanische Jugend der fünfziger Jahre so beeinflußt und auch bestimmt wie „The Dharma Bums"; heutzutage, in der Polarität zwischen neuem Naturverständnis einerseits und „virtual reality" andererseits, könnte es durchaus eine Renaissance erfahren.

## Verrissen und verklärt



**Rechts:**
**Jack Kerouac**

In diesen Jahren erschien auch Allen Ginsbergs Poem „The howl" („Das Geheul"), eine vehemente Anklage des „Molochs" USA, das für Furore und Verstörung sorgte, denn derart drastisch und kraß hatte noch niemand die Schattenseiten des „American way of life" bloßgelegt. Ginsberg gehörte wie Kerouac dieser ominösen „Beat Generation" an, zu der sich auch Autoren wie William Burroughs, Gregory Corso, Lawrence Ferlinghetti oder Gary Snyder rechneten. Literatur kann bekanntlich gesellschaftliche Realitäten widerspiegeln, gute Literatur wird Abnormitäten und Auswüchse dieser Gesellschaft zum Gegenstand haben und auf Änderungen drängen. Über die Kritik der „Beats" an der real existierenden Gesellschaft der McCarthy-Ära und des Korea-Kriegs sind genügend Interpretationen versucht worden, eine gänzlich objektive Darstellung ist bisher – zumindest in der deutschsprachigen Literatur – nicht vorzufinden. Literatur-Puristen haben offensichtlich Schwierigkeiten mit der unverblümten, spontanen Sprache der „Beats" und versteigen sich in Formalismen, ohne den sozialen Hintergrund genügend zur Kenntnis zu nehmen; eine Auseinandersetzung mit den Werken der „Beat Generation" ist zugleich eine Auseinandersetzung mit der amerikanischen Gesellschaft dieser Zeit. Folglich verdammen Verteidiger des „American way of life" die „Beats" als Nestbeschmutzer, eben weil sie sich mit dieser Gesellschaft nicht mehr identifizieren wollten, und zerpflücken ihre Bücher als das spätpubertäre Gefasel einer Horde kreischender Pseudo-Verweigerer. Demgegenüber steht die Garde der verklärenden Sympathisanten, die auch noch die nichtssagendsten Texte als „message" begreifen und in den „Beats" die Heroen der heraufziehenden Subkultur sehen, die in John F. Kennedy ihren Messias fand, in der Hippie-Ära und im Woodstock-Festival kulminierte und spätestens mit dem Desaster von Watkins Glen und Johnsons Vietnam-Bombardierung ihren Niedergang erlebte. Zu diesem Zeitpunkt war Jack Kerouac bereits tot, er war am 21. Oktober 1969 in St. Petersburg (Florida) gestorben, nachdem er sich quasi systematisch zu Tode gesoffen hatte.

## „Okay Welt, ich werde dich lieben!"

Rund zehn Wochen vor Kerouacs Tod, am 6. August 1969, wurde im Park des Grand Teton in Wyoming die Leiche eines 35jährigen Mannes gefunden, der sich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte: Gary Hemming. Zwei Jahre zuvor hatte Gary Hemming einen Aufsatz verfaßt, der, übersetzt von Konrad Kirch, unter dem Titel „Auf der Suche nach dem Gleichgewicht – Philosophie eines amerikanischen Bergsteigers" nach dem Tod Hemmings im „Alpinismus" (Heft 8, 1970) abgedruckt wurde.
In diesem Aufsatz spricht Hemming vom „reinen Felsklettern", das für ihn im Gegensatz steht zur Zivilisation Amerikas, das all seinen Problemen technologisch beizukommen versucht. Hemming hatte die rebellierenden Beats in seiner Heimat miterlebt, ihn interessierten die neuen Alternativen der Hippies und der fernöstlichen Kulturen. Er glaubte, eine Gesellschaft zu durchschauen, die nicht bereit war, Andersdenkende wie ihn als gleichberechtigt zu akzeptieren. Das Wohlstandsstreben kam ihm verlogen vor, ebenso die Erwartungen eines festgefahrenen, gesättigten „Establishments". Folglich suchte er nach Auswegen, nach andersgearteten Möglichkeiten: Neben dem Klettern experimentierte er auch mit Drogen (*Ich habe das gemacht, um zu sehen, wie es ist, nichts weiter!*), er ging nach Europa und hatte auch ein Buch geschrieben, für das sich jedoch kein Verleger fand, allem Anschein nach waren seine Gedanken damals als zu gewagt und zu nonkonformistisch empfunden worden. Bergsteigen war für Gary Hemming ein Mittel, um zu sich zu finden; das Leben war ihm das Höchste und heilig, und *zu kurz, um Maschinen der Zerstörung zu bauen, zu kurz, um es inmitten von infernalischem Lärm und Gestank zu verbringen.* Was ihn dazu gebracht hat, sein Leben derart zu beenden, ist nicht bekannt. *Okay Welt, ich werde dich lieben!* sagt Jack Kerouac in seiner selbstgewählten Einsamkeit auf dem Desolation Peak, und dieser Tenor läßt sich auch aus den Schriften Gary Hemmings herauslesen. Beide verbindet mehr als lediglich der fast zeitgleiche Tod, und auch wenn letztendlich der Beweis nicht erbracht werden kann, so ist dennoch mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Gary Hemming die Bücher Jack Kerouacs nicht nur bekannt waren, sondern daß sie ihn auch nachhaltig beeinflußt haben. Gary Hemming, der vehementeste Vertreter der amerikanischen Freikletterbewegung der sechziger Jahre in Kalifornien, das Enfant Terrible der damaligen Kletterzunft, machte sich Kerouacs Gedankenwelt zu eigen und lebte schließlich auch nach jenen Prinzipien, die Kerouac in den „Dharma Bums" offenbart (und, es sei nicht verschwiegen, von denen er sich später distanziert, als ihm die Kritiker vorwerfen, er sei bereits „kommerzialisiert" geworden).

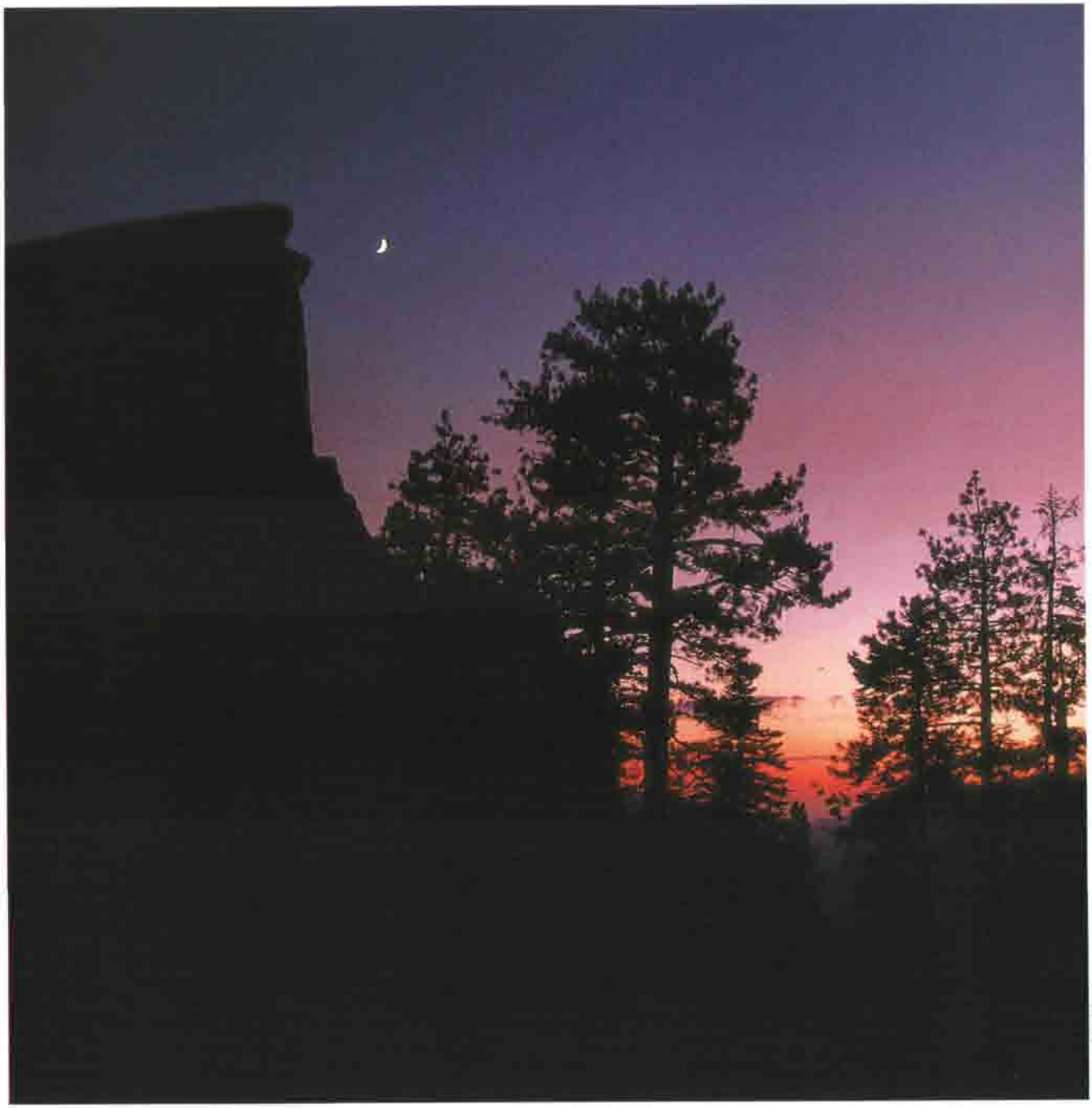


Foto: Felix Ortlieb

„Okay Welt,
ich werde dich lieben"
Unterm Half Dome
(Yosemite)

Seite 279:
„Zwischen den weißen Wolken
bin ich immer alleine"
Die eisverkrusteten Gipfel
des Cerro Torre und Torre Egger
im Wolkengewoge

## „Eine Art moderner Franziskanismus"

Jack Kerouac wurde 1922 in Lowell/Massachusetts als Sohn franko-kanadischer Einwanderer geboren. Die Familie war geprägt von einer engherzigen Form des Katholizismus, die ebenso wie die Abstammung Kerouac als Kind zum Außenseiter stempelte. *Offensichtlich von Anfang an – und dies zieht sich auch durch Kerouacs gesamtes Werk – ist eine extreme Zärtlichkeit da zu Tieren, zu Kindern, zu allem Wachsenden und Werdenden, eine Art moderner Franziskanismus, der herberen Geschmäckern zuweilen zu süßlich erscheint ... wenn das Gefühl bei Kerouac mitunter auch zum Tränenstrom anschwillt, so ist es aber immer da, einerweise, und am Ende staunt man über die enorme Antwortbereitschaft des Mannes auf anscheinend alles, was er jemals erlebt hat – im wahrsten Sinne des Wortes von seiner Geburt an bis vor einer Minute.* (Seymour Krim im Vorwort zu „Engel, Kif und neue Länder".)

Es wimmelt in allen Büchern des „erwachsenen" Kerouac von Spielen, Tagträumen, Phantasien und irrealen Spekulationen, doch stets wird dabei, wie Seymour Krim es treffend beschreibt, *zurückgelauscht auf die Kindheit in Lowell, auf das, was wir ohne Erröten den „amerikanischen Gedanken" nennen dürfen.* Amerikanisch durch und durch ist auch zunächst Kerouacs Lebensweg: College, Columbia-Universität dank eines Stipendiums, nach Amerikas Kriegseintritt ein kurzes Zwischenspiel bei der Kriegsmarine, später ein Versuch als Handelsmatrose. *Dann kamen in bunter Reihenfolge ein Jahr an der New School for Social Research in Manhattan mit GI-Stipendium, Abschluß seines ersten Romans, Tramp- und Anhalter-Touren quer durch die USA und Mexiko und wachsende Zuneigung zu San Francisco, das er dann nach seiner Zeit als Berg-Brandwache im Bundesstaat Washington als ersten Hafen ansteuerte.* Was Seymour Krim hier so salopp und lapidar skizziert, ist der Gegenstand von elf Büchern Kerouacs, die er in nur sechs Jahren geschrieben und durch die er die „Beat Generation" geschaffen hat.

So transkontinental Jack Kerouac auch geprägt war, die Westküste um San Francisco mit ihren Intellektuellen und deren Experimentierbereitschaft haben ihn mehr beeinflußt als der Konservativismus der Ostküste, wenngleich er sich davon nie in voller Konsequenz zu lösen vermochte. Die „Beats" waren ein Produkt Kaliforniens; Klima, geographische Lage und eine Anzahl *gleichgesinnter neobuddhistischer, antimaterialistischer, zahm anarchistischer junger Amerikaner, wie er sie in New York, Boston oder Philadelphia niemals getroffen hätte* (Seymour Krim) gaben den Anstoß zu Kerouacs existentieller Betrachtungsweise, deren Originalität im Auffinden und Darstellen von sprühendem Leben lag.

Kerouac und seine Kumpel gierten geradezu nach Erlebnissen, nichts war schlimmer als emotionaler Stillstand und Wiederholung. Sie empfanden sich als „ausgepumpt" – die eigentliche Bezeichnung für „beat" –, aber auch als „beatific" („selig") und „hip" („eingeweiht") und ständig „auf Draht". Beat hat weder etwas mit der erst später populären Musik zu tun noch mit dem Lebensgefühl der Beatles-Ära; Kerouac bezeichnete sich und seine Freunde einmal als „beaten generation", als „geschlagene Generation", sie nannten sich „Hipsters" oder „Beatniks" und waren mehr oder weniger ein Zirkel von Verweigerern und Aussteigern, die literarische Manifeste verfaßten.

Kerouac avancierte durch „On the road" zum „Vollgasfahrer der amerikanischen Prosa", die Sprache spiegelte den hektischen Rhythmus des Unterwegsseins wider, nichts engte den ungestümen Schwung der Diktion ein. *Die Bedeutungsskala von beat,* heißt es in Harenbergs Literaturlexikon, *reicht vom musikalischen Takt des Cool Jazz über einen Erschöpfungszustand und die mobile Lebensweise eines mittellosen Stromers (hobo, bum) bis zur mystischen Verklärung in den Status der „Seligkeit" (beatitude).*

In der Tat ist Kerouacs Sprache in den besten Passagen mit einem improvisierenden Jazz-Solisten vergleichbar, ohne Interpunktion, dafür mit Gedankenstrichen, genauso wie ein Musiker, der Atem holt. Es gibt kein Suchen nach treffenden Wörtern, spontanes, freies Assoziieren bestimmt die Gedankenwelt, wofür man den Begriff „action writing" fand: Kerouac schrieb „On the road" in der unglaublichen Zeit von drei Wochen, es ist wie ein Dahinrasen übers Papier.

Letztendlich stehen die Nonkonformisten der Beat Generation in der Tradition eines Walt Whitman oder eines Henry David Thoreau, der Kerouac maßgeblich beeinflußte. (Im „Traumtagebuch", Kerouacs vielleicht radikalstem Werk, ist ein Traum niedergeschrieben, in dem Kerouac in Thoreaus Walden-See-Hütte mit einem Mädchen zusammentrifft.) Kerouac und die Literaten um ihn haben nicht nur alternative Lebensformen propagiert, sie werden auch als Mentoren des späteren „movements" gesehen, der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Ohne Zweifel hat auch die Hippie- und Yippie-Szene von San Francisco die Impulse aufgesaugt, die von der Beat Generation ausgingen.



Foto: Gottlieb Braun-Elwert

## Han Shan gewidmet

Die recht vage formulierten Ideale der Beat Generation sind, vor allem in Kerouacs „The Dharma Bums", eine Wiedergabe buddhistischer Formeln, die allzu oft den Eindruck von nur Halbverdautem hinterlassen. Dem widerspricht nicht, daß sich Kerouac in der Tat mit Zen beschäftigt hat, aber ähnlich wie in der Flower-Power-Zeit eine unkritische Begeisterung für alles Indische entstand, ähnlich auch dem, daß heute so manche Esoteriker glauben, mit der Lektüre eines Taschenbuchs hinter die Geheimnisse fernöstlicher Lebensweisheiten zu blicken, so waren auch die Beats der irrigen Meinung, mit Hilfe von selbstformulierten Haikus und buddhistischer Terminologie die Welt aus den Angeln heben zu können. Fernöstliche Mystik war das Gegenstück zum „American way of life", woran es den Beats mangelte, war die letzte Konsequenz dieses Wegs. Den schlug Allen Ginsberg in späteren Jahren ein, wirklich verfolgt hat ihn auch Gary Snyder (der Japhy Ryder in Kerouacs „Dharma Bums"), als er für geraume Zeit hinter den Mauern eines Zen-Klosters in Japan verschwand.

Kerouac hat „Gammler, Zen und Hohe Berge" Han Shan gewidmet, einem mythologischen Chinesen, der das „Han Shan Shih" verfaßt hat, die „Gedichte vom Kalten Berg":

*Ich wohne auf dem Berg*
*Niemand der mich kennt*
*Zwischen den weißen Wolken*
*Bin ich immer allein.*

Niemand weiß genau, wer sich hinter dem Autor *Han Shan* verbirgt, die Gedichte sind vor rund tausend Jahren entstanden, doch ihr Autor ist *von einem Nebel historischer Ungewißheit, inhaltlicher Widersprüchlichkeit und populärer Legendenbildung umgeben* (so der Übersetzer Stephan Schuhmacher in der deutschen Ausgabe, Diederichs-Verlag 1977). Die Zeit, in der die Han-Shan-Gedichte verfaßt worden sind, war die Blütezeit des Zen-Buddhismus in China. Die Gesellschaftskritik des Han Shan zeigt *mit ironischer Distanz den Menschen, die in „Dunkelheit und Staub" leben, den Wahn-sinn eines Lebens auf, das sich von den „Spielregeln" der Gesellschaft nicht befreien kann; einer Gesellschaft, die vom Grundübel der „sinnlichen Begierde" motiviert, nur nach Reichtum, Macht und „eitlem Ruhm" strebt.* (S. Schuhmacher)

Exakt das waren auch die Grundübel der amerikanischen Gesellschaft der fünfziger Jahre, zumindest waren sie es in den Augen der Literaten der Beat Generation, die den „American way of life" vehement anprangerten, ohne sich auf Dauer von ihm lösen zu wollen. Folglich erscheint es nur als logisch, daß die dem Fernöstlichen zugeneigten Beats Han Shan entdeckt und die „Gedichte vom Kalten Berg" stets parat hatten, wenngleich sie sich dabei von einer naiven Begeisterung leiten ließen. Speziell diesen Aspekt werfen die Kritiker den Sprachrohren der



Beat Generation vor, daß sie die Oberflächlichkeit zur Maxime erhoben haben.
Das mag in mancherlei Hinsicht zutreffen, auch in bezug auf die schwärmerische Hinwendung zu einem nur wenig reflektierten Zen-Buddhismus und einem daraus resultierenden manieristischen Gehabe im Stil. Was die Beats jedoch unter anderem auszeichnet, und hier insbesondere Jack Kerouac, ist die grenzenlose, naive Fähigkeit zu staunen:
*Plötzlich erscheint ein Regenbogen, grün und rosa direkt auf deinem Berg und ringsum dampfende Wolken und eine orangene Sonne im Aufruhr ...*

*Was ist ein Regenbogen,*
*Herr? – ein Reif*
*für die Demütigen*

*... und du gehst hinaus und plötzlich ist dein Schatten vom Regenbogen umringt während du über die Bergspitze gehst, ein wunderschönes mit einem Lichtschein umgebenes Mysterium das den Wunsch in dir weckt zu beten.* (Kerouac, „Lonesome Traveller")

## „... plötzlich auf einem anderen Felsen"

Bevor Kerouac, nachdem ihm das rastlose Treiben in den Kneipen und Jazz-Bars San Franciscos ein Gefühl der Leere impliziert hatte, sich quasi zur Selbstfindung via Zen-Meditation – mit Han-Shan-Gedichten im malträtierten Gehirn – in die Einsamkeit des Desolation Peak zurückzieht (und dabei seitenweise mitreißende lyrische Prosa verfaßt), macht er sich mit einigen Freunden auf, den Mount Matterhorn (der Berg heißt tatsächlich so!) in der High Sierra zu besteigen. Kerouac, bis dato ein rastloser Mensch der Ebene und der Städte, der Geschwindigkeit und des alltäglichen Irrsinns mit seinen verrauchten Bars, dem Be-Bop Charlie Parkers und bewußtseinserweiternden Drogen, erlebt die Natur des Hochgebirges – und steht staunend davor wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum. Er ist fasziniert, ja geradezu hingerissen, und mit den Augen des amerikanischen Stadtmenschen schildert er seine Begegnung mit einer überwältigenden Fülle von Naturschauspielen, die ihm gänzlich fremd geworden waren. Er erlebt sie von neuem und ist zu nichts anderem mehr fähig, als staunend zu beobachten und sich zu freuen, wobei er ein Gefühl empfindet, *wie es kleine Indianerjungen gehabt haben müssen, wenn sie vor zweihundert Jahren den langen Schritt ihrer Väter gefolgt sind; jene unbeschwerte, fröhliche, kleine Einsamkeit mit schniefender Nase, wie wenn ein kleines Mädchen seinen kleinen Bruder auf dem Schlitten nach Hause zieht, und sie singen beide kleine, selbst ausgedachte Lieder und schneiden dem Erdboden Fratzen und sind ganz einfach sie selbst, bevor sie in die Küche gehen und für die Welt des Ernstes wieder ein ernsthaftes Gesicht aufsetzen müssen.*

Die Idee, den Mount Matterhorn zu besteigen, stammte von Gary Snyder, den Kerouac in Berkeley besucht hatte. Snyder war bereits zuvor auf dem Desolation Peak als Brandwache gewesen, er war „echter" Buddhist und vor allem ein Bergsteiger. Nicht ohne Süffisanz beschreibt Kerouac Snyders Überlegenheit während der Besteigung und dessen Engelsgeduld, wenn Kerouac in der ganzen Unternehmung keinen Sinn mehr zu sehen glaubt. Japhy Ryder, so Snyders Pseudonym im Buch, öffnet Ray Smith alias Jack Kerouac die Sinne für das Wesentliche: *Ich legte mich platt auf den Bauch und nahm einen tiefen Schluck und benetzte mein Gesicht. Es gibt auf der ganzen Welt kein schöneres Gefühl, als sich an einem Morgen im Gebirge das Gesicht im kalten Wasser zu waschen.*
Rays Begeisterung schwindet auch nicht nach stundenlanger Quälerei über einen Geröllhang, auch dann nicht, als ihm Japhy erklärt, daß um diese Jahreszeit jederzeit Schnee fallen kann und daß sich beide dann begraben lassen können: *Also schön, Japhy, lassen wir uns begraben. Aber vorher ruhen wir uns hier ein bißchen aus, trinken einen Schluck Wasser und bewundern die Wiese.*

Kerouac staunt nicht nur über die für ihn einzigartigen Geheimnisse der Natur, er bewundert auch Snyders Art und Weise, sich im alpinen Gelände fortzubewegen. Er fühlt sich durch Japhys Erfahrung und dessen Können sicher, er beobachtet und setzt das Gesehene um, er erfreut sich am *Zickzacktanz* zwischen den Felsen, der ihm ein losgelöstes, unbeschwertes Steigen ermöglicht. *„Das Geheimnis, diese Art zu klettern", sagte Japhy, „ist wie die Zen-Philosophie. Denke nicht! Tanz nur so vor dich hin. Es ist die leichteste Sache der Welt, genaugenommen leichter als das eintönige Gehen zu ebener Erde. Die raffiniertesten kleinen Probleme begegnen dir bei jedem Schritt, und doch zögerst du nicht und bist plötzlich auf einem ganz anderen Felsen, den du dir ganz absichtslos ausgesucht hast, genau wie Zen." Und so war es auch.*

Kurz unter dem Gipfel, nach einer eindrucksvollen Nacht an der Flanke des Berges, muß Kerouac aufgeben. Japhy klettert rauf zum nahen Gipfel, Kerouac erschrickt ob eines alten Zen-Spruchs, der da heißt: *Wenn du auf den Gipfel eines Berges kommst, klettere weiter,* doch *dann war plötzlich alles wie Jazz: es passierte in einer oder zwei wahnwitzigen Sekunden: ich blickte auf und sah, wie Japhy den Berg herunterrannte, mit riesigen Sätzen von zwanzig Fuß, er rannte, sprang, landete mit großem Schwung auf seinen Stiefelhacken, federte etwa fünf Fuß weiter, segelte dann wieder mit einem langen, irren Jodelgeschrei die Wände der Welt hinunter, und in dem Augenblick wurde mir blitzartig klar: es ist unmöglich, von Bergen abzustürzen, du Idiot, und mit einem eigenen Jodelruf stand ich plötzlich auf und fing an, den Berg hinabzurennen, wir hüpften und schrien wie Bergböcke, oder besser gesagt wie chinesische Besessene vor tausend Jahren geschrien haben ...*

Seite 283:
Unterwegs
in High Yosemite
(Kalifornien)

Der Abstieg gestaltet sich zu völligem Losgelöstsein, Kerouac verspürt nichts als kindliche Freude, dort oben gewesen zu sein und doch wieder ins Tal und die Ebenen zurückzukehren. Wegen seiner Tennisschuhe quälen Kerouac gewaltige Wasserblasen, Snyder gibt ihm seine Bergschuhe zum Anziehen, wodurch das Gehen erträglich wird, nicht aber die Müdigkeit. Es ist eine mondhelle Nacht, in der sie bis zum Auto absteigen, ausgepumpt, erledigt und dennoch glücklich ob des Erfahrenen. Kerouac kehrt zurück in die Welt aus Asphalt und Beton, in die Kneipen und in die Bars, in das „ganze Trara", bis er schließlich wieder an den Punkt kommt, *wo ich Einsamkeit brauchte, wo ich diese Maschine anhalten mußte* ... Und er bricht auf in die Einsamkeit des Desolation Peak, Han Shan und Zarathustra in einem, zumindest fühlt er sich so.

**Unten: Gary Hemming**

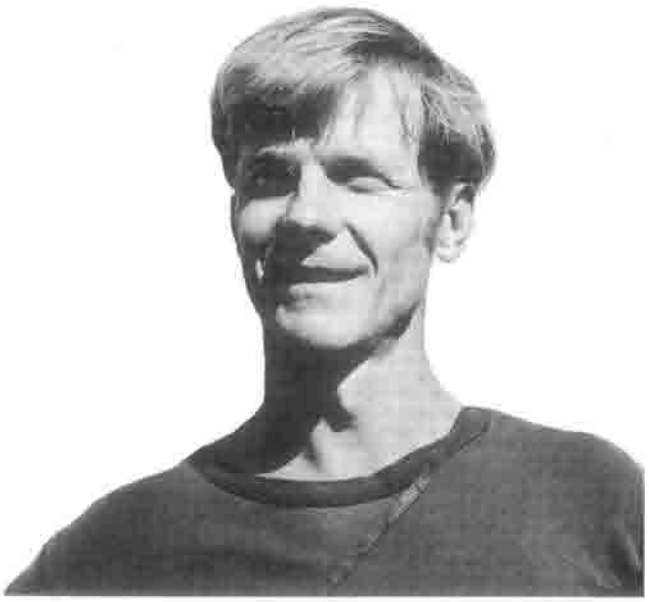


Foto: Toni Hiebeler

## Gary Hemming – der „Beatnik der Berge"

*Eines der Charaktermerkmale des heutigen Amerikaners ist sein Trieb, alles, was er berührt, alles was er sieht, zu erneuern, zu modernisieren. Wirtschaftlichkeit, Geschwindigkeit, Nützlichkeit bestimmen seine Gedanken.* Das schrieb Gary Hemming 1967, nicht ganz ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen von Jack Kerouacs „Dharma Bums". Den Amerikanern fehle die Ausgewogenheit im Leben und es liege der Gedanke nahe, daß sie das Bergsteigen ebenso mechanisch betrieben wie den Bau einer Brücke oder einer Seilbahn, *ohne Sinn für die ästhetische oder sportliche Komponente.* Daß die Dinge nicht so einfach liegen, weiß bzw. wußte auch Gary Hemming, er sieht im wirklichen „Amerikaner" die Indianer, die die Natur erhalten und nicht zerstören bzw. in sie eingreifen.

Hemming postuliert ein „Gleichgewicht" zwischen dem Geist des ursprünglichen Menschen, der mit der Natur lebte, und dem Geist des modernen Menschen, der gegen sie lebt. Ohne dieses Gleichgewicht würde auch das Klettern an Schönheit und eigentümlicher Eleganz verlieren, und er stellt die Frage nach dem Sinn des Bergsteigens: *Warum steigt man zu Berg, warum tut man es gern?*

Die Antwort läßt er John Muir geben, auf seine eigene Frage, worin eigentlich die Freude bestehe, die die Natur bietet: *Er kam zu dem Schluß, es sei im Wesentlichen eine Entdeckerfreude, eine Freude also, die Berge, die Täler, die Flüsse und Wasserfälle im Urzustand und – was sehr wichtig ist – ohne ein Zeichen früherer Anwesenheit des Menschen vorzufinden. Als wichtigstes Prinzip des Naturschutzes stellte er daher den Grundsatz heraus, der Besucher dürfe keinerlei Spur seiner Anwesenheit hinterlassen, damit auch andere Menschen, die nach ihm kämen, mit ebenso großer Freude wie er die Landschaft wieder entdecken könnten.*

Folglich postuliert Hemming Kletterregeln ganz im Geiste John Muirs, die 1967 in Europa noch als geradezu avantgardistisch galten, während in Kalifornien bereits nach diesen Regeln geklettert wurde. Mittlerweile sind Gary Hemmings Forderungen längst die Basis für das Freiklettern, doch wohl die wenigsten Kletterer der neuen Generation wissen mit seinem Namen etwas anzufangen.

Als bemerkenswert erscheint jedoch auch Hemmings Ansatz, daß die Natur ständig aufs neue entdeckt werden muß, damit sie als etwas Außergewöhnliches empfunden werden kann. Entdecken heißt staunend betrachten, heißt die Realität annehmen und erleben, heißt sich mit ihr auseinandersetzen und erfahren, wo die eigenen Grenzen liegen. Dazu bedarf es des Rausgehens und des Sich-auf-die-Probe-stellens, erst dann wird das Staunen signifikant als Teil des Erlebens, das natürlich das Scheitern beinhalten kann.

Jack Kerouac scheiterte wenige Meter unter dem Gipfel des Mount Matterhorn, aber es war ihm egal, weil er seinen ungeahnten Erlebnishorizont bis über alle Fülle ausgeschöpft und nichts als gestaunt hatte. *Der ganze Sinn der Bergsteigerei ist für mich nicht, groß zu beweisen, daß man es bis zum Gipfel schafft,* sagt er zu Gary Snyder, *sondern daß man überhaupt in diese wilde Landschaft herauskommt.*



Foto: Felix Orlieb

Gary Hemming, der „Beatnik der Berge" (Alpinismus), erlebte diese Berglandschaften dort, wo sie am wildesten sind: in den senkrechten Wänden. Auch dort war ihm das Entdeckererlebnis das Wesentlichste, auch wenn man am Gipfel John Muir ein klein wenig untreu wird, *indem man einen Steinmann errichtet, in dem man vielleicht ein kleines Tourenbuch versteckt.*

Kerouacs kindlich-unverdorbenes Naturverständnis findet sich in Gary Hemmings Denkansätzen wieder; Kerouac propagierte das einfache, freie Leben fern aller Eifersüchteleien und egoistischer Besitzansprüche, er forderte geradezu händeringend auf zur Bereitschaft des Erlebens. Nichts befürchtete er mehr als den Niedergang und die Vernichtung der Spontaneität in einem Amerika, das er liebte und von dem er sich dennoch befreien wollte. Wenn Gary Hemming dem Materialismus seiner Landsleute seine Idee vom „Gleichgewicht" entgegensetzt, dann findet sich diese Idee wie ein roter Faden in den Büchern Jack Kerouacs wieder, mag sein noch unausgegoren und naiv, aber dennoch ehrlich.
*Ich glaube,* konstatierte Seymour Krim mit einem spürbaren Bedauern, *selbst seine Bewunderer werden nicht umhin können, die Möglichkeit ernsthaft ins Auge zu fassen, daß Kerouacs Werk seinen Schöpfer und seine Zeit kaum überleben wird.* Er hat sich getäuscht, Kerouacs Stimme hat mehr Menschen durchdrungen als jede andere seiner Zeit. Wen sie ebenfalls berührt und womöglich gar geformt hat, war Gary Hemming. Es liegt nun an uns, das Staunen und das Erleben wieder für uns zu entdecken.

---

**Literatur:**

Die Bücher Jack Kerouacs sind meist im rororo-Verlag erschienen. Nicht alles muß man auch lesen, manches ist zäh und schlicht langweilig; bisweilen dient es einzig dazu, die „Duluoz-Legende" zu untermauern, jenes Gebäude, das sich Kerouac selbst aufgebaut hat.
Allemal lesenswert sind:

„Gammler, Zen und Hohe Berge", vor allem als Einstieg zu Kerouac und den Beats;
„Unterwegs", weil man dann ahnt, daß Malte Roeper die literarische Reinkarnation Kerouacs sein könnte;
„Lonesome Traveller", eine Sammlung kürzerer Beat-Erzählungen mit „Allein auf einem Gipfel";
„Engel, Kif und neue Länder", allein wegen des Vorworts von Seymour Krim;
„Be-Bop, Bars und weißes Pulver", weil es die San-Francisco-Szene der Vor-Hippie-Ära zum Inhalt hat.

An Literatur über Jack Kerouac mangelt es im Deutschsprachigen, zudem findet entweder eine Verklärung statt oder ein gnadenloser Verriß der Beat-Jünger.

Wenn, dann John Tytell: „Propheten der Apokalypse", Europaverlag, mit einem guten Kapitel über Kerouac und viel Lesenswertem über die Beat Generation.
Im Diederichs Verlag, „Gelbe Reihe", ist 1977 „Han Shan" erschienen, „150 Gedichte vom Kalten Berg", die man mögen muß wie das Tao-te King.

Zu Gary Hemming:

Philipe Gaussot: „Tod eines Gammlers", Alpinismus 11/69;
Gary Hemming: „Auf der Suche nach dem Gleichgewicht", Alpinismus 8/70;
„Beule stellt vor", DAV-Mitteilungen 6/76.



Foto: Felix Orlieb

Nicht immer
sind es
die geraden Wege,
die am
unfehlbarsten
– auch – zur
Bergbegeisterung
führen ...

# Wendekreis

## Auf Umwegen zur Bergbegeisterung

Heidi Knetsch/Stefan Richwien

*Eine schwer überbrückbare Diskrepanz zwischen der Welt, in der sie üblicherweise zu leben hatten, und der ihrer Vorstellungen und Ideale hat also die Beatniks des Amerika der fünfziger Jahre umgetrieben. Doch offenkundig haben sie sich eine Linderung dieses Zustands der Zerrissenheit vom Aufenthalt in der Natur, in den Bergen, nicht nur erhofft, sondern eine solche dort zumindest phasenweise auch empfunden. Und gewiß ist es kein fiktives Gebirgswasser gewesen, in das Jack Kerouac während eines solch heilsamen Aufenthalts seinen Kopf gesteckt hat.*
*Daß aber ein Bergerlebnis, und zwar abermals kein „synthetisches", sondern ein mit Schweiß und Muskelkater erkauftes, auch gegen Ende dieses Jahrhunderts „ideologisch sattelfeste Bergverächter" (Heidi Knetsch im Begleitbrief zu ihrem Beitrag) noch zur freudig bekennenden Freundschaft mit den Bergen bekehren kann, davon handelt Heidi Knetschs und Stefan Richwiens folgender Report in eigener Sache. (d. Red.)*

Die Lust am Besteigen hoher Berge läßt sich kaum vermitteln. 50 Alpinisten werden 50 verschiedene Gründe dafür angeben, und keiner dieser Gründe wird den Außenstehenden je überzeugen. Daß man dagegen 40 Jahre im Schatten der Alpen leben kann, ohne auch nur ein einziges Mal den Ruf der Berge vernommen zu haben, bedarf keinerlei Rechtfertigung. Und ohne je auf einem Gipfel gestanden zu haben, kann man wissen, was Bergsteigen ist: das Lösen von Problemen, die sich ohne den Aufenthalt in großer Höhe gar nicht erst gestellt hätten. Bis man – an einem makellosen Spätsommertag auf einer Wiese sitzend – eine weißen Berg anschaut und plötzlich den Wunsch hat, dort hinaufzugehen. Später wird man dann die 50 Gründe um einen 51. bereichern müssen.

Uns, die es vor ein paar Jahrzehnten nach München verschlagen hatte, ist es so ergangen. Wir lebten also in der Stadt, die seit Erfindung der Demoskopie in der Rangfolge der beliebtesten deutschen Städte den ersten Platz belegt. In den siebziger Jahren wollte fast jeder zweite dort wohnen. Nicht die ökonomischen und nicht die kulturellen Vorzüge der Stadt gaben den Ausschlag hierfür; sondern was zählte, war der Freizeitwert Münchens. An Föhntagen ist dieser Wert weithin sichtbar. Da scheint sich die Alpenkette gleich hinter den südlichen Vororten der Stadt aufzubauen.
Uns war dieses Bild so geläufig wie ein Tapetenmuster. Wären die Alpen über Nacht entfernt worden – wir hätten es nicht bemerkt. Daß irgendwo im Süden die Orte Mittenwald, Garmisch-Partenkirchen und Oberammergau lagen, gehörte zu jener Sorte von Allgemeinbildung, die sich in dieser Allgemeinheit auch schon erschöpfte. Ebenso hätte man feststellen können, daß der Kilimandscharo in Afrika liegt.
Und was gar das Bergsteigen anging, so dünkte uns diese Tätigkeit noch nutzloser als die Herstellung von Spaghetti in Handarbeit. Der höchste Berg, den wir erstiegen hatten, war der Schuttberg auf dem ehemaligen Oberwiesenfeld. Das war in einer Silvesternacht. Jemand hatte behauptet, daß das Feuerwerk von dort oben eindrucksvoller als von unten aussehe. Ansonsten beschränkte sich der Freizeitwert Münchens auf die Biergärten, in denen der Schankwirt eine Maß Bier noch für einen Liter hielt.

### Die verlorene Zeit

An dieser Einstellung änderte sich auch nichts, als wir 1968 die Möglichkeit bekamen, im vorderen Zillertal einen unbewohnten Bergbauernhof als Freizeitquartier zu nutzen. Dieses in traditioneller Holzbauweise errichtete Anwesen aus dem 17. Jahrhundert verfügte weder über Strom noch über fließendes Wasser. Heizbar waren nur die Küche und die gute Stube, und das dreisitzige Plumpsklo war außerhalb des Hauses in einem zugigen Bretterverschlag untergebracht.
Dieser Mangel an Zivilisationsgütern wurde jedoch wettgemacht durch die Lage des Hauses. Es stand, umgeben von verwitterten Obstbäumen, in 1000 Meter Höhe auf einer gerodeten Hangfläche. Entsprechend eindrucksvoll war der Ausblick auf die umgebende Bergwelt. Da den ursprünglichen Bewohnern von der Obrigkeit gestattet worden war, Obst- und Kräuterschnaps zu brennen, trug das Gehöft den Namen „Brandstätt".

Die Besitzer von Brandstätt, Familie Klocker, waren Bergbauern in der x-ten Generation. Friedel, der Jungbauer, war noch ledig und lebte auf dem 300 Meter höher gelegenen Hof seiner Eltern. Zweimal täglich kam er auf einem Motorrad von dort oben herabgetuckert, um seine auf Brandstätt stationierten Kühe zu melken. Er war wortkarg und hatte einen kartoffelpresseähnlichen Händedruck. Der Altbauer war noch weitaus wortkarger, konnte aber mit seinen Tieren Zwiesprache halten wie Franz von Assisi. Seine Frau, die Klocker-Mutter, verkörperte die Gewißheit, daß es wichtigere Dinge im Leben gab als Steuerfreibeträge. Sie verstand sich großartig auf die Herstellung von Gerstenbrot, Filzschuhen und Obstschnaps. Die Kühe der Familie hatten bereits alle Zillertaler Schönheitspreise eingeheimst.
Wir Stadtmenschen kamen mit den Klockers gut zurecht – wohl auch deshalb, weil unsere Lebensweisen zu unterschiedlich waren. An Wochenenden oder in den Semesterferien rückten wir mit Freunden aus der Wohngemeinschaft oder einer studentischen Arbeitsgruppe an und bestückten die Speisekammer – eine Art Erdhöhle unter dem Hausflur – mit Dosen- und Tütennahrung. Dann verzogen wir uns in die Küche, packten große Bücherpakete aus und diskutierten bis zum Morgengrauen über deren Inhalt.
Ab und zu saßen wir bis tief in die Nacht beim Kartenspiel in der guten Stube. Manchmal gesellte sich dann auch Friedel dazu. Doch während wir bis in die Puppen schlafen konnten, mußte er schon zwei Stunden später die Kühe melken. Also blieb er gleich in Brandstätt und schlief auf der Ofenbank. Um ja den Wecker nicht zu überhören, stellte er ihn in einen Blechnapf und gab noch eine Handvoll Erbsen dazu. Das markerschütternde Scheppern war bis in die Schlafräume im ersten Stock zu hören. Für uns war es das Wecksignal für die praktische Solidarität mit der Landbevölkerung. Schlaftrunken folgten wir dann Friedel in den Stall und sahen ihm beim Melken zu.
Ein anderes wichtiges Thema war damals „Entfremdung". Um nicht zuviel Diskussionszeit durch die Zubereitung von Mahlzeiten zu verlieren, ernährten wir uns hauptsächlich von Dosen-Ravioli mit Tüten-Parmesan, der nach geraspelter Hartfaserplatte schmeckte. Hin und wieder gab es Nudelsuppe aus der Tüte, abgeschmeckt mit dem Inhalt des Gewürzregals. Der Höhepunkt der Kochkunst war eine industriell vorgefertigte Bohnenpampe, die mit Bananenscheiben und Kondensmilch verfeinert wurde. Am Ende waren alle satt und begaben sich zum „Talglotz" – wie wir den Freiluftplatz auf der Veranda nannten. Wir saßen dann knapp 500 Meter hoch über dem Talboden und genossen die Aussicht. Im Laufe der Jahre konnten wir sogar einzelne Elemente dieser Aussicht benennen: rechts das Rofangebirge mit dem Achensee, geradeaus das Kellerjoch, links ein Gewimmel von Schneebergen, die wir, großzügig zusammenfassend, als „den Tuxer Gletscher" bezeichneten, und hinter uns der Hamberg. Mit diesen wenigen geographischen Angaben wurden auch alle Besucher abgespeist, die das Panorama genau erklärt haben wollten.
Wozu sich auch einer Landschaft nähern, die nur die Funktion einer schönen Kulisse hatte? Unsere Wanderungen beschränkten sich auf gelegentliche Spaziergänge zum nah gelegenen Kaiserlochbach und zum Säulinger Hof, einem uralten Wirtshaus mit kastanienbeschattetem Biergarten. Außer uns gab es dort nur Einheimische, und wir amüsierten uns über die dralle Wirtstochter, deren Minirock von Jahr zu Jahr kürzer wurde. Im Gastraum stand eine Musikbox mit zehn Platten. Nur eine davon konnte abgespielt werden: „Eieieiei, die Goaß ist weg ..."



**Familie Klocker: Luise mit Siegfried und Johann**

Unserem Kulissenverständnis von Landschaft entsprach auch die Entsorgung der Abfälle. Was brennbar war, wurde im Küchenherd verheizt. Für alles übrige hatte uns der Förster eine Abwurfstelle im Wald zugewiesen – einen Graben, den ein Bach mit Trinkwasserqualität in den Berg geschnitten hatte. Spätestens nach zwei Jahren war dem Förster klar, daß er von falschen Voraussetzungen ausgegangen war. Er hatte die durchschnittliche Abfallmenge einer Bergbauernfamilie zum Maßstab genommen. Da sich aber ein einzelner Stadtmensch von sehr viel mehr Dingen befreien muß als ein ganzer Bergbauernclan, war es uns im Handumdrehen gelungen, aus unserem Bachabschnitt einen Augiasstall zu machen. Fortan mußten wir unsere Abfälle zur kommunalen Deponie befördern. Das brachte keinerlei Mehraufwand mit sich, da sich diese Deponie gleich neben der Straße befand, die wir auf der Heimfahrt ohnehin benutzen mußten.



Fotos: Knetsch/Richwien

Das gerade erst erfundene Wort „Umweltschutz" galt uns als ein Neologismus, in dem sich Kleingärtnertum und administratives Weltverständnis gute Nacht sagten. Ein Begriff wie eine Büropflanze, die nur von 8 Uhr 15 bis 11 Uhr 30 gegossen wird. Das Wort „Waldsterben" trat erst Anfang der siebziger Jahre auf den Plan. Außerhalb von Fachzirkeln war es als Ausdruck fortschrittsfeindlicher Naturromantik verschrien.
Bestärkt wurde unsere Haltung durch die praktizierenden Naturliebhaber. Sie trugen einen unförmigen Rucksack und bedeckten ihren Leib mit karierten Hemden, roten Kniestrümpfen und zwiegenähten Juchtenlederschuhen. Vom Hörensagen wußten wir, daß diese Spezies bevorzugt auf Berghütten anzutreffen war. Wenn es dort gemütlich wurde, erzählten sie sich Pennälerwitze oder besangen den kalten Westerwald. Einer der Brandstätt-Mitpächter entsprach diesem Bild sehr genau. Er stieg auf die Berge, die unsere Aussicht lieferten, tatsächlich hinauf. Wenn wir uns nach einer diskussionsreichen Nacht gegen Mittag zum Frühstück versammelten, kam er schon vom Wiedersberger Horn oder vom Hamberg zurück. Seinem Gesichtsausdruck war zu entnehmen, daß er uns für dekadente Schmarotzer hielt.

Doch trotz dieser unvereinbaren Stallgerüche gab es in den sieben Brandstätt-Jahren zwei Bergtouren. Die erste wurde in einem eigens dazu ausgeliehenen Auto durchgeführt. Sie bestand im Befahren der Zillertaler Höhenstraße, die sich vom Talort Kaltenbach bis auf etwa 2200 Meter hinaufschwingt. Gegen diese Form der Steighilfe hatten damals nur fundamentalistisch verstockte Naturschützer etwas einzuwenden. Den nachhaltigsten Eindruck auf dieser Fahrt hinterließ der Biergarten des Gasthofs Perler.
Die zweite Bergtour wurde zu Fuß unternommen. Sie führte auf den Hausberg von Brandstätt, den knapp 2100 Meter hohen Hamberg. Über ihn wußten wir nur, daß er von Friedel, dem Jungbauern, jeweils im Juni zusammen mit anderen Burschen bestiegen wurde. Dabei schleppte jeder von ihnen drei alte Autoreifen hinauf. Mit diesem Haufen Altgummi wurde dann auf dem Gipfel das Sonnwendfeuer entfacht. Übrigens bedeutet die Vorsilbe „ham" des Bergnamens soviel wie „Strauchfrucht". Und tatsächlich: Die Hänge unterhalb des Hambergs sind voll von Preiselbeer- und Blaubeerbüschen. Aber die Herkunft der Bergnamen war uns damals noch schnuppe.
Drei Jahre hatten wir den Hamberg vor Augen gehabt, bis wir dann eines schönen Augusttages beschlossen, zu dritt auf ihn hinaufzugehen. Da wir keine Ahnung hatten, wieviel Zeit wir für 1100 Höhenmeter brauchen würden, hielten wir unsere gewohnte Nachtruhe ein und starteten das Unternehmen in der Hitze des Mittags. Daß wir nur einen Rucksack mitnahmen, fanden wir besonders intelligent. Denn wir wollten uns alle halbe Stunden beim Tragen ablösen, damit jeder für jeweils eine Stunde ganz unbeschwert gehen konnte. In dem Rucksack befanden sich weder Wasserflaschen noch Pflaster, geschweige denn ein Wetterschutz. Dafür hatten wir ihn schwer mit Proviant beladen: Koteletts, Unmengen von Kartoffelsalat und Bierflaschen – genug für eine Everest-Expedition.
Der erste Rucksackwechsel fand noch wie geplant statt. Dann aber wurden die Abstände immer kürzer, bis wir 100 Meter unter dem Gipfel entnervt alle Bierflaschen austranken und mehr pflichtbewußt als hungrig die Koteletts mit dem Kartoffelsalat herunterwürgten. Denn in der Bruthitze war uns längst der Appetit vergangen, und zum Durstlöschen hätten wir lieber Wasser gehabt. Aber keiner von uns war mehr bereit, den Ballast auch nur einen Meter weiterzuschleppen. Vom Bier benebelt, erreichten wir schließlich den Gipfel. Da uns nach der Völlerei übel war, konnten wir nicht einmal mehr den Rundblick genießen. Die letzten Sinneskräfte wurden der Klärung der Frage gewidmet, wer von uns auf die Idee mit der Bergwanderung gekommen sei. Keiner wollte es gewesen sein.
Einig waren wir uns wieder, als wir abends auf der Veranda saßen und zum Hamberg zurückblickten: Aus der

behaglichen Perspektive von Brandstätt war es ein formschöner Berg; doch aus der Nähe besehen handelte es sich um unwegsames Gelände, dessen Felsbrockengarnitur beim Gehen bloß störte.
Für lange Zeit sollte die Besteigung des Hambergs die erste und einzige Bergwanderung bleiben. Weitaus wichtiger war die Lektüre von Adorno, Horkheimer und Marcuse sowie die Abfassung von Seminarpapieren. Während der Alpinist unter den Mitpächtern das von ihm angelegte Hüttenbuch mit Gedichten vollschrieb, in denen sich „Schnee" auf „juche!" reimte, bestanden wir auf der Veranda von Brandstätt die Abenteuer des Geistes.

Nach sieben Jahren schließlich mußten wir uns von Brandstätt trennen. Der Jungbauer hatte Eigenbedarf geltend gemacht; denn mittlerweile war er Vater von fünf Kindern geworden, und Luise, seine Frau, wollte endlich ihren eigenen Haushalt führen. Die Vorherrschaft der Schwiegermutter war ihr unerträglich geworden.
Siegfried, Johann, Hildegard, Klaus und Peter – auf diese Namen wurden die Kinder von Luise und Friedel getauft. Es waren die Namen von Gästen, die mal kurz in Brandstätt zu Besuch waren, aber auf Luise einen nachhaltigen Eindruck gemacht hatten. Wir jedenfalls gehörten nicht dazu. Der Namensgeber von Klaus war ein schneidiger Berufssoldat.
Bis zuletzt hatten wir den Klockers den Gegenstand unseres Studiums verschwiegen. Der praktische Nutzen von Soziologie und Philosophie wäre nicht vermittelbar gewesen. Statt dessen hatten wir erklärt, Lehrer werden zu wollen. Aber daß wir Kindern das Rechnen und Schreiben beibringen würden, brachte uns keine Pluspunkte ein. Dazu war unser Lebenswandel vom Dasein der Bergbauern zu verschieden. Als Fremde waren wir gekommen, als Fremde gingen wir. Zutiefst fremd war uns auch die Landschaft geblieben, die zu betreten uns der Mühe nicht wert war. Dennoch fiel uns der Abschied nicht leicht. Sieben Jahre hatten wir dort oben auf alles verzichtet, was eine Stadtwohnung überhaupt erst bewohnbar gemacht hätte: auf Strom aus der Steckdose, auf Wasser aus dem Wasserhahn, auf Wärme aus der Zentralheizung. Zuweilen lag bis weit über Ostern hinaus die Temperatur in den Schlafräumen so niedrig, daß der Atem kondensierte. Zum Vorwärmen der Schlafplätze benutzten wir deshalb Ziegelsteine, die auf dem Küchenherd erhitzt und in Zeitungspapier eingewickelt wurden. Doch dieser Mangel an Komfort störte uns nicht. Wenn bei minus 20 Grad Außentemperatur der nächtliche Gang aufs Plumpsklo zur Polarexpedition wurde, deponierten wir in den Schlafräumen große Plastikeimer. So einfach war das. Es entsprach unserer antikonsumistischen Grundhaltung, wonach der ganze gemütliche Zivilisationsplunder in den Basements der Kaufhäuser getrost verschimmeln durfte. Angesagt war die „Reduktion aufs Wesentliche". Zu unserem Glück brauchten wir nichts als uns selbst.

## Auf der Suche ...

Vielleicht war es die Erinnerung an dieses anspruchslose Glücklichsein; vielleicht auch die Erinnerung an den Duft gemähten Grases; oder auch die Erinnerung an die Wolken-, Nebel- und Sonnenschauspiele der Natur – jedenfalls hatten wir zehn Jahre später in einer nächtlichen Küchensitzung beschlossen, einen Tagesausflug nach Brandstätt zu machen.
Bei dieser Fahrt in die Vergangenheit gingen wir streng nach Protokoll vor. Alles sollte so sein wie früher. Also nahmen wir wieder die Achenseestraße und stiegen an der Kanzelkehre aus, um Brandstätt zu begrüßen. Obwohl das Haus von der Kehre noch etwa zehn Kilometer Luftlinie entfernt ist, hatten wir früher nie Mühe gehabt, es auf der westlichen Hangseite des Zillertals zu entdecken. Diesmal aber wollte das Landschafts-Puzzle nicht aufgehen. Mit Befremden stellten wir fest, daß „unser" Haus von einem stattlichen Neubau überragt wurde. In Fügen angekommen, steuerten wir die kleine Bäckerei an, in der wir uns jahrelang mit den besten Semmeln des Zillertals versorgt hatten. Wir fanden sie nicht mehr. Nach einer Irrfahrt vorbei an nie gesehenen Häusern gaben wir schließlich auch die Suche nach der Metzgerei auf, mit der wir in rostfreier Freundschaft verbunden waren. Als sich auch unsere Stammkneipe als unauffindbar erwies, stellten wir in beginnender Panik den Wagen auf einem früher nicht vorhandenen Großparkplatz ab und suchten die spätgotische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt auf. Es gab sie noch. Also mußte dies Fügen sein. Die von diesem Fixpunkt aus durchgeführte Ortsbegehung bestätigte dies: Auch den Bahnhof mit seinen polierten Steinfliesen und den Blumenampeln gab es noch; ebenso das Schloß. Alles andere hatte sich den Zeitläufen angedient. Neubauten allenthalben. Teuer und würdelos. Statt Obstbäumen standen Koniferen und metallisch glänzende Christbaumkugeln in den Gärten.
Schweigend fuhren wir nach Oberhart hinauf. Damals hatte hier eine steile, schlaglochübersäte Schotterstraße begonnen. Jetzt war sie asphaltiert und von Peitschenlampen besäumt. Und dann – nach der letzten Kurve jäh ins Bild tretend – Brandstätt. Zu zwei Dritteln wurde „unser" Haus verdeckt durch einen dreistöckigen Klotz, der ohne jeden Bezug zur Umgebung auf den Hang gewürfelt worden war.
Wir stiegen aus und klingelten an dem Klotz. Niemand öffnete. Also gingen wir zu „unserem" Brandstätt hinüber. Das Haus sah noch genauso aus wie früher. Auf der Terrasse saßen drei städtisch gekleidete Menschen. Es waren, wie sich bald herausstellte, die neuen Pächter. Ihrem griesgrämigen Gesichtsausdruck war zu entnehmen, daß ihre Wertpapiere gerade unter den Einkaufspreis gefallen sein mußten. Vielleicht war es dieser Mangel an Lebensfreude, den sie verströmten – jedenfalls gaben wir uns nicht als ihre Vorläufer zu erkennen. Während der zehn

Minuten, die wir mit ihnen sprachen, bemäkelten sie alles, was uns einst lieb gewesen war. Obwohl es längst elektrischen Strom und fließendes Wasser gab, fielen Wörter wie „Bruchbude", „überteuert" und „sanierungsbedürftig". Und während sie diese und andere Abfälligkeiten von sich gaben, konsumierten sie den fabelhaften Ausblick wie ein 13. Monatsgehalt.
Wir flohen. Da wir hofften, die Klockers später noch anzutreffen, wollten wir die Wartezeit durch einen Spaziergang zum Kaiserlochbach überbrücken. Oft waren wir diesen Weg gegangen, ohne einer Menschenseele zu begegnen, und asphaltiert war die Straße noch immer nicht. Also marschierten wir los.
Schon nach ein paar Schritten mußten wir einem Auto ausweichen, und bevor sich dessen Staubschleppe gesenkt hatte, kam das nächste. Als sich diese Begegnungen im Minutenabstand wiederholten, brachen wir, von Niesattacken geschüttelt, unseren Spaziergang ab. Irgendwo dort oben mußte ein stark frequentiertes Ausflugslokal eröffnet worden sein.
Eine halbe Stunde später erfuhren wir die Wahrheit. Wir hatten bei den Kerschbaumers angeklopft, den ehemaligen Nachbarn. Ein Ausflugslokal? Frau Kerschbaumer holte tief Luft. In den letzten Jahren sei zwischen Strass und Mayrhofen jeder Heustadl ausgebaut worden. Wenn die Kohorten anrückten, sei vor Mitternacht an Schlaf nicht zu denken. Und Klockers? Den Neubau hätten sie fünf Jahre nach unserem Weggang hingestellt. „Oben wird alles vermietet." Frau Kerschbaumer stand in ihrer Küche und ließ die erhobenen Unterarme fallen. „Die fahren jetzt so ein japanisches Auto. Mit Allrad."
Wir verabschiedeten uns und gingen noch einmal zu dem Klotz hinüber. Erneut vergebliches Klingeln. Wir hefteten einen Zettel mit schönen Grüßen usw. an die Haustür und machten uns davon. Als letzter Protokollpunkt stand ein Haferl Kaffee im Säulinger Hof an. Aber nicht nur die Goaß – auch er selber war weg. An seiner Stelle spannte ein alpenländisch kostümiertes Monstrum seine Muskeln. Statt anzuhalten, fuhren wir sofort nach Fügen hinunter. Unterwegs kamen wir an der Molkerei vorbei, in der wir uns damals mit köstlichem Bergkäse und Erdbeerjoghurt versorgt hatten. Seinesgleichen wird es nie wieder geben. Die Molkerei hatte den Direktverkauf eingestellt.
In einer Fügener Pizzeria versuchten wir, unsere Gedanken in die richtige Reihenfolge zu bringen. Nachdem sich das erste Entsetzen gelegt hatte, widerfuhr auch den drei Stadtmenschen von der Brandstätter Veranda Gerechtigkeit. Wir selbst waren es gewesen, die in einer Bergbauernfamilie die Hoffnung auf höhere Einkünfte geweckt hatten. Irgendwann hatten sie begriffen, daß sich ihr Leben nicht in der Bewirtschaftung steiler, bis weit ins Frühjahr hinein schneebedeckter Hänge erschöpfen mußte. Die kleine Mühle fiel uns ein, die im letzten Jahr unseres Brandstätt-Aufenthalts von den Chemiestudenten Katja und Hans gepachtet worden war. Ein Jahr Arbeit hatten sie investiert, um einen 6 x 4 Meter großen Bretterverschlag bewohnbar zu machen. Dafür hatten sie den Klockers jährlich 500 Mark Pachtzins zu zahlen. Die Pacht für Brandstätt dagegen, immerhin ein stattliches Haus mit acht Räumen, betrug 800 Mark jährlich. Sie war pauschal an den Milchpreis gekoppelt. Sank er, zahlten wir entsprechend mehr, stieg er, zahlten wir weniger. Aufgrund dieses Mißverhältnisses hatte der Alpinist unter den Brandstätt-Pächtern die beiden Chemiestudenten zu unerwünschten Personen erklärt. „Die versauen uns hier die Preise." Er wollte wohl die Bergbauern vor der sittlichen Verwahrlosung durch Wohlstand beschützen.
Die Protokollpunkte waren abgehakt. Auf dem Weg zum Parkplatz entdeckten wir auch den Astralleib der vergeblich gesuchten Metzgerei. Mit etwas Phantasie konnte man in den spiegelnden Schaufensterflächen eines Supermarktes, der sich an ihrem ehemaligen Standort verspreizt hatte, den Verlauf der alten Theke wiedererkennen. In gedämpfter Stimmung fuhren wir in dem eigens für diese Jubiläumstour ausgeliehenen Auto über die Inntalautobahn nach München zurück. Wir waren uns einig: Das Buch der Berge war damit ein für allemal zugeklappt.

## Die wiedergefundene Zeit

Doch schon zwei Jahre später gab es wieder eine nächtliche Küchensitzung, in der wir beschlossen, die Suche nach der verlorenen Zeit nicht sang- und klanglos aufzugeben. Irgend etwas in uns wollte sich nicht damit abfinden, daß das Zillertal nach den goldenen Brandstätter Tagen nur noch Bitterkeit hervorrufen konnte. Also machten wir in der ersten Septemberwoche des Jahres 1987 für eine Woche Quartier in Ramsau – einem Dorf nahe Mayrhofen, dem Schauplatz von Felix Mitterers „Piefke-Saga".
Obwohl wir recht ausdauernde Fußgänger waren – nicht zuletzt deshalb, weil wir allen Zeitläufen zum Trotz den Besitz eines Automobils immer verschmäht hatten –, war bei der Urlaubsplanung kein Gedanke an eine Bergtour verschwendet worden. Vielmehr galt unser Sinnen einer ausgiebigen Begehung der Zillerpromenade. Doch der Kulturschock war groß. Keine glücklichen Urlaubsmenschen kamen uns da entgegen, sondern sich anschweigende Ehepaare, denen ein mürrisch vor sich hin trottendes Kind folgte.
Am dritten Tag brachen wir aus der Leidensprozession aus und fuhren mit dem Postbus zu dem auf 1800 Meter Höhe gelegenen Schlegeis-Stausee hinauf. Bei vier Grad Celsius wagten wir uns ein paar Schritte auf die Dammkrone hinaus. Der darüber hinweg fegende Wind roch nach Schnee. Nach einem flüchtigen Blick auf Breitnock und Weißzint beschlossen wir, alles Sehenswerte gesehen zu haben. Da der nächste Bus erst in einer Stunde zu erwarten war, tra-

ten wir den Rückzug zu Fuß an – auf einer stark befahrenen Straße. Unterwegs wollte uns ein mitleidiger Autofahrer zur nächsten Werkstatt mitnehmen. Er vermutete, daß uns der Keilriemen gerissen sei.
Erst am fünften Tag unserer sentimentalen Reise entsprachen die Erinnerungen an Brandstätt dem Vorgefundenen. Wir hatten, noch immer jede Anstrengung meidend, mit Hilfe eines Sessellifts einen langgestreckten Bergrücken erreicht, der sich ohne Gegenanstiege trefflich abwandern ließ. Von der Bergstation des Lifts gingen wir los, und je weiter wir uns davon entfernten, desto weniger Familientragödien kamen uns entgegen. Nach gut zwei Gehstunden machten wir auf einem von Blaubeersträuchern gepolsterten Lagerplatz Rast und holten uns die Aussicht mit einem Fernglas heran.
Zu sehen gab es weiße Berge mit schrecklichen Schründen, Scharten und Schneiden. Aber da! – inmitten dieser weltentrückten Einsamkeit – da war ein Haus auszumachen. In einer Wüste aus Schnee und zyklopischen Felsblöcken lag es da wie ein im Eismeer gestrandetes Schiff.
Dieser Anblick fachte unsere Phantasie in einer Weise an, daß wir noch am selben Tag eine Wanderkarte erstanden und nach einiger Sucherei dieses Haus lokalisieren konnten. Es mußte die in gut 2200 Meter Höhe gelegene Edelhütte sein, ein Bergsteigerstützpunkt, der mit der 280 Meter tiefer gelegenen Bergstation der Ahornbahn durch einen markierten Weg verbunden war. Nun, wir hatten im Brandstätter Winter mit unseren Hinterbacken dem Polarwind getrotzt; da mußte es auch möglich sein, dieses Haus zu erreichen. Also fuhren wir am nächsten und letzten Urlaubstag hinauf und legten die 280 folgenreichsten Vertikalmeter unseres Lebens zurück.
Heute können wir darüber nur lächeln: Die Wanderung von der Bergstation der Ahornbahn zur Edelhütte dauerte gerade mal eine Stunde, und sie endete auf einer Terrasse, auf der sich das Kaffee-und-Kuchen-Publikum mehrerer Gondelfuhren versammelt hatte. Doch der Weg zu dieser Terrasse führte geradewegs in ein Wunderland. Schon beim Verlassen der Bergstation hatten wir den bizarren Floitenkamm bestaunt, der wie die Ausgeburt eines verrückt gewordenen Kathedralenbaumeisters aus der Spielzeuglandschaft des Stilluppgrundes emporwuchs. Immer wieder innehaltend, um uns auf ein zartes Blumenpolster, auf einen Heidelbeerstrauch mit prallen Früchten oder auf einen geschäftig seiner Arbeit nachgehenden Käfer aufmerksam zu machen, gerieten wir Schritt für Schritt in eine hochgespannte Euphorie, die so ganz dem feierlichen Ernst der Bergwelt entsprach.
Als wir bei der Edelhütte eintrafen, kamen uns fünf verwegen aussehende Männer entgegen – ausgerüstet mit Seil, Schutzhelm und Pickel. So also sahen richtige Bergsteiger aus! Wir verfolgten sie noch einige Zeit durch das Fernglas. Im Gänsemarsch stapften sie durch den immer tiefer werdenden Schnee auf einen eisgepanzerten Felsriegel zu, der uns unüberwindbar dünkte. Es war, als sähe man von einer Tribüne aus Menschen zu, die, bäuchlings auf einer Eisscholle liegend, mit den Händen dem Nordpol entgegenruderten.
Später entdeckten wir unweit der Hütte ein Schild, das eindringlich vor der Begehung dieser Route warnte: „Gehzeit 10 Stunden", stand dort zu lesen. „Unterwegs kein Talabstieg möglich. Nur für geübte Bergsteiger."

Warum wir auf den Anblick dieser vermeintlich todessehnsüchtigen Männergruppe nicht mit denselben ironischen Bemerkungen reagierten wie auf unseren Brandstätt-Alpinisten, muß ein Rätsel bleiben. Insgeheim beneideten wir die fünf. Weil sie eine Welt betreten konnten, die uns für immer verschlossen bliebe. Weil diese Form des Wagemuts in unserem Leben nicht vorgesehen war.
Immerhin waren wir jetzt entschlossen, dieses Wunderland nicht einfach mittels Bergbahn zu verlassen. Für *die* Schulstunde wäre uns das zu billig gewesen. Ohne zu wissen, wie lange es dauern würde, stiegen wir also zu Fuß ab – 1600 Höhenmeter! Anfangs genossen wir jeden Schritt. Doch nach einer gewissen Schonfrist wurde daraus ein marionettenhaftes Fuß-vor-Fuß-Setzen von Gehmaschinen. Als wir ein paar Stunden später mit festgefressenen Scharnieren am Bahnhof von Mayrhofen herumstakten und zu dem mit bloßem Auge kaum noch wahrnehmbaren Ausgangspunkt zurückblickten, mußten wir uns versichern, daß bezüglich der aus eigener Kraft zurückgelegten Wegstrecke kein Irrtum vorlag.

Noch spät in der Nacht saßen wir, nur körperlich müde, auf dem Balkon unseres Quartiers und schlürften am Glückskelch. Auch die Zeit in Brandstätt kam zur Sprache. Da hatten wir sieben Jahre lang im Vorgarten des Wunderlandes verbracht, ohne die Eingangstür je durchschreiten zu wollen. Das war, völlig absichtslos, erst heute geschehen – jetzt, da wir schon jenseits der 40 waren.
Bald saßen wir über die neue Wanderkarte gebeugt, mit dem Finger rote Linien verfolgend, Grate betastend, Bergnamen murmelnd: Ahornspitze, Dristner, Brandberger Kolm. Dort und dort und dort auch würden wir sein, beim nächsten Mal schon, und gewiß würde es die Zeit geben, da die Blume für uns nicht nur Blume, der Baum nicht nur Baum und der Berg nicht nur Berg hieß.
Doch wenn uns in dieser seltsamen Nacht jemand prophezeit hätte, daß wir schon zwei Jahre später den Weg der fünf Männer von der Edelhütte nehmen würden – wir hätten bedauernd mit den Achseln gezuckt. Dennoch, es kam so. Und nicht einmal als schwierig haben wir den Siebenschneidensteig empfunden.

Inzwischen sind wir so oft im Gebirg unterwegs, daß manch einer aus dem Freundeskreis uns schon für verrückt hält. Wir tragen dann, mehr oder weniger stark ausgeschmückt, den 51. Grund für die Vorzüge des Aufenthalts in großer Höhe vor.

# Klettersteige – beliebt, aber auch zum Fürchten

Pit Schubert

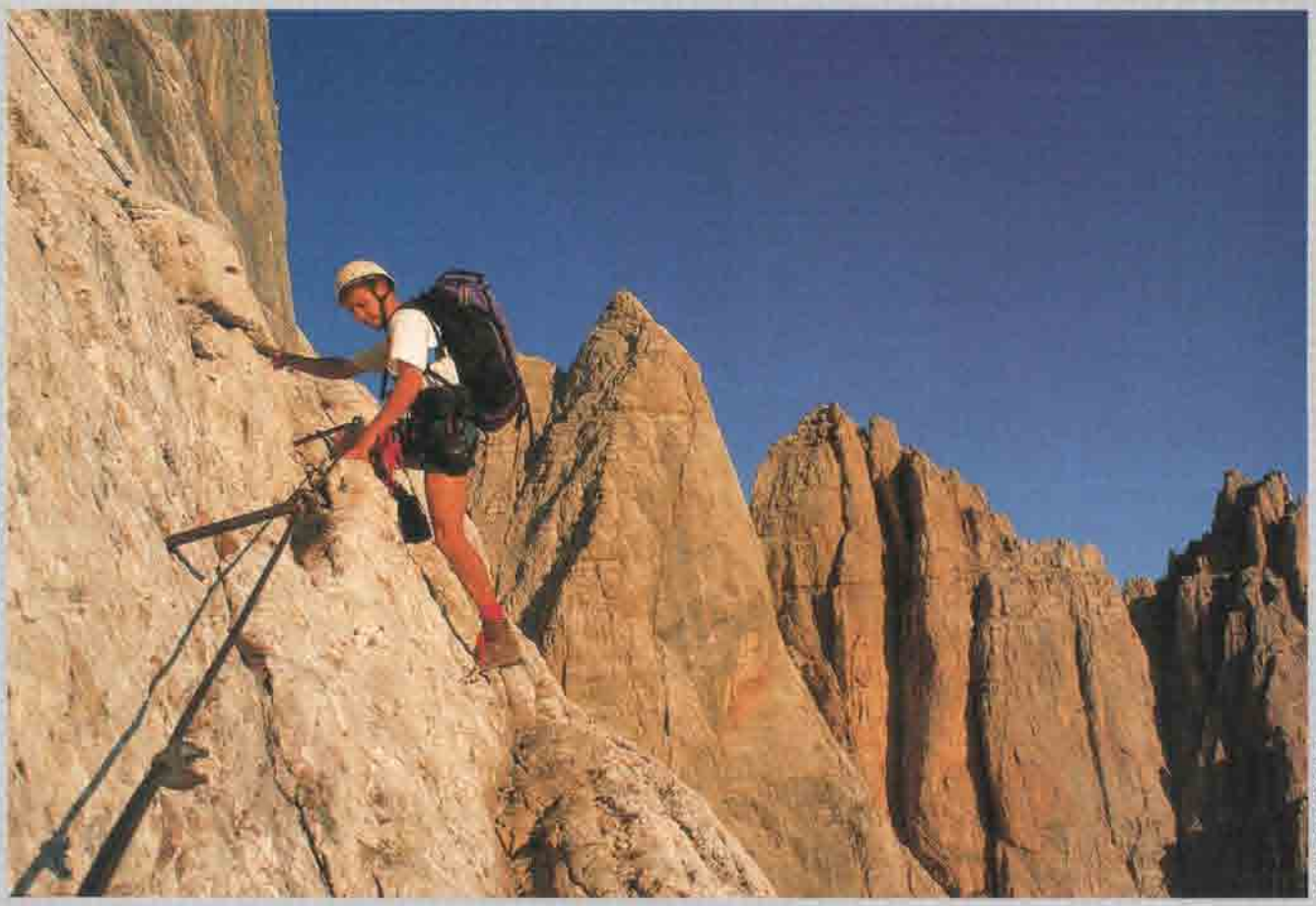


Foto: Eckehard Radehose

Unterwegs in der „Via ferrata degli Alleghesi" an der Civetta

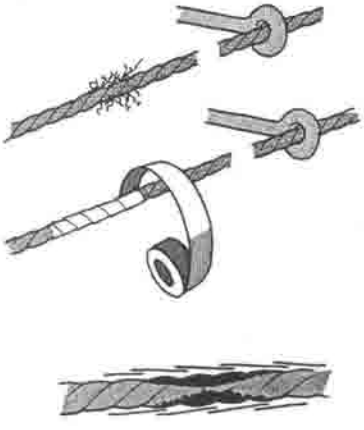


**Grund für Klebebandumwicklung: aufgespleißte Drahtseile**

**Rechts: Nach Entfernen von Klebeband ist der Rost sichtbar**



**Unterm Klebeband hält sich die Feuchtigkeit und führt so zu intensiver Korrosion, die von außen nicht zu erkennen ist**



Zeichnung: Sepp Lassmann

*Klettersteige werden heute förmlich berannt. Nicht nur am Wochenende, auch schon während der Woche. Manche Klettersteige geben trotz der vermeintlich bestehenden Verkehrssicherungspflicht des Erbauers bzw. Erhalters berechtigten Anlaß, über die Sicherheit, die sie vermitteln sollen – manchmal aber nur vortäuschen – nachzudenken. Insbesondere dann, wenn man die gängige Rechtsprechung zu Rate zieht, um sich auszumalen, was passiert, wenn etwas passiert ist. Wer nämlich durch ein gebrochenes oder ausgebrochenes Sicherungsmittel zu Schaden kommt, darf nicht immer Schadenersatz erwarten. Und wenn, dann nicht selten viel weniger, als man sich mit normalem Menschenverstand vorstellt. Es bleibt deshalb nur eine Empfehlung: Große Vorsicht!*

## So leicht kann's passieren

Ein Bergsteiger aus Tirol wollte 1985 den Anstieg von der Schafferalm auf den Schwarzenstein in den Eisenerzer Alpen begehen. Im AV-Führer steht: „... teilweise gesichert". Das erste Drahtseil – etwa 40 Meter lang und irgendwo oben befestigt – machte einen nicht gerade vertrauenerweckenden Eindruck. Er zog einmal kräftig dran – und die 40 Meter Drahtseil schlängelten sich herab.
Im Sommer 1987 konnte der Autor am Untersberg in den Berchtesgadener Alpen beim Abstieg durch das Mittagsloch, weil so von oben kommend, leicht feststellen, wie sicher – besser wie unsicher – eines der Drahtseile befestigt war. Am unteren Seilende, das locker am Fels baumelte, angekommen, unternahm er, neugierig geworden, einen Zugversuch mit **einer** Hand – und auch dieses Drahtseil schängelte sich herab.
Ein bekannter österreichischer Bergführer und Extremkletterer stürzte 1981 beim Abstieg vom Hechenbergpfeiler (nahe Innsbruck) durch Bruch eines Drahtseiles zu Tode. Das Drahtseil war an der Bruchstelle mit Klebeband umwickelt gewesen, unter dem es durchgerostet war. Klebeband am Drahtseil hält aufgrund der Kapillarwirkung die Feuchtigkeit und führt so zu Korrosion, die von außen **nicht** zu erkennen ist. Das Drahtseil war auf beiden Seiten des Klebebandes völlig intakt – unter dem Klebeband aber völlig durchgerostet (Zeichnung und Bilder).

Der Vollständigkeit wegen muß hier festgehalten werden, daß Unfälle durch brechende oder ausbrechende Sicherungsmittel auf Klettersteigen glücklicherweise nicht allzuhäufig zu verzeichnen sind. Die Mehrzahl der Unfälle ereignet sich durch Unachtsamkeit und Gleichgewichtsverlust ohne Selbstsicherung (weil darauf verzichtet wird) oder an solchen Stellen, wo keine Möglichkeit einer Selbstsicherung besteht.

## Verkehrssicherungspflicht

Wie für Wege und Straßen ganz allgemein kann auch für Klettersteige und andere Wegsicherungsanlagen in den Bergen eine **Verkehrssicherungspflicht** bestehen, die eine Wartung der Steige und Wege durch den Erbauer/Erhalter zum Inhalt hat. Meist wird dies auch der Fall sein. Diese Verkehrssicherungspflicht trifft meist die Alpenvereinssektionen als Unterhalter des alpinen Wegenetzes. Aber auch andere alpine Vereine wie „Die Naturfreunde" können Erbauer bzw. Erhalter sein, ebenso Gemeinden,



Auf dem Klettersteig Rino-Pisetta am Piccolo Dain (Sarcatal)



**Mit den besten Absichten – Ergebnis aber: eine richtiggehende Feuchtigkeitspackung**



**Oben:**
**Vernachlässigte Verkehrssicherungspflicht**

**Rechts:**
**Nur das Drahtseilende darf umwickelt werden (unten richtig, oben falsch)**



Fremdenverkehrsvereine und Seilbahngesellschaften. Letztere erwarten sich durch einen Klettersteig eine Verkehrsbelebung und damit einen eigenen wirtschaftlichen Vorteil.
Die Verkehrssicherungspflicht verlangt: Wer einen Weg oder Steig anlegt und zur Benutzung freigibt, ist für dessen sicherheitstechnischen Zustand verantwortlich. Nicht nur nach der Fertigstellung, sondern auch danach, und zwar so lange der Weg bzw. Steig der Öffentlichkeit zugänglich bleibt. Der Erbauer/Erhalter hat dafür Sorge zu tragen, daß Begeher bei bestimmungsgemäßem Gebrauch der Sicherungsmittel nicht zu Schaden kommen bzw. sich keine größeren Schäden zuziehen als den unausweichlichen Umständen entsprechend.

Was heißt **unausweichliche Umstände**? Wenn sich ein Klettersteigbegeher durch Sturz (mit Selbstsicherung) bis zur nächsten Verankerung und daraus folgendem Anschlagen an den Fels ein Fußgelenk bricht, sind dies unausweichliche Umstände bzw. persönliches Schicksal. Schließlich lassen sich die Fallgesetze nicht abschaffen. Ähnlich, wenn sich ein Klettersteigbegeher an einem Drahtseil emporzieht und dabei den Arm auskugelt. Dann hat er Pech gehabt (persönliches Unvermögen). Nicht anders, wenn jemand auf einem unebenen Weg oder Steig stolpert, weil uneben. Schließlich ist die Unebenheit ja sichtbar. Wer den Anforderungen des Gebirges nicht gewachsen ist, muß im Flachland bleiben.
Dies sind eindeutig Fälle, in denen sich ein allgemeines Bergsportrisiko verwirklicht hat, ohne daß dem Erbauer/Erhalter ein Schuldvorwurf gemacht werden kann. Das Bergsteigen ist schließlich mit gewissen Risiken behaftet. Dies ist bekannt, da die Natur jedem Menschen das Gespür für die Schwerkraft mit in die Wiege legt. Da sich der Bergsteiger bewußt in den Bereich der Berge begibt, muß er auch ebenso bewußt die Risiken der Berge auf sich nehmen.

Dagegen kann der Bruch oder das sonstige Versagen eines Sicherungsmittels in den Bereich einer Verkehrssicherungspflichtverletzung fallen, so, wenn beispielsweise ein Drahtseil bei bestimmungsgemäßer Belastung bricht oder eine Verankerung ausbricht. Allerdings darf man – das haben Präzedenzfälle gezeigt – **keine uneingeschränkte** Verkehrssicherungspflicht vom Erbauer/Erhalter erwarten. Die Juristen sind bei der Bejahung von Verkehrssicherungspflichten zurückhaltend.
Aufgrund eines solchen Präzedenzfalles und den daraus folgenden Urteilen Mitte der siebziger Jahre[1] wurde in Österreich die Gesetzeslage hinsichtlich der Verkehrssicherungspflicht geändert. Seit 1. Januar 1976 ist in Paragraph 1319a des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches eine Einschränkung der Verkehrssicherungspflicht gesetzlich geregelt.[2] Danach ist der Erbauer/Erhalter nur noch dann haftbar zu machen, „wenn der schlechte Zustand des Weges vom Wegeerhalter **vorsätzlich oder grobfahrlässig** verschuldet worden ist. Das heißt ..., daß für eine einfache Fahrlässigkeit, wie sie im täglichen Leben sehr oft auftritt, nicht mehr zu haften ist."
Die deutsche Rechtslage sieht eine solche gesetzlich geregelte Haftungsbeschränkung nicht vor.
Die geänderte Rechtslage in Österreich hat sich inzwischen mindestens in einem weiteren Urteil[3] niedergeschlagen, in dem auch die grobe Fahrlässigkeit definiert ist: „Als Wegeerhalter haftet" man „nur noch für **grobe** Fahrlässigkeit. Darunter ist eine auffallende Sorglosigkeit zu verstehen, bei der die gebotene Sorgfalt

nach den Umständen des Falles in ungewöhnlicher Weise verletzt wird und der Eintritt des Schadens nicht nur **als möglich**, sondern geradezu als **wahrscheinlich** vorauszusehen ist."
Darüber hinaus wäre in Anlehnung an den von Stefan Beulke[4] formulierten Gedanken der Haftungsbeschränkung bei altruistischem Handeln im Zusammenhang mit dem Sanieren von Kletterrouten mit sicheren (normgerechten) Sicherungshaken auch bei Klettersteigen zu berücksichtigen, ob der Erbauer/Erhalter eigene kommerzielle Interessen vertritt oder ob die Wartung im Rahmen einer uneigennützigen Vereinstätigkeit, u. U. sogar ehrenamtlich, erfolgt. Bei kommerziellen Interessen, wenn zum Beispiel eine Seilbahngesellschaft einen Klettersteig zur Verkehrsbelebung angelegt hat, dürften schärfere Haftungsmaßstäbe angemessen sein.

Einschränkungen der Verkehrssicherungspflicht ergeben sich außerdem aus der Tatsache, daß der Mensch gegenüber Naturgewalten wie Steinschlag, Schneelasten, Erdrutschen und Blitzschlag machtlos ist. Die Naturgewalten können Sicherungsanlagen beschädigen oder sogar zerstören. Bei Bruch eines Sicherungsmittels als Folge einer Belastung durch Klettersteigbegeher gilt es also zu klären, ob das Versagen durch einen Anbruch infolge kurz zuvor erfolgter Naturgewalten verursacht worden ist oder durch Anbrüche infolge vielfacher Belastung durch Klettersteigbegeher oder gar durch konstruktions- oder anbringungstechnische Fehler bei Erstellung der Sicherungsanlage. Um dies herauszufinden, wird das Gericht einen Gutachter zu Rate ziehen. Der kann anhand der Bruchstelle leicht feststellen, ob es sich um einen **Gewaltbruch** handelt (Naturgewalten) oder um einen über einen längeren Zeitraum aufgetretenen, sogenannten **Ermüdungsbruch** oder um einen **Konzeptions- oder Konstruktionsfehler**. Der Unterschied sowie die rechtlichen Folgen stellen sich wie folgt dar:

☐ **Gewaltbruch** = plötzlich durch Gewalt auftretender Bruch oder größerer Anbruch, ausgelöst zum Beispiel durch Steinschlag, Blitzschlag, Erdrutsch oder Lawinen bzw. Schneelasten (Bild). Sollte ein Sicherungsmittel auf diese Weise beschädigt werden und kurz darauf bei Belastung durch einen Klettersteigbegeher brechen oder reißen, dann ist dies als **Schicksal** einzustufen. Dem Erbauer/Erhalter ist **keinerlei Verschulden** anzulasten. Schließlich ist (siehe oben) zu berücksichtigen, daß der Begeher bewußt den sicheren Bereich der Ebene verläßt und sich ebenso bewußt den Gefahren des Gebirges bzw. Hochgebirges aussetzt. Und zu den alpinen Gefahren zählen neben den Naturgewalten all jene Folgen, die sich nach menschlichem Ermessen nicht ausschalten lassen.

☐ **Ermüdungsbruch** = langsam, durch vielfache Belastung auftretender Bruch, so zunächst Bruch einer Drahtlitze oder auch nur eines einzelnen Drahtes, zu dem mit der Zeit durch weitere ständige Belastung von Begehern weitere Draht- bzw. Litzenbrüche an der gleichen Stelle hinzukommen (Bild), bis schließlich der letzte intakte Draht oder die letzte intakte Litze bei Belastung bricht. Aufgrund der Überdimensionierung der Sicherungsmittel treten solche Ermüdungsbrüche nur über Jahre auf. Das heißt, daß sich diese Brüche langsam abzeichnen, also bei regelmäßiger Wartung rechtzeitig zu erkennen gewesen wären. In diesem Fall liegt aufgrund der **vernachlässigten Wartung** eine **schuldhafte Verletzung der Verkehrssicherungspflicht** vor.



**Typisches Beispiel eines Ermüdungsbruchs**



**Typisches Beispiel für einen Gewaltbruch (Schneelast)**

☐ **Konstruktionsfehler** = zum Beispiel zu geringe Verankerungstiefe der Fixpunkte im Fels oder zu dünnes (schwaches) Drahtseil (häufig wird die Scheuerung an Verankerungen durch vielfache Belastung durch Klettersteigbegeher nicht ausreichend berücksichtigt) oder keine ausreichende Anzahl an Seilklemmen am Seilende (nach Norm mindestens drei), ganz allgemein: **nicht** fachgerechte Auswahl und Anbringung der Sicherungsmittel.

## Ein Fall

Eine Österreicherin beging einen teilweise gesicherten Steig in den Nördlichen Kalkalpen. Als sie sich an einem Drahtseil, das an einer drei Meter hohen Steilstelle angebracht war, festhielt, brach dieses. Die Frau stürzte etwa zwanzig Meter ab und zog sich schwere Verletzungen mit zu erwartenden bleibenden Schäden zu. Der Weg befindet sich im Arbeitsgebiet einer Sektion des Deutschen Alpenvereins. Damit oblag dieser DAV-Sektion die Verkehrssicherungspflicht.

**Schön und gut – nur wie prüfen?**




Die Verletzte klagte und machte Schadenersatzansprüche geltend. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß die DAV-Sektion ihrer Verkehrssicherungspflicht nicht in ausreichendem Maß nachgekommen war. Sie hatte den Steig und die Sicherungsanlagen längere Zeit nicht mehr überprüft. Der Wegewart war dazu aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage gewesen. Einen neuen Wegewart hatte man noch nicht gefunden.
Durch die Hinzuziehung eines Gutachters stellte sich ferner heraus, daß die Bruchstellen aller einzelnen Drähte des Drahtseiles Rost aufwiesen bis auf den Draht, der bei der Belastung durch die Klägerin schließlich gebrochen ist. Damit war das Drahtseil vor der Belastung, die zum endgültigen Bruch führte, bereits bis auf diesen einen Draht gebrochen (nach Ansicht des Gutachters waren die übrigen Drähte bereits mindestens ein Jahr vor dem Unfall zu Bruch gegangen). Es handelte sich somit eindeutig um einen **Ermüdungsbruch**, nicht um einen Gewaltbruch durch kurz zuvor erfolgte Naturgewalten.
Das Gericht erster Instanz bejahte die Verkehrssicherungspflicht der DAV-Sektion, insbesondere auch deshalb, weil die Sektion für den Aufenthalt auf ihrer nahegelegenen Hütte von den Gästen einen Hütten- und **Wegegroschen** einhebt. Damit ist sie **über** die übliche Verkehrssicherungspflicht hinaus für die sach- und fachgerechte Unterhaltung der Sicherungsanlagen auf dem Weg verantwortlich. Da es sich um einen Ermüdungsbruch handelte, der bei sorgfältiger Überprüfung der Sicherungsanlagen erkennbar gewesen wäre, ging das Gericht von einer Vernachlässigung der Verkehrssicherungspflicht durch die beklagte DAV-Sektion aus.
Das Gericht erkannte aber auch ein **Mitverschulden der verletzten Klägerin** dahingehend an, daß sie das Seil als „dünn, abgemergelt und locker" erkannt, sich aber trotzdem daran festgehalten hatte. Das haftungsbeschränkende Mitverschulden der Klägerin wurde mit 50 % beziffert. Das Gericht gab dementsprechend der Klägerin zur Hälfte Recht und wies die Klage im übrigen ab.[5]
Beide Parteien gaben sich damit nicht zufrieden. Sie gingen in die Berufung. Das Gericht zweiter Instanz hob das erstinstanzliche Urteil auf und trug dem Erstgericht eine neuerliche Entscheidung nach Ergänzung des Verfahrens auf.[6]
Das Verfahren endete schließlich vor dem Obersten Gerichtshof in Wien (OGH), der nach abermaliger Würdigung aller von den Streitparteien eingebrachten Einwände nur noch ein Drittel der Ansprüche der Klägerin zu Recht, zwei Drittel zu Unrecht erkannte[3]. Soweit der Sachverhalt in aller Kürze.
Nach Ansicht der Juristen hätte sich die Klägerin also nicht so ohne weiteres an dem Drahtseil halten dürfen. Oder sie hätte es vor der Belastung auf seine Tauglichkeit prüfen müssen. Unklar bleibt, wie sie dies hätte machen sollen.
An den Einstiegen mancher Klettersteige findet man inzwischen Hinweistafeln, die den Begeher darauf aufmerksam machen, daß er **die Fixseile und Leitern prüfen soll, bevor er sie benutzt** (Bild). Nur – auch in diesem Fall sagt man dem Klettersteigbegeher **nicht**, wie er das machen soll. Dazu nachfolgend einige Anmerkungen.

## Aus der Sicht der Praxis

Wie schwer nachvollziehbar der Hinweis auf solchen Tafeln aus der Sicht eines Klettersteigbegehers ist, kann jeder bei Begehung eines Klettersteiges selbst in Augenschein nehmen (siehe Bilder). Der Verankerungspunkt eines Drahtseiles in beispielsweise fünf Metern Entfernung ist aus dieser Distanz weder im Detail, noch grob einzusehen und kann deshalb optisch **nicht** beurteilt werden. Es gibt genügend Sicherungsmittel auf Klettersteigen, wo dies nicht einmal auf eine Entfernung von nur einem Meter möglich ist. Ganz zu schweigen von solchen Verankerungsmitteln und Drahtseilabschnitten, die sich hinter einer Felskante oder einem Felsvorsprung befinden, oder sich aus anderen Gründen dem Blick entziehen.
Es kommt hinzu, daß weniger mit Technik vertraute Begeher auch bei unmittelbarem Augenschein aus etwa einem Meter Entfernung in der Beurteilung überfordert sind. Wer kennt sich schon mit Drahtseilen und deren Verankerungen, Anschlagmitteln, Seilklemmen usw. im einzelnen aus? Auch der Autor, der sich berufsmäßig damit befassen muß, hat seine allergrößten Schwierigkeiten und mußte immer wieder erkennen, daß ihm eine auch nur annähernd sichere Beurteilung allein durch Augenschein in der Mehrzahl der Fälle nicht möglich war. Und dies teilweise aus allernächster Nähe. Jeder Wegewart, der „seinen" Klettersteig immer wieder einmal überprüft, wird dies bestätigen können. Die Aneignung ausreichender Erfahrung würde außerdem umfangreiche Ausbildungsprogramme notwendig machen, die weder den Klettersteigbegehern noch den alpinen Vereinen, die derartige Ausbildungen anbieten müßten, zuzumuten wären.

## Wie prüfen?



Diese Drahtseilbefestigung kann hinter dem Felskopf durch Erdreich führen und mehr oder weniger durchgerostet sein; die Klebebandumwicklung bedeutet Korrosionsgefahr = beides optisch nicht prüfbar



Wie soll diese Klettersteigbegeherin die nächste Verankerung prüfen? Optisch ist es nicht möglich und kräftiger Handzug kann den Absturz bedeuten



Wie soll man diese Verankerung optisch prüfen?



Noch kann man nicht durch einen Fels hindurchschauen





Ganz links: Bei diesem Wirrwarr ist auch mit eingehender optischer Prüfung nicht erkennbar, ob diese Verankerung bzw. Drahtseilbefestigung einer Belastung standhalten kann oder nicht

Links: Daß diese Seilbefestigung nicht mehr viel hält, kann man erkennen, und man könnte sich danach richten; wenn man sich aber noch links oder rechts davon, hinter einer Felskante, befindet, ist diese Gefahr optisch nicht auszumachen

Es kommt ferner hinzu, daß Klettersteige auch bei Nebel oder Dämmerung (Verspätung) begangen werden (müssen). Auch in diesen Fällen ist eine optische Beurteilung der Sicherungsmittel in der Mehrzahl der Fälle nicht möglich.

Natürlich ist auch eine Prüfung der Sicherungsmittel durch Belastung denkbar. Doch das ist nicht einfacher als eine Sichtprüfung – vor allem ist es gefährlicher. Als Belastung kommt nur Handkraft in Frage. Auch bei kräftigem Handzug kann ein Mann mit normaler Körperkraft nur Kräfte in der Größenordnung von **500 N (0,5 kN, ca. 50 kp)** aufbringen, eine Frau meist noch etwas weniger. Und das aber auch nur bei sicherem Stand. Wo ist dort, wo Sicherungsmittel angebracht sind, sicherer Stand möglich? Sicherungsmittel sind in der Regel nur im Absturzgelände[7] angebracht, wo der Gleichgewichtsverlust einem Absturz gleichkommt.
Und weniger kräftiger Handzug bewirkt praktisch nichts, ist bestenfalls Augenwischerei, denn in den meisten Fällen entspricht die Prüfung mit Handkraft **nicht** einmal der Belastung, die bei der anschließenden Bewältigung der Passage, insbesondere in einer Querung, auftreten kann. Noch mehr gilt das für einen Sturz mit Selbstsicherung. Folgende Tabelle zeigt zum Vergleich Belastungskräfte, die in der Praxis auftreten können.[8]

| Belastungsart/-situation | Größe der Belastung |
|---|---|
| **Belastung durch Auf- und Abstieg** (Handbelastung, **ohne** Selbstsicherung) | |
| ☐ in Steilpassagen | bis knapp zweifaches Körpergewicht, bis **1,5 kN (ca. 150 kp)** *) |
| ☐ in Querungen | bis sechsfaches Körpergewicht bis **5 kN (ca. 500 kp)** **) |
| **Belastung durch Sturz in die Selbstsicherung** | |
| ☐ in Steilpassagen (freier Fall) | bis **6 kN (ca. 600 kp)** = maximale Fangstoßkraft des Fangstoßdämpfers***), **ohne** Fangstoßdämpfer bis in die Größenordnung von **20 kN (ca. 2000 kp)** *), falls die Selbstsicherung (Seilstück, Karabiner) nicht zu Bruch geht |
| ☐ in Querungen | bei Selbstsicherung von 0,5 m Länge und Fallhöhe etwa 1 m bis zum zwölffachen Körpergewicht, bis **10 kN (ca. 1000 kp)** **) |
| Bei vorgespannten Seilen kann sich die Belastung je nach Situation um den Wert der Vorspannung erhöhen. | |
| Die Belastungskräfte in Querungen verringern sich mit dem Durchhang des Seiles; dadurch günstigerer Belastungswinkel und geringere Belastung (Kräfteparallelogramm!). | |

*) bekannte Erfahrungswerte
**) experimentelle Ermittlung, Frühjahr 1995
***) DIN 33949, ÖNORM, UIAA-Norm, EN 958, unter der Voraussetzung keines größeren Vertikalabstands der Verankerungen voneinander als 5 Meter.

Gemessen an den in der Praxis auftretenden Belastungen ist eine Prüfung mit Handkraft realitätsfremd. Sie mutet an, als wollte man einen Elefanten mit einer Fliegenklappe erschlagen.
Sollte ein Sicherungsmittel der Prüfung mittels Handkraft widerstehen, besteht bei der anschließenden Bewältigung der Passage, womöglich mit Sturz in die Selbstsicherung und der daraus resultierenden höheren Belastung, immer noch die Gefahr des Bruchs des Sicherungsmittels und damit des Absturzes. Und endet eine solche „Festigkeitsprüfung" mit negativem Ergebnis, kann dies bereits tödlich oder mit schweren Verletzungen ausgehen.
**Versuch und Irrtum – Trial and Error – das kann im Steil- bzw. Absturzgelände eigentlich niemandem zugemutet werden!**

Der Verfasser dieses Berichtes versuchte bei Begehung verschiedener Klettersteige einzelne Sicherungsmittel durch kräftigen Handzug zu prüfen und sich dabei vorzustellen, was passiert, wenn der Versuch negativ ausgeht. Er wäre auf jedem Klettersteig etliche Dutzendmal abgestürzt. Dieses Gedankenexperiment kann jeder auf jedem Klettersteig nachvollziehen. Man muß sich nur die Mühe machen. Es werden einem die Haare zu Berge stehen.
Es kommt hinzu, daß mit der Prüfung jeder Verankerung, jedes Griff- und Trittbügels, jedes Drahtseiles und jeder Leiter so viel Zeit verloren ginge, daß sich die Begehungszeiten wohl mehr als verdoppeln würden. Dies würde bei längeren gesicherten Steigen wie zum Beispiel dem Augsburger Höhenweg in den Lechtaler Alpen mindestens ein Biwak nach sich ziehen.

Es bleiben berechtigte Fragen: **Was kann man tun? Was von seiten der Erbauer/Erhalter, was von seiten der Begeher?**
Klettersteige und andere Sicherungsanlagen auf alpinen Wegen können selbstverständlich nicht wöchentlich oder gar täglich überprüft werden. Auch eine ständige Überprüfung durch angebrachte Fernseh- oder Videokameras wäre weder ökonomisch realisierbar noch wünschenswert. Nur ein ausgewogenes, verantwortliches Handeln von seiten der Erbauer/Erhalter sowie von seiten der Begeher von Klettersteigen und gesicherten Weganlagen ist realistisch und sinnvoll.

## Zumutbare Wartung von Klettersteigen und gesicherten Weganlagen

☐ Vor Beginn der Bergsteigersaison **gründliche Überprüfung** aller Sicherungsmittel durch Sichtkontrolle und unverzügliche Durchführung notwendiger Reparaturen. Zwei Fachkräfte sind zur Beurteilung besser geeignet als nur eine. Eine Fachkraft kann etwas übersehen, kann sich irren. Die Beurteilung durch zwei führt zu einer realistischeren Einschätzung möglicher Mängel.
☐ Als Fachkraft nur **Techniker** beauftragen, vorzugsweise Metallhandwerker, Baufachleute, Ingenieure usw. Sektions- bzw. Vereinsmitglieder mit artfremden Berufen sollten **nicht** damit beauftragt werden, da sie nicht fachkompetent sein können (so wurde in einem Urteil aufgrund eines tödlichen Unfalls durch ein gebrochenes Sicherungsmittel ein vom betreffenden alpinen Verein mit der Wegewartung beauftragter Papiermacher vom Gericht als fachlich nicht qualifiziert eingestuft und demzufolge von einer Haftung freigesprochen; **nicht** jedoch der Verein, der den Wegewart bestellt hatte und dem „ein innerbetrieblicher

Organisationsmangel" bei der Auswahl des Wegewartes angelastet wurde[1]).

☐ Die Begehung und Überprüfung der Sicherungsanlagen eines Klettersteiges oder eines anderen gesicherten Steiges oder Weges durch den fachkundigen Wegewart sollten zu Beweiszwecken dokumentiert werden, zum Beispiel durch ein Begehungs-/Wartungsbuch ähnlich einem Fahrtenbuch bei wechselnder Kfz-Benutzung.

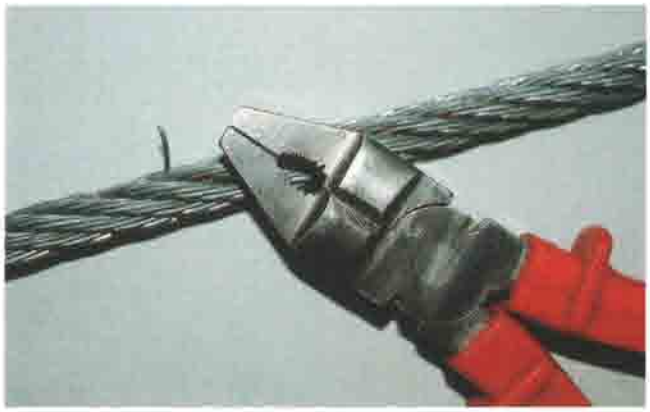
☐ Bis zur Beendigung der Reparaturarbeiten sollten **Schilder** aufgestellt werden, die auf die nicht einwandfreien Sicherungsmittel hinweisen. Die Schilder sollten **auf den entsprechenden Hütten, am Beginn der Sicherungsmittel und an deren Ende** (Beginn bei Begehung in umgekehrter Richtung) **sowie an all jenen Hinweistafeln im Tal** angebracht werden, **wo auf den Klettersteig aufmerksam gemacht wird.** Dies kann aber nicht – wenn es sich um einen Weg oder Steig handelt (nicht um einen Klettersteig) – darin ausarten, daß der Weg längere Zeit in diesem Zustand verbleibt oder, wenn er nicht kontrolliert werden kann, sozusagen einfach gesperrt wird. In einer Urteilsbegründung[3]) des Obersten Gerichtshofes in Wien heißt es, daß ein alpiner Verein sich nicht damit behelfen kann, den Weg, wenn er ihn schon nicht kontrollieren kann, dann wenigstens zu sperren, um seinen Verpflichtungen auf diese Weise „leicht" nachzukommen. „Müßte man nämlich jeden Bergweg sperren, bei dem mangels Kontrolle der einwandfreie Zustand nicht mit Sicherheit feststeht, dann würde dies zu untragbaren Ergebnissen führen. In diesem Fall müßte man in jedem Frühjahr sämtliche Bergwege sperren, bis sie kontrolliert und instandgesetzt wären. Dies hätte zur Folge, daß eine ganze Reihe von Wegen erst im Herbst oder während der ganzen schneefreien Jahreszeit nicht freigegeben werden könnten."

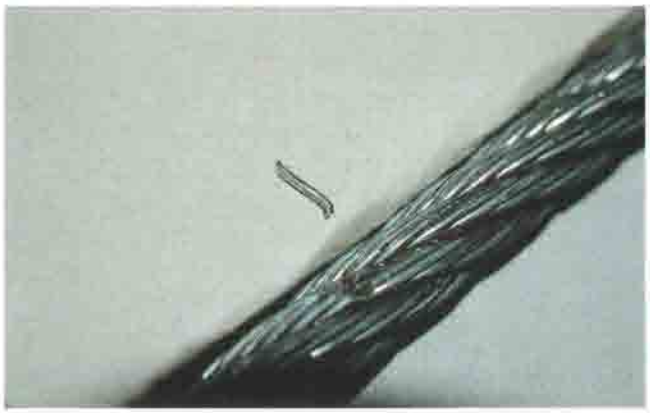
☐ Überprüfung aller Sicherungsmittel nach **sintflutartigen Niederschlägen**. Die Hüttenwirte und Wegewarte der Sektionen kennen in der Regel „ihre" Klettersteige und wissen recht genau, wie stark ein Unwetter sein muß, um etwas anrichten zu können, und wo etwas passieren kann. Solche Unwetter sind sehr selten; sie treten nicht alle Jahre auf.

☐ Werden dem Hüttenwirt **schadhafte Stellen** bekanntgegeben, ist die Reparatur baldmöglichst auszuführen. Je nach Zeitverzug ist zunächst die Aufstellung von Hinweisschildern vorzunehmen (siehe oben). Größere Schäden treten in der Regel nur im Winter und im Frühjahr durch Schneelasten und Lawinen auf, also vor Beginn der Bergsteigersaison. Beschädigungen im Sommer durch Steinschlag, Niederschläge und Blitzschlag sind selten.

☐ Gebrochene Drähte von Drahtseilen, deren Festigkeit noch ausreichend ist, zur Vermeidung von Handverletzungen **keinesfalls mit Klebeband umwickeln = intensive Korrosionsgefahr!** (Bilder). Soll das Drahtseil nicht ausgewechselt werden, weil insgesamt noch sicher genug, dann sind die gebrochenen Drähte zu entfernen oder zu versorgen; an Litzenseilen ist das Entfernen leicht möglich (Bilder), nicht so an Spiralseilen (Bild); deshalb empfehlen sich für den Bau bzw. die Reparatur von Klettersteigen **nur Litzenseile.**[8])

☐ Wird **Klebeband** angetroffen, dann **ist das Band unbedingt zu entfernen** und die gebrochenen Drähte sind zu beseitigen bzw. zu versorgen (siehe oben). Sollte das Entfernen oder Versorgen nicht möglich sein, dann die gebrochenen wegstehenden Drähte nur kürzen und ansonsten so belassen. Handverletzungen sind eher hinzunehmen als ein Absturz durch Bruch eines unterm Klebeband korrodierten Drahtseiles.



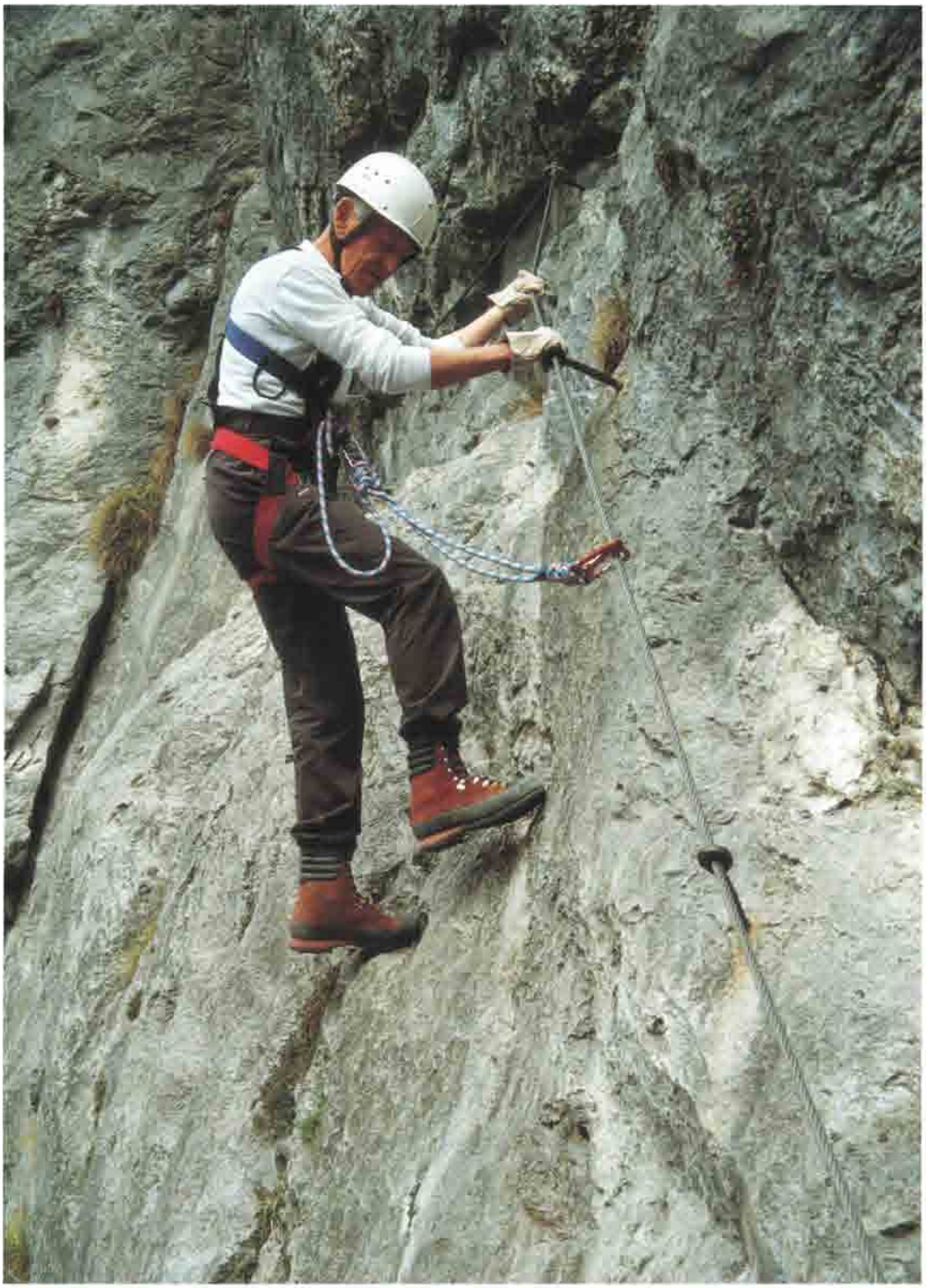


**An Litzenseilen läßt sich ein gebrochener Draht („Spleiß") spielend leicht entfernen (man muß nur mit einem harten Gegenstand über das hervorstehende Drahtende hin- und herfahren, und der Draht bricht innerhalb der Litze ab)**



**Die Versorgung eines gebrochenen Drahtes an einem Spiralseil ist immer umständlich und nie zufriedenstellend (deshalb und aus anderen Gründen können Spiralseile nicht empfohlen werden)**

Mit Helm mehr Schutz vor Steinschlag (s. S. 302)



## Zumutbares Verhalten von Begehern gesicherter Wege, Steige und Klettersteige

☐ Klettersteigbegeher und Begeher von gesicherten Wegen dürfen sich **nicht** völlig blindlings jedem Sicherungsmittel anvertrauen. Sind schon die ersten Sicherungsmittel am Beginn eines Klettersteiges wenig vertrauenerweckend, ist das erste Drahtseil schon lose und/oder ausgefranst, dann dürften die Sicherungsmittel weiter oben kaum besser sein. In diesem Fall ist dem Begeher ein **Umkehren** zuzumuten oder, wenn er das entsprechende Können besitzt, kann ihm zugemutet werden, **die desolaten Sicherungsmittel nicht zu benutzen oder, wenn doch, dann möglichst wenig zu belasten.** Oft reicht eine Handkraft von einigen Newton (N bzw. wenigen kp), um das Gleichgewicht zu stabilisieren. Das hält meist auch ein bereits beschädigtes Sicherungsmittel noch aus.

☐ **Klebebandumwicklungen** an Drahtseilen sind zwar nicht immer aus einiger Entfernung erkennbar, doch meistens. Solche Drahtseile sollten möglichst wenig, am besten gar nicht belastet werden. Oder man kehrt an der ersten Klebebandumwicklung um. Ehrlicherweise muß hinzugefügt werden, daß die Empfehlung zur Umkehr etwas realitätsfremd ist. Denn es gibt wohl keinen einzigen Klettersteig in den Alpen, dessen Drahtseile keine Klebebandumwicklung aufweisen. Jedenfalls hat der Autor bis zum Herbst 1995 (Veröffentlichung dieser Gefahr[8]) noch keinen gefunden.

☐ Zur Vermeidung von Handverletzungen, insbesondere an aufgespleißten Drahtseilen, Handschuhe tragen! Es eignen sich vorzugsweise festsitzende, weiche Lederhandschuhe; mit festeren (bockigen) Handschuhen wird bei jedem Zupacken zusätzliche Handkraft erforderlich, die zu frühzeitiger Ermüdung führt.

## Noch eine häufige Gefahr

Seilklemmen müssen sein. Damit werden die Drahtseile an den Verankerungen befestigt. Die überstehenden Gewindeenden der Seilklemmen (Bild) bedeuten bei Sturz Verletzungsgefahr. Ein solcher Unfall ist vom Mori-Kettersteig (Trento) bekannt. Eine Klettersteigbegeherin stürzte. Der Sturz wurde durch ihre Selbstsicherung an der nächsten Verankerung aufgefangen. Dabei riß sie sich an den überstehenden Gewindeenden einer Seilklemme den Oberschenkel in voller Länge bis zum Knochen auf. Dank der Hilfe anderer Klettersteigbegeher konnte sie schnell erstversorgt werden (Verblutungsgefahr, Abtransport mit Hubschrauber). Andere Verletzungen hatte sich die Gestürzte nicht zugezogen.
Dieser Gefahr läßt sich durch Entfernen der überstehenden Gewindeenden (Abflexen) vorbeugen. Eine andere Möglichkeit ist die Verwendung von Hutmuttern (Bild).

## Stand der Dinge

Es gibt wohl keinen Klettersteig und keine gesicherte Weganlage in den Alpen, die sicherheitstechnisch wirklich einwandfrei wäre. Es gibt etliche, die derzeit keine sicherheitsrelevanten Festigkeitsmängel aufweisen und denen man sich hinsichtlich Belastung bedenkenlos anvertrauen kann.

Es gibt aber derzeit keinen Klettersteig, der nicht wenigstens Mängel wie klebebandumwickelte Drahtseile und/oder falsch und ohne Hutmuttern angebrachte Seilklemmen hätte oder solche mit weit überstehenden Gewindeenden. Dabei wäre alles so einfach. Das Klebeband ließe sich entfernen und die Spleiße ließen sich beseitigen. Dabei könnte das Drahtseil an dieser Stelle gleich überprüft und gegebenenfalls ausgewechselt werden. Die Technik der Anbringung von Seilklemmen ist seit Jahrzehnten im Bereich der Drahtseilindustrie genormt. Ebenso sind die Hutmuttern genormt. All das darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der Reißverschluß muß nicht noch einmal erfunden werden.

**Fazit:** Es bleiben abschließend dreierlei Erkenntnisse.

☐ Bei Benutzung von Sicherungsanlagen auf steileren Wegen, Steigen und Klettersteigen ist **große Vorsicht anzuraten!**

☐ Verkehrssicherungspflichten in bezug auf solche Sicherungsanlagen werden von der Rechtsprechung nur **mit erheblichen Einschränkungen** anerkannt. Ein unkritisches Vertrauen auf die technische Zuverlässigkeit solcher Sicherungsanlagen ist deshalb weder juristisch noch tatsächlich gerechtfertigt und folglich nicht empfehlenswert.

☐ Nach einem Unfall durch versagende Sicherungsmittel infolge vernachlässigter Verkehrssicherungspflicht sind je nach Fallgestaltung Schadenersatzansprüche **wesentlich schwieriger und in ihrem Umfang wesentlich geringer** durchzusetzen, als gemeinhin angenommen wird. Und es dauert mitunter viele Jahre.

## Ein Ausweg für Erbauer/Erhalter

Wenn ein Verein oder wer auch immer seiner Verkehrssicherungspflicht nicht mehr nachkommen kann – Probleme dieser Art tauchen ja nicht von heute auf morgen auf – dann bleiben zwei Möglichkeiten:





**Verletzungsgefahr: Die Gewindeenden der Seilklemmen ragen dem Stürzenden wie Spieße entgegen! Beseitigung durch Abflexen oder durch die Verwendung von Hutmuttern**

Alle Fotos:
Archiv Sicherheitskreis

☐ Ausschau halten nach einer anderen Sektion (des Vereins) bzw. einer anderen Institution, die die Verkehrssicherungspflicht übernehmen kann. Hier und da findet man zumindest solche Alpenvereinssektionen. In manchen Sektionen liegen ehrenamtliche Kräfte gar „brach", dort wartet man auf ehrenamtliche Tätigkeit und Verantwortung. – Oder ...
☐ Rückbau; es ist besser, die Gefahrenquelle zu beseitigen, als sie weiterhin der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein Klettersteigfan sprach in diesem Zusammenhang schon einmal von „fahrlässiger Fallenstellerei", was zunächst vielleicht übertrieben aggressiv anmuten könnte, doch rein sachlich so falsch gar nicht ist. Auf jeden Fall nicht aus der Sicht eines Klettersteigbegehers, der durch ein versagendes Sicherungsmittel zu schweren körperlichen Schäden gekommen ist. Ein Rückbau kommt natürlich nur dann in Frage, wenn es sich um einen reinen Klettersteig handelt. Übliche, häufig begangene Weg sollten im Interesse der Öffentlichkeit erhalten bleiben.

## Steinschlag auf Klettersteigen

Steine folgen im Gebirge, wenn sie durch Naturgewalt oder von anderen Klettersteigbegehern gelöst werden, der Schwerkraft. Dies darf als bekannt vorausgesetzt werden. Trotzdem sind viele Begeher von Klettersteigen ohne Schutzhelm unterwegs.
Vielfach wird angenommen, daß ein Bergsteiger bzw. Klettersteigbegeher, der einen Stein löst, durch den ein anderer verletzt bzw. geschädigt wird, auch für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann. Doch dabei liegt die Betonung auf „kann". Es gibt beachtliche Einschränkungen, mehr als man gemeinhin annehmen möchte.

Grundsätzlich gilt: Wer einen Klettersteig begeht, verläßt bewußt den sicheren Bereich der Ebene und nimmt ebenso bewußt die Gefahren und Risiken des Kletterns und die der Berge in Kauf (siehe oben). Dazu gehört auch Steinschlag. Und wer einen Klettersteig nicht in aller Herrgottsfrühe begeht, muß damit rechnen, daß er nicht allein ist. Er muß davon ausgehen, daß andere Klettersteigbegeher schon unterwegs sind und sich möglicherweise direkt über ihm befinden können. So muß er auch mit von diesen ausgelöstem Steinschlag rechnen.[9] Das Gebirge ist nunmal kein Flachland, keine Ebene (wo Steinschlag ausgeschlossen werden kann).
Natürlich gilt dieses Inkaufnehmen von Steinschlag nicht uneingeschränkt. Jeder Klettersteigbegeher muß sich auf einem Klettersteig so verhalten, daß er keinen anderen **mehr als den unausweichlichen Umständen entsprechend gefährdet**. Wie im Straßenverkehr auch. Dies führt zu dem Ergebnis, daß sich jeder Klettersteigbegeher nach besten Kräften bemühen muß, das Auslösen von Steinschlag zu vermeiden, indem er sich sorgfältig und vorsichtig im Felsgelände bewegt. Dazu gehört auch die optische Prüfung von Griffen und Tritten, bei Bedarf auch die Schlagprüfung mit dem Handballen oder dem Fuß (wie beim Felsklettern mit Bergseil). Auch das vorsichtige Begehen von Geröllfeldern, von Bändern mit Schuttauflage sowie von Schrofen gehört natürlich dazu.
Kommt es trotz Anwendung dieser Sorgfalt zu einer Auslösung von Steinschlag, wird man dem Betreffenden keine Schuld anlasten können. Wer allerdings schlampig und unbedacht „durchs Gelände stolpert" und dadurch andere Klettersteigbegeher verletzt, muß damit rechnen, daß er zur Verantwortung gezogen wird. Dies dann, wenn ein Klettersteigbegeher auf einen Stein tritt, der offensichtlich locker ist, und diesen so löst, oder indem er unachtsam seinen Rucksack absetzt oder einen erkennbar lockeren Stein sonstwie unachtsam löst.
In jedem Einzelfall wird jedoch auch ein Mitverschulden des vom Steinschlag Getroffenen zu prüfen sein, da er sich wissentlich und meist wohl auch erkennbar der Steinschlaggefahr, ausgelöst durch den/die Vorsteiger, ausgesetzt hat.
Bleibt der Steinschlag, der von Naturgewalten ausgelöst wird, wie durch Niederschläge, Temperaturänderung und Blitzschlag. Wohl jeder Klettersteigbegeher wird solchermaßen verursachten Steinschlag als Schicksal ansehen (müssen). Steinschlag kann auch durch stärkeren Wind und Sturm ausgelöst werden. Die Martinswand (bei Innsbruck) ist dafür berüchtigt. Der Autor hat solchen Steinschlag dort erlebt. Auch in einem solchen Fall von Steinschlag wird man den Erbauer/Erhalter des Klettersteiges dafür nicht verantwortlich machen können. Denn ein Klettersteig kann schließlich nicht täglich mit Handfeger und Besen begangen und von losen Steinen gereinigt werden.
Ferner gilt grundsätzlich: Wer durch Steinschlag Kopfverletzungen davonträgt, ohne daß er einen Schutzhelm trug, muß – wenn Schadenersatzansprüche überhaupt zu Recht anerkannt werden – mit der Kürzung seiner Ansprüche rechnen, da ein Mitverschulden am Ausmaß der Kopfverletzungen besteht.[10] Unabhängig davon muß am Steilfels immer empfohlen werden:
**Schütze Deinen Kopf – Du hast nur einen!**

Der Autor dankt RA Thomas Niedernhuber (Ausbildungsreferent des DAV) und RA Dr. Stefan Beulke (Rechtsberater des DAV Summit Clubs) für die Durchsicht des Manuskriptes, für wertvolle Anregungen und Ergänzungen.

**Anmerkungen:**

[1] „Traunstein-Urteil", Oberlandesgericht Linz vom 18. Februar 1976, Aktenzeichen 5 R 9/76
[2] Nachzulesen u. a. in „Mitteilungen zur Sicherheit im Bergland", Nr. 7/91, des Österreichischen Kuratoriums für alpine Sicherheit oder siehe auch [8]
[3] Urteil des Obersten Gerichtshofes Wien vom 29. 9. 1987, Aktenzeichen 4 Ob 536/87
[4] Stefan Beulke „Die Haftung des Bergführers bei beruflicher und privater Ausübung des Bergsports", Dissertation, Universität Regensburg, 1994, Verlag V. Florentz GmbH, München
[5] Urteil des Landesgerichts Innsbruck vom 5. 2. 1986, Aktenzeichen 16 Cg 716/83
[6] Beschluß des Oberlandesgerichtes Innsbruck vom 10. 10. 1986, Aktenzeichen GZ 6 R 152/86-35
[7] Absturzgelände = Gelände, wo der Gleichgewichtsverlust ohne glückliche Umstände zum Absturz führt
[8] „Mehr Sicherheit beim Bergsport", Teil 10, herausgegeben vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit, erstellt vom DAV-Sicherheitskreis, München, 1995 (zu beziehen beim DAV-Sicherheitskreis oder beim genannten Ministerium)
[9] Vergleiche Urteil des Landgerichts München I vom 27. 5. 92, Aktenzeichen 23 O 6773/91, und Urteil des Oberlandesgerichts Nürnberg vom 23. 7. 91, Aktenzeichen 1 U 472/91
[10] U. a. Urteil des Oberlandesgerichts Koblenz, Aktenzeichen 12 U 1382/84

# Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

**Kurt Albert**, geb. 1954 in Nürnberg, Sportkletterer und Bergsteiger seit 1968, Lehrer für Mathematik/Physik, mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften, Büchern, Filmen. Expeditionen im Karakorum (Trango Türme „Eternal Flame"), in Patagonien („Riders on the Storm", „Royal Flush"), Grönland, Kanada, Madagaskar ... Begründer des Rotpunktgedankens, Sportkletterpionier in Westdeutschland.

**Bernd Arnold**, geb. 1947, selbständiger Buchdruckermeister, Bergsteiger und Sportkletterer seit 1959. Mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

**Peter Baumgartner**, Ing. f. techn. Chemie, Prof. h. c., geb. 1941, redigierte 10 Jahre das Alpenvereinsjahrbuch für den ÖAV, schrieb mehrere Bücher, u. a.: „Kleine bucklige Welt, Monographie einer Landschaft".

**Gottlieb Braun-Elwert**, geb. 1949, Physikstudium, Bergführer, seit 1978 in Neuseeland ansässig, Leiter einer Bergsteigerschule. Aufbau des neuseeländischen Bergführerverbandes.

**Andreas Dick**, 1964 in Baden-Baden am Battert geboren; Alpinist, durch Frau und Kind (fast) zum Sportkletterer umerzogen. Eine Erstbegehung: „Die unerträgliche Eisigkeit des Steins" (VII, A3) im Karakorum, zusammen mit vier anderen Teilnehmern der DAV-Trainingsexpedition 1988. Bergführer im Lehrteam Bergsteigen des DAV, freier Journalist in München.

**Peter Donatsch**, geb. 1958, freischaffender Publizist und Photograph in Maienfeld/Schweiz. Mitarbeit bei Medien wie „Die Alpen", „Terra Grischuna", „Cipra Alpen-Report" und „Neue Zürcher Zeitung". Kulturpreisträger des Schweizer Alpen-Clubs. Schwerpunkt der pubilizistischen Tätigkeit ist der Themenkreis „Mensch – Kultur – Natur" und die Marketing-Beratung von Firmen und Institutionen in den Bereichen Tourismus/Kultur/nachhaltige Entwicklung. Einige Werke: Bergwärts unterwegs (1989), Menschen am Piz Bernina (1990), Schritte in Tibet (1991), Walser. Geschichten vom Leben zwischen den Bergen (1994), Wanderbuch Bergell (1995), Ikarus über Graubünden (1995), Ein Leben lang (1995).

**Dieter Elsner**, geb. 1954, Studium Geographie und Sport (Lehramt). Sportlehrer an der TU München, Bergführer, Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

**Hans Gruber**, geb. 1969 in Feldkirchen, lebt zur Zeit in Erlangen. Studium: Germanistik und Sport in München, angehender Gymnasiallehrer, klettert seit 10 Jahren vor allem im Alpenraum, Fachübungsleiter Felsklettern, Mitglied im Bezirkslehrteam für Jugendleiterausbildung (östl. Obb./Niederbayern).

**Herbert Guggenbichler**, Dr., geb. 1919, Südtiroler, Zahnarzt. Zahlreiche Bergfahrten in außeralpine Gebiete mit Schwerpunkt Kulturalpinismus. Besondere Hobbies: Biologie, Kulturgeschichte, Geschichte des Bergsteigens.

**Henriette Klier**, geb. 1925 in Innsbruck, Studium der Anglistik und Germanistik in Innsbruck, Unterricht an der HTL Innsbruck. Mitarbeit an den AV-Führern Karwendel, Zillertal, Ötztaler Alpen. Wanderführer: Rund um Meran, Vinschgau. Mit Walter Klier: Ötztal, Pitztal. Texte in der Tiroler Kulturzeitschrift FENSTER. Im AV-Jahrbuch 1996.

**Walter Klier**, geb. 1955, lebt in Innsbruck. Literaturkritik, Essays und Belletristik. Bearbeiter mehrerer AV- und Wanderführer.

**Heidi Knetsch**, geb. 1947 in Braunschweig, freie Autorin, lebt in München.

**Georg Kronthaler**, geb. 1961, klettert seit 1979; 1989 Ausbildungsleiter bei der Tiroler Bergwacht Kufstein; seit 1990 staatlich gepr. Berg- und Skiführer, spezialisiert auf schwierige Routen wie z. B. Eiger-Nordwand oder Expeditionen im Pamir und Himalaya, 1995 Ausbilder im Lehrteam Bergsteigen beim DAV; seit 1996 beruflich bei der Lawinenwarnzentrale Bayern tätig. Viele Erstbegehungen, vor allem im Kaiser, bis zum IX. Grad. 1. Winterbegehung Cengalo-Nordwandpfeiler (Kasperroute) und Civetta-Nordwestwand (Haupt/Lömpel).

**Elmar Landes**, geb. 1936, Redaktion und Gestaltung der DAV-Mitteilungen und des AV-Jahrbuchs.

**Helmut Mägdefrau**, Dr., geb. 1954, Dipl.-Biologe, Kurator am Tiergarten Nürnberg, früherer Mitarbeiter des Sicherheitskreises im DAV, klettert seit über 20 Jahren.

**Nicholas Mailänder**, Dipl. Päd., Jahrgang 1949, Leiter des Projektes Bergsport und Umwelt im DAV, klettert seit 1964, ingesamt ca. 150 Erstbegehungen und erste freie Begehungen in den deutschen Mittelgebirgen, im Mittelmeerraum, in den Alpen und in den USA; heute, wenn nicht am Computer oder in Sitzungen, am ehesten im Fels, auf See oder im Ödland aufzuspüren.

**Klaus Oberhuber**, geb. 1957, Tiefbauingenieur, seit 1979 Leiter der Alpinbücherei und seit 1985 Schriftleiter der Mitteilungen des Zweiges Innsbruck des ÖAV, beschäftigt sich schon seit längerer Zeit intensiv mit der alpinen Geschichte, derzeit Aufbau einer alpinen Datenbank.

**Wolfgang Pohl**, geb. 1961, Dipl.-Sportlehrer, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, staatl. gepr. Skilehrer und Skilanglauflehrer, Bergführer- und Skilehrerausbilder, Mitglied in den Lehrteams Bergsteigen und Skilauf im DAV, Autor von verschiedenen Alpin-Lehrplänen und Kletterbüchern, zahlreiche Extremtouren in den Alpen, mehrere Expeditionen im Himalaya.

**Stefan Richwien**, geb. 1947 in Weißenburg, freier Autor, lebt in München.

**Alexander Ritzer**, geb. 1969, Sport- und Deutschstudent. Beauftragter der JDAV für Spitzenbergsteigen.

**Malte Roeper**, geb. 1962, freier Autor und Übersetzer. Extremer Bergsteiger, zahlreiche Winterbegehungen im Montblancgebiet. 1995 Drehbuchstipendium an der Filmhochschule.

**Pit Schubert**, Dipl.-Ing., geb. 1935, Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Zuvor Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher.

**Willi Schwenkmeier**, geb. 1951, Realschullehrer. Beiträge für alpine Zeitschriften und Tageszeitungen.

**Christian Semmel**, geb. 1964, Dipl.-Sportlehrer und Berg- und Skiführer, seit 1993 Mitarbeiter im Referat Bergsteigen, Ausbildung und Sicherheit des DAV für den Bereich Wettkampfklettern/Spitzensport. Seit 1992 Trainer der Jugend- und Juniorennationalmannschaft im Sportklettern.

**Alfred Siegert**, geb. 1943, Studium Sport und Mathematik, Hauptgeschäftsführer des DAV, staatl. geprüfter Berg- und Skiführer, staatl. geprüfter Skilehrer. Mehrere Jahre als Berufsbergführer und in der Ausbildung von Bergführern und Skilehrern tätig. Betreibt das Segelfliegen seit 1992, mehrere Höhenflüge und Streckenflüge in den Alpen.

**Christof Stiebler**, Dr. rer. pol., geb. 1934, Leiter einer großen Privatschule in München. Allroundbergsteiger (stand 50mal auf Viertausendern, mehrere Fünf- und Sechstausender). 13 Bergbücher. Seit 1993 wieder Pressereferent des DAV (nach einer Amtsperiode von 1975–81).

**Manfred Sturm**, geb. 1936 in München, Ingenieurstudium, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, mehrere Expeditionen und Trekkingreisen, verschiedene Ehrenämter: Deutsches Institut für Auslandsforschung, Bergführerverband und Kletteranlage Thalkirchen.

**Helmuth Zebhauser**, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927, Kulturbeauftragter des Deutschen Alpenvereins.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck